Die Republik Costa Rica in Central-Amerika

mit besonderer Berücksichtigung der Naturverhältnisse und der Frage der deutschen Auswanderung und Colonisation.

Reisestudien und Skizzen aus den Jahren 1853 und 1854

von

Dr. Moritz Wagner und Dr. Carl Scherzer.

Zweite Auflage.

Mit einer Karte.

Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1857.

Vorrede.

Der langgehegte, lebhafte und tiefe Wunsch, die Neue Welt in ihren vom alten Continent so verschiedenen Naturverhältnissen wie in ihren eigenthümlichen staatlichen Einrichtungen und Völkerzuständen durch persönliche Anschauung kennen zu lernen, führte mich in Gemeinschaft meines Freundes, Dr. Moritz Wagner, im Jahre 1852 über den atlantischen Ocean.

Wir bereisten ein Jahr lang Nord-Amerika in verschiedenen Richtungen, Studien und Arbeiten theilend. Mein Reisegefährte ging weiter als ich nach dem Norden hinauf, bis zum Ausfluß des St. Lorenz-Stromes im britischen Canada, während ich meinen Wanderstab weiter nach dem Westen bis jenseits der großen Süßwasserseen zu den Indianerstämmen des Gebietes Minesota und zu den Fällen des obern Mississippi trug. Wir vereinigten uns wieder an der Mündung dieses Stromes, in den südlichen Staaten der Union, brachten dort den Winter mit wissenschaftlichen Arbeiten zu, und schifften uns im folgenden Jahre nach Central-Amerika ein, welches wir nahebei zwei Jahre lang bewohnten und bereisten.

Costa Rica, der ruhigste und glücklichste von sämmtlichen Freistaaten des spanischen Amerika und eines der schönsten, gesegnetsten Länder der Welt, wo die Natur auf den verschiedenen Abstufungen der Cordilleras eine so merkwürdige Mannigfaltigkeit

der Klimate und Erzeugnisse bietet, zog uns dort zuerst zu längeren Studien und Beobachtungen an. Das Land war noch niemals von wissenschaftlichen Reisenden betreten, sein Naturcharakter mit Ausnahme einiger vagen Mittheilungen fast unbekannt. Nur gerüchtweise war die Sage von seinem milden Klima, von der Fruchtbarkeit seines Tafellandes, von seiner günstigen Weltstellung und der politischen Ruhe, die es genoß, nach Deutschland gekommen, und hatte die Aufmerksamkeit denkender Nationalökonomen, so wie mancher Auswanderungslustiger, denen die nüchternen Mittheilungen aus Nord-Amerika in jüngster Zeit wenig lockend schienen, auf sich gezogen.

Längst schon war von einigen tiefen Beobachtern und gründlichen Kennern Amerika's in den bestimmtesten Worten die Ansicht ausgesprochen worden, daß der deutsche Ansiedler im spanischredenden Amerika leichter und sicherer als in den Vereinigten Staaten sein materielles Fortkommen finden und sich eine neue glücklichere Heimath gründen könne. Das alte Vorurtheil gegen die entnervende Luft des Südens wurde von ihnen durch einfache Hinweisung auf die klimatischen Verhältnisse der dortigen Hochländer widerlegt, in welchen die Lufttemperatur eher der Milde unseres schönsten Frühlingsmonates ähnlich ist, und dem thätigen Menschen niemals den freien Gebrauch seiner Kräfte versagt.

Wir verweilten ziemlich lange und mit Vorliebe in den paradiesischen Hochthälern von Costa Rica, wo dessen Hauptstädte San José und Cartago liegen, umgeben von einer Scenerie, die zu den großartigsten Amerika's gehört, in einer gesunden milden Atmosphäre, wo man weder das Gefühl der Hitze noch des Frostes kennt, und wo recht eigentlich der „ewige Frühling" zu Hause ist — ein Wort, womit anderwärts so viel Mißbrauch getrieben wird.

Wir fanden in Costa Rica von Seiten des Präsidenten der Republik, Don Juan Rafael Mora, seiner Minister Carazo

und Calvo, und der meisten gebildeten Männer des Landes die zuvorkommendste Aufnahme und alle Bereitwilligkeit, unsere Zwecke durch officielle Mittheilungen und Empfehlungen an die verschiedenen Behörden und an die angesehensten Grundbesitzer des Landes zu fördern. Fast alle bewohnten Punkte des Landes mit sehr wenigen Ausnahmen wurden von uns besucht, und sind in diesem Werke treu beschrieben. Ein specielles Interesse widmeten wir jenen Gegenden, wo die Berliner Colonisations-Gesellschaft ihre ersten Experimente unter der Leitung des Baron v. Bülow machte. Wenn es uns nicht gelungen ist, ein erschöpfendes Material zu sammeln, so glauben wir doch dem Leser ein vollständigeres und getreueres Gemälde der Republik Costa Rica bieten zu können, als irgend ein anderer Reisender oder Bewohner Central-Amerika's, der nicht wie wir, ohne Scheu vor Opfer und Anstrengungen (wir glauben es ohne Verletzung der Bescheidenheit sagen zu können), das Land in den verschiedensten Richtungen durchwanderte, und sich allenthalben durch persönliche Anschauung vom Stande der Dinge überzeugt.

Von den milden Regionen des Tafellandes von Costa Rica zogen wir nach dessen heißen Tiefregionen jenseits der Andeskette am stillen Ocean, wo das Klima sich nicht zu einer Niederlassung von Europäern eignet, die Naturerscheinungen aber einen noch grandiosern Charakter tragen. Vom malerischen Golf von Nicoya wandten wir uns nach der Landschaft Miravalles, wo ein edler Creole, Don Crisanto Medina, den ersten Versuch gemacht hatte, eine deutsche Colonie zu gründen. Nach einem letzten Besuche in der Provinz Guanacaste wandten wir uns nach dem Staat Nicaragua, welcher gegenwärtig als einer der besuchtesten Landpassagen zwischen beiden Oceanen, besonders seit der Einverleibung Californiens in die nordische Union von hoher Bedeutung ist.

Nachdem wir an dem großen Binnensee Nicaragua's kurze Zeit verweilt hatten, trennten wir uns in verschiedenen Richtungen.

Dr. Wagner nahm den Weg nach der Ebene von Leon, besuchte die in natur-historischer Beziehung so höchst merkwürdigen Gegenden an der Fonseca-Bay und schiffte sich nach dem Staat San Salvador ein, hauptsächlich um die dortigen vulkanischen Erscheinungen zu beobachten, welche nirgends sonst wo in Amerika gewaltiger auftreten, wie am Coseguina und Isalco, den beiden furchtbarsten Feuerbergen unseres Planeten. Mich führte die Verfolgung anderer Reisezwecke zunächst nach dem Hochlande Segovia, der schönsten Provinz des Staates Nicaragua, und von dort nach Honduras, dem unbekanntesten der verschiedenen Freistaaten Mittel-Amerika's, wo noch so manche geographische Räthsel zu lösen sind. Weder über die plastische Gestaltung der Bodenfläche, noch über die geologische Structur seiner Bergzüge, noch über den Charakter der Pflanzen- und Thierwelt, noch über die Völkerverhältnisse dieses so ausgedehnten Landes hat man bis jetzt Genügendes erfahren. Die Geographie Amerika's beschränkt sich auf die Wiederholung vieler vager Angaben und irriger Hypothesen.

Von Honduras führte mich die Reise durch den Staat San Salvador nach Guatemala, der größten von den fünf Republiken Mittel-Amerika's, deren Boden bei noch reicherer vertikaler Gliederung mit Costa Rica in Bezug auf malerische Gebirgsformen, Mannigfaltigkeit der Klimate und Pracht der Vegetation um den Preis der Schönheit ringt. Mein Reisegefährte, der das Unglück (und zugleich den wissenschaftlichen Vortheil) hatte, das furchtbare Erdbeben, welches die Hauptstadt San Salvador in der Osternacht 1854 gänzlich zerstörte, dort mit zu erleben und diese grauenvolle Naturerscheinung genau zu beobachten, traf, nachdem seine wiederhergestellte Gesundheit ihm die Weiterreise durch die Cordilleras gestattete, in Guatemala mit mir wieder zusammen.

Dieser Freistaat steht heute unter der Dictatur des Indianer-

häuptlings Carrera. Der furchtbaren Energie dieses merkwürdigen Mannes verdankt dieses durch lange Anarchie zerrüttete Land seine jetzige politische Ruhe und eine ziemliche Sicherheit der Wege. Carrera unterstützte unsere Reisezwecke ebenso bereitwillig, wie die Präsidenten der übrigen centro-amerikanischen Republiken. Von der Hauptstadt des Landes wandten wir uns nach Antigua-Guatemala und den nächsten hohen Vulcangruppen, welche unmittelbar aus den Tiefebenen aufsteigend zu den größten Berg-Monolythen der Neuen Welt gehören. Das fruchtbare Hochthal, in welchem die ehemalige Hauptstadt des alten Vice-Königreichs Guatemala in ihren Ruinen liegt, gehört zu den reizendsten Punkten der amerikanischen Tropenzone und wird in Bezug auf Milde und Gleichmäßigkeit der Lufttemperatur von keiner andern bekannten Gegend unserer Erde, selbst nicht von dem vielgerühmten Klima der Insel Madeira übertroffen.

Dr. Wagner wandte sich von dort zu den mit unermeßlichen Urwäldern bedeckten Tiefebenen, welche sich zwischen dem Zuge der Cordilleras, ihrer südwestlichen Vulkanreihe und dem stillen Ocean ausdehnen, während ich die sogenannten altos, das indianische Hochland von Guatemala, bereiste, welches für den Ethnographen eben so anziehend wie für den Naturforscher ist. Wenige Gegenden Amerika's dürften so günstig wie diese sein, Charakter, Sprache, Sitten und Lebensweise jener eingebornen Völker Amerika's zu studiren, welche zur Zeit der spanischen Invasionen unter Cortez und Alvarado auf einer gewissen, wenn auch ziemlich tiefen Culturstufe standen, geordnete Staaten bildeten, große volkreiche Städte besaßen, und ziemlich umfangreiche architektonische Bauten und plastische Kunstwerke ausführten. Diese Indianer sind unter der spanischen Herrschaft wieder tief zurückgesunken, blieben jedoch Agriculturvölker, und haben noch einige rohe Industriezweige behalten, auch ihre Sprachen und viele ihrer heidnischen Bräuche hartnäckig bewahrt.

Nach längerm Aufenthalte in den Hochthälern des Staates Guatemala führte uns die Reise wieder gemeinschaftlich nach den nordöstlichen Küsten des caraibischen Meeres, wohin uns zunächst ein ehrenvoller Auftrag von Seiten der britischen Regierung rief. Wir besuchten dort die sogenannten Monumente von Quirigua, eine der unbekanntesten und merkwürdigsten Ruinenstätten Central-Amerika's, nahe dem See von Isabal, in einer schwer zugänglichen Wildniß, und hatten das Glück, manche antiquarische Schätze aufzufinden, welche den Forschungen des Herrn Catterwood, unseres einzigen Vorgängers in diesen Gegenden entgangen waren.*) Unsere mittel-amerikanischen Reisen endigten in der britischen Colonie Belize, von wo wir uns nach Westindien einschifften.

Wenige Länder Amerika's, ja der ganzen Erde sind geographischen und ethnographischen Studien lohnender als die verschiedenen Freistaaten Central-Amerika's. In den meisten Gebieten der Naturgeschichte bleiben dort den Forschern auf eine Reihe von Jahren hinaus interessante Enthüllungen übrig. Zur Zeit als Alexander v. Humboldt sein classisches Werk über Mexico schrieb, kannte man noch nicht einmal die Richtung der Cordilleras in der Provinz Nicaragua, das doch die zugänglichste von sämmtlichen Provinzen des Vicekönigreichs Guatemala bildet. Man wußte nicht, von welcher Seite die Fortsetzung der großen trachytischen Kette, welche das Gebirgssystem Mexiko's mit den Anden von Ecuador und Peru verband, die Ufer des großen Binnensee von Nicaragua umgürtete. Die Angaben der spanischen Karten waren schwankend und hypothetisch. Noch unbekannter war die innere Structur dieses Gebirges, seine petrographischen und orogra-

*) Einige derselben dürften wohl dem brittischen Museum einverleibt werden, wenn die zu diesem Zweck mit dem Besitzer des Bodens eingeleiteten Unterhandlungen zu einem Ziel führen.

phischen Verhältnisse und deren Einflüsse auf die Bewohnbarkeit, die Gegenwart und die künftige Entwicklung dieser Länder.

Vielleicht in keinem andern Theile unsers Planeten findet der Geolog ausgedehntere und großartigere vulkanische Bildungen zu studiren, wie in jenen centro-amerikanischen Gebirgsgegenden, welche dem stillen Ocean zugekehrt sind. Nirgends sind die Erscheinungen eines noch thätigen Vulkanismus, einer fortgesetzten Reaction der Erdtiefen auf die erkaltete Rinde mächtiger wie dort. In keiner andern Zone Amerika's ist zugleich das organische Leben mannigfaltiger und prachtvoller. Kaum irgendwo auf der Erde sind auch die durch Höhenverhältnisse bedingten Uebergänge und Kontraste so nahe gestellt und so übersichtlich. Bei einem seltenen Artenreichthum der Flora und Fauna bietet daher das Studium der geographischen Verbreitung der Thiere und Pflanzen zwischen den zwei Weltmeerküsten, deren verschiedenartiger Naturcharakter die hohe Mauer der Cordilleras trennt, höchst interessante Resultate. Uebergänge, Wechsel und Mannigfaltigkeit der organischen Formen auf der Stufenreihe der Gebirgsscala zeigen eine bunte, höchst variirende Reihe von Erscheinungen, die selbst dem Blick des Laien auffällt und dem geübtern Auge des Forschers wichtige Aufschlüsse über die Einflüsse des Bodens auf Klima und Naturcharakter giebt.

Mein Reisegefährte Dr. Moritz Wagner hat sich während dieser Reisen mit den vulkanischen Erscheinungen und der geographischen Verbreitung der Organismen speciell beschäftigt. Er wird die gewonnenen Resultate in einem besondern Werke niederlegen. Meine Studien über Central-Amerika waren mehr auf die allgemeinen geographischen, ethnographischen und staatlichen Verhältnisse dieser schönen Länder, so wie auf die National-Oekonomie Amerika's überhaupt, in Verbindung mit den großen Zeitfragen der deutschen Auswanderung und Colonisation gerichtet.

Hier tritt der Staat Costa Rica als derjenige in den Vor-

dergrund, welcher sich vor allen andern Staaten im spanischen Amerika durch den glücklichen Verein vieler günstiger Umstände empfiehlt, nämlich einer Gliederung als Tafel- und Terrassenland in einer Tropenzone eines milden und gesunden Höhenklimas, einer unerschöpflichen Fruchtbarkeit und Fülle seines Bodens, einer Bevölkerung von vorherrschend weißer, spanischer Race und von harmlosem und freundlichem Charakter, endlich einer politischen Ruhe, Ordnung und Sicherheit des Eigenthums, wie sie in gleichem Grade nur in wenigen glücklichen Staaten Europa's und Nord-Amerika's gefunden wird.

In dem umfassenden Gemälde, welches wir von den Naturverhältnissen dieses Landes, seinen ökonomischen und finanziellen Ressourcen, seiner politischen und socialen Zustände entwerfen, werden wir auch dessen Schattenseiten nicht verschweigen. Aufmerksame und unbefangene Leser werden selbst erkennen, daß nur die Liebe zur Wahrheit und keine andere Rücksicht die beiden Verfasser bei ihrer Darstellung leitete. Jeder von uns ist natürlich nur für die von ihm verfaßten Capitel, welche am Schlusse sein Zeichen tragen, dem Publikum gegenüber verantwortlich. — Wir können zum Schlusse dieses Vorworts nicht den Wunsch unterdrücken, daß dem Leser die Schilderung des Naturgemäldes dieser Gegenden so viel Unterhaltung und Interesse gewähren möge, als uns die Erinnerung an jenes herrliche Tropenland, an unseren Aufenthalt und unsere Wanderungen in den Hochthälern von Costa Rica mit Freude und stiller Sehnsucht erfüllt.

Wien, im August 1855.

Dr. **Carl Scherzer.**

Die

Republik Costa Rica

in

Central-Amerika.

Inhalt.

Unterrichtswesen.

Cartago.

Anhang.

Fragmente zur Geschichte von Central-Amerika, mit besonderer Berücksichtigung von Costa Rica.

Die wilden Indianer-Stämme der Ostküste.

Zur Einleitung.

Einige historisch-politische Betrachtungen. Central-Amerika. Die Contraste der alten und neuen Welt. Die Bewegung im Westen. Die Zukunft.

Eine geschichtliche Darstellung der Vergangenheit gilt in der Regel als die passendste Einleitung eines Reisewerks. Vielleicht sucht mancher Leser auch hier zuerst eine Uebersicht der Ereignisse, welche in den Ländern, die wir beschreiben, während der letzten Jahrhunderte sich zugetragen. Wir könnten dieses erste Kapitel mit einem Rückblick auf die Zeiten beginnen, wo die Spanier die schönen Tropenländer der westlichen Hemisphäre entdeckten und eroberten, und in den Reichen der Azteken, der Inka's und der Mozka's, sowie im schönen Hochlande von Guatemala bei den Guichen und Kachiquelen eine merkwürdige Halbcultur und volkreiche Städte fanden, von welchen heute nur noch wenige Spuren übrig sind. Dann würde sich eine Darstellung der spanischen Colonialherrschaft in ihrer traurigen Einförmigkeit, die Schilderung der Losreißung der Kolonien vom Mutterlande und endlich die neueste Geschichte dieser Republiken anreihen, in welcher die Revolutionen der Soldateska und die diktatorische Herrschaft ehrgeiziger Militairhäuptlinge die wesentlichsten Episoden bilden.

Um den Leser mit der Lectüre von historischen Begebenheiten, deren Einzelheiten ein mehr peinliches als anziehendes Interesse bieten, nicht schon am Anfang dieses Werkes zu ermüden, verschieben wir diesen geschichtlichen Abschnitt auf den Schluß. Wir beginnen

mit einigen Betrachtungen über das Näherliegende: über die Stellung Central-Amerika's zum Norden und über die Lage und Entwickelung des occidentalischen Welttheils dem alten Orient gegenüber. Wird doch die neue Welt für die alte immer anziehender und bedeutungsvoller, je weiter das große, chronische Uebel Europa's: Uebervölkerung und Pauperismus um sich greifen.

Die plastische Form des Bodens, wie die klimatischen Verhältnisse von Mittelamerika machen den größten Theil desselben für Auswanderer aus den gemäßigten Erdstrichen nicht nur bewohnbar, sondern zuträglich und angenehm. Das ist eine Wahrheit, die nur jenen neu erscheinen wird, welche Klima und Lufttemperatur der Länder nach dem Verhältniß ihrer Lage zu dem Aequator oder den Polen sich denken und den modificirenden Einfluß nicht kennen, den die Bodenerhebung auf die klimatischen Verhältnisse übt. Der Gebirgscharakter ist auf dem Flächengebiet der Staaten Costa Rica, San Salvador, Guatemala und Honduras vorherrschend. Nur Nicaragua hat verhältnißmäßig mehr Tiefland und ein zu warmes Klima. Die meisten Taffelländer und Hochthäler jener Staaten genießen hingegen eine ewig milde Frühlingstemperatur, welche die Vegetation nie ihres grünen Schmucks entleidet, die Bewohner nie zu künstlichen Mitteln der Erwärmung zwingt und ihnen den unverkümmerten Gebrauch aller Kräfte des Körpers und des Geistes zur Arbeit gönnt. Ausgenommen hievon sind nur die Tiefebenen mit einer feuchtwarmen, entnervenden Luft. — Der folgende Abschnitt, der die physisch-geographischen Verhältnisse Central-Amerikas behandelt, mag dem Leser hievon ein deutlicheres Bild geben.

In dem größten Theil Central-Amerika's, der seit der Losreißung von Spanien durch Anarchie und Bürgerkriege zerrissen war, ist jetzt ein Zeitpunkt der Ruhe eingetreten, der die Uebergangsperiode zu geregelteren und glücklicheren Zuständen anzudeuten scheint. Ueberall findet man bei den Völkern die vom mexika-

nischen Hochlande bis zur Landenge von Panama wohnen, dasselbe Vorgefühl eines nahen Wechsels ihrer Lage, der sie wahrscheinlich zwingen wird, zum Wohl des Landes, wenn auch zum Verderben der Volksrace, die sie bisher beherrschte, dem Sternenbanner der „Union“ sich anzuschließen, und als Trabanten in derselben Planetenbahn zu kreisen.

Die neue Bewegung, zu welcher eine providentielle Macht, welche stärker als menschliches Widerstreben ist, die Neu-Spanier zwingt, ist dieser Race peinlich. Sie ahnet und fürchtet mit Recht, daß bei einer gezwungenen Bundesumarmung der stärkere Stamm den schwächern ersticken könne. Im besten Falle, meinen sie, werde der letztere unter dem Schatten des kolossalen nordischen Freiheitshickorybaumes *) nur bescheiden-demüthig vegetiren oder richtiger gesagt, langsam verkümmern. Während der nordische Hickory seine Wipfel selbstständig und mächtig zur Sonne erheben werde, dürften die Pflänzlinge des schwächern Stammes nur so viel Licht und Luft genießen, als jener ihnen gönnen wird.

Daß die Länder selbst durch die Hieherverpflanzung eines energischen Geschlechts nur gewinnen werden, läugnet Niemand. Mit den Yankees werden die Capitalien, die Banken, die Handelsbewegung, die Industrie, die Einwanderung, die Eisenbahnen, die Dampfschiffe und die Blankroads kommen. Aber die spanische Race verliert dann in dieser schönen Zone, wo die Natur so mildthätig von selber bietet, was der Mensch zur blosen Existenz bedarf, das Vorrecht, ganz unbekümmert um die Riesenfortschritte der Nachbarcultur einer süßen Indolenz sich hingeben zu dürfen, und dabei doch die privilegirten Genüsse vor andern Racen und die politische Herrschaft zu bewahren.

Als das natürlichste und vielleicht wirksamste Rettungsmittel

*) Der Stamm des Hikkory (Juglans sulcata), eines der höchsten Waldbäume Nord-Amerika's, dient dort bei Nationalfesten als Freiheitsbaum, der das Sternenbanner der Union trägt.

gegen die gezwungene Annexion oder das Aufgehen im Norden bot sich den Neuspaniern die Föderation dar. Alle Völker von vorwiegend hispano-amerikanischem Stamme mußten sich zur Errichtung eines starken Gegenbundes gegen die nordische Union vereinigen. Ein solcher Bund hätte an Mexiko seinen natürlichsten Führer, an welchen sich nicht nur das eigentliche Central-Amerika von Guatemala bis Costa Rica, sondern auch die südliche Hälfte des neuen Continents anschließen könnten. Zur Erreichung eines solchen Zweckes aber bedürfte es nicht nur eines ähnlichen Nervengeistes der Volksrace, sondern auch jenes Associationssinnes, welcher die nordische Republik groß und stark gemacht. Unter den einzelnen Staaten aber mußten jene kleinlichen Rivalitäten, der Partikularismus und die Isolirungsgelüste einzelner Provinzen und Hauptstädte, besonders aber die Selbstsucht und der Ehrgeiz der Parteihäupter aufhören. Alle Privatleidenschaften mußten sich dem größern nationalen Zwecke unterordnen und mit dem Feldruf sich zusammenschaaren: Selbstständigkeit der spanisch-amerikanischen Nationalität, inniges Bündniß aller Völker von spanischer Sprache, und kein Staatenbund mit einem fremden Völkerstamme!

Von all dem ist das Gegentheil geschehen. Die Gebiete der spanischen Vicekönigreiche und Generalstatthalterschaften lösten sich in immer kleinere Republiken auf. Jede etwas fern liegende Provinz trachtete sich dem politischen Einfluß der Hauptstadt zu entziehen. Statt gegen den fremden Stamm sich zu verbinden, wüthete der innere Kampf von Staat gegen Staat und von einer Provinz gegen die andere. Jener altspanische Provinzialgeist, welchen der Despotismus der königlichen Statthalter in Amerika gewaltsam niedergehalten, erhob nach der Befreiung wieder mächtig sein vielköpfiges Haupt. Alle selbstsüchtigen Leidenschaften machten sich geltend. Niemand wollte sich freiwillig unterordnen um das Interesse des großen Ganzen willen. Niemand achtete der Warnungs-

rufe, welche Eintracht und politische Einigung predigten, gegen die größere Gefahr der Invasion einer fremden, stärkern Nationalität. Ja die Gewalthaber der Republik Honduras boten den Nordamerikanern sogar den Verkauf von einem Theil ihres Territoriums und ein politisches Bündniß an, nicht aus politischer Sympathie für die Yankees, sondern aus Haß, Eifersucht und Rachedurst gegen die Nachbar-Republik Guatemala.

Ein verknöcherter Egoismus ist vielleicht der hervorragendste Charakterzug des Hispano-Amerikaners. Dieser Zug ist so stark, daß er allein jeden größern Aufschwungsversuch des nationalen Elements niederhält und dem Patriotismus selber die Schwingen knickt. Dieser Eine Zug ist hinreichend, die neuspanischen Republiken zur bleibenden politischen Ohnmacht gegen die Nordamerikaner zu verdammen, selbst wenn sie wirklich eine richtige Einsicht in ihre Lage und den klaren Blick in die Zukunft besäßen, während statt dessen nur eine vage Bangigkeit vor dem Kommenden ihren Kopf erfüllt und ihre Thatkraft lähmt.

Statt durch Selbsterkenntniß der eigenen Fehler aus ihrer politischen Erniedrignng emporzustreben und dem Gegner das Geheimniß seiner Stärke abzulernen, sucht man sich in den neuesten Tagen durch mexikanische Großprahlereien zu berauschen. Ernstlich glaubt Niemand an die Widerstandsfähigkeit der Santa Anna, der Karrera und anderer Säbelhelden gegen die gewaltigen Kräfte und Männer des Nordens. Aber als B e t ä u b u n g s m i t t e l d i e n e n s o l c h e F a n f a r o n a d e n g e g e n d i e q u ä l e n d e n A h n u n g e n d e s K o m m e n d e n.

Wer das politische Unvermögen dieser Völker und das Trost- und Hoffnungslose aller hispano-amerikanischen Staaten, in welchen nur durch eine friedliche nordische Einwanderung, d. h. durch eine Racenmischung, die das ganze Wesen des südlichen Volksstammes umgestalten würde, ein neuer Nervengeist geweckt werden könnte, richtig erkannt hat, der möchte versucht sein, für diese Staaten den

schauerlichen Wahlspruch zu adoptiren, welchen der Dichter der „göttlichen Comödie" über die Pforten der Hölle geschrieben. Man könnte dem spanischen Amerika einfach rathen: sich mit asiatischer Resignation in sein Schicksal zu fügen und das „Allah Kerim" als die Devise seiner Politik zu adoptiren, mit andern Worten: „dem Verhängniß seinen Lauf zu lassen." Die Natur elber scheint diesen mit Indianerblute gemischten Völkern das Mittel versagt zu haben, durch eigene Anstrengung ihrer Lethargie Meister zu werden.

Es ist eine seltsame Macht, dieses Verhängniß, welches die Völker halb freiwillig, halb gezwungen, seinen eigenen Weg führt, — die einen bergauf, die andern thalunter. Was hilft dagegen euer ohnmächtiges Sträuben und Zähnekirschen? Das Fatum könnt ihr damit nicht rühren und es geht doch unaufhaltsam dem Abgrund zu!

Daß unter allen Staaten der Welt nur die nordamerikanische Republik in der westlichen Erdhälfte und das große Zarenreich im alten Continent eine fast unbegrenzte Ausdehnungsfähigkeit und eine unermeßliche Zukunft vor sich haben, weiß heute jeder Kenner der Verhältnisse. Andere Großstaaten haben entweder den Gipfel ihrer Macht bereits erreicht und conserviren, wie England, welches noch lange zur See das Scepter führen wird, aber auf eine Ausdehnung und Erstarkung seiner Colonien nicht mehr rechnen darf; oder sie sinken sichtbar wie Frankreich und können über die Grenzen nicht hinaus, in welche die Natur sie eingepfählt hat. Sogar einzelne französische Staatsmänner haben das eingestanden, so viel auch ein solches Bekenntniß der französischen Eitelkeit gekostet haben mag. Wie buntscheckig auch die kaiserliche Livrée, wie glänzend der neue Modefirniß in den Augen vieler politischen Ephemeriden schillern mag, er verbirgt nicht dem fremden Beobachterauge die innere Wurmstichigkeit und das politische Unvermögen. Die große Nation zehrt bereits sehr merkbar vom Capital vergangener Zeiten. Die „Gloire"

ist alt geworden. Der Lorbeer grünt nicht mehr im frischen Saft auf heimischer Erde, sondern ist im historischen Herbarium conservirt und wird dürrer und modriger. Die Tage und der Sonnenschein von Marengo und Austerlitz kann man nicht erneuen. Die französische Eitelkeit ist reducirt, sie auf die Leinwand des Louvre, auf die Tapeten von Versailles zu malen. Pinselstriche statt der Thaten! Eine gemalte Sonne statt des leuchtenden und wärmenden Centralgestirnes!

Das Bewußtsein früher Altersschwäche nach schnell vergangenen Jugendstürmen ist für Nationen wie für Individuen gleich trübselig und beschämend. Um jeden Preis möchte man es los werden. Da greifen die Staatsheilkünstler in den Arzneikasten, ziehen aber statt wirklicher Stärkungsmittel nur Stimulanzen hervor, deren Gebrauch die innere Zerrüttung nur beschleunigt. Schminke und Perücken geben bisweilen einen längern Schein der Jugend, kuriren aber nie des Greisen Podagra und machen keine jugendlichen Locken aus kahlen Glatzen sprießen. Die angewandten Trugmittel aber fügen zu dem Leiden des innern Marasmus gar noch den fremden Spott und den Fluch der Lächerlichkeit hinzu.

Voll Desperation, nicht ausführen zu können, was doch der große Friedrich sich zugetraut, im Falle ihn das Schicksal auf den französischen Thron gesetzt hätte: dem ganzen übrigen Europa das Kanoniren ohne die französische Approbation zu verbieten — beschloß man einstmals sich auf die Industrie zu werfen. Frankreich sollte wie England und die Vereinigten Staaten ein großer Handels- und Fabrikstaat werden, und man hätte gerne als Ersatz für die Gloire Colonien gegründet, die Schifffahrt gehoben und wäre so gern reich geworden. Aber dem Nationalcharakter Eigenschaften verleihen, die er nicht besitzt, geht über die Macht sterblicher Autokraten hinaus. Die französische Rhederei verfällt immer mehr, und kann, dem Tonnengehalt nach, kaum mit mittleren Staaten, am wenigsten mit Nord-Amerika concurriren, wie man am deutlichsten

aus dem Schiffsverkehr zwischen Havre und New-York ersieht, in welchem die Amerikaner den Franzosen so klar ihre gewaltige Ueberlegenheit beweisen. Algier ist ein steriler und kostspieliger Besitz geblieben. Die französischen Inselcolonien erhielten sich nur durch die hohen Steuern auf den Runkelrübenzucker. Die französische Industrie beschränkte sich meist auf den innern Markt und florirte auch hier nur durch hohe Schutzzölle und Monopole. Ein Glück, daß die Natur Frankreich den guten Wein gegeben hat, und daß nicht alle fremden Völker sich zu freiwilligem Wassertrinken verdammt haben, wie das Volk von Massachusetts. Grausames Geschick, das die französische Nation selbst unter dem Scepter eines großen Namens bestimmte, ihre Trauben für fremde Mäuler zu keltern, die alten Großthaten auf den Brettern als Komödie zu spielen, die geträumte Weltherrschaft aber nur durch Pariser Modejournale zu üben*).

Daß Rußland und die Vereinigten Staaten schon in der Geschichte der Gegenwart eine ungleich bedeutendere Rolle als Frankreich spielen, das fühlt wohl heute selbst der Pariser Gewürzkrämer, sofern ihm die Lügen und Phrasen des Herrn Granier de Cassagnac und des Doctor Véron nicht den Rest seines gesunden Menschenverstandes wegescamotirt haben. Allen politischen Wahrzeichen zufolge ist aber die heutige Machtentwickelung jener Staa-

*) Nüchterne Franzosen, die wir einzeln in der Fremde zerstreut fanden, gestanden uns ein, daß Frankreich heute nicht mehr die tonangebende Rolle in Europa spiele. Sie meinten aber, Frankreich besitze noch ein Mittel, freilich ein gefährliches und desperates, sich der politischen Hauptrolle wieder zu bemächtigen. Aber welcher glückliche Machtbesitzer wird die Chancen eines solchen verzweifelten Versuchs wagen? Der alte Gott Aeolus, der die Stürme wieder in seine Schläuche bannte, wenn sie ihm draußen zu viel getobt, ist lange abhanden gekommen. Man kennt nicht mehr das Sprüchlein, womit man die Geister wieder zähmt, wenn der Spuck allzu toll wird. „Man weiß nicht, wie man die begeisterten Besenstiele wieder in ihre hölzerne Kufe zurückbannt, wenn sie mit allzuviel rothem Wasser das Haus überschwemmen."

ten noch gering im Vergleich zur Größe welche ihnen die Zukunft vorbehalten. Mit jedem Jahre sieht man die hundert Arme der jugendlichen Briareuse beider Welthälften kräftiger und ungestümer sich rühren. Der Raum, der im Bereiche ihrer Thätigkeit liegt, ist heute schon umfassender als der des römischen Reichs auf seiner höchsten Machtstufe. In aller Stille sind beide Staaten zu Riesen herangewachsen und das ist es, was den politischen Schriftstellern Frankreichs am wunderlichsten vorkommt: daß man dort so ganz Tüchtiges geleistet ohne Knall und Raketenfeuer, wie an der Seine immer Brauch gewesen.

Die russische Großmacht konnte nur durch die unbeschränkteste Autokratie und durch eine ganz militärische Organisation zu ihrer heutigen Stärke reifen und noch ungleich riesigere Machtelemente zur Verfügung künftiger Eroberer wecken. Alle Nachfolger des großen Peter, selbst die Frauen, haben in diesem Sinne gearbeitet, gewirkt: das ganze Land zu einer Kaserne und die ganze Nation zu einer großen Maschine umzuwandeln, deren Räder in den Händen des Meisters stille stehen oder sich drehen müssen, so lange und in welcher Richtung der Meister will, eine Maschine, die eben so gut zur Zerstörung wie zum Baue dienen kann.

Der Terrorismus einer eisernen Disciplin machte die rauhe großrussische Natur allmählich vollkommen gefügig. Man versuchte dann dieselbe Zwangsjacke den mobileren Völkern der Ukraine und Neu-Rußlands anzulegen und immer mit wunderbarem Erfolge. Die unbändigen Kosacken wurden gebändigt und gedrillt und verwendet, andere Steppenvölker: Baskiren, Tartaren, Kabarden, Kirgisen, Kalmücken, ja selbst Kurden und jesidische Teufelanbeter gleichfalls zu bändigen und in das neue Joch zu spannen. Auf alle Völker, welche der mongolische Hauch angeweht hat, paßte das russische System wunderbar, und man erreichte auf dem Wege des Schreckens und der Knechtschaft das Unglaubliche.

Der Vagabundengeist der Steppenvölker wurde gebrochen. Nomaden wie die Nogaier und die krim'schen Tartaren wurden gezwungen an festen Wohnsitzen zu leben. Der ganze Volkscharakter änderte sich. Die Kosacken, bekanntlich früher ein poetisches, liederreiches Volk, hörten auf zu singen, exercirten und bekamen jene trüben Automatengesichter, die man heute am Don und Cuban sieht. Die krim'schen Tartaren und die Nogaier, früher so streitbar und fanatisch, wurden zahm, adoptirten friedsame Gewohnheiten, und wenn sie heute noch den Giaur verfluchen, so brummen sie den Fluch nur leise und unverständlich in den Bart. Ueberall hat die Autorität des Ukas die des Korans zum Schweigen gebracht. Alles gewöhnte sich an die neue starre Form. Der freie Wille des Individuums ging unter. Die Menge hörte nichts als die zornige Kommandostimme des Hauptmanns, und ihre Phantasie erfüllte nur die Furcht vor der Knute. Selbst der krim'sche Zigeuner, dessen Vagabundenleben allen geschichtlichen Umwälzungen getrotzt, und durch die lange Zeitdauer eine Art Sanction erhalten hatte, ward aus seiner Höhle gezerrt, mußte in den grauen Rock sich zwängen, auf Geheiß des Feldwebels stumm und still wie ein Pfahl stehen, oder wie ein Uhrwerk sich bewegen. Von der Newa bis zum Araxes, von der Weichsel bis zum Eisstrande Kamtschatka's Eine ungeheure Rekrutenschule, Ein einförmiger Kasernenbau, an massenhafter Schwere erdrückend, an Größe ohne Beispiel! Die Pyramiden des Cheops und die große Mauer des Tschwang-siang-wang, wie gleichen sie kindischen Spielereien gegen den russischen Neu-Bau!

Ob ein gewaltiger Zweck auch die furchtbarsten Mittel heilige, darüber hat der Richterstuhl der Geschichtsphilosophen sein letztes Urtheil noch nicht gefällt. Schauerlich ist die Methode immerhin, nicht nur freihandelnde und denkende Individuen, sondern ein ganzes Volk, ja hundert Völker in Maschinen zu verwandeln, das „Ebenbild der Gottheit" zu einem Wesen

herabzuwürdigen, das nicht willensfähiger ist als der Zugochse im Joch. Aber großartige Resultate sind unbestreitbar aus diesem fürchterlichen System hervorgegangen. Länder, welche aller polizeilichen Organisation für immer unzugänglich schienen, wurden organisirt und erhielten ihre Gobernadors, ihre Natschalniks und Isprawniks. Völker die für immer der Kultur verloren schienen, wurden ihrer alten Lebensweise entwöhnt und genöthigt, Wege und Dörfer zu bauen, und Kartoffeln zu pflanzen. Der mahomedanische Fanatismus, wie der jüdisch-polnische Schmutz wichen dem russischen Ton. Von den Wäldern der „Polacken" bis zu den Steppen der Tungusen, überall wurden Ordnung und Sicherheit geschaffen, — fragt die Völker nur nicht wie! Genug, der Erfolg ist ein historisch beispielloser, und der russische Staat hat mit seinem System ein Fundament gebaut, wie kein anderes Weltreich vor ihm.

Die russischen Zustände, die wir Jahrelang in zwei Welttheilen beobachteten, haben uns zwar keine Bewunderung, wohl aber ein grauenvolles Staunen abgenöthigt. Deutsche Philosophen, die der Idee allein eine unüberwindliche Macht zuschreiben, hatten wir öfters an unsere Seite gewünscht, um sie durch ihre Augen zu überzeugen, wie auch die rohe Gewalt, wenn sie nur mit Methode und eiserner Consequenz verfährt, scheinbar unübersteigliche Hindernisse überwindet und das Unglaubliche vollbringt. Wer das vom russischen System Geschaffene nicht in seinen innern Einzelnheiten beobachtet hat, der muß wenigstens bei unbefangener Prüfung der neuern Geschichte, wenn sein Russenhaß nicht größer ist als sein Reflexionsvermögen, die äußern Erfolge Rußlands anerkennen, die in nicht ferner Zukunft selbst von denen nicht mehr geläugnet werden dürften, welche heute noch über die „thönernen Füße" des Kolosses spotten. Voreilige Verblendung kurzsichtiger Politiker haben wir zu oft erlebt, als daß uns das leichtfertige Triumpfgeschrei verwunderte, das man bei jedem scheinbaren oder

unbedeutenden Erfolg der europäischen Westmächte gegen Rußland erhob, ohne kühl zu erwägen und unbefangen zu gestehen, daß doch eigentlich nur die Uebermacht der Alliirten zur See und die drohende Stellung Oesterreichs den Koloß an einer gefährlichern Bewegung hindert. Derselbe Koloß hat doch in der Geschichte unsers Jahrhunderts wiederholt gezeigt, daß seine Beine von soliderm Stoffe seien, und daß er sie wohl bewegen könne ohne zu straucheln oder zu stürzen. Selbst eine große Niederlage wird ihn nur momentan erschüttern. Drohender und marschirlustiger, als er je gewesen, wird er nach kurzem Falle wieder aufstehen. Manche Reiche und Völker, die heute hochmüthig triumphiren, dürften dereinst die Tragweite dieser Beine anders beurtheilen, als heute im flüchtigen Rausche ephemerer Erfolge. Rußland hat den Doppeladler als Symbol seiner Weltherrschaft gewählt. Der Raubvogel schaut nach zwei entgegengesetzten Himmelsstrichen. Er zeigt Europa wie Asien die gierigen Griffe. Die Eine Beute genügt seinem Appetit nicht mehr. Seine Klauen scheinen ihm scharf und weitgreifend genug, beide Welttheile zu fassen und festzuhalten, seine Fittiche aber hinreichend groß, die ganze östliche Hemisphäre unter ihren schwarzen Schatten zu nehmen, den kein Lichtstrahl durchdringt!

Nordamerika ist von Rußlands Antipoden bewohnt. Hier zeigt sich dem Beobachter ein nicht minder gewaltiger, aber in seinen Elementen und in der Natur seiner bewegenden Kräfte völlig entgegengesetzter Staatencomplex. Ein Ukas versetzt im Osten ganze Bevölkerungen von einem Ende des Reiches zum andern. Er stellt Sprache, Sitten und Tracht der Völker fest. Die Duchoborzen müssen den Milchfluß verlassen und das rauhe Gebirge von Achalziche colonisiren; die kleinrussischen Juden müssen ihren Kaftan ablegen, sich den Bart scheeren und am Sabbath wie an andern Tagen exerciren; die Polen aber müssen russisch lernen.

In Nordamerika gehen ähnliche, ja noch mächtigere Metamorphosen, aber mit ganz verschiedenen Elementen der Anregung

vor. Eine unermeßliche Völkerwanderung wälzt sich dort von Ost nach West, nicht durch die Don'schen Lanzen gejagt, sondern aus eigenem thatendurstigen Triebe, aus Gewinnsucht, aus Bewegungslust, vielleicht aus Instict. Selbst die große Emigration, welche alljährlich aus Europa nach Nordamerika zieht, ist fast unbedeutend im Vergleich mit der innern Bewegung in den Vereinigten Staaten selbst. Dem jungen Bewohner von Massachusetts scheinen die Neuenglandstaaten schon zu dicht bevölkert. Sie bieten ihm nicht Raum genug für seinen Drang. Der pennsylvanische Farmerssohn will in dem „Schlußsteinstaat," den der deutsche Fleiß zu einem Garten umgewandelt hat, nicht länger verweilen. Er weiß, das Land ist jenseits des Ohio ebenso fruchtbar, und kostet nicht den fünften Theil wie daheim. Der Vater giebt ihm Wandergeld und seinen Segen, und so baut der rüstige Farmerssohn sein neues Blockhaus am Missouri, und versetzt in die Steppe den pennsylvanischen Fleiß. Auch dort will es Vielen schon nicht mehr behagen, denn sie hören, daß jenseit der Rocky-Mountains das Klima milder und der Boden goldhaltig sei. Da nehmen sie wieder den Wanderstab, und ziehen über die Felsengebirge nach Oregon und Kalifornien.

Auch die Yankees verstehen, wie die Russen, das Geheimniß, die Steppennatur zu metamorphosiren. Statt der Kosacken schicken sie ihre Ansiedlercolonnen voraus mit Büchse und Pflug, vor welchen Nomadenvölker und Büffel verschwinden. Das neue Gebiet wird besettelt und in amerikanischer Weise organisirt, d. h. statt der Isprawnik und der russischen Polizeiordnung, erhält es Gemeindeverfassung, Schule, Kirche und Friedensrichter. Es regiert sich und gedeiht von selber. Die Arme regen sich, schmucke Wohnhäuser erstehen. Mais, Waizen und Kartoffeln grünen und reifen, nicht auf Befehl von „Kartoffelinspectoren *), welche den Tartaren

*) Die Tartaren der Krim hatten keine Lust, Kartoffeln zu bauen, weil ihnen diese Cultur etwas Neues war. Sie mußten aber Kartoffeln bauen

der Krim noch heute eine so heilige Scheu einflößen, sondern weil jeder Colonist von selber den Drang fühlt, sich satt zu essen und reich zu werden.

Der Dollar übt in der neuen Welt eine ähnliche Macht wie in der alten Welt die Furcht vor Polizei und Knute, d. h. er treibt zur Thätigkeit. Alles respectirt ihn, Alles beugt sich vor ihm. Sogar die Sioux und die Irokesen gewöhnen sich an das Zählen, und der rechtgläubige Jude am Hudson weiß sein Gewissen zu beruhigen, wenn er Gemünztes am Sabbath in die Tasche steckt. Das anglo-amerikanische Wesen greift unwiderstehlich um sich, drückt jedem neuerworbenen Gebiet schnell das Gepräge auf, und nimmt selbst wenig oder nichts von Fremden an. Der europäische Einwanderer, wie der alte Ansiedler der Louisiana, opfert seine Sprache. Selbst in New-Orleans wird das französische immer seltener gesprochen und die Creolenkinder besuchen die amerikanischen Schulen.

Man hat das, was von Seite der Russen in den Steppenländern am schwarzen Meer für den Fortschritt der Cultur geschehen, nicht ohne Grund gepriesen. Das Bild dieser Zwangscultur ist immer noch erfreulicher, als das Schauergemälde von Verödung und Verfall in den Nachbarprovinzen der asiatischen Türkei und in Persien. Zur großen Handelsstadt Odessa wurde erst unter der Kaiserin Katharina der Grundstein gelegt, und nicht älter sind die heute so blühenden Colonien der deutschen Mennoniten an der Moloschna. Nikolajeff, Sewastopol, Jalta, Kertsch, Marianopel, Berdjansk sind erst später und zum Theil in der neuesten Zeit entstanden *). Alles saubere Städte oder Städtchen mit geradlinigen, nach der Schnur gezogenen Straßen und einförmigen Wohnhäusern, ähnlich den Kasernen. Auch die meisten Landstraßen,

---

und erhielten zu diesem Zwecke einen Inspector. Wehe dem Tartaren, der es wagte, einem Kartoffelinspector zu trotzen!

*) Was früher dort existirte war ein Conglomerat elender Hütten, das nicht den Namen einer Stadt verdiente.

Festungen und die sehr bedeutende Kriegsflotte des schwarzen Meeres sind erst unter der Regierung des Kaisers Nicolaus entstanden.

Gleichwohl hält der Culturfortschritt der südrussischen Steppe keinen Vergleich aus mit dem athemlosen Vorwärtsdringen in den Wald- und Steppenlandschaften am Illinois, am Mississippi und Missouri und im Westen der großen Süßwasserseen. Der Mississippi mit seinen Tributärflüssen hat allein mehr Dampfer, als die gesammte russische Kriegs- und Kauffahrteiflotte dreimastige Fahrzeuge zählt. In den Staaten Iova und Wisconsin aber entstehen in Einem Jahr mehr Städte, als am schwarzen Meer in einem halben Jahrhundert. Die Dampfrosse brausen auf den Schienenwegen heute schon durch die Wildniß zwischen dem Michigan-See und dem obern Mississippi, und ernstlicher als je ist von einer Fortsetzung der Eisenbahnen durch die Indianersteppen über die Rocky-Mountains nach Californien die Rede, während der Handelsstand in Odessa über den Mangel guter Fahrstraßen stille lamentirt, wodurch die Zufuhr des Getreides aus Volhynien und Podolien so sehr erschwert wird.

Dieses ungeheure Treiben und Regen einer schaffenden Thätigkeit, dieser Thatensturm, welcher vom Hudson bis zum Sacramento-Thale braust, ist, wenn nicht das glänzendste, doch gewiß das sehenswertheste und segensreichste Schauspiel, welches jemals die Jugendgeschichte einer Nation dargeboten. So großartig und solid zugleich hat noch kein anderer Staat der Welt debütirt, nicht einmal das alte Rom, welches Jahrhunderte brauchte, um eine große Weltmacht zu werden, und seinen Glanz auf das Elend unterjochter Völker gründete, während der Amerikaner seine Herrlichkeiten Jeden mitgenießen läßt, der zu ihm kommt, auch den Bewohnern eroberter Länder, mit Ausnahme freilich der armen Neger, die der Yankee nicht als seinesgleichen, sondern als Hausthiere betrachtet.

Man hat die nordamerikanische Gegenwart bereits vielfach

beschrieben, und doch wird jeder neue Besucher den Eindruck des Ganzen mächtiger finden, als den aus der gedruckten Beschreibung empfangenen. Denn der Fortschritt und die Veränderungen sind dort schneller, als die Leipziger Dampfdruckpressen und das, was im Manuscript des Verfassers noch wahr und genau gewesen, ist oft schon veraltet und unrichtig, wenn die gedruckte Reisebeschreibung in der Tasche eines Auswanderers über den Ocean kommt.

Das Zeitgemälde aus dem östlichen Theil Nord-Amerika's ist wenigstens annähernd bekannt. Aus dem Oregon und Californien bringt seltener die Kenntniß der Einzelnheiten nach Europa. Und welche Umwandlungen sind in jenem äußersten Westen vorgegangen, seitdem Herr Gerstäcker am Sacramento Gold gewaschen, Bären gesehen und die „Allgemeine Zeitung" mit Artikeln beglückt hat! Da Central-Amerika eine der belebtesten Durchgangspforten ist, welche zwischen dem Osten und Westen der Neuen Welt den Verkehr vermitteln, so verging selten eine Woche, ohne daß wir nicht Leute kennen lernten, welche aus San Francisco kommend uns den Fortgang der nord-westlichen Bewegung schilderten. Der Leser gestatte uns über die Gegenwart jener Länder einige Worte.

Der Wanderzug nach Californien theilt sich in drei Hauptrichtungen, von Council-Bluff am Missouri zu Land durch die Indianersteppen über den South-Paß der Felsengebirge am großen Salzsee vorüber, wo die Wanderer im Mormonenstaat gewöhnlich ausruhen und Athem holen. — Bis Council-Bluff fahren regelmäßig die großen Missouri-Dampfer. — Die ärmsten und kühnsten Emigranten schlagen vorzugsweise diese Richtung ein. Vielleicht geht die größte Zahl der Auswanderer auf diesem Wege ab, aber Viele erreichen nicht ihre Bestimmung, sondern gehen durch Hunger, Durst, Krankheiten oder Indianer zu Grunde. Den Weg über Panama wählen die meisten Wohlhabenden. Die Eisenbahn des Isthmus naht ihrer Vollendung. Der Weg durch Nicaragua ist noch etwas kürzer und die Steamerlinien von

New-York und New-Orleans nach Greytown sind ebenfalls stark von Reisenden besucht. Trotz der Entfernung, der Kostspieligkeit der Reise und dem abnehmenden Ertrag der Goldwäschereien, wenigstens am Sacramento, schwillt auf diesen drei Hauptwegen der Strom der Auswanderung nach Californien immer höher an. Eine natürliche Folge davon ist die steigende Wichtigkeit Central-Amerika's durch seine Weltstellung zwischen beiden Oceanen, und als bequemstes Passageland nicht nur zwischen dem Osten und Westen Amerika's, sondern auch zwischen der Neuen Welt und dem östlichen Asien. Mit Panama und Nicaragua concurrirt in diesem Punkte auch der Staat Honduras.

Die ersten glücklichen Abenteurer, welche vor sechs Jahren den Sacramento hinauffuhren, in die goldreichen Nebenthäler eindrangen, und mit vollen Taschen nach ihrer Heimath zurückkehrten, würden die damals noch so öden Lokalitäten kaum wieder erkennen. Vielleicht hat sich kein Land der Welt in einem so kurzen Zeitraum merkwürdiger verändert. Nicht nur an beiden Ufern des Sacramento und des Rio San Joaquim reiht sich in allen Gegenden, welche nicht den Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, eine Farm an die andere, sondern auch am American-River, am Yuba- und Frather-River ist bereits der größte Theil der Flächen und des Waldhügellandes mit schmucken Ansiedelungen bedeckt, welche bis an den Klamathfluß unter dem 42° nördlicher Breite hinaufreichen. Ueberall wird Gold gewaschen, und den rüstigen Minenarbeitern gehen Schenkwirthe und hausirende Händler auf dem Fuße nach, welchen wieder Landwirthe und Professionisten aller Art folgen. Der Goldreichthum, die Fruchtbarkeit der Gegend, ein bequemer Landungsplatz für die Dampfschiffe oder irgend ein anderer Zufall entscheidet für die Entstehung eines Ortes, der in wenigen Monaten zum Dorf, in wenigen Jahren zur belebten Stadt wird.

Die Amerikaner sind nicht die geschmackvollsten, aber die flinksten Baumeister der Welt. Vierstöckige Hotels und Waaren-Maga-

zine scheinen über Nacht emporzuschießen wie Pilze, oder wie der Wunderpalast des Aladdin. So ist seit wenigen Jahren die Reihe emporblühender Städte und Dörfer von Washington am obern San Joaquimflusse bis Trinidadcity entstanden, alle mit Kirchen, Schulhäusern und Zeitungspressen, die nächst den Hotels und den Boardinghäusern gewöhnlich zu den Stammansiedlern in der Wildniß gehören. Ebenso üppig wuchsen die Städte nahe der Meeresküste empor, wo irgend ein bequemer Hafen, ein für den Landwirth segenversprechender Boden oder irgend ein sonstiger materieller Vortheil einen Aufschwung hoffen ließ, und die neuen Settler zusammendrängte. So sind Sonoma, Napacity, Vallejo, Benicia, Martinez, Stockton, Santa Clara, San Juan, Monterey, Soledad, San Antonio, San Miguel und ein californisches New-York, theils aus Nichts entstanden, theils aus ganz unbedeutenden Ortschaften zu Städten angewachsen. Fast alle diese Städte figuriren noch nicht in den geographischen Handbüchern und doch sind die meisten schon größer und volkreicher als die Hauptstädte von Lichtenstein, Reuß-Lobenstein und andere beglückte Residenzen souverainer Fürsten der alten Welt!

Auf dem Sacramento, Fratherriver und San Joaquimflusse fahren die Dampfer rüstig ab und zu, setzen Settler's an allen Punkten ab, und bringen neue Goldsucher oder Farmer in die einsamsten Gegenden. Die großen Städte San Francisco und Sacramentocity, welche so oft schon das Feuer niedergemäht, haben ihre Phönix-Eigenschaft erprobt. San Francisco hat sich innerhalb weniger Jahre zu einer Welthandelstadt emporgeschwungen, und man könnte Wetten anstellen, daß es in zwanzig Jahren größer und volkreicher sein werde, als Philadelphia. Sein Handelseinfluß beherrscht bereits ganz Westamerika, und im Süden denkt man schon ernstlich daran, die Landeserzeugnisse, besonders Kaffee und Cacao nach San Francisco zu exportiren, statt solche den

schwankenden Marktpreisen von Liverpool und London zu unterwerfen.

Californien wird in neuester Zeit weniger von Goldsuchern, und mehr von Landbauern, Handwerkern und Handelsleuten besucht, die sich dort eine neue Heimath gründen. Der Goldgehalt hat in dem viel durchwühlten Sandboden der Flüsse auffallend abgenommen. Die Arbeiten in den Minen des Muttergesteines sind durch Aufstellung kostspieliger Maschinen für den Speculanten nicht lucrativ. Zwar sollen zwischen Trinidadcity und Washington mit Inbegriff aller Seitenflüsse noch gegen 200,000 Goldgräber wühlen, aber es sind meist experimentirte Veteranen, die an das harte abenteuerliche Leben in den Minen sich gewöhnt haben und dem Stadtleben entfremdet sind. Die neuen Ansiedler speculiren auf die solideren Schätze eines fruchtbaren Bodens und die herrlichen Seehäfen, deren günstige geographische Lage aber bei einer Concurrenz im Handel von Ostasien unermeßliche Vortheile in Aussicht stellt.

Aus ähnlichen Motiven strömen auch fortwährend starke Auswanderungszüge nach dem Oregongebiet. Das Klima ist dort im Verhältniß zu den Breitengraden überaus milde, der Boden sehr ergiebig, die westliche Hälfte des Columbiaflusses der Binnenschifffahrt günstig. Im ganzen Columbiathal zwischen Astoria und Oregoncity tummeln sich jetzt fleißige Farmershände. Viele reizt auch der Reichthum der Wälder an Wild und der Gewinn des Pelzhandels. Merkwürdigen Einfluß übt bereits als Zwischenstation der beiden großen Gebietshälften der Union jener junge Mormonenstaat, der in den entlegenen Wildnissen der Rocky-Mountains, trotz ungeheurer Hindernisse, fast mährchenhaft aufblüht.

Auch in den südlichen Territorien der Union ist ein neuer Geist erwacht, seitdem die Yankee's in Neu-Mexiko festen Fuß gefaßt haben. Karavanen durchziehen regelmäßig die Indianersteppen zwischen Santa Fé und dem Arkansas, auf welchem die Dampfer heute ebenso wie am Red-River weit hinein in die

Wildniß bringen. Am ganzen obern Thal des Rio Grande del Norte herrscht gegenwärtig eine Handelsthätigkeit, wie man sie früher in diesem entlegeneren Binnenlande nicht kannte. Andererseits rückt im äußersten Süden der Vortrab der Ansiedler von Texas bis an die Mündung des Rio Grande vor, wo er wieder den Vorposten der Mexicaner begegnet.

Daß die Amerikaner ihre Eroberungen nützen und ausbeuten, so gut wie möglich, wird ihnen kein politischer Gegner übel nehmen. Weniger verzeihlich findet man ihren gesteigerten Länderappetit nach so schönen Acquisitionen im Westen und im Süden. Oregon, Californien, Texas und New-Mexiko mit all' ihren lebendigen und schlafenden Reichthümern habt ihr an euch gerissen! Wozu noch mehr? Warum diese stürmische Gier nach fremden Gut? Mit welchem Recht streckt ihr die habsüchtigen Hände nach der „Königin der Antillen," ja nach ganz Mexiko aus, und sucht Händel mit den Japanesen, um Vorwand zu nehmen, auch jenseits des stillen Weltmeeres Eroberungen zu machen? Warum schickt ihr eure Agitatoren selbst nach Central-Amerika, um für die Annexion zu wühlen, da diese Länder doch durch so viele Breitengrade von euren südlichen Staaten getrennt sind?

Die welche über die unersättliche Ländergier der Amerikaner klagen, erwägen nicht die nothwendigen Consequenzen ihrer Lage, oder kennen nicht die Gewalt des Verhängnisses. Wie die Russen, gehorchen auch die Amerikaner nur einem innern unwiderstehlichen Naturdrang, wenn sie sich regen und ausdehnen. Sie können so wenig wie die Lawine bei ihrer rotatorischen Bewegung die Zunahme ihres Umfangs hindern oder stille stehen, wo sie wollen. Die Lawine rollt und schwillt so lange an, als der Boden ihren Lauf begünstigt und bleibt erst stille stehen, wenn sie die Thalsohle erreicht hat oder die Mauer der Moräne ihr ein Ziel steckt. Als Jefferson die Louisiana von Frankreich acquirirte, dachte er wohl selbst nicht, daß dadurch später die Erwerbung von Cuba noth-

wendig würde, um dort einen Abzug für die anwachsende Sklavenbevölkerung der südlichen Staaten zu finden. Denkende Männer des Südens sahen im Besitz von Cuba, wo ein Neger um ein Drittheil mehr werth ist, als in den Carolinas und der Louisiana, das einzige Mittel, der Sklaverei auf dem Festlande los zu werden. Von Cuba ist erst ein Drittheil der Bodenfläche cultivirt, die Negerarbeit auf einem für Zucker und Tabak so günstigen Boden trägt fast um das Doppelte mehr ein, als in Virginien und Missouri. Die Vereinigten Staaten aber würden durch diese Acquisition den bedeutenden Tribut ersparen, den sie alljährlich für die Einfuhr von Colonialproducten aus Cuba an Spanien bezahlen, während sie selbst ihren Export an Getreide und wohlfeilen Fabrikaten bedeutend steigern könnten; denn gegenwärtig suchen die Spanier durch übertriebene Zölle die Einfuhr amerikanischer Producte zu hemmen.

Die Annexion von Texas hat den mexicanischen Krieg hervorgerufen. Fortwährende Reibungen und ein Krieg mit Mexico stehen in Aussicht; denn keine Autorität in den Vereinigten Staaten ist im Stande, das Vordringen der Ansiedler von Texas nach dem Süden zu hindern. Daß der ganze alte Kaiserstaat des Montezuma seinen Platz unter der Sternenschaar des Nordens einnehmen werde und müsse, daran zweifeln hier wenige, am allerwenigsten die Mexicaner selbst, welchen heute inmitten ihrer Rodomontaden die Zähne klappern, und die vielleicht nur deshalb den Santa Anna zum Präsidenten gewählt haben, damit ihre politische Agonie nicht zu lange daure. Der Besitz von Oregon und Californien bringt die Nothwendigkeit mit sich, vorerst Handel und Schifffahrt, und später die Eroberung nach Asien auszubehnen, in Japan und China einstweilen feste Stationen zu gewinnen, und sich von den Despoten dieser unnahbaren Mächte durch Diplomatie oder durch Kanonen dieselben Concessionen zu ertrotzen, die dort den Holländern und den Engländern gewährt worden sind.

Wenn friedliebende Whigs oder der gemäßigte Theil der Demokraten in den Vereinigten Staaten über die Hast der Ausdehnung klagen und auf die Verlegenheit hinweisen, welche das eroberungslustige „junge Amerika" mit seinem stürmischen Drange den politischen Leitern der Union macht, so hört man jetzt von jener Seite her häufig die Antwort: die Regierung von Washington brauche sich gar nicht selber zu bemühen, sondern möge sich nur passiv verhalten und dem Gang der Dinge nicht in den Weg treten. Der Associationsgeist der Amerikaner werde ganz allein mit jenen morschen Staaten fertig werden. Habe er doch einen furchtbaren Bundesgenossen in der Propaganda der Freiheit. Lasse der Präsident nur gewähren, so werde sich bald eine Gesellschaft bilden, um eine Expedition nach Cuba auszurüsten, groß und stark genug, um die spanischen Söldner zu verjagen und die „Perle der Antillen" aus der spanischen Krone zu reißen. Den Krieg gegen Mexico möge man künftig in Pacht geben, statt ihn noch einmal mit Staatsmitteln zu führen. Eine Compagnie werde ja die Sache rascher und wohlfeiler abmachen. Ebenso sei das japanische Kaiserreich am zweckmäßigsten auf Actien zu erobern. Die Reichthümer von Jeddo, die volle Schatzkammer des Kubo lasse gute Dividenden hoffen und die Regierung von Washington könne sich dabei Mühe, Ausgaben und diplomatische Verlegenheiten ersparen.

Die nordamerikanische Union ist vielleicht der sonderbarste Staat, der je existirt hat. Er wendet Kräfte von der eigenthümlichsten Natur in einem so unerhörten Maße an, wie kein Herrscher und kein politisches Gemeinwesen vor ihm. Den Associationsgeist hat der Yankee von seinem englischen Stammbaum mitgenommen; aber erst auf amerikanischem Boden hat der Sprößling diese neue Form und das riesigste Wachsthum angenommen. Das was in England auf demselben Wege geschehen: die Eisenbahnen, die Wunder der Industrie, ja selbst die Eroberung Hindostans durch eine Gesellschaft von Kaufleuten, erscheint uns fast unbedeu-

tend im Vergleich mit dem, was die freie Association in Nordamerika theils schon geleistet hat, theils für die Zukunft vorbereitet. Die englisch-ostindische Compagnie hat bekanntlich ein Monopol; sie beherrscht Indien durch eine zahlreiche und sehr kostspielige Armee, sie treibt nur Handel und colonisirt nicht; sie gab dem alten Geiste der orientalischen Völker kein neues Gepräge, keinen verjüngenden Schwung, und die Herrschaft des freiesten Staates von Europa vermochte dort nicht einmal den alten unsinnigen Kastengeist zu erschüttern, der sich gegen civilisirenden Fortschritt stemmt.

Die Amerikaner haben ihre Eroberungen mit sehr geringen militärischen Kräften ausgeführt. Die besetzten Länder wurden ohne Zwang, blos durch die überlegene Macht der Thätigkeit und des Gemeinsinns in amerikanischer Weise geformt. Die alten Jägervölker wurden mit Geld abgefunden und wichen. Wildnisse wurden urbar gemacht, ungeheuere Länderstrecken durch Dampf, Eisenschienen und Holzwege verbunden. Wo der Yankee sich niederläßt, werden Soldaten und Gensdarmen überflüssig. Die zermalmende oder amalgamirende Kraft des amerikanischen Elements läßt keinen Widerstand zu. Der Gemeinsinn, der Geist der Ordnung und der Einigkeit, der mit dem Amerikaner überall einzieht, das Beispiel gewinnreicher Thätigkeit, welches Andere ansteckt, bringt hier noch eigenthümlichere Wunder hervor, als die, welche anderwärts der Zwang und der Schrecken zu Stande gebracht.

Fragt uns der Leser, wozu diese langen Betrachtungen über die Gegenwart und Zukunft der beiden mächtigsten Staaten der Welt in der Einleitung eines Reisewerks über Centralamerika, so diene ihm einfach zur Antwort: die Zustände Europas werden, nach sichtbaren Thatsachen, den russischen Zuständen, die Verhältnisse Central-Amerikas den Verhältnissen Nordamerikas immer ähnlicher. Wenn nicht alle Zeichen am politischen Horizonte trügen, so wird diese Aehnlichkeit dort und hier in wenigen Jahren eine vollendete sein. Die Gegensätze zwischen den Institutionen der Culturmethode

und dem Völkerglück beider Erdhälften, dürfte sich dann immer klarer und allgemeiner zeigen, und jede zwischen den beiden großen Contrasten schwankende Zwittererscheinung verschwinden. Diese Gegensätze sind heute schon Hauptmotive einer der bedeutungsvollsten Zeiterscheinung: jenes ungeheueren Völkerzuges von Ost nach West, den man eben so gut eine Flucht vor der Zukunft nennen könnte. Die hunderttausende von Emigranten, welche alljährlich über den atlantischen Ocean schwimmen, haben das nicht immer klare, oftmals vage, aber nichts desto weniger tiefwurzelnde Bewußtsein: durch die Auswanderung von der Heimath großen Drangsalen und einer trüben Zeit aus dem Wege zu gehen. Sie entrinnen vielleicht einem anarchischen Chaos oder sie entfliehen dem „russischen Ton," womit man wohl auch das ganze System der europäischen Autokratie bezeichnen könnte, gleichviel ob es an der Newa oder an der Seine praktisch geübt wird. Kosackenschaaren, wohlgeschulte Regimenter von Steppen-Centauren, welche „der russische Ton" zum Kampf und Tod begeistert, große Armeen von Rothhosen und selbst riesige Zwangsanleihen kann dieser Ton ins Leben rufen, aber auf jene schönen und edlen Erscheinungen der Cultur, die aus der freien Völkerentwicklung hervorgehen, auf Poesie, Wissenschaft und Kunst übt derselbe den erstarrenden Zauber des Gorgonenhauptes.

Central-Amerika lockt die Deutschen mit Recht. Denn dieses Land hat mit dem mildern Klima und der größern Fruchtbarkeit vor Nord-Amerika noch andere wichtige Vortheile voraus, welche der Leser aus unseren detaillirten Beschreibungen der verschiedenen mittel-amerikanischen Staaten kennen lernen wird. Wenn der deutsche Ansiedler hier besondere lokale Vortheile findet und um so schneller und besser gedeiht, weil die überlegene Concurrenz der Yankee's noch fehlt, und die Schlaffheit der spanischen Race ihm erlaubt, die Superiorität des deutschen Geistes geltend zu machen, so mag ihn zugleich der Gedanke beruhigen: daß er nicht all-

zulange von jenem großen Bunde freier Staaten und stammverwandter Völker im Norden getrennt bleiben würde.

Dasselbe große und bequeme „Haus der Freiheit" wird binnen weniger Jahrzehnten vom hohen Norden bis zum Aequator reichen, alle starken und verjüngten Völker vereinigen und das Asyl aller derer sein, welche einer gewissen dumpfen, allgemeinen oder doch viel verbreiteten Kerkerluft des alten Continets entrinnen. Sollte der Wanderlust bald irgend eine große glückliche Erfindung zu Hülfe kommen, wie sie der Schwede Ericsson mit den calorischen Schiffen versucht hat, so wird die Woge der Völkerwanderung noch ungleich höher anschwellen. Auch der ärmste Teufel wird Mittel finden, dem Druck und der Noth zu entgehen und dem Zug seiner Sehnsucht zu folgen. Jetzt arbeiten noch so viele wider Willen und nicht ohne heimliche Seufzer am kolossalen Bau des östlichen Zwing-Uri, während die westliche Völkerburg unter dem regen Getümmel freier Handlanger immer grandioser unter Gottes schönem Himmel aufsteigt.

Gleicht der slavische Riesenbau im Osten einem einförmigen Soldatenzwinger, in welchem kaum Ein Ton laut wird, außer der Commandoruf des Hauptmanns, der Parademarsch und der Zapfenstreich, so kommt uns der Westen wie ein ungeheurer Bienenstaat vor. Jeder einzelne Schwarm sucht sich den Ort, der ihm gefällt. Jedes Individuum fliegt frei ab und zu, summt so viel es Lust hat, arbeitet aus freiem Trieb ohne Zwang und ohne Aufseher, liebt instinctmäßig Gesetz und Herkommen, speichert in seinem Häuschen den Honig auf in der Form von Dollars, und weiß, daß es bei dieser Emsigkeit ebenso sehr an seinem eigenen Wohlbefinden, wie an der Größe und dem Wohl des ganzen Staates arbeitet. Der freie Bürger des großen Bienenstaates „Nord-Amerika" erkennt auch eine Königin: die Republik.

M. W.

I.

Ein physisch-geographisches Gemälde von Central-Amerika. Humboldt's Einfluß auf die amerikanische Naturforschung. Die plastische Form des Landes. Der Naturcharakter. Geologisches. Der Einfluß der Naturverhältnisse auf die Geschichte und die Zukunft der Völker Mittel-Amerika's.

Als die spanischen Entdecker und Eroberer Amerikas an den Küsten dieses Continentes landeten, wurden sie von dem Anblick einer wunderschönen Natur, die sich ihnen eben so großartig im Ganzen, als lieblich in ihren Einzelnheiten zeigte, tief ergriffen. Solche Wärme und solches Aroma der Luft, ein so tiefes Blau des gestirnten Himmels, eine so herrliche Pflanzenwelt hatten sie daheim, selbst in den schönsten Thälern ihres spanischen Gartens, Andalusien, nicht gesehen. Der Anblick erwärmte und begeisterte damals selbst die stahlharten Herzen jener ritterlichen Abenteurer, denen unsere gefühlvolle Neigung für Naturschönheit, — eine Eigenthümlichkeit der neueren Generation, wie sie ein großer Dichter nennt, — völlig fremd gewesen.

Der Wissenstrieb, der Forschungseifer, der bei den Spaniern durch die immer neuen und neuen Erscheinungen in der ungeheuren Ländermasse, die ihre Seefahrer hier nacheinander auffanden, nothwendig erwachen mußte, war leider von sehr wenig edler Art. Die Gier nach Gold und Metallschätzen erfüllte und leitete fast ausschließlich die Abenteurer-Schwärme, die von den Küsten in das Innere eindrangen. Reich mit wenig Mühe zu werden, war der Gedanke Aller. Was die neuen Länder sonst Wissenswerthes verbergen mochten, — was die Vergangenheit der Völker war, die

sie beraubten und unterjochten, das kümmerte sie unendlich weniger. Einer so fremdartigen Natur jene Geheimnisse abzulauschen, die keinen Privatgewinn bringen, nur die große Domäne des menschlichen Wissens bereichern, reizte sie nicht. Der argwöhnische Sinn der spanischen Gewalthaber, die dort ihre starre Herrschaft gründeten, war überhaupt jeder eigentlichen Erforschung der eroberten Länder abhold. Der blinde Fanatismus der Priester und Mönche, die mit Zerstörung und Verbrennung der alten Denkmäler und Schriftzeichen ihrem Gott zu dienen glaubten, that das seinige, um über die von den Spaniern entdeckte neue Welt die trübe Nacht der Ignoranz und Barbarei zu verbreiten und zu erhalten.

Es war einem großen deutschen Manne, dessen Namen alle civilisirten Völker mit Verehrung nennen, vorbehalten, diesen Schleier der Unwissenheit zu zerreißen, „eine lange entdeckte Welt gleichsam von neuem zu entdecken," und in seiner Weise als Geograph, Physiker und Archäolog hier eben so Großes zu wirken, wie ein Colon als Seefahrer und ein Cortez als Eroberer.

Wie manches einzelne Schätzenswerthe auch zuvor über das spanische Amerika geschrieben worden, erst seit der Erscheinung der Werke Alexander von Humboldt's ist der wissenschaftlichen Erkenntniß der dortigen Naturverhältnisse ein reiches und glänzendes Licht aufgegangen. Es ist eines der größten Verdienste und Eigenheiten dieses berühmten Forschers, daß er nicht nur Klarheit in so viele Gebiete zu bringen wußte, wo früher Dunkel herrschte, sondern daß er auch damit unzählige neuere Forschungen Anderer, die in seine Fußstapfen zu treten suchten, angeregt und hervorgerufen hat. Keiner hat so wie er die Gabe genialer Anschauung und Combination, so wie die Kunst besessen, aus den beobachteten Thatsachen wichtige allgemeine Schlüsse zu ziehen. Alle seine Nachfolger in der neuen Welt leitete, erleuchtete und begeisterte das Vorbild des großen Vorgängers. Man nennt Humboldt mit

Recht den Gründer der wissenschaftlichen Reiseliteratur. „Il a découvert l'art de voyager“ sagt von ihm ein gelehrter Akademiker Frankreichs, und so oft dieser von seiner Regierung aufgefordert wurde, bei wissenschaftlichen Expeditionen in ferne Länder den damit Betrauten Instructionen und Rathschläge zu geben, pflegte er diesen immer zu sagen: „Machen Sie es, wie Herr von Humboldt gethan, und suchen Sie ihn zu erreichen, wenn Sie es können.“

Leider hat der große deutsche Forscher Mittel-Amerika nicht selbst besucht. Man findet in seinen Werken an mehr als einer Stelle das Interesse für das schöne Land der nördlichen Aequatorial-Zone wie das Bedauern ausgesprochen, daß es ihm nicht vergönnt war, aus persönlicher Anschauung einen so wichtigen Theil Amerika's kennen zu lernen, der ihm die Lösung so manchen geographischen und geologischen Räthsels, so wie die Einsicht in eine der herrlichsten Schöpfungen fremdartiger Organismen versprach. Man wird sich besonders in seiner Schilderung Mexico's jener Stellen erinnern, wo er mit Bedeutung hervorhebt, wie wenig wir noch von dem Innern des Isthmuslandes wissen, und von der Fruchtbarkeit und Schönheit des Landes spricht, welches man damals noch das spanische Vicekönigthum Guatemala nannte, und dessen Naturreitze man ihm selbst im alten Reiche des Montezuma als etwas Außergewöhnliches pries.

Seit dem Erscheinen von Humboldt's „Essai politique sur la nouvelle Espagne“ ist zwar so manches veröffentlicht worden, welches die Kenntniß dieses, damals noch völlig unbekannten Theiles vom spanischen Amerika weiter gebracht hat. Immerhin ist aber die ungemeine Armuth und Lückenhaftigkeit der wissenschaftlichen Reiseliteratur gerade über Central-Amerika auffallend genug. Die geologischen Verhältnisse sind bis heute noch größtentheils unbekannt. In diesem Gebiet bleibt unendlich viel zu leisten übrig, und es können Jahrhunderte

vergehen, ehe eine genaue Kenntniß aller wissenswerthen Einzelnheiten des centralamerikanischen Gebirgsbaues möglich wird. Nur durch das Zusammenwirken Vieler könnte hier Genügendes und Umfassendes geschehen. Der Einzelne kann nur Lücken ausfüllen, einige Steine in den großen Bau der menschlichen Kenntniß einfügen. Es war uns vergönnt, während mehrjährigen Reisen in Central-Amerika ziemlich viele Gegenden zu besuchen, die vor uns kein Reisender beschrieben hat, und das Profil des Gebirgsbaues in seiner ganzen Breitenausdehnung von einem Ocean zum andern zu beobachten.

Das schöne Hochland, welches die beiden großen Halbinseln Amerikas verbindet, und den Verkehr zwischen den beiden großen Meeren vermittelt, ist ein Kettenglied desselben Gebirgsystems, das diesen Welttheil vom Feuerlande bis zur Küste des Polarmeeres in einer Längenausdehnung von mehr als 1800 geographischen Meilen durchzieht. Man hat dem Lande den Namen Mittelamerika gegeben, unterscheidend von Nord- und Südamerika. Obwohl es bei einer absoluten Trennung der beiden Continentalhälften fast ganz dem nördlichen Theile zufiele, so sind doch dessen geographische Stellung und physische Verhältnisse eigenthümlich genug, um diese besondere Benennung zu rechtfertigen.

Die ungeheure Meridianspalte, welche, an der westlichen Hemisphäre unseres Planeten sich öffnend, den mächtigen Gebirgsbau der Cordilleras de los Andes mit ihrer nördlichen Fortsetzung in den Rocky-Mountains erhob, und einem Continent die Existenz oder doch gewiß die äußere Configuration und das plastische Relief gab, hat im Norden des Golfes von Darien eine veränderliche Richtung genommen. Von seiner vorherrschenden Längenrichtung abweichend, macht das Gebirgssystem hier gegen die Sierras Lloranas östlich von Panama eine Biegung, die anfangs ganz der geographischen Breite folgt, und durch die Hochländer Veragua und Costa Rica einer ost-westlichen Richtung vorwiegend treu bleibt.

Diese Richtungstendenz ist weiter gegen Norden in Nicaragua bedeutend modificirt, bleibt aber bis in das mexikanische Hochland derart vorherrschend, daß sie den Namen einer südlichen und nördlichen Oceanküste zum allgemeinen Sprachgebrauche macht.

Dieser gekrümmte Gebirgszug des amerikanischen Andessystems, der zwischen der Panama-Bay und dem caraibischen Meere im Staate Neu-Granada das Maximum seiner Enge erreicht, ist die verbindende Brücke, welche die Natur selbst zwischen den beiden Continental-Inseln geschlagen hat. Leider ist er zugleich der scheidende Damm zwischen den beiden Oceanen, der dem nautischen Weltverkehr eine Barriere vorsetzt, welche menschliche Kraft bisher nicht zu beseitigen vermochte. Die einzige Stelle, wo die Cordilleras wirklich ganz durchbrochen sind, und die Natur selbst durch die günstigsten Niveau-Verhältnisse den leichtesten Verbindungsweg zwischen dem atlantischen Ocean und dem stillen Meer bezeichnet hat, ist das Flußthal des Rio San Juan de Nicaragua.

Hier hat die Erosionskraft des Wassers krystalliniche Felsenmassen, die Werke des Feuers, durchbrochen, und zu Gunsten des Weltverkehrs und der Verbreitung menschlicher Cultur eine Ungerechtigkeit der Natur, — wenn uns ein solcher Ausdruck erlaubt ist —, einigermaßen auszugleichen gesucht. Die Gebirgswasser im Staat Nicaragua sammeln sich großentheils in einem Seebecken, dessen Ausdehnung man im Verhältniß zur Schmalheit des Landes eine ungeheure nennen darf. Der Druck der gewaltigen flüssigen Masse dieses großen Binnensee's war der südöstlichen Spitze seines Eirundes zugekehrt. Wie in Nordamerika zwischen dem Erie- und Ontariosee der Niagara sich durch bloße langsame Erosion im Laufe der Jahrtausende sein tiefes Felsbett gegraben, so hat auch hier die unterhöhlende und auswaschende Macht des Wassers einen Kanal zwischen dem großen Seebecken des Binnenlandes und dem caraibischen Meere geschaffen. Leider ist dieser Naturkanal

nicht ausreichend dem Bedürfnisse eines großartigen Völkerverkehres, wie ihn der Culturzustand unserer Zeit erfordert. Es bedürfte der Nachhülfe bedeutender Menschenkräfte und der Anlegung sehr kostspieliger hydraulischer Werke, um alle Hindernisse der Untiefen, Engen und Stromschnellen für den Durchgang großer Segelschiffe zu beseitigen.

Ein Blick auf die horizontale Gliederung, wie auf das verticale Relief Central-Amerika's genügt zu einigem Verständniß seines eigenthümlichen Naturcharakters und seiner physischen Contraste im Vergleich zu Nord- und Süd-Amerika. Das Land zeigt nicht, wie dort, zwei gesonderte Gebirgssysteme, durch eine Thaleinsenkung von unermeßlichem Flächenraume getrennt, wie das Territorium der Vereinigten Staaten; es ist nur ein einziges Gebirge mit Parallelketten vorhanden, welche durch Längenthäler getrennt, durch Querjöcher verbunden und durch Querthäler gespalten sind. Sie senden viele Ausläufer in entgegengesetzten Richtungen nach beiden Oceanen. Die höchste Achsenanschwellung des Gebirges nähert sich etwas mehr der Südsee, nimmt aber in einigen Staaten wie Costa Rica und Honduras fast die Mitte ein.

Es bildet dieses Gebirge kein so breites Tafelland, keine Höhenrücken von unermeßlicher Ausdehnung, wie die Cordilleras in Mexico. Eben so wenig erkennt man in der plastischen Form Central-Amerika's eine hohe einfache Gebirgsmauer mit scharfem Kamm, mit schroffen Abfällen und sehr schwieriger Durchgangsfähigkeit wie in den Pyrenäen, in den Alpen der Schweiz und im Kaukasus.

Ganz Mittel-Amerika, von Neu-Granada bis Mexico, trägt das Gepräge eines Terrassen-Isthmus. Die vorherrschende Form sind Stufen- und Plateau-Landschaften, mit einer ungemeinen Abwechselung der hypsometrischen Verhältnisse, und in dessen Folge auch der Lufttemperatur, der Climate und der Erzeugnisse

des Bodens. Vom Fuße der Berge dehnen sich nach beiden Weltmeerküsten Tiefebenen aus, die nur an sehr wenigen Stellen ganz verschwinden und in dem Staate Guatemala am breitesten sind. Aber auch hier nehmen dieselben im Verhältniß zum gebirgigen Theil Central-Amerika's keinen sehr beträchtlichen Raum ein. Das aufsteigende Gebirge mit seinen stufenförmigen Terrassen und Thälern nimmt fast vier Fünftel des ganzen Gebietes ein. Im kühlen Hochlande concentrirt sich fast alle Cultur, und liegen die volkreichsten Städte, während die heißen Küstenflächen trotz all ihrer erstaunlichen Fruchtbarkeit fast brach liegen und geflohen sind. Auf dem höchsten Gebirgsrücken findet man Plateaus von verschiedener Ausdehnung durch einschließende Ketten nur mäßig überragt. Sie bilden fruchtbare Tafelländer, die sogenannten Mesas der Spanier, welche gewöhnlich auch die Scheide der Gewässer sind, die von da in entgegengesetzter Richtung nach zwei Oceanen fließen.

Ein gesundes Clima von ewiger Frühlingsmilde, wie in Costa Rica, Honduras und Guatemala, beglückt diese herrlichen Hochebenen, auf denen die Gewächse der Tropen noch neben den nordischen Pflanzenformen fortkommen. Palmen, Mangos, Pisangs und Anonen stehen neben Tannen, Weiden und Eichenarten; die köstlichsten Früchte der Aequatorialzone gedeihen hier neben den aus Europa eingeführten Cerealien, Obstbäumen und Gemüsegattungen. Während so viele fremdartige Gestalten einer immergrünen tropischen Flora hier das Auge des nordischen Reisenden überraschen, erinnert ihn der Anblick einer großen Zahl von Gewächsen mit Laubfall an die kühlere Temperatur und den einfacheren Vegetationscharakter seiner Heimath. Diese Erscheinungen modificiren sich in dem Maße, als man zu den tieferen und wärmeren Stufen heruntersteigt.

Die größte Einfachheit des Baues zeigen die Cordilleras an der schmalsten Stelle des Isthmus von Veragua bis zu den Bergen, welche die Nordostseite des großen Seebeckens von Nicaragua

begrenzen. Hier findet man nur wenige Spuren einer älteren Erhebung, als der des vulkanischen Porphyrs, dem bei der Bildung der Cordilleras die Hauptrolle bestimmt war. Gegen die Seite des stillen Meeres ist derselbe an den höheren Ketten stets das vorherrschende Gestein. Von den plutonischen Bildungen an der Nordostseite unterscheidet sich derselbe besonders dadurch, daß sein Auftreten in der ganzen Längenausdehnung des Gebirges ununterbrochen ist.

Von Veragua, im Staate Panama, bis zur Provinz Chontales, im Staate Nicaragua, scheinen Granit, Syenit und in ihrem Gefolge Gneiße und krystallinischer Schiefer nur sehr selten und vereinzelt aufzutreten. Alle größeren Felsmassen an den höchsten Achsenanschwellungen des Gebirges bestehen aus trachytischen Porphyr, einem jüngern Gebilde als das plutonische Massengestein, das erst in dem nördlichen Theile Central-Amerika's, wo der Isthmus breiter, und die Gebirgsstructur verwickelter und mannigfaltiger wird, überwiegend vorkommt.

Die genaue Untersuchung der Provinz Veragua, welche ebenso wie der östliche Theil von Costa Rica geognostisch noch eine wahre terra incognita ist, wäre für die Geognosie Amerikas von hoher Wichtigkeit. Ihr Resultat dürfte die Hypothese bestätigen oder verwerfen: „daß Nord- und Südamerika vor dem Durchbruche des trachytischen Porphyrs getrennte Continentalinseln waren, und daß erst durch diese letzte große Hebung der berühmte Isthmus, jener fatale Damm, entstanden, welcher der Schifffahrt und dem Weltverkehr ein so gewaltiges Hemmniß entgegenstellt.“ Eine Centralkette, mit welcher viele Nebenketten von geringerer Ausdehnung parallel streichen, ist durch ganz Mittel-Amerika deutlich erkennbar. Zuweilen sinkt sie jedoch zu einem Niveau herab, das der Höhe der Seitenketten ziemlich gleich ist. Im Staate Guatemala werden ihre höchsten Gipfel von einzelnen Vulkanen, die an

ihrer Flanke durchgebrochen sind, und deren Entstehung einer spätern Epoche angehört, noch beträchtlich überragt.

Von der Hauptkette laufen auch einzelne kurze Zweige in völlig entgegengesetzten Richtungen aus. Die plutonischen Kräfte, welche hier während früherer geologischer Epochen in einer so mächtigen und zusammenhängenden Ausdehnung thätig waren, begnügten sich nicht mit der Oeffnung jener großen Hauptspalte, aus welcher das längste Kettengebirge der Erde hervorgegangen; sie zersprengten die Erdrinde auch zu beiden Seiten dieser Spalte in den verschiedensten Richtungen. Es wurden dadurch Seitenketten und einzelne Berggruppen gehoben, deren Stellung und Form gegen das Hauptsystem die merkwürdigsten Contraste darbietet, und ebenso sehr zur Vervielfältigung der klimatischen Regionen, wie zum Wechsel und zur Mannigfaltigkeit der Organismen beigetragen hat.

Das plastische Relief Central-Amerika's mit seinen vorherrschenden Stufen und Plateau-Landschaften zeigt im Staate Nicaragua eine auffallende Modification, indem hier der größere Theil des Areals nicht vom Gebirge, sondern von den beiden Becken der Seen von Nicaragua und Managua, und von den Tiefebenen zwischen diesen beiden großen Süßwasserbassins und dem stillen Ocean ausgefüllt wird. In Folge dessen liegen auch die größeren Städte dieser Republik nicht in den glücklichen Regionen eines ewigen Frühlings, wie die Hauptstädte der Nachbarrepubliken, sondern in jener heißen Tiefregion, die zwar die köstlichsten Früchte der Tropen, aber auch die häßlichen Fiebermiasmen reichlich hervorbringt. Wohl haben die Provinz Chontales und das Hochland Segovia im Nordosten des großen See's ein gesundes liebliches Klima auf ihren verschiedenen Thälern und Abstufungen; sie dehnen sich jedoch nicht zu einem Taffelland aus, das eine großartige Cultur gestattet, wie in den Staaten Honduras und Guatemala.

Diese physischen Verhältnisse äußern ihre traurige Rückwirkung auf den Charakter der Bevölkerung und ihren Culturzustand.

Den Nachtheil in der größern Einförmigkeit des vertikalen Reliefs wiegt dagegen die leichte Durchgangsfähigkeit, die der große See und die geringe Terrainerhebung von dessen südwestlichem Gestade bis zur Weltmeerküste darbietet, hinreichend auf. Nicaragua ist durch seine Naturverhältnisse zu einem großartigen Passageland bestimmt. Das Land kann weit mehr durch Handel und Verkehr, als durch Ackerbau und Ausfuhr eigener Produkte einen hohen Grad von Wohlstand gewinnen. Die Nachbarstaaten Costa Rica und Honduras theilen mit Nicaragua diese Naturprivilegien der Durchgangsfähigkeit nur in einem weit beschränkteren Grade. Auch dort erleichtert zwar die äußere Configuration, die vorherrschende Isthmusform den Verkehr. Honduras und San Salvador besitzen dazu an der Fonteca-Bai den prachtvollsten Naturhafen. Aber leider fehlen diesen Staaten die großen Seen und Tiefebenen im Innern. Keiner ihrer Flüsse hat die Cordilleras wirklich durchbrochen, wie der Rio San Juan de Nicaragua.

An die Herstellung eines schiffbaren Kanals zum Verkehr zwischen beiden Oceanen ist weder in Costa Rica noch in Honduras zu denken. Die Errichtung von Schienenwegen durch die tiefsten Paßeinsenkungen des Gebirges aber würde nur durch sehr bedeutende Kunstarbeiten möglich sein.

Je größer und allgemeiner granitische Gebirgsmassen in den nördlichen Staaten Central-Amerika's auftreten und auf eine ältere plutonische Thätigkeit, welche dem Durchbruch der trachytischen Porphyre vorangegangen, hinweisen, desto mannigfaltiger gestaltet sich das Relief des Bodens, desto reichhaltiger werden die Elemente des Anbaues, aber auch desto mehr mindern sich die Mittel des Verkehrs und die

Vortheile des Landes als Schauplatz der Weltpassage. Guatemala ist von den fünf Republiken die fruchtbarste, malerischste und schönste. Keine der übrigen besitzt eine solche Abwechslung von Stufen, Plateau's und Hochthälern, aber auch keine ist so schwierig für den innern Verkehr und so wenig einladend für den Transit. Die plutonischen Bildungen gewinnen hier bedeutend an Ausdehnung. Schon im Centrum des Landes, nordöstlich von der großen Hochebene, wo die neue Hauptstadt Guatemala steht, treten quarzführende Feldspathsteine überwiegend auf. Der Durchbruch des Granits, der zuweilen durch Vorwalten von Hornblende in Syenit übergeht, hat hier der spätern Erhebung des vulkanischen Porphyrs gleichsam den Weg vorgezeichnet. Seine Ketten haben dieselbe Hauptrichtung. Er ist derselben großen Erdspalte entstiegen, aus welcher die plutonischen und vulkanischen Kräfte in verschiedenen Zeiträumen wirkten. Die älteren neptunischen Gebilde, die Kalke und Schiefer, welche der Granit gehoben und durchbrochen, wurden von ihm theilweise umgewandelt. Der alte dichte, versteinerungsleere Kalk, dessen petrographischer Charakter dem schweizerischen Alpenkalk so ähnlich ist, hat da, wo er in geonitische Massen ganz eingeschlossen ist, sein Gefüge oft merkwürdig verändert, ist körnig und marmorartig geworden. Ein ächter, weißer, körniger Marmor, an Schönheit dem carrarischen nicht viel nachstehend, und zu plastischen Kunstarbeiten vielleicht geeignet, ist zwischen Guastatoya und dem großen Isabal-See im Staat Guatemala massenhaft eingelagert. Die höchste Bergkette, die von dem sogenannten Altos, dem indianischen Hochlande Guatemala's, in südöstlicher Richtung gegen den Golf von Honduras streicht, besteht ebenso wie die höchsten Berge der europäischen Alpen aus Glimmerschiefer und Gneiß, der oft in den sogenannten Gneiß-Granit übergeht.

Granit, Syenit, Gabbro, Euphodit, Grünsteine, Trappsteine und zahlreiche Serpentinkuppen treten dominirend in den parallelen Seitenketten auf. Die Berge in den hohen Alpenland-

schaften von Vera Paz sind geologisch noch nicht untersucht. Aber aus einer Untersuchung der Rollsteine in den Flüssen, die von dort und von den Altos herab, theils nach dem Isabal-See oder Golfo dulce, theils direkt in die Honduras-Bai sich ergießen, und unter welchen der Motagua der bedeutenste ist, ergibt sich eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der dortigen krystallinischen Felsarten. Im Motagua-Bett bei Gualan kann der Geognost in wenigen Stunden eine überaus reiche petrographische Sammlung machen. Die Rollsteine, wenngleich vom Wasser oft weit von ihren ursprünglichen Fundorten weggetragen, weisen sicher das Vorkommen vieler Gesteinarten nach, die nach den herrschenden Ansichten der Geologie aus einer plutonischen Reaktion hervorgegangen, und wenn auch in anderer Weise als die die trachytischen Laven emporgehoben, doch als Produkte des glühenden Erdinnern gelten. Außer den Graniten und Syeniten, dem Glimmerschiefer und Gneiß in den mannigfaltigsten Varietäten fand ich dort auch Grünsteine, Metaphyre, Phonolit, Gabbro, quarzführenden Porphyr und Trappgesteine in sehr zahlreichen Abänderungen. Von jüngern, tertiären Kalkformationen, wie von den versteinerungsreichen sekundären Bildungen aus den Perioden des Jura und der Kreide, sind dort nur wenige Spuren vorhanden. Die Conglomerat- und Tuffschichten in den Hochebenen sind Alluvialbildungen der jüngsten Periode.

Ueberhaupt ist für die Gebirge Central-Amerika's das ungeheure Ueberwiegen der krystallinischen Massengesteine, der plutonischen und rein vulkanischen Bildungen über die geschichteten Formationen durchaus charakteristisch. Wie noch heute keine Gegend der Welt eine mächtigere Reaktion des glühenden Heerdes der Erdtiefe gegen die äußere Rinde durch Vermittlung der zahlreichen vulkanischen Schornsteine nachweist, als der Boden Central-Amerika's, so waren auch in jener ungleich großartigeren Zeit der Geschichte unserer Erdrinde, wo statt isolirter Vulkankegel ganze

Gebirgssysteme den geöffneten Spalten entstiegen, die plutonischen Kräfte hier sichtbar von einer mächtigen und weitwirkenden Thätigkeit. Vielleicht in keinem andern Hochgebirge der Welt überwiegen die erstarrten Gebilde des Feuers mehr wie in den Cordilleras. Die alten Meeresniederschläge wurden zersprengt oder gehoben, die geschichteten Formationen bei Seite gedrängt oder in chaotischen Massen aufgethürmt, meist alle Spuren der Schichtung vernichtet, und das Gestein selbst in seinem Gefüge mannigfach verändert. Diese plutonische Thätigkeit war zweifelsohne eine successive fortdauernde und lange Zeit untermeerische. Die Conglomeratschichten, die man am häufigsten dem plutonischen Massengesteine aufgelagert findet, haben sich aus dessen Trümmern gebildet. Wahrscheinlich ist der größte Theil der nordöstlichen plutonischen Parallelketten erst mit dem großen Durchbruche der vulkanischen Porphyrkette an der Südwestseite über den Ocean erhoben worden. Dieser Durchbruch des Trachytporphyrs und Andesyt's, mit dem sie begleitenden verwandten Gesteinarten, fand, wie die von ihnen gehobenen Schichten aus der Kreide und der Molasseperiode andeuten, in einer der jüngsten geologischen Epochen statt. Ihre kolossalen Bauten beweisen, wie ein berühmter Naturforscher sagt, „daß wenigstens zur Zeit dieser jüngsten Erdrevolution keine Abnahme der Energie jener unterirdischen Kräfte im Vergleich zu den älteren Revolutionen unserer Erdrinde wahrnehmbar sei."

Diese geologischen Verhältnisse, die wir nur in ihrem Gesammtcharakter als nothwendig zur Auffassung des physischen Gemäldes von Mittel-Amerika darstellten, tragen auch wesentlich zum Verständniß der Culturgeschichte des Landes und seiner national-ökonomischen Bedeutung für Gegenwart und Zukunft bei. Ein Gebirgsland mit vorherrschend plutonischen und vulkanischen Felsbildungen, reich an herrlichen Thälern, Terrassen und Hochebenen, die zur Agricultur einladen, ohne jene sehr ausgedehnten Flächen, welche dem Entstehen von großen Seebassins und schiffbaren Flüssen so günstig

sind, wie die weite Thalsenkung Nordamerika's, ist für sich allein nicht berufen, in dem Welthandel und der politischen Herrschaft der Erde eine vorragende Rolle zu spielen. Die Natur hat ihm zwar eine bedeutende Küstenentwicklung nach zwei Weltmeeren mit vortrefflichen Häfen verliehen, aber der Nachtheil des Mangels an schiffbaren Binnengewässern wird damit nicht aufgewogen. Während Nordamerika durch seine weiten Ebenen und durch die schönsten Ströme der Welt, deren ungeheure Wassermassen mit vergleichsweise geringen Hindernissen durch Steppen und Wälder nach beiden Oceanen ziehen, offenbar zu einem Lande bestimmt ist, in welchem durch Eisenbahnen und Schifffahrt der Austausch der Produkte und der innere Verkehr eine in der Geschichte bisher ungekannte Größe zu erreichen berufen scheint, ist Central-Amerika, mit Ausnahme von Nicaragua, dieser Vortheile beraubt. Seine Flüsse strömen nicht, wie der edle Ohio mit seinen grünen Wogen, in ruhiger Majestät durch unabsehbare Flächen. Es sind Gebirgswasser, die meist brausend und tobend von Stufe zu Stufe fallen und durch Querthäler und Schluchten oft mühsam den Durchgang sich erkämpfend, nur in der Nähe ihrer Mündungen, wenige Meilen landeinwärts, befahren werden können. Selbst hier vermögen sie keine Dampfkolosse zu tragen, wie wir sie in Nordamerika fast auf allen Flüssen sahen. Die ungemeine Verschiedenheit der Niveauverhältnisse, welche meist sehr plötzlich in geringen Entfernungen wechseln, macht ebenso die Herstellung von ausgedehnten Eisenbahnnetzen, wie sie bereits die meisten Staaten Nordamerika's besitzen, fast unausführbar.

Die Natur hat also den Bewohnern Central-Amerika's die Mittel eines leichten, vortheilhaften, großartigen Binnenverkehrs, mit dem sie gegen den Norden so wunderbar freigebig war, versagt. Der schmale Strich von Nicaragua, der allein eine Ausnahme bildet, bietet in der Nähe der großen See'n nicht Flächenraum genug zu einer zahl-

reichen Agriculturbevölkerung dar, ohne welche ein bedeutender innerer Handelsverkehr nicht bestehen kann. Dieser zugänglichste Theil des Isthmus wird immer nur bestimmt sein, den Durchzug von Waaren und Reisenden von einem Ocean zum andern zu vermitteln.

Zu einiger Ausgleichung aber ist den Stufen und Terrassen, den Hochthälern und Hochebenen eine unerschöpfliche Fruchtbarkeit und eine merkwürdige Mannigfaltigkeit an Produkten verliehen. Darunter sind viele so werthvoll, daß sie ungeachtet der ungeheuern Schwierigkeit und Kosten des Exports dem Pflanzer und Capitalisten noch einen bedeutenderen Reinertrag bieten, als die Produkte Nordamerika's dem dortigen Landwirth trotz aller der Leichtigkeit ihres Absatzes und ihrer Ausfuhr.

Den besten Cacao, den die spanischen Könige zur Zeit ihrer Herrschaft sich zum ausschließlichen Gebrauch ihres Hofes vorbehielten, liefert die Ebene von Soconusco, die den nordwestlichen Winkel des alten Vicekönigreiches Guatemala bildet, und von Mexico nach der Unabhängigkeit, ungeachtet der Protestationen Guatemala's, widerrechtlich occupirt wurde. Ihm fast gleich an Aroma und Werth ist der Cacao von Nicaragua und von Matina im Staate Costa Rica. Den schönsten Indigo produciren die Küstenstriche von San Salvador. Das Zuckerrohr giebt in allen Tiefebenen Central-Amerika's eine doppelt reichere Ernte, als in Louisiana. Die Baumwolle von Nicaragua, obwohl jetzt nur noch an wenigen Stellen gepflanzt, sucht an Feinheit des Fadens ihres Gleichen und würde die besten Baumwollsorten der Staaten Alabama, Louisiana und Georgia übertreffen, wenn man die gleiche Mühe und Geschicklichkeit bei ihrer Produktion wie im Süden der Vereinigten Staaten verwenden würde. Costa Rica producirt in seinen Hochebenen einen Kaffee vom köstlichsten Wohlgeschmack, der trotz seiner mangelhaften Behandlung bei der Ernte auf dem Lon-

doner-Markt bereits seinen Platz unter den renomirtesten Kaffeesorten findet. Der Kaffeebaum trägt dort drei- bis viermal so viel wie auf der Insel Cuba. In dem Hochthale von Antigua Guatemala wird bekanntlich die schönste Cochenille der Welt gewonnen, welche die mexicanische und canarische an Glanz der Farbe bedeutend übertrifft. Alle diese kostbaren Tropenerzeugnisse werden ohne Sklavenhände, bei einer äußerst mangelhaften Kenntniß der Landwirthschaft und bei sehr nachlässiger Bearbeitung des Bodens durch eine im Ganzen arbeitscheue, schlaffe, ignorante Bevölkerung von vorherrschend indianischer Abstammung gewonnen, und sichern gleichwohl dem Pflanzer, der durch Taglöhner arbeiten läßt, und selten die eigenen Hände regt, einen Reinertrag von zwanzig bis fünf und zwanzig % seines Capitals. Dabei liefern die meisten der großen Tiefebenen vom Mais dreifache Jahresernten, mit drei- bis vierhundertfachem Kornertrag, und der Bananenbaum, der unter allen Pflanzen der Erde im Verhältniß zum Raum, den er einnimmt, den meisten Nahrungsstoff liefert, trägt Fruchttrauben von durchschnittlich 30 bis 40 Pfunden, und ausnahmsweise von 80, ja selbst 100 Pfund Schwere.

In Regionen von 5—6000 Fuß Meereshöhe liefert der Waizen auf einem Boden, der nie gedüngt wird, sehr schöne Ernten, und selbst die Gerste gedeiht vortreffiich auf den Hochebenen und Terrassen der Altos, im alten Indianer-Reiche der Quichen, sowie man dort auch die meisten Obst- und Gemüsearten Europa's mit Vortheil pflanzt.

Das Territorium Central-Amerika's besitzt nicht die unermeßlichen Hochebenen Mexico's, aber es hat vor diesem mit Recht viel gepriesenen Lande, eine reichere vertikale Gliederung, eine größere Mannigfaltigkeit seiner Gebirgsscala und einen schönern Wechsel von Plateau's, Thälern, Berggehängen, isolirten Vulkanen

und Stufen voraus. Es ist im Ganzen noch fruchtbarer, besitzt eine üppigere Vegetation und bietet eine noch größere Auswahl der Klimate dar. Der nordische Einwanderer findet auf der Hochebene von Quesaltenango, obwohl noch unter dem 15. Breitegrad gelegen, die kräftigende Luft seiner Heimath wieder, die ihm sogar noch mehr persönliche Thätigkeit, wie dort, gestattet, da man in dieser glücklichen Region, wo der Thermometer zwischen 50—65° Fahrenheit schwankt, weder die peinliche Hitze eines pensylvanischen Sommers, noch den erstarrenden Frost eines nordischen Winters kennt. Wer von dort in die nahen Tiefebenen sich herunter wagt, wo die Mitteltemperatur des Tages oft bis 90° Fahrenheit steigt, um die Erzeugnisse der Tropen zu ernten, hat dabei das Mittel in der Nähe, sich durch den Ritt eines einzigen Tages von der erschlaffenden Wirkung des heißen Clima's zu erholen, und in der lieblichen Kühle der Andeshöhe den geschwächten Körper zu stählen.

Aus diesen physischen Verhältnissen Central-Amerika's ergeben sich die folgenden Schlusse von selber: Der Schöpfer, welcher den Boden dieses herrlichen Landes mit den wichtigsten Vortheilen segnete, hat es wie gesagt, nicht zu einer politischen Großmacht bestimmt. Aber Central-Amerika ist als ein oceanischer Isthmus mit geräumigen und sichern Naturhäfen vielleicht das wichtigste Passageland der Welt. Also auch von unendlicher commercieller Bedeutung, und zugleich durch die plastische Mannigfaltigkeit seiner Oberfläche mit der Abwechslung seiner Höhenregionen und einer ungemeinen Fruchtbarkeit **ein wahres Paradies für den Landwirth**. Sich selbst und der schlaffen Race, die es gegenwärtig bewohnt, ausschließlich überlassen, würde es eine große malerische Wildniß bleiben, wie es im Ganzen bisher gewesen. Als integrirender Theil eines andern, mächtigen Staatskörpers, der ihm seine commercielle und politische Bewegung mittheilte, ihm

die Kenntniß von seinen schlafenden Schätzen gäbe, und die Kunst, sie zu heben, lehrte, könnte dieser herrliche Erdstrich zu einem der blühendsten und glücklichsten Länder der Welt werden.

Was seine heutige Bevölkerung versäumt, was sie nicht leisten will oder kann, das werden hier dereinst die Söhne einer thatkräftigeren Race vollbringen. Denn Kultur und Civilisation lassen sich in ihrem Weltgange nicht abhalten; am wenigsten da, wo ihnen die Natur selbst die Richtung vorgezeichnet hat, und der ausdehnenden Tendenz des Nordens den herrlichsten Preis verheißt. Central-Amerika ist eines der wenigen Tropenländer der Erde, wo auch die weiße Race physisch vollkommen gedeiht, und wo man ohne das Opfer der Gesundheit und ohne das traurige Uebel der Negersklaverei einem paradiesischen Boden die köstlichsten Erzeugnisse abgewinnen kann. Es bietet dem Norden sehr Vieles, was diesem das Klima versagte, so wie es von ihm sehr viel zu empfangen hat, was zu seinem Fortschreiten nothwendig. Man kann sagen: Beide sind auf den innigsten Wechselverkehr, auf eine politische Einigung unter irgend einer Form angewiesen. Beide sollen als Brüdersterne in der gleichen Planetenbahn um dieselbe Sonne kreisen. „Was Gott zusammenfügte," sagt ein alter Spruch, „das soll der Mensch nicht trennen." Und so wenig es gelingen wird, die hohe Mauer der Andes von ihrer nördlichen Verbindung mit den Rocky-Mountains loszureißen oder der Meeresströmung, die von diesen Küsten gegen Norden treibt, eine andere Richtung zu geben, so dürfte keine Macht der Welt zu hindern im Stande sein, daß die Zukunft in einen Bund vereine, was der große Meister schon verband, als er diesen riesigen Wunderbau der Cordilleras aufführte zu einem gemeinschaftlichen Wohnhause aller Racen und Völker der neuen Welt!

M. W.

II.

Die Reise.

Costa Rica. Abschied von der Louisiana. Mississippi-Mündung. Die Seefahrt. Eine meteorische Erscheinung. Ankunft in San Juan del Norte. Ein deutscher Consul. Don Alvarado. Sympathie für deutsche „Sabios." Der erste Eindruck tropischer Naturformen. Stadt und Bevölkerung von Greytown. Die Californier.

Costa Rica soll nach dem Ausspruch des preußischen Barons Alexander von Bülow und nach den Ansichten der Actionäre der „Berliner-Gesellschaft für Centralisation deutscher Auswanderung," das „gelobte Land" für deutsche Ansiedler sein. Hier soll der Deutsche sich eben so frei und sicher, dabei behaglicher und glücklicher als in Nord-Amerika fühlen, und seine Sprache, Sitte und nationales Wesen bewahren, welche am Ohio und Missouri, von der mächtigen Assimilationskraft des anglo-amerikanischen Elements mit schneller Zersetzung bedroht sind.

Also Freiheit und Geld und ewiger Frühling auf den Hochterrassen der Cordillera's von Mittel-Amerika, und nebenbei noch die Erhaltung dessen, was jedem tüchtigen Manne das Theuerste sein soll! —

Was sind gegen solche Vortheile die Warnungen des gelehrten Doktor Heinrich Berghaus in der Berliner „Adler Zeitung," daß es in Costa Rica auch Vulkane und Erdbeben und in der Winterzeit viel Regen gäbe? Wirklich haben seit einem halben Jahrhundert in diesem Lande durch Erdbeben und Vulkane 17 Menschen ihr Leben eingebüßt! Wie viele Hunderttausende aber haben in derselben Zeit die Kriege Europa's hingewürgt, und mit

welchen Blutströmen werden den deutschen Boden jene künftigen Katastrophen tränken, deren Nahen Jeder ahnet, ohne die Stunde ihres Kommens zu wissen?

Ein Land, welches die Lösung einer so wichtigen Zeitfrage und die Milderung eines so großen Leidens der Gesellschaft verspricht, ist wohl eine Seefahrt durch 20 Breitengrade, ja selbst der vielen Mühen und Entbehrungen werth, welche an der atlantischen Seite den Ankömmling erwarten. Den Naturforscher reizten die Pracht und die Neuheit der Tropenwelt, die nie gesehenen Sternbilder des südlichen Himmels, das großartige Pflanzen- und Thierleben, welches der Urwald der Aequinoctial-Zone birgt. All' jene Erscheinungen winkten so verführerisch vom fernen Central-Amerika, dem unbekanntesten Theil der westlichen Hemisphäre, nach dem Norden hinauf!

Der Dampfer „Daniel Webster," auf dem wir nach San Juan del Norte Passage genommen, fuhr am 22. April 1853 Punkt 9 Uhr Morgens von New-Orleans ab, und schwamm den Mississippi hinunter, nicht eben anmuthig wie ein edel beschwingter Schwan, sondern schwerfällig wie ein Wallfisch, welcher Schwanz und Flossen zum Weiterkommen tüchtig rühren muß. Es war die sieben und vierzigste Seereise die ich angetreten.

Leb' wohl, du schöne Louisiana mit deinen Sümpfen und Mokasinschlangen! Lebe wohl du geschäftige Stadt mit deinen üppigen Weibern, deinen gepreßten Baumwollballen und schwitzenden Negersklaven! Dich und deine liebenswürdige Bevölkerung nie oder doch so spät wie möglich wieder zu sehen, ist nicht der kleinste Wunsch des Scheidenden.

Der selige Vicomte Chateaubriand hat in seiner brillant stylisirten Einleitung zum Roman „Atala," die Louisiana als ein Paradies gemalt. Das Paradies ist fortgezogen mit den alten graubärtigen Büffeln, die der edle Vicomte auf den schwimmenden Eilanden des Stromes noch gesehen zu haben versichert, melan-

cholische Seufzer brüllend über das tragische Geschick, welches Büffel, Rothhäute und französische Kolonisten in der neuen Welt bedrohte. Geblieben sind der Louisiana die Sumpfwälder, die Schwelgerei und die Creolen französischen Namens, einstmals die Reichen und die Herren des Landes, jetzt die Masse der Besitzlosen, die verkommenen Industrie-Ritter, die arbeitscheuen Schlemmer. Vermehrt haben sich im Lande die Baumwollballen, die Zuckerfässer und die Yankees, besonders aber die Neger und die Negerprügel, getreu dem Bilde, welches uns einige wenige wahrheitliebende Federn vom Süden der Vereinigten Staaten entworfen haben. Der Mississippi hat noch bis etwa 25 englische Meilen unterhalb New-Orleans flache, einförmige und langweilige, doch aber üppiggrüne Uferlandschaften, welche zum Theil wohlangebaut, also ganz erträglichen Anblicks sind. Weiter hinab gegen die Mündung werden die Ufer sumpfiger und die Landschaft immer öder und trauriger. Es kommt Einem beinahe vor, als wären die Gewässer der Sündfluth noch vor wenigen Wochen in diesem Schlammboden gestanden, so wüste sieht es aus. Und wenn man sich Balize oder der Stelle nähert, wo sich Leuchtthürme erheben, und der alte Strom im Oceane stirbt, da ist das Naturgemälde so grauenhaft häßlich, daß der Reisende im Ernste mit Dickens Chuzzlewit denkt: er trete bei lebendigem Leibe in das entsetzliche Reich der ewigen Verzweiflung ein.

Um 5 Uhr Nachmittags erreichten wir die alleräußerste Mündung. Hier waren am Ufer gar keine Bäume und Büsche mehr sichtbar. Nur hohes Schilf und Gras, und alte losgerissene Stämme, die der Strom herabgeführt, lagen massenhaft am Lande. Kaum einen Fuß hoch ragte das Ufer über der milchkaffeebraunen Wasserfläche. Der Mississipi hatte seinen höchsten Wasserstand beinahe erreicht, und wälzte ein ungeheures Quantum von schmutzfarbiger Flüssigkeit in das östliche Weltmeer. Sein Bett, das sich schon

unterhalb Natschez bedeutend verengt hat, war wieder von imposanter Breite.

Der alte „Strom Vater" der Rothhäute endigt in einer unübersehbaren Menge von Inseln und Inselchen, welche zum großen Theil durch herabgeschwemmte und im Grunde festgerannte Baumstämme den sogenannten „Snags" entstanden sein mögen, auf welchen der Fluß im Frühling bei Hochwasser seinen Lehm und Sand niederschlägt, und so einen Boden für die Vegetation bildet. Sie sind mit Schilf und vielen Sumpfpflanzen bedeckt und wahrscheinlich der Aufenthalt vieler Alligatoren, deren furchtbare Erscheinung bei Balize der Naturforscher Prinz Paul von Würtemberg uns kürzlich so beredt geschildert hatte, von denen wir aber nicht einen einzigen zu sehen bekamen. Als gewissenhafter Reisebeschreiber hätte ich leider den Auftrag des deutschen Buchhändlers W—. in St. Louis, der in Gemeinschaft mit dem Verleger des Mayer'schen Universums ein illustrirtes Werk über das Mississippithal herauszugeben beabsichtigte, nicht erfüllen können. Dieser Herr bestellte nämlich brieflich bei mir eine Beschreibung der Mississippi-Mündung mit Illustrationen, „bei welcher aber ein paar gestrandete Schiffe und eine beliebige Anzahl von Alligatoren nicht fehlen dürften."

Wie bei den meisten Flüssen, welche in den atlantischen Ocean einmünden, liegt auch an der Mündung des Mississippi eine fatale Sandbarre. Die Schiffe bedürfen daher eines erfahrenen Lootsens, um durch das schmale Fahrwasser durchzugleiten.

Das starke Brechen der Brandung an beiden Seiten verräth gefährliche Untiefen. Die ungeheure Wassermasse des Stromes verdrängt hier das Salzwasser auf eine weite Strecke von der Küste. Wenn längst schon das Schwanken des Schiffes die offene See verräth, behält der Grund doch noch immer die trübe Farbe des Mississippi. Erst 8 Meilen von der Küste erscheint die scharfe

Grenze zwischen der kaffeebraunen Süßwasserfläche und den klaren tiefblauen Salzwasser des Oceans.

Der „Daniel Webster," welcher abwechselnd mit dem Pampero die monatliche Verbindung zwischen New-Orleans und San Juan unterhält, würde vor 15 Jahren noch als ein großer und hübscher Steamer gegolten haben. Jetzt ist er im Vergleiche mit den großen Oceandampfern, welche zwischen New-York und Europa fahren, ein kleines, unbequemes und unreinliches Schiff und führt überdieß eine schlechte Tafel. Der Preis des ersten Platzes ist 75, der des zweiten Platzes 65 Dollars. Deck-Passagiere zahlen 30 Dollars. Wer an die Räumlichkeit, den Luxus und den Comfort auf den Flüssen und Binnen-Seen der Vereinigten Staaten gewöhnt ist, findet hier manchen Grund zur Klage. Die 135 Passagiere waren zu Dreiviertheilen sogenannte „Californier," d. h. Leute, welche nach dem Goldlande gingen, um ihr Glück zu versuchen. Spekulation, Unruhe und Golddurst waren wohl die Reisemotive der Meisten. Auch schlechte Streiche und Verbrechen mochten manchen von ihnen der Heimath entführt haben. Der Phrenelog wie der Physiognomiker hätten hier erwünschte Gelegenheit gefunden, stark ausgeprägte Köpfe und Züge zu studiren und durch Sehen und Betasten die Richtigkeit ihrer Systeme zu prüfen.

Die verschiedenartigsten Leidenschaften hatten offenbar in diesen Gesichtszügen gewühlt. Die Vergangenheit der Meisten war sicherlich eine stürmische gewesen. Die Zukunft vereinigte sie in dem gleichen Streben nach californischen Schätzen. An eine behagliche Unterhaltung mit *solchen* Leuten war nicht zu denken. Die Tagesstunden, welche ihnen vom Essen und Gähnen übrig blieben, füllten sie mit der Conversation über ihre californischen Hoffnungen aus. Von ihrer Vergangenheit mochten nur Wenige gern reden. Der gebildetste Mann unter diesen Passagieren war ein deutscher Arzt, Doktor v. P—z., der eine sehr einträgliche Praxis in New-Orleans aufgegeben hatte, in der Hoffnung, eine

noch einträglichere in San Francisco zu gewinnen. Auch seine Vergangenheit war eine tiefbewegte gewesen. Erschütternd klang die Schilderung der materiellen Noth, die er in der ersten Zeit in Nord-Amerika ausgestanden, wo ihn die Verzweiflung zu einem Selbstmordversuch durch Gift brachte, weil er längere Zeit nicht im Stande war, durch seine Praxis sein tägliches Brod zu verdienen .....

Mit einer breiten Darstellung der Seereise sei der Leser billig verschont. Die Fahrt durch den mexicanischen Golf und durch die westindischen Gewässer war von freundlichem Wetter begleitet. Sonnumblitzte Wölkchen lagerten ruhig an einem sanftblauen Horizonte. Je weiter wir südlicher gegen das karaibische Meer steuerten, um so mehr nahmen die gelegentlichen Erscheinungen von Haien, Delphinen und fliegenden Silberfischen zu, deren Anblick immer einige Zerstreuung in die monotone Fahrt bringt. Auch einzelne Vögel ließen sich ausruhend auf den Schiffsmasten nieder. Möven und Kormorane flogen zuweilen kreischend über die von den Rädern aufgewühlten Wellen. Das merkwürdigste Erlebniß der ganzen Fahrt aber war eine meteorische Erscheinung, die ich auf meinen vorhergegangenen Seereisen nie beobachtet hatte.

Es war am fünften Tage unserer Fahrt, beim Eingang in das karaibische Meer, als der Anblick des Himmels sich veränderte. Der mächtige Cumulo-Stratus*), der gewöhnlich gegen Mittag unter den Wolkenformen dominirte, ging in einen einfarbig grauen Nimbus über. Um 3 Uhr Nachmittags erfolgte der reichliche Niederschlag. Die Sonne stand etwas westlich vom Zenith, in schräger Richtung von dem Punkte, wo über der Meeresfläche durch die Berührung des in dicken Tropfen fallenden Platzregens der Wasserdunst aussprühte. Während der graue Nimbus unter

*) Der Cumulo-Stratus oder die gethürmte Haufenwolke von gebirgsartigem Ansehen, bildet sich gewöhnlich vor dem Ausbruch der Gewitter.

der Sonne sich zertheilte, entstand durch Strahlenbrechung ein wunderschöner Regenbogen, nicht an der Wolkenhöhe, sondern dicht über der Fläche des Meeres. Bei mäßiger Wellenbewegung rückte dieser Meeres-Regenbogen gegen das Schiff vorwärts, zu einem immer weitern Bogen sich vergrößernd. Die Stärke des Farbenspieles wechselte, je nachdem die Sonne freistand oder durch dunstige Schleier mattere Strahlen warf. Erst eine Minute später wurde über dem tiefen Meeres-Regenbogen ein schwächerer Himmels-Regenbogen in der Wolkenregion sichtbar. Dieses seltsame wunderschöne meteorische Spiel wiederholte sich später noch einige Male, doch minder farbenprächtig. Die Wolken, die sich vom Nimbus wieder zu gethürmten „Haufenwolken" gestalteten, waren am reinblauen Aether mit strahlenden Rändern umflossen, während der Kern dunkel blieb: ein ungemein pitoreskes Schauspiel, dem eben nur die Purpurtinte des nordischen Himmels fehlte.

Am Morgen des 28. April zeigte sich das ersehnte Land, womit alle Passagiere trotz den meteorischen Erscheinungen und den fliegenden Fischen sehr zufrieden waren. Zuerst sah man eine hellgraue Gebirgskette von vulkanischen Kegeln überragt, dann die tieferen Uferwälder, an deren Saum der weiße Schaum einer mächtigen Brandung emporspritzte. Gegen Mittag keuchte der „Daniel Webster" mit schweren Athemzügen in die halbmondförmige Bay von San Juan del Norte hinein.

Kleine Segelboote, jedes mit zwei halbnackten Negern bemannt, kamen von der Stadt herbeigefahren, sobald der Steamer seine Anker geworfen. Der Hafen ist im Ganzen nicht so tief, wie ihn Herr von Bülow schildert, und die Seichtigkeit der nächsten Uferstellen hindert die Dampfer, nahe der Stadt anzulegen. So ist jeder Reisende zur Zahlung eines Tributs von einem Dollar für Hin- und Herfahrt nach dem Städtchen verurtheilt, wenn er nicht vorzieht, an Bord seines Schiffes einen langweiligen Tag mit

Gähnen und Warten auf die Ankunft des kleinen Flußdampfers zu verleben, welcher manchmal im Rio San Juan stecken bleibt und dann die Geduld der „Californier" auf eine sehr harte Probe stellt.

Californiens Candidaten versagen sich nicht leicht einen Zeitvertreib, so lange noch Gemünztes in der Tasche klimpert. Sie fuhren auch diesmal zahlreich an das Land ohne andern Zweck, als sich in den Schenken zu amüsiren. Die schwarzen Kahnführer gewinnen in einer Viertelstunde wohl so viel, um einen Monat zu leben. Die meisten sind freilich nur die Tagelöhner weißer Herren, oder müssen für die Boote einen hohen Miethpreis bezahlen, der ihre Einnahme schmälert. Bei frischem Wind schnitt das kleine Boot flink durch das blaugrüne Meerwasser, und wir betraten bald nach der Mittagsstunde die tropische Erde.

Die Erscheinungen, die uns hier gleich im ersten Augenblick begrüßten, waren seltsam genug, um Nordländer, welche die Aequinoctial-Zone nur aus Büchern kannten, und sich innerhalb 6 Tagen um volle 20 Breitegrade nach Süden gerückt sahen, zu einigem Erstaunen zu zwingen. Unbekannte Bäume mit mächtigen Laubgewölben und von jenen hohen und edlen Formen, wie sie nur tropischer Lichtreiz im Bunde mit einer feuchten Atmosphäre und konstanter Wärme erzeugt, schauten uns im Vollschmucke ihrer grünen Pracht, fremdartig an. Unser Fuß wandelte auf sensitiven Mimosen. Bei jedem Tritte unter uns ein trauerndes Senken der Zweige und Blattstiele, ein ängstliches Zusammenziehen der Blättchen, als wenn sie sich fürchteten oder schämten! Dieselbe Mimosa pudica, welche voriges Jahrhundert in Europa noch als Rarität angestaunt wurde, als selbstbewegende Sinnespflanzen, Naturforscher und Naturphilosophen, besonders aber den alten Göthe, so sehr interessirte und noch heute in unsern deutschen Treibhäusern die Verwunderung der Damen erregt, wenn deren schöne Finger der spröden Pflanze keine andere Empfindung, als die des scheuen Zurückschauderns abzugewinnen vermögen. — Dieselbe Pflanze

bildet auf den Plätzen und Gassen der Stadt ein dichteres und häufigeres Unkraut, als bei uns Hühnerdarm und Gänseblümchen. Besondere Blumenpracht aber war in den Gärtchen, welche die meisten Häuser umgeben, nicht sichtbar, und nur der Pisang zeigte sich in paradiesischer Pracht. Seinen saftig-grünen, glatten, gewaltigen Blättern, die sich vom cylindrischen Stamme lichtdurstig nach oben drängen, sieht man es wohl an, daß ihnen die weiche, feuchtwarme Luft dieses Strandes vollkommen behagt.

Zu den verschiedenartigen Erscheinungen der Pflanzenwelt, denen wir nur den flüchtigsten Blick gönnen durften, gesellte sich der entsprechende Thiercharakter. Die Thiere sind hier freilch meist gefangene, aber sie werden nicht aus weiter Ferne hergebracht, sondern sind als wilde Waldbewohner auch die nahen Nachbarn dieser Wald- und Sumpfstadt. Feuerrothe Arrase, die mit gestutzten Flügeln sich auf Holzstämmen frei bewegen durften, begrüßten uns gleich bei den ersten Häusern mit ihren häßlichen Schnabeltönen. Affen und Aeffchen dreierlei Art sind die Hauslieblinge der hier angesiedelten Europäer und betragen sich auch gegen Fremde zutraulich und possirlich genug, um sogleich deren volle Gunst zu gewinnen. Nicht so buntscheckig stolz, wie jener große Papagei und nicht so beweglich lustig, wie jene schlanken Aeffchen, ist ein andrer nur geduldeter Haus- und Hofgenosse dieser südlichen Zone. Es ist der einfärbig schwarze Urubu (Chatartes foetens), ein Aasgeier mit nacktem Kopfe, welcher so melancholisch wie die Farbe seines Gefieders und in wahre Todesgedanken vertieft (— denn er rührt sich ja nur vor den Todten —) zu Haufen und Gruppen auf allen Dächern sitzt, im Hofe mit dem zahmen Geflügel herumspaziert, und wie bei uns Storch und Schwalbe, auf den Respect, oder mindestens die Toleranz des Menschen vertraut, wozu er als nützlicher Aaasverzehrer, und sonst ganz harmloser Vogel vollgültigen Anspruch hat *).

*) Auf die Tödtung eines Aasgeiers ist in Californien eine Geldstrafe von 5 Piastern gesetzt. Diese Geier verzehren auch mit Gierde die menschlichen Excremente.

Wir hatten Empfehlungsbriefe an einen Herrn —m—, Kaufmann und Consul, welcher schon seit einigen Jahren in San Juan wohnt, und dem üblen Rufe, den die Stadt durch schlechtes Clima, Hitze, Unsicherheit und Langeweile genießt, zum Trotze es aushält, vielleicht belohnt und getröstet durch einträgliche Geschäfte und die Hoffnung, künftig noch lucratifere zu machen. Er hatte damals eine große, offene Bude mit den verschiedenartigsten Waaren, aus England, Frankreich, Deutschland und Nord-Amerika *).

Herr —m— war nicht zu Hause und an seiner Stelle präsidirte seine Gattin, die neben dem spanischen noch französisch sprach, im Verkaufslokal. Señora —m— ist stark brünett und hat eine scharf ausgeprägte männliche Physiognomie, die auf einen sehr festen Charakter zu deuten schien. Nachdem wir uns vor dieser interessanten Ladendame verneigt, vertrauten wir ihr Namen, Stand und Reisezweck an, und erbaten uns ihren klugen Rath, auf welche Weise wir möglichst schnell, bequem und billig nach San José, der Hauptstadt Costa Rica's, unserm nächsten Reiseziel, gelangen könnten. Da die Dame unsere deutsch geschriebenen Recommandations-Briefe nicht lesen konnte, legten wir ihr das Beglaubigungsschreiben vor, welches uns Don Felipe Molina, der Gesandte Central-Amerika's in Washington als Talisman zu Schutz und Trutz eingehändigt hatte, und worin er die reisenden „Sabios alemanos“ dem Wohlwollen seiner Landsleute dringend empfiehlt.

Die brünette Señora hatte californische Goldsucher, amerikanische Speculanten und Abenteurer aller Art, auch wohl irische Proletarier, deutsche Handwerksbursche, ungarische Refugiés, überhaupt pilgernde Glücksritter und Pechvögel der meisten Nationali-

*) Bekanntlich wurde San Juan del Norte (Graytown) durch die Amerikaner im Jahr 1854 bombardirt und größtentheils zerstört. Die meisten Kaufleute haben seitdem das Städtchen verlassen, von dem fast nur Ruinen übrig sind. Als einer der besseren Häfen am karaibischen Meer, ist San Juan del Norte noch immer wichtig, und wir werden bei der Schilderung von Nicaragua diese kurze Skizze ergänzen.

täten und Sorten in San Juan landen und unter ihrer Ladenthüre rathfragend stehen gesehen. Deutsche Naturforscher und Doktoren der Philosophie schienen ihr eine völlig neue Erscheinung zu sein. Vom Strohhut bis zu den Schuhen wurden die „Sabios" aufmerksam, gemustert und man schien etwas unsicher bei der Schätzung des Verhältnisses, in welchem ein deutscher „Filosofo" zu spanischen Pesos stehe.

Daher hütete sie sich auch, uns den Preis zu sagen, zu welchem ihr Eheherr uns bis zur Muelle des Sarapiqui schaffen könnte, und lenkte das Gespräch auf andere Gegenstände. Zuerst war von dem kleinen interessanten Greifschwanzaffen die Rede, welchen Dr. B.....z soeben unter der Thür liebkoste. Dann sprach man vom künftigen Präsidenten der Republik Costa Rica, als welchen uns die Señora den Don Felipe Molina bezeichnete. Das ganze Volk, sagte sie, verlange ihn zu seinem politischen Führer. Als Bekannte und Verehrer des Don Felipe klang uns diese Neuigkeit überaus angenehm. Leider wußte in Costa Rica selbst kein Mensch davon, und wenn wir uns später auf die Mittheilung der Señora —m— von Greytown beriefen, hinderte nur die spanische Höflichkeit, daß man uns nicht offen auslachte.

Inzwischen trat der braunbärtige Gemahl der braunfarbigen Señora in den Laden, und klagte über einen Fieber-Anfall, den er an diesem Tage gehabt. Lange sei Herr —m— fast allein unter den Europäern des Orts vom Fieber verschont geblieben, nun aber habe der Genuß von ein Paar leidigen Bananen ihm doch noch dazu verholfen. Hierauf las Herr —m— die ihm überreichten Empfehlungsbriefe. Als *** Consul äußerte er, versteht sich, vor den Documenten seiner hohen Behörden, hohen Respekt. Nicht minder hoch, äußerte er, schätze er die deutsche Wissenschaft und Gelehrsamkeit, was er thatsächlich dadurch bewies, daß er für ein kleines Räderboot nach dem Sarapiqui den hohen Preis von 100 Dollars begehrte.

Sonst machte Herr —m—, als er vernahm, daß wir am Sarapiqui vielleicht einige Zeit sammelnd und jagend verweilen würden, eine recht grauliche Schilderung von den Schrecknissen jener Wildniß, welche natürlich in einer Unzahl von Panthern, Schlangen u. s. w. bestanden. Diese Nachricht hätte für sammelnde Naturforscher und Jäger erst etwas recht Anziehendes gehabt. Aber Herr —m— fügte die minder anziehende Bemerkung bei, daß bei hohem Wasserstande die Fahrt auf den Flüssen gar langsam und langweilig von Statten gehe, und daß wir am Landungsplatze des Sarapiqui nicht mit voller Sicherheit auf Maulthiere zählen könnten.

In Folge dieses Berichts waren wir nahe daran, den Reiseplan so weit abzuändern, daß wir zuerst Nicaragua mit seinen großen und schönen Binnen-Seen besuchen und sodann von der Seite des stillen Oceans nach Costa Rica gehen wollten. Aber auch an der Westküste bot das Eindringen in das schöne Gebirgsland nicht geringe Schwierigkeiten dar. Die Flüsse, welche vom westlichen Abfall der Cordilleras nach dem stillen Ocean fließen, hatten bei dem ungewöhnlich frühen Eintritt der Regenzeit, wahrscheinlich hohen Wasserstand und keine Brücken. Die Dampfschiff-Verbindung zwischen den westlichen Häfen Central-Amerika's existirte noch nicht. Eine Bongo-Fahrt nach Granada aber ist kostspielig und wegen der ungemein stürmischen Natur des großen Sees von Nicaragua, wenn nicht eben gefahrvoll, doch widerwärtig genug.

Mit schwankenden Entschlüssen verließen wir unsern würdigen Landsmann, und besuchten den Señor Alvarado, einen Eingebornen, welcher in San Juan Geschäfte treibt, und an der Mündung des Sarapiqui auch eine Wirthschaft hält. Dieser Mann hatte ebenfalls Boote und Ruderer zu seiner Verfügung, und wir wurden schnell mit ihm handelseinig. Für ein solides Boot mit 3 Mann verlangte er bis zur Muelle nur 60 Dollars, also 40 Dollars weniger, als unser braunbärtiger Landsmann, der Consul, der so hohen Respect vor hohen Empfehlungen, und eine so hohe Ach-

tung für die deutsche Wissenschaft hegte. Dem fremdländischen, braunhäutigen Don Alvarado hatten wir keine deutschen Consulats-Briefe zu zeigen und er selbst hat mit keiner Sylbe eine Vorliebe für deutsche Wissenschaft und deutsche Doktoren geäußert!

Noch einige andere deutsche Ansiedler wurden von uns heimgesucht. Vor Allen ein Kneipenwirth und Zuckerbäcker, der an seinem Häuschen ein niedliches Blumengärtchen hatte mit prächtigen Bananenbäumen in der Mitte. Er war eigentlich ein Schreiner seines Handwerks, hatte aber in der Fieberluft der Tropen das Arbeiten verlernt und klagte über den Verlust seiner Kräfte in Folge langen Fieberleidens. Jetzt lebte er davon, den durchreisenden Californiern Getränke zu verkaufen und denen, welche nicht reich genug waren, sich in den amerikanischen Hotels einzulogiren, Quartier zu geben. Derselbe führte uns auch in das Haus eines deutschen Ingenieurs, der uns aber nur eine Minute empfangen konnte, da ihn eben der kalte Schauer eines beginnenden Fiebers schüttelte.

Also alle Deutschen schienen hier mehr oder minder leidend! Das gab zu seltsamen Betrachtungen Anlaß über das gerühmte Clima von San Juan del Norte, welches nicht nur besser als das von Moine und San Thomas, sondern nach der Behauptung des Herrn von Bülow sogar „ganz gesund" sein soll. Der deutsche Ingenieur hatte allerdings auf einer Reise, die er kürzlich in das Innere gemacht, einige gezwungene Diätfehler begangen, und nach ausgegangenem Brod- und Reisvorrath, besonders den köstlichen Bananen mehr zugesprochen, als rathsam war. Aber die Banane ist sonst eine milde und gesunde Frucht, nahrhafter noch als die des Brodbaumes, wie Herr von Humboldt sagt, und wird selbst auf den Antillen ohne Nachtheil genossen. Auf den Hochebenen von Costa Rica ersetzt sie den ärmsten Volksklassen nicht blos das Brod, sondern Fleisch und Gemüse zugleich. Wo der mäßige Genuß einer im Ganzen so gesunden Frucht das Wechselfieber erzeugt, da sind offenbar endemische Ursachen vorhanden,

welche dieses traurige Leiden begünstigen, das hier selten lebensgefährlich ist, wohl aber die Körperkräfte langsam aufzehrt.

Auch der Anblick der Umgebungen, der physische Charakter der Landschaft ist nicht geeignet, die Behauptung des Herrn von Bülow zu unterstützen, der sie wahrscheinlich Herrn Molina nachgeschrieben hat. Ueberall morastiger Boden, feuchte Wälder, dichter und üppiger Pflanzenwuchs, welcher jeden Spaziergang hindert, und weite Ausflüge auf dem Lande unmöglich macht. Die besten amerikanischen Cautschuck-Stiefeln sind zum Eindringen in diese Sumpfwälder nicht hinreichend, und nur nacktbeinige Indianer, gleich geübt im Waten wie im Kriechen, vermögen hier dem Wilde nachzuschleichen. Ich versuchte mit Dr. P.....z eine Excursion in südlicher Richtung zu machen, konnte aber selbst am Meeresstrande nicht weit fortkommen. Der Boden wich unter unsern Füßen, und die netzförmig verschlungenen Zweige erschwerten ungemein das Fortkommen.

Dazu fiel Nachmittags ein tüchtiger Regen. Sträucher und herabhängende Baumzweige waren von feuchten Perlen schwer. Die Zahl der blühenden Pflanzen, die ich beobachtete, war nicht bedeutend, die Mehrzahl der Exemplare aber zeigte eine außerordentliche Größe und Farbenpracht in dem fremdartig geformten Corollen. Insekten waren wenige zu sehen. Dagegen belebten ziemlich viele tropische Vögel die höheren Bäume, und ihr buntes Gefieder glänzte durch das Grün der Wipfel. Am reichsten aber vertreten scheint hier die schleichende und kriechende Thierwelt: die Klasse der Reptilien.

In den Ländern des Nordens ist es erklärlich, wenn diese Thiere noch mehr Ekel als Schrecken einflößen. Die vorherrschende Farbe der Schlangen, der Saurier und der Lurchen ist bei uns eine düstere, fahle, erdbraune oder graue. In der lichtreichen Zone zwischen den Wendekreisen, wo kein Nebel die Atmosphäre füllt, kein Schnee die Erde deckt, und fast kein Tag ohne Sonnenschein

vergeht, hat auch das, zum Staube herabgebeugte Thier, auf dem nach der Genesis der Fluch des Schöpfers lastet, seinen Antheil an dem Schmucke, dem Glanze der Farben und der Zierlichkeit der Zeichnung wie jene glücklichen Luftbewohner, die sich im Sonnenscheine tummeln. Die meisten Schlangen Central-Amerika's haben prächtige Farben, die man leider nur an den lebenden Exemplaren bewundern kann. Nur wenige Saurier und amphibische Sumpfbewohner, Leguane und Krokodile sind davon ausgenommen. Prachtvoll grünblau und violett ist das Gewand vieler Lacerten, manchmal mit den schönsten Augenflecken geziert. Alle Iguaniden und behelmten Eidechsen, die wir zahlreich durch die Büsche schlüpfen sahen, haben dasselbe Prachtkleid. Der Fang dieser Thiere ist aber schwierig, da sie nicht nur ungemein schnell laufen können, sondern auch an der dichten Vegetation eine kaum bezwingbare Festung haben. Alle Saurier, die wir haschen wollten, hatten an dem Sumpfboden und den Stachelgewächsen solide Verschanzungen, die wir nicht überschreiten konnten. Vor unsern trübfarbigen Reptilien in Europa haben sie außer der bunten Schönheit ihrer Haut, auch einen gewissen Stolz in Haltung und Bewegung voraus, und die Kammeidechsen trugen noch in vollem Laufe ihren behelmten Kopf hoch aufgerichtet. Die Eidechsen- und Schlangen-Jagd der Aequinoctial-Zone erfordert eine ganz andere Taktik als die, welche der Reptilien-Sammler in den höheren Breiten-Graden erlernt. Dieselben praktischen Mittel, die uns in der Louisiana zu so vielen seltenen Reptilien verholfen, wollten hier nicht einschlagen. Hände und Beine waren an den Stachelgewächsen wund gerissen und von den schönen Iguaniden wurde nicht ein einziges Exemplar gefangen.

Etwas kleinlaut über diese mißlungene Excursion, kehrten wir nach der Stadt zurück, und beschlossen, uns durch einige ethnographische Studien für die karge zoologische Ausbeute schadlos zu halten. Dazu schien eben günstige Gelegenheit vorhanden. Vor einer

Branntweinschenke, an der wir vorübergehen mußten, stand eine ziemlich zahlreiche Versammlung der Landeskinder: halbnackte central-amerikanische Proletarier, hier meist Vadinos und Zambos, eine vorherrschende Mischung von Indianer- und Negerblut, dem eine Beimischung der edlern spanischen Race etwas hellere Farbe und menschlichere Züge als den Afrikanern und Eingebornen untermischten Blutes verliehen hat. Man war sehr lebendig; man schrie, man lärmte, zankte und prügelte sich ein wenig. „Welch eine herrliche Gelegenheit zu ethnographisch-anthropologischen Studien!“ meinte Doktor von P.....z. Braune Dirnen mit vergoldetem Halsschmuck und schweren Ohrringen, den Nacken ganz, den Busen mehr als halb, fast ganz entblößt, nur ein Hemd und farbiges Unterkleid tragend, drängten sich mit frechen Geberden heran, und fragten uns: ob wir von Californien kämen?

Diese Mädchen haben nämlich eine ganz eigene Vorliebe für die „Californier;“ nicht gerade ob deren liebenswürdig feiner Manieren, als eines andern Elements wegen, das mitunter die Taschen der von den Sakramento-Thälern Heimziehenden füllt. Eine gewiße plastische Schönheit ließ sich diesen Frauenzimmern nicht absprechen. Voll, gerundet und mitunter auch stramm, straff und drall war der jugendliche Körper; von einer südlichen Anmuth war aber nichts zu sehen, nicht einmal jene allernatürlichste, welche der Schöpfer doch so vielen Vögeln und vierbeinigen Geschöpfen des Tropenlandes, z. B. dem bunten Eichhörnchen und der Turteltaube, der Antilope und dem Colibri gegeben. Californier mögen das wohl nicht so genau nehmen, und die fleischliche Fülle und üppige Schönheit der Grazie vorziehen. Auch der wilde und freche Ausdruck der Gesichter dieser Dirnen hat jenen wohl nie denselben Ekel eingeflößt, wie den beiden anthropologischen Beobachtern, die eben müde von der Waldexcursion heimkehrend, doch nur wenige Augenblicke bei der Volksgruppe verweilen wollten.

San Juan del Norte oder Greytown, wie man es heute

heißt, ist im Grunde ein elendes Nest, dem bis jetzt weder die Wichtigkeit seiner geographischen Lage, noch die ziemlich günstige Beschaffenheit seines Hafens zu einem schmucken oder imposanten Ansehen verhelfen konnte. Der Unterschied der Verhältnisse zwischen Mittel- und Nordamerika ist hier recht augenfällig. Wenn in den fernsten Wildnissen des Westens der Vereinigten Staaten eine Stadt entsteht, so hat selbst deren Embryo einen gewissen grandiosen Zug, welcher den künftigen Riesen andeutet. Mitten unter den kleinen Wohnhütten sieht man da auch schon drei- und vierstöckige Kolosse und nicht zwei Jahre vergehen, ohne daß Thürme aufragen, Kirchen und Schulhäuser entstehen, und Zeitungen erscheinen, an Stellen, wo man wenige Jahre zuvor noch Büffelstiere gejagt und wilde Enten geschossen. Ein neustes überraschendes Beispiel dieser Art sind die Council-Bluffs am obern Missouri. Dort stehen die Wigwams der Buffalojagenden Omahas und Pawnees noch in nächster Nähe der Niederlassung, und doch haben bereits amerikanische Spekulanten Prachthotels errichtet, die an Größe und Räumlichkeit manchen deutschen fürstlichen Palästen nicht nachstehen.

In San Juan verdanken einige von den hübscheren Häusern ihr Entstehen amerikanischen Spekulanten. Aber die Yankees zeigen im Allgemeinen noch wenig Lust, ihre Dollars in diese fremde Erde zu stecken, so lange sie nicht deren wirkliche Gebieter sind. Wenn einmal das Sternenbanner der „Union" über dem Hafen von Greytown flattert, dann werden Riesenhotels und vierstöckige Kaufhäuser noch schneller entstehen, als in den Wildnissen am obern Missouri. Verkehr und Gewinn haben an dieser Landenge, bei der wachsenden Bedeutung des Westens, eine gesicherte Zukunft, und jener vielköpfige Koloß wird auch hier Nichts fahren lassen, was er einmal gefaßt hat. So lange die politische Lage der Stadt noch schwankend ist, und bald der kleine Mosquito-König unter dem Patronat Englands bald die elende Republik Nicaragua oder

der Staat Costa Rica Ansprüche auf deren Besitz macht, wird sie trotz ihrer geographischen Wichtigkeit kein Seeplatz ersten Ranges werden.

Die Spanier haben den Hafen von San Juan im Jahre 1525 entdeckt, aber keine dauernde Niederlassung hier gegründet. Die Naturpracht an den Ufern des San Juan-Flusses reizte sie nicht. Hatten sie doch schon anderwärts der schönen Länder genug im Besitz, und Peru und Mexico boten viel lockendere und greifbarere Reichthümer, als die schönen Wälder und der fruchtbare Boden Nicaraguas. Ganz Central-Amerika war unter der spanischen Colonialherrschaft auffallend vernachlässigt, obwohl schon die reiche Küstenentwicklung an zwei Oceanen, die Configuration und die plastische Form des Landes, nämlich seine geringe Breite, die tiefe Einsenkung der Cordilleras und die Bequemlichkeit der natürlichen Wasserstraßen mit Benutzung der beiden großen Binnen-Seen von Nicaragua und Managua das Interesse einer tüchtigern Regierung und eines unternehmenden Handelsvolks auf diese Gegenden als ein natürliches Weltpassageland gelenkt haben würde.

Erst im Jahre 1796 wurde San Juan als spanischer Colonialhafen für Nicaragua und Costa Rica gemeinschaftlich eröffnet. Nach der Unabhängigkeitserklärung nahm die Föderal-Regierung Besitz davon bis zum Jahr 1838, wo der letzte Föderal-Congreß tagte, und das mittel-amerikanische Staatenbündniß in Trümmer fiel.

Die jetzt isolirten Freistaaten Nicaragua und Costa Rica, deren Grenzen der San Juan-Fluß bildet, hatten auf den wichtigsten atlantischen Hafen dieser Zone gleichmäßigen Anspruch. Er mußte demjenigen Staat zufallen, welcher der schnellere und entschlossenere oder der kriegsmächtigere war.

Die Nicaraguenser waren im Zugreifen flinker, und hatten im Kriegsfalle auch alle strategischen Vortheile, besonders die Leichtigkeit der Bewegung für sich. Nicaragua ist mehr ein Staat der

Ebene und der Wasserregion. Seine bedeutendsten Städte liegen nahe den Ufern der großen Landseen und in geringer Andeshöhe.

Costa Rica ist ein Gebirgsland und seine Hauptstädte liegen auf den höheren Plateaus der Cordilleras zwischen 4—5000′. Mächtige Vulkangruppen und dichte Urwälder trennen sie vom atlantischen Ocean und vom San Juan-Fluß. Die Republik Costa Rica hat daher wohl gethan, einen Kampf zu vermeiden, der ihr um so geringern Erfolg versprach, als ihre Bevölkerung auch ungleich weniger kriegerischen Geist besitzt, als das halbwilde Mischvolk der Nicaraguenser.

Letztere erfreuten sich nicht lange des schönen Besitzes, aus welchem ein politisch-unmächtiger, finanziell und moralisch zerrütteter Staat wenig oder nichts zu machen wußte. Der kleine Mosquito-König, welcher als Nachbar und nomineller Herrscher des atlantischen Küstengebietes zwischen Honduras und Nicaragua ein noch besseres Anrecht, als die beiden jungen Freistaaten auf den Hafen zu haben vermeinte, oder dem diese Idee vielmehr von dem englischen Agenten in Bluefield eingeblasen war, warf am 1. Januar 1848 die Nicaraguenser Behörde unter dem schweigenden Beistand eines englischen Kriegsschiffs aus San Juan hinaus. Zu Ehren seines politischen Vormundes, des englischen Gouverneurs von Jamaica, nannte der Mosquito-König seine neue Acquisition Greytown. Die Zwerg-Republik mußte sich von dem Zwergkönig die Insulte gefallen lassen, im Hinblick auf den Riesen, der mit seinen schwimmenden Donnermaschienen, hinter dem gekrönten Pygmäen von Bluefield stand. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als in den sauern Apfel des Diplomatisirens zu beißen, der dem Gedemüthigten einen kleinen Trost und dem Schwachen wenigstens einen Hoffnungsschimmer übrig läßt.

Seitdem werden die Unterhandlungen fortgesetzt, jeder der verschiedenen erbberechtigten Staaten macht seine Ansprüche geltend. Die Vereinigten Staaten, die damals durch den Streit mit Mexico

nordwärts beschäftigt waren, und die Intervention Englands geschehen ließen, erkannten etwas spät ihr Versehen. Sie suchten es dadurch wieder nachzuholen, daß sie den Engländern in Central-America starke politische Concurrenz machten. Greytown wurde durch den am 19. April 1849 zu Washington abgeschlossenen Clayton-Bulwer'schen Vertrag, zu einem Freihafen erklärt, die politische Unabhängigkeit Central-Amerikas festgestellt, und die Verbindungsstraße am atlantischen Ocean als ein neutrales Gebiet betrachtet.

Greytown hat seitdem den Charakter einer Freistadt angenommen, die ihre Behörden nach englischem Modus wählt, sich selbst verwaltet und ihre Angelegenheiten selbst schlichtet. Mayor oder Bürgermeister der Stadt war im Jahre 1853 Mr. Martin aus New-Orleans. Der Mosquito-König hält freilich noch immer an seinen Souveränitäts-Prätensionen fest, und die beiden Freistaaten haben ihre Ansprüche nicht aufgegeben. Der Streit aber um den faktischen Besitz des Hafens, ist bei diesem schwebenden Stand der Dinge auf unbestimmte Zeit vertagt.

Das Städtchen selbst ist in geradlinigen Straßen von viereckigen Plätzen durchschnitten, nach einem Plane regelmäßig angelegt. Straßen und Plätze führen englische Namen. Nach dem Landungsplatze ist der Victoria-Square, wo auch das britische Consulatshaus und die englisch-protestantische Kirche steht. Dann folgen parallel mit dem Strande die größeren Plätze King-George- und Palmerston-Square. Sie sind mit Bretterhäusern und Baracken umgeben, und das Unkraut wuchert üppig auf dem Boden. Die westliche Begrenzung dieser Plätze bildet die lange Shepherd-Street, in welcher die meisten Hotels stehen.

Ohne die Catastrophe von 1854 würde Greytown in einigen Jahrzehnten wohl einen regelmäßigeren und etwas imposanteren Anblick als damals gewährt haben. Wahrscheinlich blüht ihm trotzdem noch eine schöne Zukunft. Größere Häuser werden die Hütten ersetzen, ein Pflaster wird Schmutz und Unkraut verdrängen. Die

Linien der Straßen sind gezogen, aber die Bauunternehmer waren lediglich auf Nutzen und Bequemlichkeit bedacht, und ließen zwischen ihren Häusern breite Lücken. Bei dem ersten flüchtigen Anblick glaubte man nur eine bunt und regellos zusammengewürfelte Häuser- und Barrackenmasse ohne einen ordnenden Bauplan zu sehen. Obwohl in den letzten Jahren manche hübsche Häuser entstanden sind, trug das Ganze doch noch ein recht armseliges Gepräge und der Reisende, der aus den „Vereinigten Staaten" kam, merkte gleich, daß die Yankees hier zur Zeit noch die Gäste und die durchziehenden Passagiere, nicht die Herren des Landes waren. Seinen malerischen Schmuck verdankte das Städtchen nicht Menschenhänden. Im Osten ist der Strand vom blaugrünen wogenden Antillenmeer umgürtet, im westlichen Hintergrund vom dunklen Waldgrün umkränzt.

Der Hafen von Greytown hat eine Hufeisenform, und ist durch eine von Osten nach Westen, von der sogenannten Punta Arenas auslaufenden schmalen Landzunge oder Puntilla, die am äußersten Ende nach Süden sich umbiegt, gegen die Gewalt der Brandung geschützt, die hier in der Nähe, wie überall an der atlantischen Küste Central-Amerikas, heftig und gefährlich ist. Er hat neben einzelnen Untiefen, immer hinreichenden Ankergrund. Die Nachtheile des Hafens sind: sein geringer Umfang, eine schmale Einfahrt, ziemlich viele Sandinseln und die beträchtliche Entfernung des Ankergrundes vom Landungsplatze. Da die meisten ankommenden Schiffe nur Dampfer sind, welche nur Reisende bringen und nicht lange verweilen, während größere Kauffahrteischiffe nie in beträchtlicher Zahl anlegen, so hat man diese Nachtheile bis jetzt noch wenig gefühlt.

Drei Steamerlinien unterhalten jetzt regelmäßige Verbindung zwischen Greytown, Europa und den Vereinigten Staaten. Zweimal monatlich berühren die englischen Steamer der West-Indian-Mail von Southampton, St. Thomas und Jamaica kommend,

den Hafen und legen die Reise gewöhnlich in 26 Tagen zurück. Sie bringen die Correspondenz für Central-Amerika und Californien. Der Preis des ersten Platzes in der Kajüte ist 60, der der zweiten Kajüte 35 bis 40, der des Zwischendecks 20 Guineen. Von New-York nach Greytown fahren amerikanische Dampfer ebenfalls regelmäßig zweimal im Monat in 9—10 Tagen. Die Preise schwanken und richten sich nach dem jedesmaligen Stande der Frequenz und der Concurrenz. Das Gleiche gilt von den Steamern welche zwischen New-Orleans und Greytown fahren und denen der Telegraph von New-York im Namen der Unternehmer vor jedesmaliger Fahrt den Preis vorschreibt.

Der wohlhabende und tonangebende Theil der Bevölkerung von Greytown sind Fremde. Engländer und Nord-Amerikaner herrschen vor. Eingeborene Nicaraguenser, meist Mischlinge mit vorherrschendem Indianerblut, bilden das niedere Volk, und dienen als Träger und Ruderer. Einige wenige haben auch Kramläden und Schenkstuben. Man schilderte sie uns als ein faules, freches, liederliches und diebisches Gesindel. Die politischen Revolutionen, welche Nicaragua ungleich öfter als Costa Rica heimgesucht und die Anarchie, welche diese Zerrüttung begleitete, haben den Charakter der Bevölkerung gründlich verdorben. Eine Masse von nichtsnutzigen Landstreichern hat sich gewöhnt, unter die Fahne irgend eines der politischen Parteiführer zu treten, und in seinem Solde ihre Tortillas ohne Arbeit zu essen.

Die californischen Passagiere bringen das meiste Geld nach Greytown und beleben Handel und Wandel. Mit jeder Ankunft eines Dampfers entsteht hier eine eigenthümliche Bewegung. Die Segelboote fahren aus, um Passagiere zu kapern, die Hotelwirthe öffnen ihre Speisekammern und decken ihre Tische, die Schenkwirthe füllen die Flaschen ihrer Bar-rooms *). Die braunen Dirnen

*) Bar-rooms heißen die amerikanischen Schenktische, an denen man die Erfrischungen stehend genießt.

legen ihren glänzendsten Flitterschmuck an. Stiller und sparsamer, aber auch minder angesehen und gehätschelt sind die Passagiere, welche nach Westen ziehen, als jene, welche von dort her kommen. Besonders in früheren Jahren, wo der Goldreichthum am Sacramento und Feather-River für den Einzelnen ganz andere Resultate wie heute lieferte, begleitete die Californier stets ein eigenthümlicher Glorienschein. Eine wilde Lustigkeit und Genußsucht zog mit ihnen in allen Gast- und Schenkhäusern Greytowns ein, wo durch Zechen, Spielen und Liebeln die californischen Taschen merklich an Gewicht einbüßten. Diebstähle und Todschläge in Folge von Trunk und Spiel kamen und kommen hier noch heute nicht selten vor. Freilich ist jetzt die wilde Bande der Californier ungleich kleinlauter geworden, seitdem die Finger nicht mehr so stolz wie ehedem in der vollen Tasche klimpern. Gar Mancher kommt jetzt vom Sacramento so arm, oder ärmer zurück, als er hingegangen war.

M. W.

III.

Fahrt auf dem Rio San Juan. Naturcharakter. Ein erster Bivouac in einer tropischen Wildniß. Der Sternenhimmel. Die Mosquitos. Das Vegetationsgemälde. Eine Affenjagd. Die Congos. Alvarados Hütte. Der Sarapiqui. Pflanzen und Thierleben. Ankunft an der Muelle.

Der erste Frühstrahl des 29. April 1853 wurde im Hafen von San Juan mit warmen deutschen Jubelruf begrüßt. Der Tag, den eine prächtige Morgensonne aus sanfter Himmelsbläue ankündigte, sollte ein altes Sehnen stillen, das ich vom Knabenalter an gehegt: die Natur der Tropenwelt in der Nähe kennen zu lernen, — den südlichen Urwald mit seinen reichen Erscheinungen und hehren Herrlichkeiten, nicht bloß zu schauen, sondern auch zu bewohnen, in ihm zu leben.

Señor Alvarado war nach Landessitte nicht pünktlich gewesen. Mit früheſtem Morgenanbruch hatte er zu kommen versprochen; die Sonne stand aber schon hoch am Horizont, als der bräunliche Costa Ricenser mit dem Kahne und den drei Schiffern erschien. Er wiederholte seine Versicherung, daß wir in 3 Tagen an der „Muelle" des Sarapiqui ankommen sollten, empfahl uns seinen Leuten, und rief uns mit höflicher Hutlüftung sein „Addios Caballeros" nach, nicht ohne zuvor die für die Fahrt bedungenen Piaster sorgfältig gezählt zu haben.

Die drei Schiffer gehörten drei verschiedenen Racen an. Der Steuermann war ein spanischer Creole, einer der beiden Ruderer ein starker, handfester, muskulösgebauter Neger, der dritte ein jun-

ger, hochgewachsener Indianer, dem einige Beimischung von spanischem Blut ein feineres Gesicht und einen helleren Teint als den unvermischten Eingeborenen gegeben. Der nackte Körper dieses Jünglings war von einer so ebenmäßigen, plastischen Schönheit, wie sie in Europa selten ist, und ein Bildhauer hätte ihn wohl als Modell zu einer Antinous-Statue brauchen können. Im Hafen waren Indianer und Neger noch ziemlich anständig gekleidet, d. h. sie trugen wenigstens kurze Beinkleider. Unterwegs machten sie sich's ganz bequem, behielten nur das Halsschnürchen mit dem Kreuze und das Palmenhütchen auf dem Kopfe, und setzten den übrigen Körper, nackt von der Stirne bis zu den Sohlen, der vollen Glut der Sonne aus. Nordländer thun in dieser Zone wohl, den entgegengesetzten Grundsatz sorgfältiger Verhüllung zu wählen. Die Tropensonne versengte in wenigen Stunden jeden nackten Körpertheil, den wir ihr aussetzten, dergestalt, daß die Haut sich ablöste, und derselbe brennende Schmerz wie von einer gewöhnlichen Brandwunde entstand.

Der Rio San Juan ist ein ziemlich ansehnlicher Fluß von ungefähr 79 englischen Meilen Länge, der bis zur Einmündung in den Sarapiqui eine durchschnittliche Breite von 500—1200′ hat. Seine Tiefe wechselt von 4—40 Fuß, sein Wasser hat eine schmutzgrüne, in's gelblichte spielende Farbe. Der Fall des Flusses beträgt 128 englische Fuß per Meile, und dessen Strömung außer den Stromschnellen 60—100′ per Minute. Mit der Majestät der großen Ströme Nord-Amerikas, wie des Ohio und des Mississippi, läßt er sich natürlich nicht vergleichen, auch hat er nicht das klare durchsichtig grüne oder goldgelbe Wasser des St. Lorenz, des Saguenai und der vielen schönen Flüsse Canada's *).

---

*) Der Rio Colorado, eigentlich nur ein Arm des San Juan, welcher sich nach einem Lauf von ungefähr 5 Leagues ebenfalls in den atlantischen Ocean ergießt, entzieht demselben eine Wassermenge, welche nach Baily's

Dafür bietet er ein überaus malerisches Bild durch seine baumreichen Inseln und eine Walduferdecoration an beiden Seiten, die fast eben so hohe, dichtbelaubte grüne Kolosse, wie am Niagara, und dabei unendlich mannigfaltigere Formen zeigt. Palmen mit schönen Kronen von nicht sehr beträchtlicher Höhe, und namentlich Königspalmen sind am linken Ufer oberhalb San Juan vorherrschend, nehmen aber ab, je weiter man stromaufwärts vorrückt. Sie stehen hier in einem Sumpfwalde, und wir konnten ihre verschiedenen Arten nicht genau unterscheiden. Die Baum-Flora am rechten Ufer von Costa Rica zeigt weniger Palmen, dafür aber sehr hohe und dickstämmige Cedrelen und Manglebäume, Akazien, Mimosen, wilde Pisangs, Voladoren, Ceibas, Mahagonys und eine reiche Auswahl anderer Tropenbäume, deren generischen Charakter wir beim schnellen Vorüberschweben auf unserm Kahne nicht zu erkennen vermochten. Gegen Mittag umschifften wir die langgestreckte Insel „de la Providencia, und erreichten gegen 2 Uhr die Mündung des Rio San Juanillo, eines Seitenarmes vom Hauptflusse, der etwa 5 Leguas lang ist, und weniger Inseln und Untiefen als der eigentliche Fluß hat, daher auch von den Pongos und andern kleinern Ruderbooten mit Vorliebe befahren wird.

Dieser Flußarm ist übrigens so seicht, daß unser Kahn manchmal auf dem Grunde stecken blieb. Der Indianer und der Neger sprangen dann immer behend in den Fluß, schoben den Kahn in das Fahrwasser zurück und stiegen wieder ein, ohne eine Furcht vor den großen grauen Krokodilen zu verrathen, die doch ziemlich zahlreich im Flusse sein sollen.

Es kam uns gleichwohl im Laufe der ganzen Flußfahrt nur ein einziges Krokodil zu Gesicht, ein sehr junges Exemplar von aschgrauer Farbe mit sehr gewölbter Schnauze, ähnlich dem mexika-

---

Berechnung in der trocknen Zeit (März) 253,602 Cubic-Fuß, und in der Strom- oder Regenzeit (Juli) 772,560 Fuß betragen soll.

nischen Crocodilus Rhombifer. Es lag auf einem aus dem Wasser ragenden Baumstamme im Sonnenschein schlafend, und der Schall der Ruderschläge weckte es nicht. Wir fuhren dicht an ihm vorüber und erst, als ihm unser Begleiter eine volle Schrotladung auf den Kopf schoß, erwachte es, stürzte sich sogleich in das Wasser und verschwand.

Obwohl das Gefälle des Flusses vor seinem Austritt aus dem großen See, von Nicaragua an bis zu seiner Mündung, nur 128 F. beträgt, so ist die Strömung stellenweis doch ziemlich heftig, und bei hohem Wasserstande würden drei Ruderer nicht hinreichend sein, ein mäßig beladenes Boot wie das unsrige, rasch vorwärts zu bringen. Der Neger und der Indianer, die auf kleinen Brettchen am Vordertheil standen, bedienten sich gewöhnlich langer Stangen, mit denen sie, auf den Grund stoßend, das Fahrzeug schoben. Nur an Stellen, wo der Fluß sehr tief oder reißend war, griffen sie zu den Rudern und arbeiteten dann in kurzen Ruderschlägen mit einer Energie und Hast, die neben der Ruhe und den langgedehnten Ruderstößen eines venetianischen Gondoliere nicht wenig abstechen würde. Während des Fahrens plauderte oder sang der Indianer, und liebte überhaupt den Lärmen, während der Neger schweigend seine Arbeit verrichtete und am liebsten nur mit Zeichen der Hand sprach.

Um 2 Uhr wurde am Ufer Halt gemacht, um das frugale Mahl zu verzehren. Wir hatten uns auf 10 Tage mit Zwiback, Reis, Zucker, Thee und Cognac versehen, und führten noch für den Nothfall eine Blechschachtel voll von dem Fleischpulver (meat biscuit) des Amerikaners Gail Borden, mit uns. Von letzterem werden 2—3 Löffel voll in Wasser gekocht, und geben dann einen ziemlich angenehm schmeckenden nahrhaften Brei, der uns in Gegenden, wo die Jagd durchaus keine Beute gewährte, die Fleischsuppe ersetzte. Wir können es allen Reisenden der Wildniß als eine wohlnährende Substanz empfehlen, die den Hauptvortheil hat,

sich gut zu conserviren und wenig Raum im Gepäcke einzunehmen.

An diesem Tage wurde nur eine mäßige Strecke Weges zurückgelegt. Die drei nordischen Reisenden waren über den Anblick des tropischen Vegetationsbildes, welches stromaufwärts immer großartiger und herrlicher wurde, so entzückt, daß sie ihre Fahrleute gar nicht zu großer Eile spornten, vielmehr öfters den Kahn Halt machen ließen, wenn ein schöner Wasservogel, oder ein kolossales Reptil eine günstige Jagd versprach. Es kamen an diesem Tage weder Affen, noch Papageien, noch Colibris zum Vorschein, dagegen sahen wir kleine Tanagras mit prächtigen Farben häufig durch die Uferbüsche schlüpfen, und bunte Tukana mit gewaltigen Schnäbeln ließen sich hie und da auf den Wipfeln sehen. Auch verschiedenen Watvögeln begegneten wir und schossen eine hübsche Rohrdommelart (Ardea minor), die auch in der Louisiana vorkommt, und einen prächtigen schneeweißen Silberreiher (Ardea candidissima), der eine auffallende geographische Verbreitung hat, und vom Aequator bis zur St. Lorenz-Mündung an den Ufern der großen Ströme und Seen einsam lebend gefunden wird. Er ist ein schlauer, boshafter Vogel und beißt, wenn er nur flügellahm geschossen wird, den langen Hals ausschnellend, wüthend auf den Jäger, der ihn aus dem Wasser hascht.

Wir nahmen unser Nachtlager auf einer sandigen Stelle, wo unsere Schiffer gleich einen ziemlich reichen Fund an Schildkröteneiern machten. Sie erkennen die Stellen an den Spuren, welche die hier sehr großen gepanzerten Chelonier bei ihren nächtlichen Landungen im Sande zurücklassen. Diesen Fußspuren gehen die Leute nach bis an die Stelle, welche am stärksten durchwühlt ist. Hier kann man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die Eier vermuthen, welche 2—3 Fuß tief im Sande stecken. Um sie sicher zu finden, sticht man mit einem spitzigen Holzstecken in den Sand. Der Stock durchbohrt leicht die dünnhäutige Eierschale; Dotter und

Eiweis verrathen genau die Stelle, wo die, wie Taubeneier großen, runden Cheloniereier gewöhnlich 80 bis 100 oder mehr in Einem Haufen beisamen liegen.

Nachdem wir uns durch ein Bad und ein frugales Abendmahl gestärkt hatten, legten wir uns unter die Ruderstangen, die unsere Leute aufwärts in den Sand gesteckt, und an die wir ein Paar Decken und eine Wachsleinewand befestigt hatten, um uns gegen möglichen Regen zu schützen.

Bei völliger Unkenntniß des Landes und des Charakters seiner Bewohner waren wir mißtrauisch, und beschlossen, daß immer Einer den Andern ablösend, die Nacht durchwache. Wir hatten dabei nur jene vage Ahnung unbekannter Gefahren, wie sie jedem Neuling im Tropenlande bei seinen ersten Bivouaks in der Wildniß befällt. Bestimmtes wußten wir nicht, aber wir dachten, daß, so nahe am Flusse, irgend ein scheußlicher Alligator uns einen Nachtbesuch abstatten, oder daß ein blutlüsterner Jaguar, aus dem dichten Walde hervorkommend, uns überfallen könne. Später, wenn man längere Zeit in diesen Ländern gelebt und gereist, und an die einsame Beiwacht im Walde sich mehr gewöhnt hat, lacht man sich selber aus, spottet jener wohl verzeihlichen Neulingsfurcht, und trotzt Gefahren, welche anfangs die Phantasie erschrecken. Zwar giebt es in der That ziemlich viele Panther im Walde und Krokodile im Wasser, aber es sind scheue Thiere, und wagen sich nicht leicht an den Menschen, dessen Erscheinung vielmehr allen vierbeinigen Bestien Schrecken einflößt. Ungleich mehr, als die feindlichen Quadrupeden, fürchteten wir freilich einen Nachtbesuch von raub- und mordlustigen Eingebornen. Die Halb-Indianer, welche auf den Bongos vorüberfuhren, sahen wild und roh genug aus, um sie jeden Verbrechens fähig zu halten, und gegen unsere eigenen Leute schien uns die größte Vorsicht nöthig. Auch in diesem Punkte modificirt man später Ansichten und Maßregeln, sobald man die Ueberzeugung gewonnen, daß die Feigheit und die Indo-

lenz der Eingebornen weit mehr, als ihre Gutmüthigkeit sie vor Verbrechen abschreckt, bei denen sie für sich irgend einen Schaden durch den kräftigen Widerstand des Gegners befürchten.

Schon ein Paar Wochen später, als wir in Costa Rica das allenthalben herrschende Vertrauen und den harmlosen Charakter des Volks bemerkten, gewöhnten wir uns an ruhigen Schlaf im Bivouak unter wildfremden Menschen, und lächelten über die komische Rolle, die wir, mit Gewehr, Dolch und Pistolen bis an die Zähne bewaffnet, als nächtliche Schildwachen an den Ufern des Rio San Juan gespielt hatten.

Die Dämmerung ist bekanntlich in den Tropen von geringer Dauer. Morgen- und Abendroth existiren fast nicht. Nie bringt hier die untergehende Sonne durch Lichtbrechungen jene glänzenden Prachteffecte hervor, wie man sie in den Zonen des Nordens so häufig erlebt. Wir erinnerten uns bei dieser Beiwacht jener lang dämmernden Abende im höhern Norden Amerika's, und selbst in unsern europäischen Alpen, wo rothschimmernde Wolken als reiche Purpurmäntel den Zenith umwallen, oder am Nadir der gebirgsartig angehäufte Cumulo-Stratus die Bilder mächtiger Vulkane mit feuersprühenden Kratern an die Himmelsdecke malt. Im frischesten Angedenken waren uns die glänzenden Lichterscheinungen des Horizonts an jenen schönen Sommerabenden, die wir ein Jahr zuvor an der Mündung des majestätischen St. Lorenz-Stromes und an den Ufern des Saguenai erlebt und bewundert hatten. Bei solchen Erinnerungen mußten wir gestehen, daß der Norden doch auch seine eigenthümlichen Naturreize habe, und daß wenigstens nicht alle Schönheiten dieser Schöpfung in der Nähe des Erdgürtels vereinigt sind.

Dafür besitzt der tropische Himmel mehr Anmuth durch das schönere Blau des Aethers, und mehr Mannigfaltigkeit durch reichere Wolkengestaltungen. Zwar sind hier die Grundformen der Wolkenbildungen ganz dieselben wie im Norden, und wie sie Howard

in sein meteorologisches System gebracht hat. Man erblickt in den verschiedenen Tageszeiten den Cirrus und den Cumulus, am Hochgebirge der Cordilleras die tiefstreichende Schichtenwolke (Stratus), und bei den täglichen Gewittern der Regenzeit den hochgethürmten Cumulo-Stratus, der über die Andes-Vulkane noch höhere Gipfel zeichnet, und aus dem die prächtigsten Blitze zucken, ehe der Niederschlag erfolgt. Aber diese Wolkenfiguren sind, bei der starken Verdünstung des Wassers, im Süden dichter, und rascheren Verwandlungen unterworfen; ihre schärferen Umrisse zeichnen sich auf einem reineren Grunde. Der tägliche Regen, der in dieser Jahreszeit die Luft von Dünsten reinigt, verleiht der Atmosphäre eine wunderbare Durchsichtigkeit. Der Horizont glänzt im sanftesten Blau, und die Gestirne strahlen von diesem reinen Firmament in jenem „ruhig planetarischen Lichte," wie sie uns Alexander von Humboldt in seinen Naturgemälden so reizend geschildert hat.

Zum ersten Mal in unserem Leben sahen wir an einem und demselben Horizont die schönen Sternbilder des Südens mit denen des Thierkreises und den Sternen des Nordens vereinigt: das Schiff Argo und den Centaur, Skorpion und Jungfrau und gegenüber den Schlangenträger und den nordischen Bären, der an der äußersten Schwanzspitze den Polarstern führt, den treuen Freund der nordischen Zone, der für uns nie auf- und nie untergeht. Ein Jahr zuvor hatte ich an der Mündung des Sanct Lorenz-Stromes in einem Lager, das halb aus nomadisirenden Eskimos, halb aus Indianern bestand, denselben Stern so manchen Abend neben andern Himmelscollegen betrachtet, welche die alten Astronomen die „Tänzer" nannten, weil sie, wie jener, unermüdlich gleichsam den Pol umtanzen. Die Eskimos kannten den Polarstern, auch die Indianer von Unter-Canada, während die Indianer von Nicaragua ihn unbeachtet lassen, dafür aber das wunderschöne Sternbild des Orion mit den drei Prachtsternen seines Gürtels, und

mehr noch das südliche Kreuz, als auffallende Gestirngruppen kennen. Die Schönheit und der Lichteffect des Kreuzes, mit Sternen verschiedener Größe, welche Stoyer zuerst am südlichen Himmel benannt hat, und deren erster Anblick unsern Humboldt auf seiner Wasserreise nach der Aequinoctialzone so mächtig begeisterte, wird offenbar noch gehoben durch die Nachbarschaft jener sternenleeren Himmelsstellen, der sogenannten Kohlensäcke, die sich zu beiden Seiten mit unergründlicher Tiefe in die schmale Milchstraße einsenken. Dante hat in seiner göttlichen Comödie dieses wunderschönen Sternbild's prophetisch gedacht, lange ehe es den Astronomen bekannt war. Ob allein die Phantasie und der Zufall den großen Sänger zu dieser seltsamen Entdeckung verholfen, oder ob er durch Marco Polo, der schon im Jahre 1295 von Java zurückgekehrt war, davon gehört hatte, ist ungewiß. Von einzelnen Sternen leuchteten nächst den beiden Pracht-Planeten Venus und Jupiter und dem Sirius, dem glanzreichsten Himmelsstern, besonders prächtig der Canopus, der das südliche Steuer des „Schiffes" führt. Dagegen war eine der wunderbarsten Himmelserscheinungen, welche unsern berühmten Landsmann bei seiner Reise nach den Aequinoctial-Gegenden erfreuten, hier noch nicht sichtbar. Wir meinen jene großen Nebelflecke, die man unter dem Nämen der Magellan'schen Wolken am südlichen Himmelsgewölbe kennt. Sie erscheinen erst deutlicher am Aequator, und man muß, um sie vollkommen zu sehen, bis an den südlichen Wendekreis vordringen. Dagegen schimmerte am reinen Himmelsgrunde sehr scharf der Nebelfleck im Orion. Etwas schwächer erschienen uns die Nebelflecken im Sternbilde der Jungfrau.

Man braucht nicht eben zu Sheakspeare's irdischen Pathen zu gehören, die am Himmel, „Gevattern gleich, jedweden Stern benennen," um sternenheller Nächte sich zu freuen; wer aber jene schönen Himmelsfiguren richtiger zu deuten weiß, als der große Haufe oder der Wilde, der sie mit dumpfem Erstaunen betrachtet,

auf den werden sie immer eine mächtigere Anziehungskraft üben. Seitdem Lord Rosse mit seinem fünf und fünfzigfüßigen Riesentelescop viele der fernsten und schwächsten Nebelflecke in Sternenheere aufgelöst hat, sieht man jene schwachen Lichtreflexe mit wunderlichen Empfindungen an. Ohne daß es der Wissenschaft bisher gelungen ist, in die geheimnißvolle innere Natur der Sonnensysteme einzudringen, ist für uns schon das Bewußtsein ergreifend, daß von dorther unsere Augennerven Strahlen berühren, welche von ihren Photossphären in Zeiten ausgegangen, die in einer unermeßlichen Vergangenheit hinter uns liegen, in Zeiten, wo noch kein König Cheop's den Grundstein zu einer ägyptischen Pyramide legte, wo der alte Nimrod noch nicht in Babylon jagte, wo selbst Vater Noah noch nicht mit Floh und Löwe im plumpen Kasten schwamm. Nach so vielen Jahrtausenden der Reise dient uns jetzt erst der alte Strahl des Nebel-Stroms, wenn Mond und Sonne schwinden als mattes Himmelslämpchen, um in Gesellschaft anderer Gestirne den dunklen Aether, der sich über uns wölbte, wie die einsame Urwaldwildniß, die uns umgab, mit geisterhaften Geflimmer zu verklären.

Unsere mitternächtlichen Sternenbetrachtungen am Rio San Juan hatten ihren Grund nicht so ganz allein in jener astronomischen Begeisterung, die uns der Anblick der neuen, niegesehenen Gestirnbilder und Nebelflecke des südlichen Himmels einflößte; sie waren vielmehr ziemlich erzwungener Art; denn eine andere stärkere Macht als der Sternen-Enthusiasmus, als die Furcht vor Räubern, Krokodilen und Jaguarn, die nicht zum Vorschein kamen, scheuchte uns hier den Schlaf aus den Augen. Jene centro-amerikanischen summenden Dipteren, die als „Mosquitos" berühmt geworden sind, und diesem atlantischen Strand den Taufnamen gegeben haben, kamen mit einbrechender Nacht aus Busch und Wald herangepflogen, um den deutschen „Sabios" summenden Gruß und stechenden Kuß zu bringen. Einzeln hatten wir die Plagegeister schon früher kennen gelernt. Hier stellten sie sich zum ersten Male

massenhaft ein. Obwohl wir in Reisebüchern oft gelesen, daß aller Schutz durch Verhüllung gegen die Quäler fruchtlos sei, machten wir doch mancherlei Versuche, die leider sämmtlich mißglückten. Unsere Schiffer hatten den nakten Körper bis über den Kopf mit Wolldecken umwickelt und schienen, der Plage gewohnt, ziemlich fest zu schlafen. Derselbe Versuch schützte uns wohl allenfalls vor den Stichen, aber das noch qualvollere Summen drang selbst durch die Wolldecke so durchdringend stark, daß an Schlaf nicht zu denken war. Diese unheimliche, monotone, nervenquälende, ruheraubende Musik macht die Mosquitos noch unausstehlicher, als ihr schmerzhafter Stachel, gegen den man sich noch eher schützen könnte.

Auch diese Mosquito-Plage muß man selbst erlebt haben, um ihre eigenthümliche Natur und absonderliche Unleidlichkeit ganz richtig zu würdigen. Viele mögen sich vielleicht diese Marter weit größer vorstellen, bevor sie solche selbst erlebten, aber schwerlich wird man sie sich so gedacht haben, wie sie wirklich ist. Als das einzige Mittel, diese Dipteren wenigstens von den Ohren fern zu halten, bewährte sich uns nur unabläſsiges Auf- und Abgehen. Den Gehenden plagen die Mosquitos nur mäßig. Bei ihrem summenden Flug beobachten sie eine gewisse Regularität, indem sie den Kopf des Liegenden erst ein paar Mal umkreisen, bevor sie sich stoßweise zum Stechen niederlassen. So lange wir am Fluß im Sternenschimmer, den nächtlichen Stimmen des Waldes lauschend, spazieren gingen, war die Qual erträglich. Zuletzt aber forderte die Natur ihre Rechte und jenes physiologische Gesetz, welches jeden menschlichen Organismus zum nächtlichen Liegen zwingt, behauptete über Musquitos und Räuber- und Krokodilfurcht, wie über tropische Sternenbegeisterung, die Oberhand. Erst gegen Morgen versanken wir in einen unruhigen Schlummer, den diesmal auch der feuchte Gruß flüchtig ziehender Wolken auf eine halbe Stunde unterbrach.

Am Morgen des 30. April setzten wir sehr frühe unsere Fluß-

fahrt fort. Die Luft war angenehm kühl, bis die Sonne über die Waldwipfel schien, worauf der Thermometer bis 88° F. stieg. Viele Thierstimmen aus dem Walde begrüßten den Tag. Deutlich unterscheiden konnte ich in diesem wilden Conzert die Krokodilstimmen aus dem Flusse, halb wiehernd wie ein altes Roß, halb brüllend wie ein mäßiges Kalb. Ich hatte dieselben Laute in den Mississippi-Sümpfen unterhalb New-Orleans bei jedem Jagdausflug gehört, so oft ein Schuß fiel. Hier klangen die Stimmen der größeren gepanzerten grauen Loricaten etwas dumpfer und baßvoller, als in den Bayous der Louisiana. Am Tage liegen die Krokodile auf einsamen Sandinseln und Baumstämmen schlafend im Sonnenschein, bei Nacht und in der Morgenkühle gehen sie vorzugsweise ihrem Fraße nach.

Auch viele Vogelstimmen wurden laut, die meisten von sehr unmelodischer Art. Am stärksten und weitschallendsten aber tönte die Stimme des bösartigen, dunkelbraunen Brüllaffen (mycetes) oder Congo, wie ihn hier die Eingebornen nennen. Dieses Thier, welches gewöhnlich nur auf den höchsten Bäumen sich aufhält, hat an der untern Kinnlade eine knöcherne Trommel, die durch die blasige Auftreibung des Zungenbeines gebildet wird, und mit dem Kehlkopf in Verbindung steht. Mittelst dieser Einrichtung erhält die Stimme einen ungeheuern Umfang und einen furchtbaren Schall. Der Neuling im Tropenlande stellt sich, wenn er dieses Geheule hört, gewöhnlich die gefährlichsten Thiere, wie Tieger (Jaguare) und Pumas (amerikanische Löwen) vor, die sich aber hier nicht so häufig hören, und noch seltener sehen lassen, während der Brüllaffe eines der gemeinsten Säugethiere an der Ostküste Central-Amerika's ist.

Wir fuhren heute aus dem Rio Juanillo in den Hauptfluß zurück. Viele große Kähne, Bongos genannt, mit Palmendächern für die Passagiere versehen, und von nakten Indianern gerudert, plätscherten an uns vorüber. Die meisten kamen von Granada

oder gingen dahin, und führten Passagiere und Waaren. Gegen Mittag hielten wir vor einer Hütte an, welche, von glänzenden Bananenbäumen umgeben, auf erhöhter Uferstelle stand. Dr. Scherzer besuchte die Hütte, während ich am Saume des Waldes streifte. Die Wände der Hütte bestanden aus Baumästen, welche in Zwischenräumen von einigen Zollen aufrecht in den Boden eingeschlagen waren. Das Dach war dicht mit Palmblättern bedeckt. Die Tropenbewohner fürchten nur die Nässe, die von oben kommt, nicht die durchziehende feuchte Luft, die immer milde ist, und sie tragen daher stets mehr für das Dach, als für die Wand Sorge. Im Inneren wiegte sich eine stattliche Frau von spanischer Abkunft in einer Hängematte. Sie trug ein buntes Unterkleid, der Oberleib war durch ein weißes, stark ausgeschnittenes Hemd nach Landessitte nur halbbedeckt. Ihr nackter Fuß stak in elegant lakirten Schuhen. Sie schien sich mit ihrem zehnjährigen hübschen Knaben in dieser Einsamkeit wenigstens nicht zu langweilen. Auch machte sie wahrscheinlich gute Geschäfte, denn die vorüberfahrenden Boote halten hier gewöhnlich an und unsre Schiffer tauschten Zwiback und Schildkröten-Eier gegen schöne Bananen aus, die in schweren Trauben von den Bäumen hängen. Kleider, Küchengeräthschaften und Lebensmittel waren der vielen Ameisen wegen, an Bindfaden aufgehangen; ein dichtes Mosquito-Netz war über das Bett gebreitet. Nachdem man Lebensmittel und höfliche Redensarten ausgetauscht, setzten wir unsere Flußreise fort.

Die Schönheit des Vegetationsgemäldes kam uns weiter stromaufwärts noch imposanter vor. Dicht am Rande des Flusses wuchert häufig wildes Zuckerrohr auf feuchtem Grunde oder hohe Schilfpflanzen, oben kronförmig sich vertheilend, bilden den Saum. Darüber erhebt sich jene dichte, überaus üppige, vegetabilische „Wand", welche unter diesen Breitegraden die waldigen Flußufer charakterisirt. Denn nur hier, wo immer Licht, Wärme und Feuchtigkeit gleich mächtig zusammenwirken und durch die Kohlensäure der schnell

verwesenden Pflanzen auf dem Grunde eine beständige Nahrungsquelle zur Bildung der kräftigsten Riesenstämme und der dichtesten Zweig- und Blätternetze in die Atmosphäre steigt, drängen sich die Organismen ungleich dichter und massenhafter zusammen, als im Innern des Waldes. Die Arten wechseln beständig und höchst selten stehen Bäume und Büsche von derselben Art in größeren Gruppen beisammen. Auch die malerischen Formen sind überaus mannigfaltig. Bald sieht man Pisangbäume, Museceen und Scitanieen mit nicht hohen saftreichen cylindrischen Stämmen und dünn und locker gewebten, zartgestreiften, seidenartig glänzenden Blättern, bald baumartige Gräser „mit dem Ausdruck fröhlicher Leichtigkeit", bald Bombaceen und Malvaceen, letztere mit prachtvollen Blüthen, oder hohe Mimosen, aus den Geschlechtern Desmanthus, Acacia, Gleditschia, denen eine schirmartige Verbreitung der Aeste eigen ist, wie den italienischen Pinien. Die reichen und stolzen Kronen der Kokospalmen, welche wir hier leider nie von bedeutender Höhe sahen, waren verschwunden, und statt ihrer schmückte der schlanke Schaft und die leichte Krone der Makenkapalmen die höheren Uferstellen. Palma real nennen hier die Eingebornen eine prachtvolle Palme mit kurzem rauhen Schaft, der eine gewaltige Krone mit gefiederten Blättern von 20′ bis 30′ Länge trägt, während die ächte Königspalme (Oreodora regia — auf den Antillen Palma real oder Palmito genannt) an den höheren Uferstellen auf trockenerem Grunde wächst. Sie erscheint hier höher, schlanker, ohne die breite Anschwellung an der Basis des Stammes, wie in den Umgebungen von Havanna, hat aber eine kleinere Krone, die das schmucke Blüthensträuschen gar hübsch ziert. Andere Palmarten, tiefer im Innern des Waldes sind nur durch Lücken sichtbar, denn ihre ungemein zierlichen, doch nicht hohen Kronen, ragen nicht über die dichteren, höheren und breiteren Blätterschirme anderer Baumarten heraus. Die gefiederten Palmen sind im Ganzen weit zahlreicher als die gefächerten, die

nur selten, wie die Mauritiuspalme (Mauritius flexuosa) mit ihren schönen goldfarbigen, fast eiförmigen Früchten in kleinen Gruppen erscheinen.

Der Character dieser Pflanzenwelt ist nicht blos in botanischer Hinsicht, sondern auch in Bezug auf die Physiognomik der Landschaft von den Floren der Louisiana und Mexico's merkwürdig verschieden. Im Süden der vereinigten Staaten sind es Magnolien, Lebenseichen, südliche Föhrenarten und Sumpfcyressen mit den traurigen, mattgrünen Schmarotzern der Tillandria Usneoides, und in Mexico die steifen Formen von Bromelien, Agaven und Cacteen, im Hochlande aber die Eichen, welche den Landschaften ihren eigenthümlichen Character geben. Noch in den südlichen Gegenden der Louisiana bringt das massenhafte Zusammenleben gewisser Pflanzenarten, z. B. der niedrigen, fächerförmigen Sabalpalmen in Verbindung mit jenen perückenartig herunterhängenden, geringelten Parasiten eine traurige Einförmigkeit in die Landschaften. In Mexico hingegen sind die bereits erwähnten steifen und starren Pflanzenformen als Unterholz wie als Schmarotzer der Stämme oft überwiegend. An den Ufern des San Juan-Flusses fehlen die geselligen Pflanzen gänzlich. Auf einem Raume von 40 Quadratfuß fand ich hier mehr hochstämmige Baumarten als im Norden Canada's auf einer Strecke von 100 englischen Meilen. Die steifen und schwerfälligen Pflanzenformen der mexicanischen Flora kommen nur vereinzelt vor und sind dann immer eine Zierde des centro-amerikanischen Forstes, in welchem sie bald selbstständig aus dem Boden streben, bald auf alten Baumstämmen als Parasiten vegetiren.

Im Allgemeinen herrschen hier Bäume mit leichten und schwanken Aesten und biegsamen Blättern vor. Die Gruppirung ist in Formen und Umrissen ungemein abwechselnd, immer großartig und mit dem Zunehmen der wendeltreppenartig geschlungenen oder bouquetförmig bis zu den höchsten Aesten sich ausbreitenden luftigen

Parasiten, auch oft von zierlichster Schönheit. Zu den schönsten und höchsten gehören hier Ceibabäume und die bekannten riesigen Voladoren, welche Humboldt auch am Orinoco als Waldcolosse fand und die hier neben gewissen breitästigen Mimosen ein Lieblingsaufenthalt der Papageien sind. Es bedarf nur einer geringen Beigabe der Phantasie, um in diesen verschiedenen Baumgruppen mancherlei architectonische Formen zu erkennen. Bald sind es byzantinische Tempel und Dome, welche mit ihren kühnen und beweglichen Kuppeln sich hoch über dem Flußbett wölben, bald glaubt man die zackigen Ruinen alter deutscher Ritterburgen aus Pflanzen dargestellt zu sehen, wie im südlichen Tyrol, wo der immergrüne Epheu die wetterbraunen Trümmer überkleidet; bald thürmen sich die mit Hängepflanzen und Lianen umschlungenen Stämme als spitzige Pyramiden, als schlanke Säulen oder Obelisken empor, bald ist es wieder die Form des Pilzes, die in colossaler Höhe nach dem Himmel aufzustreben scheint.

Wir hatten an diesem Abend noch die Mündung des Sarapiqui zu erreichen gehofft. Die Sonne neigte sich aber bereits hinter die Wälder, als wir erst nach dem Ausfluß des kleinen Rio del Cuello kamen. Der San Juan-Fluß hat hier viele Inseln und Inselchen, wie in der Nähe des Ausgangs von Juanillo. Die Inseln führen eigenthümliche Namen nach den Thieren und Ungeheuern, womit die Phantasie der Eingebornen sie bevölkerte. Erst kommt die Isla de los leones, dann die Isla de los calebras (Schlangeninsel), zuletzt sogar das „Eiland der Giganten.“ Die Einbildungskraft der Kartenzeichner hat vielleicht auch den einen oder den andern Namen erfunden. Zweibeinige Giganten existiren unseres Wissens nicht einmal in der Mythologie der Indianer, während die grünen Giganten der Flora allerdings keiner dieser Flußinseln fehlen.

Die Nacht wurde auf einer sandigen Halbinsel zugebracht, wo es für unsere Leute abermals Schildkröteneier und für uns, die

unglücklichen, mit feiner und empfindsamer Haut organisirten Nordländer, auch wieder Mosquitostiche in Menge gab. Es wiederholte sich dasselbe Nachtgemälde, wie 24 Stunden zuvor. Dieselbe Pracht des reinen tiefblauen, reichgestirnten Horizonts, dieselbe astronomische Beschaulichkeit, dasselbe Brennen und Jucken, dieselbe Schlaflosigkeit. Trotz der Krokodile wagten wir ein Flußbad zu nehmen. Es kamen nicht die scheußlichen, graugepanzerten Saurier, dagegen eine Unzahl sehr kleiner Fische zum Vorschein, welche uns heißhungrig beschnoberten und ziemlich empfindlich in die Beine bissen. Die Creolen nennen diesen Fisch „el bravo" (den Bösen). Der Indianer angelte einige bunte, mir unbekannte Fischarten von barocker Form, aber angenehmen Geschmack, welche der auch in anderen Tropenflüssen zahlreich vertretenen Ordnung der Malacopterygier oder Weichflosser angehörten.

Der 1. Mai, an welchem wir die Fahrt fortsetzten, war merklich wärmer als die vorhergehenden Tage. Der tropische Regen, der uns regelmäßig jeden Tag einige Stunden heimsuchte, ging diesmal schnell vorüber, und die Sonne brannte sehr empfindlich. Obwohl durch aufgespannte Schirme und breitränderige Strohhüte gegen ihre Strahlen einigermaßen geschützt, schälte sich doch bereits die Haut von unserem Gesicht. Meine Lippen waren geschwollen und schmerzten sehr. Herrn Huzels Beine waren gleichfalls versengt.

Wir waren kaum eine Stunde gefahren, als unsere Leute schon in großer Entfernung die Stimmen eßbarer Affen aus dem Walde hörten und uns zum Schießen aufmunterten. Während wir unsere Gewehre schußfertig machten, stießen sie mit verdoppelter Anstrengung das Fahrzeug mit ihren langen Stangen vorwärts. Wir hatten hier zum erstenmal Gelegenheit, die überlegene Sinnesschärfe dieser Halbwilden zu bewundern. Denn der Kahn fuhr wohl 10 Minuten über den Strom fort, ehe wir selbst die Affen bemerkten, welche jene mit Ohr und Auge schon so viel früher wahrgenommen hatten.

Endlich erreichten wir die Stelle. Herr Huzel und ich griffen nach dem Gewehr, sprangen aus dem Kahn und drangen in dem Geleite des Negers in den düstern Wald ein, während Dr. Scherzer zur Bewachung des Gepäcks am Ufer zurückblieb.

Sobald die dichte, grüne „Wand" des Saumes überschritten war, wurde der Wald etwas lichter und wir konnten uns zwischen den verschiedenen schlanken Palmenarten, die hier vorherrschen, leichter durchdrängen. Die Affen, welche den Appetit des Indianers zuerst erregt hatten, waren die hier häufigen Marimandas oder Klammeraffen (Ateles Belzebut), von der Größe der gemeinen Affen der Berberey, aber statt dessen kurzen Hautzipfels mit langen Greifschwänzen versehen, kahle, schwarze Gesichter, fleischfarbig um den Mund und um die Augen. Der Schwarze sprach, während seine dunkle Gestalt voran durch die Büsche schlüpfte, nur durch Zeichen mit uns und deutete auf die Bäume, wo die Affen in bedeutender Höhe, viel schreiend und plaudernd, aber durch das Laub ziemlich verdeckt, kletterten und sprangen. So leise wir uns anzuschleichen versuchten, hatten uns die Affen doch bemerkt und traten, in gewaltigen Sätzen von Baum zu Baum springend, ihre Retirade an. Wir verfolgten sie so rasch, als es die vegetabilischen Hindernisse gestatteten. Ich feuerte den ersten Schuß ab auf einen Affen, der eben im Sprunge begriffen war. Der Affe stürzte etwa 20 Fuß tief herab, hielt sich an einem Ast fest, zog sein verwundetes Bein an sich, erhob ein jammervolles Geschrei und versteckte sich hinter den Lianen. Die übrigen Mitglieder der Affenfamilie machten jetzt kläglich schreiend mit ungeheuern Sprüngen Reißaus. Dafür brüllten einige Congos, die wir bisher gar nicht gesehen hatten, mit aller Anstrengung ihrer gewaltigen Baßstimmen von den nächsten Bäumen, sobald der Schuß gefallen war. Der Neger meinte, sie seien keines Schusses werth, weil sie Niemand essen möge. Uns lag aber zunächst nur am Jagen. Es war ja die erste Affenjagd, die wir beide in unserem Leben mitgemacht hatten. Das

scharfe Auge des Negers erspähte auch die Brüllaffen zuerst in ihrem grünen Versteck. Mein Begleiter feuerte zwei glückliche Schüsse. Zwei Congos wurden tödtlich getroffen. In der Agonie schlangen sie das nackte Ende ihres Greifschwanzes noch convulsivisch um den Ast fest und blieben etwa fünf Minuten daran hängen. Allmählig ließen aber die starken Schweifmuskeln nach, und die todten Affen stürzten senkrecht, mit starkem Gepolter, herunter. Die übrigen Mitglieder der Congo-Familie sprangen nun gleichfalls davon, heulten aber zum Abschied noch furchtbar und warfen zum letzten Gruß auch noch etliche Baumäste auf die Köpfe der Jäger herunter.

Diese centro-amerikanischen Congo's scheinen von dem kastanienbraunen Brüllaffen Südamerika's, dem Guariba (Mycetes seniculus) der Wälder Guianas specifisch verschieden. Sie sind etwas größer, dunkler gefärbt und tragen einen schwarzen Bart am Kinn. Wir versuchten sie unterwegs abzubalgen, mußten sie aber noch vor beendigter Arbeit in den Fluß werfen, da sie bei der starken Hitze schnell in Fäulniß übergingen und einen abscheulichen Geruch verbreiteten. Das Congofleisch hat übrigens, auch im frischen Zustande, einen widerlichen Geruch, und wird deshalb selbst von den Indianern verschmäht, während es als Lockspeise für die Fische noch gute Dienste leistet. Der Neger angelte damit Tags darauf im Sarapiqui einige sehr hübsche und wohlschmeckende Fische.

Um 11 Uhr erreichten wir endlich die Mündung des Sarapiqui. Hier stehen an beiden Ufern des San Juan-Flusses offene Hütten mit durchbrochenen Rohrwänden und Dächern von dürren Palmenblättern. Es sind Wirthshäuser für die Passagiere der Dampfschiffe. Eines derselben, am linken Ufer von Nicaragua, wird von einem Deutschen gehalten, das andere am Ufer von Costa Rica ist das Eigenthum desselben Don Alvarado, der uns in Greytown Boot und Leute vermiethet hatte. Beide Wirthe waren abwesend und hatten Keller und Speisekammern verschlossen, so daß selbst

für baar Geld nichts zu haben war. Das Wenige, was Don Alvarado's fieberbleicher Majordomus uns allenfalls ablassen wollte, war sündlich theuer. Für ein Huhn verlangte er 1½ Dollars, für ein Ei einen Realen (18 Kreuzer), für ein Stück von dem einheimischen Zucker, der selbst in den Städten höchstens ½ Realen kostet, nahm er uns einen halben Dollar ab.

Von dem Wald war hier nur eine unbedeutende Strecke gelichtet. Herrliche Pisangs streckten ihre Riesenblätter empor. Trotz der Waldpracht hat hier das Wohnen wenig Einladendes. Zu dem gänzlichen Mangel an Comfort gesellt sich eine unleidliche Hitze, Mosquitoqual und ein allem Anschein nach ungesundes Klima, obwohl man uns versicherte, daß die Reconvalescenten von Greytown zuweilen hierher gehen, um von den Nachwehen des Fiebers zu genesen. Die beiden Wirthshäuser erhalten sich übrigens nur durch den Beitrag der californischen Reisenden, welche hier regelmäßig eine kleine Mahlzeit einnehmen und dafür einen Dollar per Kopf bezahlen.

Nach kurzem Aufenthalt in Don Alvarado's Hütte setzten wir unsere Wasserfahrt auf dem Sarapiqui fort, der um die Hälfte schmäler ist als der San Juan-Fluß und kühleres, angenehm schmeckendes Wasser hat. Seine Farbe soll während der trockenen Jahreszeit klar grün sein. Mit dem Beginn der Regenzeit wird das Wasser trübe und führt einen ziemlich starken Thongehalt, der von verwittertem Trachytgestein herzurühren scheint. Bis an die Mündung des Sarapiqui kann man mit den kleinen amerikanischen Dampfern gelangen, welche den Wasserverkehr zwischen beiden Oceanen vermitteln und die californischen Reisenden befördern. In den Sarapiqui selbst ist noch kein Dampfer eingefahren und die Möglichkeit seiner Beschiffung durch Dampfkraft ist noch ziemlich problematisch, da genaue Untersuchungen mit der Sonde noch nicht gemacht worden sind. Was man im Allgemeinen darüber gesagt hat, scheint auf oberflächlichen Beobachtungen zu beruhen. Der

Wasserstand hängt ganz von der Masse des Niederschlages ab und ist vielen Wechseln unterworfen. Während der trockenen Jahreszeit hat seine Beschiffung jedenfalls große Schwierigkeiten, und nur sehr schmale Steamers mit einem Tiefgang von höchstens 20 Zoll wären im Stande, die Verbindung zu unterhalten. Für den Staat Costa Rica ist die Frage der Beschiffung des Sarapiqui durch Dampfkraft von so hoher Wichtigkeit, daß man sich über die Indolenz der Regierung, die niemals einen ernsten Schritt zu deren Lösung gethan hat, nicht genug wundern kann. Costa Rica hat bis jetzt noch keinen zugänglichen Hafen an der atlantischen Küste. Moine ist ein schlechter und gefährlicher Ankerplatz, allen Gefahren der Nordoststürme und einer überaus heftigen Brandung ausgesetzt. Mit Limon ist bis heute noch kein Landverkehr möglich. Boca del Toro ist im faktischen Besitze Nueva-Granada's und überdies von den angebauten Plateau's Costa Rica's zu weit entfernt. Der einzige Verkehr, der bis jetzt zwischen San José und dem atlantischen Ocean stattfindet, führt über den Sarapiqui nach Greytown. Waaren werden auf diesem Wege, der Kostspieligkeit des Transports auf kleinen Ruderbooten wegen, nur in geringer Zahl befördert. Meistens sind es werthvolle Gegenstände, Reiseeffecten, oder jene Manufakturwaaren, welche im Augenblick auf dem Markte von San José fehlen und von Spekulanten mittelst der Dampfschiffe von New-York bezogen werden. Die Reisenden hingegen, welche nach Europa oder den Vereinigten Staaten gehen, nehmen fast ausschließlich diesen Weg. Während unseres Aufenthaltes in Costa Rica hatte ein gewisser Forest aus den Vereinigten Staaten der Regierung von San José bestimmte Vorschläge hinsichtlich der Eröffnung einer regelmäßigen Steamerfahrt bis zur Muelle des Sarapiqui im Anschluß an die Dampfschifffahrt auf dem San Juan-Flusse gemacht *).

---

*) Obwohl nach einem abgeschlossenen Vertrag Mr. Forest seine Steamer-

Unsere Schiffer trösteten uns, daß wir am Sarapiqui weniger Mosquito's finden würden. So war es auch, und wir schliefen die erste Nacht ziemlich leidlich auf einer schmalen Sandbank, dicht am Rande des Waldes. Die Furcht vor Räubern und Thieren hatte bedeutend abgenommen, und wir hielten es für unnöthig zu wachen, obwohl wir hier mehr als an irgend einer andern Stelle dem Ueberfall der Jaguare ausgesetzt waren, die uns vom Walde aus bis auf wenige Schritte beschleichen konnten. Das Mißtrauen gegen unsere eigenen Leute hatte aufgehört, und ihre Sorglosigkeit hinsichtlich reißender Thiere wirkte auch auf uns beruhigend.

Am 2. Mai hofften wir die Muelle, oder den Landungsplatz des Sarapiqui, wo die Zollwache steht, zu erreichen. Bereits war ein Tag über den Termin verflossen, den wir mit Don Alvarado festgesetzt hatten. Wir waren noch solche Neulinge im Lande, daß wir in die Versprechungen und Versicherungen von Neuspaniern kein Mißtrauen setzten. Unsere Schiffer hatten uns den 2. Mai als den Tag unserer Ankunft bezeichnet. Aber auch heute mußten wir wieder mit einem Bivouak am Flusse ohne Dach vorlieb nehmen. Gegen zwei Uhr erreichten wir die Randales oder Stromschnellen, wo der Indianer, der Neger und der spanische Creole alle Kraft und Geschicklichkeit beim Rudern anwenden mußten. Der Fluß ist hier von geringer Tiefe, das Fahrwasser überaus schmal. Ziemlich viele Baumstämme, mit der Spitze vorwärts gegen den Lauf des Wassers gekehrt, stecken auf dem Grunde fest, erschweren die Schifffahrt und sind besonders bei hohem Wasserstande und in der Dunkelheit nicht ohne Gefahr. Unter den verschiedenen Thiergestalten, die sich badend oder trinkend am Waldrande sehen ließen, war auch ein Nabelschwein (Dicotyles labiatus), das bis zum Kopfe im Wasser stak und leicht hätte geschossen werden

---

fahrten mit dem 1. Januar 1854 beginnen sollte, so war die Dampfbeschiffung des Sarapiquiflusses doch selbst zu Anfang des Jahres 1855 noch nicht ins Leben getreten.

können, wenn wir es früher bemerkt hätten. Als unser Kahn ihm auf 40 Schritte etwa nahe gekommen war, sprang es mit Geräusch aus dem Wasser und trabte im Dickicht davon. Auch die kleinere Art desselben Geschlechts, der Pekari (Dycotiles torquatus), mit braun und grau geringelten Borsten und durch einen weißen, halsbandförmigen Streifen ausgezeichnet, kommt in ganzen Truppen an feuchten Stellen im Innern der Wälder vor. Der Tapir, der Riese unter den Säugethieren Central-Amerika's, ist eine weit seltenere Erscheinung, und wir haben im Laufe unserer verschiedenen Fluß- und Landreisen durch das Innere der Urwälder Costa Rica's nicht ein einziges Exemplar selbst gesehen.

Das Vegetationsbild am Sarapiqui erschien uns schöner und selbst grandioser als am Rio San Juan, vielleicht weil es übersichtlicher war, und bei der größeren Nähe beider Ufer manche malerische Details beobachtet werden konnten, die uns früher entgangen waren. Weiter stromaufwärts werden die Ufercontouren immer reizender. Sie sind nicht eigentlich bergig, steigen aber über dem ziemlich tief eingeschnittenen Flußbett in steilen Anhöhen von 80—120′ über dem Wasserspiegel empor, und erscheinen durch den mächtigen Baumwuchs noch viel höher. Die dickstämmigsten Waldbäume ragen mit ihren Kronen und Kuppeln oder schirmartig ausgedehnten Laubgewölben noch anderthalbhundert Fuß und darüber empor. Was uns hier gegen den Charakter der Flora am untern San Juan-Fluß am meisten auffiel, war das Zunehmen der Schmarotzerpflanzen, der Winden und der Schlinger, der hängenden und der kletternden Vegetabilien, so wie jener Parasiten, die sich bald kandelaberartig, bald in Formen von mächtigen Blumenbouquets, oder strahlenartig wie Sterne auf den Aesten gruppiren. Die tropischen Tillandriaarten, parasitisch auf Bäumen und Felsen wachsend, bald mit herabhängenden, bald mit vasenförmig aufrechtstrebenden Blättern, sind hier eben so schöne und heitere Gestalten, als die Tillandrien in der gemäßigten Zone der Louisiana, mit haarartigen,

tiefhängenden Blättern, monoton und traurig erscheinen. Ein wunderschöner Schmarotzer ist am Sarapiqui die Guzmania tricolor, mit langen, zugespitzten Blättern eine regelmäßige Vase bildend. Auch das Geschlecht Bonapartea, welches botanische Schmeichler dem großen Bonaparte, als er erster Consul war, zu Ehren benannt hatten, ist hier durch eine zierliche Art vertreten, mit schön regelmäßig tutenförmig gestellten Blättern und länglichen Blüthen in der Mitte, dem Tillandriageschlecht ziemlich ähnlich. Bei einer von Kohlensäure so reich geschwängerten Atmosphäre bedürfen die Parasiten nur geringer Nahrung aus den Wurzeln, und die mindeste Befestigung an morschen Stammrinden reicht zu ihrem fröhlichen Schmarotzergedeihen hin. Von der Masse und Mannigfaltigkeit der Lianen macht sich der an einen ganz andern Naturcharakter gewöhnte Nordländer keinen Begriff. Von einem Stamm zum andern ziehend, wie Stricke, und manchen oft längst abgestorbenen Waldbaum am Umfallen verhindernd, gleichen diese Bauhinien manchmal dem zierlichen Takelwerke einer Fregatte. Die höchsten Waldmasten sind den grünen Steigern nicht unerreichbar. Mitunter hängen ihre blätterlosen Stengel senkrecht 80—100′ von den Wipfeln nach dem Flusse herab und berühren die Fläche des Wassers.

Den schönsten Effekt macht das Naturgemälde dieser Wildniß an Stellen, wo der Wald oben durchbrocheu ist, sei es durch die Gewalt eines Orkans, der die stärksten Bäume entwurzelte und herunterwarf, oder durch irgend einen andern natürlichen Zufall. Die verschiedenen Terassen der steilen Uferhöhen öffnen sich dann coulissenartig und gestatten einen Prospect in den tieferen Waldgrund. Fügt es dann der Zufall, daß an solchen Stellen viele verschiedenartige Pflanzen von besonders schönen und edlen Formen, welche die Scenerie hübsch decoriren, wie die Palmen und die Pisangs, die Mimosen und die baumartigen Gramineen, die Bombaceen und die Swietineen oder Mahagonybäume, in schönen Grup-

pen symmetrisch vertheilt, und die mit den Bouquets und Guirlanden mannigfaltiger Parasiten geschmückten Stämme günstig gestellt sind, so ist die pittoreske Wirkung solcher Stellen über alle Vorstellung herrlich.

Dergleichen Punkte kamen uns auf unserer Sarapiquifahrt mehr als einmal vor. Fast freuten wir uns dann, daß hier noch keine Dampfkraft die herrlichen Naturbilder dem Auge des Reisenden zu flüchtig entführte. Wir hätten mitunter sogar der Strömung etwas mehr Gewalt und unsern Schiffern mäßigere Sehnenkraft gewünscht.

Die schönste Stelle dieser tropischen Wildniß kam am 3. Mai unweit der Gegend zum Vorschein, wo der Riosucio (Schmutzfluß, oder St. Josephfluß, wie ihn die Karte nennt) mit seinen trüben Wassern in den Sarapiqui tritt. Unsere bisher mehr stillbewundernde und stummgenießende Beschaulichkeit verwandelte sich hier in einen dreistimmigen Ausruf der lautesten Begeisterung. Der nüchternste Magister und der trockenste Philister hätten uns bei solchem Anblick vielleicht diese Aufwallung der Gefühle vergeben.

Warum hat aber der alte Gott des Waldes mit so auserlesener Pracht nur einsame Punkte geschmückt? Den wenigen Naturfreunden, die dieses Weges ziehen oder künftigen Malern zulieb, die sich einmal in diese Wildniß verirren könnten? Schwerlich! denn seit Jahrhunderten existiren diese Naturbilder, seit Jahrtausenden grünt und blüht der Urwald, und die Riesen wie die Zwerge der Flora entfalteten in dieser Einsamkeit ungekannt und unbewundert ihre Reize. Jahre vergingen, ohne daß Menschen in diese Flußwildnisse eindrangen. Selbst der Indianer ist hier ein seltener Gast. Auch ihm ist der Pflanzenwuchs zu dicht und zu beschwerlich. Nur der Tapir und das Krokodil waren hier wohl immer zu Hause, und Affen und bunte Papageien schaukelten sich in den Zweigen, so lange diese Bäume stehen. War des Schöpfers Absicht viel-

leicht, daß hier mit Ausschluß der Menschen nur die Vögel und die Bestien des Forstes, den Anblick seiner schönen Werke genießen, oder daß Bäume, Blumen und Lianen vor Allem zu ihrer eigenen Freude vegetiren sollten, nicht um dem Egoismus des Menschen zu dienen?

Zu dieser Pracht der Pflanzen, welche in der Aequinoctialzone oft ganz allein die landschaftliche Physiognomie bedingen, kommt ein Himmel, den ich immer lieber gewann, je länger ich unter demselben lebte. Dieser sanftblaue, klare Aether, in welchem leichte Wölkchen und schwere Wolkengebilde mit scharfgezackten Rändern, die gegen die Mittagsstunde durch die aufsteigenden Dunstbläschen vom feuchten Waldgrunde beträchtlichen Zuwachs erhalten, beständig schweben und segeln, wölbt sich so herrlich über das Glanzgemälde der Erde, und verschönert ungemein die reizende Landschaft.

Minder großartig ist der Beitrag, den die Thierwelt zu diesem Bilde liefert. Säugethiere kommen nur gelegentlich und nie in Heerden zum Vorschein. Vögel in einem gewöhnlich überaus bunten, oft metallschimmernden Federschmuck, sind zwar häufige, doch zu flüchtige Erscheinungen, um in diesem Schauspiel eine wesentliche Rolle zu spielen.

Dagegen ist die ungeheure Zahl der Schmetterlinge unläugbar eine eigenthümlich pittoreske Beigabe dieser Flußlandschaft. Am Rio San Juan scheint die größere Breite des Flußbettes, das die beiden Waldränder trennt, den Gewohnheiten der Lepidopteren entgegen, die nur dann gerne über dem Wasserspiegel sich tummeln, wenn sie von den Pflanzen, ihrem Element, nur wenige Schritte sich zu entfernen brauchen. Ungeheure Schwärme orangenfarbiger oder blaßgelber Tagfalter mit schön geschweiften oder gezackten Flügeln, aus den Geschlechtern Colias und Pontia, schweben und flattern unaufhörlich über dem feuchten Waldsaum. Bald scheinen es

liebkosende Pärchen, bald eifersüchtige Männchen zu sein, die sich rastlos jagen und umflattern. Oft bilden sich in der Luft spielende, tanzende oder kämpfende Gruppen von drei bis vier Dutzenden, und selbst noch mehr. Am größten und dichtesten sind ihre Schwärme auf den Sandbänken des Flusses, wo sie sich an den feuchten Stellen niederlassen und beim Nahen unseres Kahnes manchmal in solchen Massen aufflogen, daß man Schneeflocken in der Luft zu sehen wähnte, wenn die weißen Farben dieser Schmetterlinge überwogen. Dazwischen kamen vereinzelt jene viel größeren, prächtigeren und bunteren Falter, die wie der schöne Papilio Ulysses im glänzendsten Azurblau schimmern, aus dem Walde und wiegten sich langsam feierlichen Fluges in der Morgensonne. Das nimmer müde Spiel dieser farbenreichen Insekten über dem Wasserspiegel und den Waldbüschen, ist nicht der kleinste Schmuck der Gegend.

An der Mündung des Rio Sucio, steht auf einer erhöhten Stelle am rechten Ufer, eine verlassene, mit Palmblättern bedeckte Hütte von Bananenbäumen umgeben, wo früher die Zollwache war, die jetzt eine gute Strecke weiter am Sarapiqui hinaufgerückt ist, um den Landverkehr zu erleichtern. Punto nannten unsere Schiffer die Stelle. Sie ist reizend gelegen und würde sich sehr gut zum Aufenthalt eines menschenscheuen und weltmüden Einsiedlers eignen, der hier die Paradiesbäume mit ihren schmackhaftesten Früchten und die wilden Thiere in traulicher Nähe fände. Der Sarapiqui hat von hier an, eine klare, durchsichtig grüne Farbe. Wir nahmen mit unsern Schiffern das letzte Frühstück am Rande des Waldes ein. Die Leute wurden immer fröhlicher und höflicher, je näher wir dem Ziele unserer Fahrt rückten, wohl in der Hoffnung eines Geschenks. Auch die Sangeslust des Indianers war fortwährend im Steigen. Wenn er nicht sang, zankte er sich mit dem Steuermann. Immer aber war seine Zunge in Bewegung, oder die Pausen dauerten nur wenige Augenblicke. Er sang spanische Liebeslieder, aber in einem so verdorbenen Dialekt, daß es

uns schwer war, dem Inhalt zu folgen. Nanita hieß der Gegenstand seiner Sehnsucht, den er beständig wiederholte und die nächtlichen Freuden schienen ihm von seiner Liebe das Liebste. Fast jede Stunde leierte er wieder dasselbe Lied herunter.

Am 3. Mai Vormittags erreichten wir endlich die Muelle des Sarapiqui. Einige bleiche Gestalten, wie schwindsüchtig abgemagert, saßen halbnackt im Hemde am Ufer und schauten uns stier entgegen, ohne uns mit einem Wort zu bewillkommnen. In jeder deutschen Stadt hätte man sie für Spitalbewohner gehalten; hier waren es costaricensische Krieger, welche zur Deckung der Grenze in den Hütten lagen. Der Corporal, der sich nicht einmal durch ein reinliches Hemd und vollere Beine von den Gemeinen unterschied, führte in Abwesenheit des eigentlichen Commandanten, der sich aus Speculation nach San Juan begeben hatte, den Oberbefehl. Er konnte nicht lesen, und unser Steuermann mußte ihm das offene Empfehlungsschreiben des Don Felipe Molina entziffern, welches die freundliche Aufnahme und den Beistand aller Behörden und Beamten Costa Rica's in den eindringlichsten Worten für die deutschen „Sabios" in Anspruch nahm.

Disciplin und Organisation dieser Wachmannschaft schien in genauem Verhältniß zu ihrer Toilette zu stehen. Der nacktbeinige Corporal hatte nicht so viel Autorität über seine Soldaten, um einen derselben nach dem nächsten Standquartier der Maulthiere zu senden. In der Muelle des Sarapiqui finden sich, wegen Wiesen- und Futtermangels, keine Maulthiere. Die drei mit Palmblättern gedeckten kleinen Hütten, mit den kunstlosesten Wänden aus eingeschlagenen Stämmen, stehen in mitten einer waldigen Wildniß, wo die Bäume etwa 500 Schritte in der Runde gelichtet, aber mit Ausnahme einiger Pisangs und Melonenbäume, nicht das Geringste angepflanzt ist. Einige von den höchsten und dickstämmigsten Waldbäumen, die ich nach dem Augenmaß auf mindestens 120—150′ schätzte, sind in dieser Lichtung stehen geblieben. Der

Boden umher war mit dem üppigsten Unkraut überwuchert. Die Papayas oder Melonenbäume (Carica Papay), die nach der Flußseite gerichtet stehen, sind nicht sehr hoch, haben viellappige Blätter, und hingen voll von melonenartigen Früchten, mit grüner Schaale von der Größe eines Kinderkopfs. Einer der Baumstämme war mit der Haut einer Boa-Constrictor überzogen, welche die Soldaten hier getödtet und abgebalgt hatten.

Man benahm sich anfangs kalt und ungefällig gegen uns. Unsere Schiffer mußten uns beim Herauftragen unseres Gepäckes behülflich sein. Die bittere Klage, welche der ausgewanderte deutsche Exschulmeister Lammich in dem Tagbuche, das er über seine Reise nach Costa Rica dem Druck übergeben, hinsichtlich der Muelle und ihrer Bewohner anstimmt, ist nicht ohne Grund, obwohl in jener Zeit ein Deutscher als Commandant der Zollwache fungirte. Allmälig wurde jedoch das Verhältniß freundlicher, und die Soldaten theilten uns, als unser Lebensmittelvorrath völlig erschöpft war, gerne das Wenige mit, was sie hatten; Papayas und Bananen, die wir aus Furcht vor dem Fieber nicht anrühren wollten, und den köstlichen aromatischen Kaffee des Landes, den wir uns wohlschmecken ließen. Einer der Soldaten litt an einem heftigen Fieber, und alle zusammen — die ganze Besatzung bestand nur aus einem Halbdutzend Mann — sahen leidend, schwächlich und hungrig aus. Einer von ihnen fungirte als Jäger und kam an demselben Abend mit einem geschossenen wilden Truthahn (Meleagris ocellata) nach Hause, den er uns nicht verkaufen wollte, obwohl wir ihm einen Piaster boten. Bei der Schwierigkeit des Jagens im dichten Urwalde, war auch das frische Fleisch in der Muelle selten. Der Commandant ließ sich jede seiner magern Haushühner mit einem Piaster bezahlen, und that fast noch, als sei es eine Gnade, wenn er ein Stück davon zu diesem Preise abließ.

Da keine Maulthiere vorhanden waren, und von den schwächlichen Soldaten keiner Lust hatte, selbst gegen eine ansehnliche

Geldbelohnung, für uns nach St. Miguel zu gehen, um deren zu bestellen, blieb uns keine andere Wahl, als Resignation und die ungewisse Hoffnung, daß der Zufall irgend einen Reisenden in diese Gegend führen würde, mit dessen entleerten Maulthieren wir die Reise durch die Urwälder nach der Hauptstadt San José, auf dem Plateau der Cordilleras, fortsetzen könnten.

M. W.

IV.

Aufenthalt am Sarapiqui. Meteorologisches. Das Leben im Urwalde. Die Bewohner der Muelle. Jagden. Vegetation. Die Waldbäume und ihr Schmarotzerkleid. Die Blüthen. Die Thierwelt. Kolibris. Mosquitos. Die nächtlichen Stimmen des Waldes. Die Schauer des Neulings. Die Tagesstimmen. Papageien. Congos. Der Gelbschwanz oder Montezumavogel. Die phosphorescirenden Insecten. Ein Abenteuer im Fluße.

In der Muelle am Sarapipui mußten wir mit unserem Gepäck sieben Tage liegen bleiben, indem es uns nicht möglich war, früher Maulthiere aus dem Innern zu erhalten. Deutschen Auswanderern würden wir dringend rathen, vor ihrer Abreise von Greytown durch Vermittlung eines Handelshauses in San José gute Maulthiere aus der Hauptstadt sich zu bestellen, oder, wenn sie in größerer Zahl kommen, einen der Landessprache kundigen Boten vorauszuschicken. Der gezwungene Aufenthalt am Landungsplatze des Sarapiqui, bietet weder Annehmlichkeiten noch die nothwendigen Resourcen. Gesunde Lebensmittel sind für eine größere Reisegesellschaft nicht einmal für theueres Geld zu erhalten, und die Mosquitos und anderes Ungeziefer, machen die Nächte in den offenen Hütten sehr unangenehm. Hinreichende Verproviantirung auf mindestens 14 Tage, vorzugsweise mit Reis, Zwieback und gutem Cognac, dessen mäßiger Genuß in dieser feuchten Atmosphäre der Gesundheit zuträglich ist, würden wir eben so dringend empfehlen. Zwei nicht zahlreiche Emigrantengesellschaften, welche ohne diese Vorsichtsmaßregeln vor einigen Jahren den Sarapiqui heraufschifften, mußten

ihre Sorglosigkeit hart büßen. Sie lagen wochenlang am San Juan und Sarapiqui ohne weiter zu kommen. Ueber die Hälfte der Auswanderer erkrankte. Mehrere starben im Zollhause, andere in San Miguel. Alle bereueten schwer, so viel unnützes Gepäck und so wenig Lebensmittel mit sich geführt zu haben.

Am 6. Mai trennte sich Dr. Karl Scherzer von uns und reiste auf einem erkrankten und ermüdeten Retour-Maulthier, welches zwei reisende Franzosen von San José hierhergebracht hatte, nach San Miguel ab, um dort die nöthigen Lastthiere für uns zu bestellen, und dann blos in Begleitung eines Führers die Reise durch die Urwälder über die Cordilleras nach San José fortzusetzen. Erst 4 Tage später erhielt ich wieder Nachricht von ihm. Er fand den Waldweg bei den täglichen Regengüssen über alle Beschreibung schlecht, und die von ihm gemietheten Maulthiere und Treiber trafen erst am 10. Mai in der Muelle ein.

Wir vertrieben uns inzwischen die Zeit mit Botanisiren, Insektenfang, Jagen, Fischen und Waldspaziergängen, so gut wie möglich. Unser Wohnsitz unter den Rohrhütten war dazu sehr günstig gelegen. Der Vordergrund des Urwaldes mit hohen und dickstämmigen Riesenbäumen und einem prachtvollen Lianenschmuck auf einer jungfräulichen Erde, bot sich nach allen Richtungen unserem Blicke in nächster Nähe dar. Enge Pfade führten dem Flusse entlang in zwei entgegengesetzten Richtungen durch das Dickicht. Wir hatten die Wahl, die Geheimnisse des Dickichts — freilich nur bei Gefahr zerrissener Kleider und verwundeter Beine — zu belauschen, oder am lichten Waldrande, wo Wärme und Lichtreiz kräftiger wirkten, die größere Mannigfaltigkeit der parasitischen Vegetation zu bewundern. Dabei machten wir eine reiche entomologische Ausbeute, welche uns leider zum Theil, wegen der übergroßen Feuchtigkeit der Atmosphäre, auf unserer Maulthierreise wieder zu Grunde ging. Auf allen niederen Büschen der gelichteten Waldstelle die uns umgab, fanden wir Insekten in jenen bunten Farben und man-

nigfaltigen Formen, welche die Faune der wirbellosen Thiere in der Tropenzone charakterisirt. Käfer und Hemipteren kamen des Morgens am häufigsten zum Vorschein, wenn die Sonnenwärme noch milde war. Sie schwärmten in der Luft, oder sonnten sich auf den Büschen. In der Mittagsschwüle, welche dem regelmäßigen Gewitter vorauszugehen pflegt, zogen sie sich unter die feuchte Vegetationsdecke des Bodens oder in das Innere des Waldes zurück. Dann aber gaukelten an Stellen, wo die Sonne vom Zenith nur mühsam durch die vergitterten Zweige zitterte, die tropischen Schmetterlinge, von wunderbarer Schönheit der Farben und Zeichnung, über Büsche und parasitischen Blumen. Sie flogen meist vereinzelt, fielen aber durch ihre Größe und den Prunk ihrer metallschimmernden Farben noch mehr auf, als das zahlreiche Heer jener einfarbigen Falter, welche tiefer unten an den feuchten und sonnigen Stellen der Flußufer flatterten.

So traurig und peinlich die schlaflosen Nächte waren, so angenehm vergingen uns die Tage. Mit zehn Schritten war man aus der offenen Hütte in dem üppigsten Grün, freute sich der milden Morgentemperatur, und hatte, wenn die Sonne höher in den Zenith trat und ihre Wärme unangenehm wurde, den kühlen Wald mit seinen reichen Erscheinungen, zum bequemen Studium in nächster Nachbarschaft.

In den Frühstunden durchstöberten wir die Busch- und Kräuterwildniß der gelichteten Waldstelle, welche die Hütte und die Pisangpflanzung umgab. Gegen 11 Uhr, wo die Luft bereits gewitterschwül wurde, gingen wir häufig mit dem Gewehr in den Wald. Das Gewitter mit Platzregen war gewöhnlich von 1—3 Uhr zu erwarten, und scheuchte uns dann unter das trockene Dach der Hütte zurück. Bestimmte Vorzeichen sind während der Regenzeit immer die gethürmten Haufenwolken (strato cumuli), welche regelmäßig gegen 11 Uhr aus den lichteren Wolkenformen des Cirrocumulus und Cumulus sich bildeten, und ihre schönen scharfgezackten,

gebirgsähnlichen Umrisse so lange behielten, bis der reichliche Niederschlag erfolgte und der ganze Horizont sich dann mit der farbig grauen Masse der Nimbuswolke bedeckte. Nach einigen Stunden wurde dieselbe in der Regel wieder von der Sonne durchbrochen, und löste sich in einzelne Haufenwolken auf. Diese verschwanden gegen Abend mehr und mehr vom Horizont. Die Nächte waren in der Regel heiter sternenhell. Bei dem Mangel des Schlafes war uns die freundliche Erscheinung des Mondes willkommener als je gewesen.

Die nasse Jahreszeit hatte übrigens in diesem Jahre ungewöhnlich frühe und mit stärkeren Gewitterregen begonnen, als es im Monat Mai unter der Aequatorial-Zone, wo bekanntlich alle Naturerscheinungen einen viel regelmäßigern und gleichförmigern Gang als im Norden nehmen, sonst meteorischer Brauch ist. Da diese Regen immer sehr warm sind, und die Lufttemperatur auch in den Abendstunden dem Nordländer überaus milde vorkommt, war uns die Widerwärtigkeit der Nässe minder auffallend, als in den kühlen Zonen der europäischen Gebirgsländer. Wir wurden bei unsern Waldexcursionen zuweilen von Gewittern und Regengüssen überrascht und bis auf die Haut durchnäßt, ohne daß es uns eingefallen wäre, die Kleider zu wechseln und ohne eine üble Folge davon zu verspüren. Das Quecksilber des Thermometers fiel selbst in der Morgenkühle vor Sonnenaufgang nie unter + 70° F. (17° R.) und stieg nie über + 88° F. (25° R.).

Der bleiche Corporal und seine Mannschaft wurden, als sie uns etwas näher kennen gelernt, zutraulicher und gefälliger. Sie hatten sich Anfangs vor unsern Feuerwaffen gefürchtet, schienen aber dann sehr zufrieden, als sie merkten, daß sie es mit ebenso Ruhe und Friede liebenden Leuten, wie sie selber, zu thun hatten. Bei der Schwierigkeit, sich Lebensmittel aus dem Innern zu verschaffen, und bei den schweren Kosten des Wassertransports von Greytown, waren diese Soldaten auf die frugalste Nahrung redu-

cirt. Sie genossen fast ausschließlich Bananen, welche grün und unreif vom Baume gepflückt und stark gekocht, einen mehligen, kartoffelartigen, nicht unangenehmen Geschmack haben, aber schwer zu verdauen sind, und deren Genuß in diesem warmen Klima, wo die Verdauungsorgane gewöhnlich zuerst leiden, Magenschwäche erzeugt. Die melonenartigen Papaya-Früchte aßen die Soldaten roh. Das im Lande allgemein übliche Gericht der Tortillas, des dünnen, kuchenartigen Maisbrodes und die Bohnen, welche in Costa Rica sonst am Tische des ärmsten Schluckers nicht fehlen, hatten sie nicht, und wenn der Jäger, wie es so manchmal der Fall war, mit leerer Tasche heimkehrte, blieb ihnen zur Würze ihrer elenden Mahlzeit nichts übrig, als der Caffee, der hier freilich feiner und aromatischer schmeckt, als im besten Kaffeehause von Paris. Bei so schlechter Kost war es nicht zu verwundern, daß die sämmtliche Mannschaft übel aussah, und oft am Fieber litt. Einem jungen Soldaten, welcher tägliche Fieberanfälle hatte, gaben wir etwas Chinin, welches eine fast unmittelbare Wirkung hatte. Die Costa Ricenser Soldaten sind übrigens gut bezahlt, und in jeder andern Gegend, als in dieser entlegenen Einsamkeit, würde der Tagessold von 2 Realen zu einer gesunden und kräftigen Nahrung ausreichen.

Unter dieser halbnackten Zollwache war nur der Jäger ein vollkommen gesunder, flinker, rüstiger und interessanter Kerl. Er hatte ein auffallendes Gaunergesicht, benahm sich frech und vorlaut, hatte übrigens mehr Hirn im Kopfe als all' seine Kameraden, machte immer den Wortführer, und wußte gut zu erzählen. Wir begleiteten ihn gleich am ersten Tag unseres Aufenthalts in den Wald, in der Hoffnung, irgend ein Nabelschwein, oder wenigstens einen Affen zu schießen. Der Jäger führte uns durch wegloses Dickicht, wo wir bald über umgestürzte Baumstämme kletterten, bald durch die dicken Stricke der Lianen uns durchzerren mußten, um vorwärts zu kommen. Unser barfüßiger Führer war

die Sache gewöhnt, vermied die Dornen und Stacheln, welche leider die meisten dieser schönen tropischen Pflanzen zieren, und gab kein Zeichen des Mißvergnügens zu erkennen, wenn er sich mitunter auch stach und verwundete. Er schlich sehr behutsam und sprach nur durch Zeichen, da das Wild dieser Zone seine Verfolger leichter hört, als sieht. Wir kehrten ohne die geringste Beute, wohl aber mit zerissenen Kleidern und wunden Händen und Beinen, heim. Auch an den folgenden Tagen lieferte die Jagd nur sehr magere Ausbeute. Wer einzig auf die Jagd reducirt ist, kann hier, wenn er nicht ein sehr gewandter, der Gegend kundiger und abgehärteter Jäger ist, verhungern, obwohl es in den Wäldern nicht an Thieren fehlt. Aber die Dichtigkeit des Pflanzenwuchses, die hier jeden Tritt erschwert, den Jäger verhindert, ohne Geräusch sich zu bewegen, und dem Wilde einen unzugänglichen Versteck sichert, macht das Handwerk des Waidmannes eben so widerwärtig, als armselig. Tapire und Nabelschweine sind bei ihrer Vorliebe für feuchte Stellen überdieß noch durch den Morastboden geschützt, und man überrascht sie nur, wenn man genau die Stellen kennt, wo sie am Flusse zu trinken oder zu baden pflegen. Die kleinen Hirscharten sind zahlreich, verbergen sich aber sehr *).

Die großen Katzenarten sind, wie alle übrigen Waldthiere, scheu und klug, und meiden die nächste Umgebung der Muelle, wo sie oft Schüsse hören. Vögel gab es sehr viele, besonders Papageien, aber sie hatten die ärgerliche Gewohnheit, sich immer nur auf die Wipfel der höchsten Bäume zu setzen, wo sie den Schrotschüssen unerreichbar waren. Wie gern hätten wir in dieser schönen Tropenwildniß am Sarapiqui die ganze Jagdausbeute einer Woche für das hingegeben, was wir in den westlichen Staaten Nordamerika's, in Wisconsin und Jowa, am Michigan-See und

*) Cervus rufus und Cervus mexicanus. Andere Hirscharten des Landes sind noch nicht näher untersucht. Es ist ein Reh darunter, dessen Geweihe nur einfache Spieße zeigen.

obern Mississippi manchmal in einer Stunde geschossen! Das schmackhafteste Federwild, dessen uns oft ein einziger Jagdgang in der Gegend von Milwaukee so viel einbrachte, um damit eine ganze Familie eine Woche lang zu ernähren, blieb uns hier nur eine sehnsüchtige Erinnerung, wo der Jagdertrag einer Woche kaum hinreichte, sich einen Tag gegen Hunger zu schützen. Später, als wir die Waldgegenden am stillen Ocean besuchten, wo die Jagd leichter und sehr ergiebig ist, befreundeten wir uns mehr mit dem Nomadenleben der tropischen Wildnisse.

Unter den Waldbäumen und Parasiten dieser Gegend sind ziemlich viele noch unbeschriebene Arten. Der kolossalste Repräsentant in der hochstämmigen Vegetation war ein mir unbekannter Baum von glatter, hellgrauer Rinde, mit pyramidenförmiger Basis, dem Volador ähnlich, in welcher so tiefe Furchen eingeschnitten sind, daß man beim Regen darunter eine trockene Zufluchtstätte findet. Diese pyramidale Basis reicht zu einer Höhe bis etwa 20'. Dann setzt der Stamm mehr eckig als cylindrisch, aber in fast gleichförmigem Durchmesser bis nahe dem Gipfel fort. Bis zu einer Höhe von etwa 100' sind diese Stämme ohne auslaufende Aeste. Höher oben beginnt die schönste Laubkuppel, die man sich denken kann; sie dehnt in vollkommen proportionirter Höhe und Breite sich aus. Bei manchen Bäumen ist der Stamm bis oben unbekleidet, bei anderen trägt er das prächtigste Gewand von vegetabilischen Parasiten. In Form des Stammes und Blattes stand dieser Baum den Voladoren zunächst; er hatte weder Blüthe noch Zweige und die Creolen konnten mir seinen spanischen Namen nicht nennen. Die detaillirte Schilderung eines solchen tropischen Baumes ist schwierig, weil die Masse der ihm fremden Vegetation der Schmarotzer- und Kletterpflanzen viel zu groß ist und oft hunderte von parasitisch lebenden Arten auf einem einzigen Baume vorkommen. Im Allgemeinen kann man sagen, daß am untern Theile des Stammes bis zu einer Höhe von etwa 80' die Schling- und

Kletterpflanzen vorherrschen. Sie bilden die schwebenden Guirlanden und erscheinen um so prächtiger, je dünner und feiner sie gewebt und jemehr sie durchbrochen sind. Weiter nach oben beginnen Tillandrien-, Ipomoeen-, Loranthusarten, Agaven, Cactus, Dendrobium, Liliaceen und ähnliche mächtige Parasiten, die sich bald kandelaberartig, bald in regelmäßigen Strahlen, wie grüne, glänzende Sterne, unter der schwanken Kuppel der Aeste ausdehnen.

Die Zahl der Blumen ist weniger groß und auffallend, als wir sie uns vorgestellt hatten. Die Aequinoctialzone hat keinen eigentlichen Frühling und die Blüthezeit der verschiedenen Pflanzenarten ist durch alle Monate vertheilt. Von besonderer Pracht waren hier Bignonien und Orchideen auf den Bäumen, Helioconien und Daturaarten mit weißen, kelchförmigen, riesigen Corallen in der Tiefe. Einige der Waldbäume waren damals ganz mit scharlachrothen Blüthen überschüttet, während die meisten umher völlig blüthenleer standen. Von einigen Bäumen schimmerten die purpurrothen, lilienweißen und violetten Corallen parasitischer Pflanzen herunter. Reich mit Blüthen geziert stand die vasenförmige Aechmea paniculata, ein Parasit mit dicken, stachelgeränderten Blättern, ebenso Ipomoea cuspidata, angulata und andere Arten dieses schönen Schlingergeschlechts, mit herzförmigen Blättern und großen, glockenförmigen Blumen, ähnlich unserem Convolvulus. Doch waren diese Erscheinungen im Vergleich zur großen Vegetationsmasse vereinzelt, und der nach blühenden Pflanzen suchende Botaniker fand sich hier in seinen übertriebenen Hoffnungen ziemlich getäuscht.

Um diese Blumen schwirrt und schwingt sich häufig der Colibri, der hier in verschiedenen Arten vorkommt, die aber nicht ganz so farbenprächtig sind, wie Trochilus mosquitos, T. Lalandi und andere farbensprühende Colibriarten von Peru und Brasilien. Bewundernswerth ist die ungeheure Schnelligkeit des Colibrifluges,

der oft in wenigen Secunden einen bedeutenden Raum durchschwirrt, den Honigseim der niedrigsten Büsche nicht verschmäht und im nächsten Augenblicke den langen, feinen Schnabel in die parasitischen Blumenkronen auf den höchsten Stämmen senkt. Im Vertrauen auf seine ungeheure Flugkraft nähert sich der Colibri dem Menschen oft bis auf wenige Zoll. Als ich eines Mittags am Sarapiqui, in dem Schatten eines Mahagonibaumes sitzend, meine Waldnotizen niederschrieb, kam ein Colibri summend um die nächsten Blumen geschwärmt. Er betrachtete neugierig die ihm fremde Erscheinung, die sich völlig regungslos verhielt, und kam, in der Luft sich schwebend haltend, bis auf einen halben Fuß von meinem Buch, dessen weißes Papier am meisten seine Neugierde zu reizen schien. Als ich ihn mit dem Insektennetz zu haschen suchte, war er in einem Nu pfeilschnell davongeschwirrt.

Die Mosquito's sind an der Muelle nicht so zahlreich, wie am San Juan-Fluß, aber doch quantitativ genug repräsentirt, um das Wohnen hier zu verleiden. Auch Ameisen und andere Insekten sind eine böse Plage. Einmal wurde ich von einem nächtlichen Insekt, wahrscheinlich von einem Scorpion, in die rechte Hand so heftig gestochen, daß ich mehrere Stunden empfindliche Schmerzen und lähmungsartige Gefühle hatte. Auch große Fledermäuse und Caprimulgen, die des Nachts durch die offene Hütte schwirrten, trugen dazu bei, uns den Schlaf zu verscheuchen.

In diesen schlummerlosen Nächten am Sarapiqui hatten wir Zeit und Gelegenheit genug, jenes nächtliche Thierleben im Urwalde und am Flusse zu belauschen, sofern es sich durch Stimmen verräth. Hie und da sahen wir im Scheine des Mondes zwar auch das eine oder andere Thier, besonders kolossale Lurchen, einherschleichen, aber die Schauer des dunklen Forstes und die begreifliche Furcht vor den Giftschlangen, von denen uns die Soldaten und später der Commandant so viel Schreckliches erzählten, hielten uns

ab, die nächtlichen Fußwanderungen über den Saum des Dickichts oder nach dem Flußufer auszudehnen, wo noch der beste Standpunkt ist, die Gewohnheiten der Thiere zu belauern. *)

Man sieht wenig von dem nächtlichen Leben und Treiben im Waldinnern, man hört aber so Manches heraus. Eine Beobachtung, die mir meine späteren Wanderungen und Bivouaks jenseits der Andeskette bestätigten, ist die ungleiche Vertheilung des Thierlärmens in den verschiedenen Stunden der Nacht und während der kurzen Dämmerung. Im Allgemeinen kann man sagen, daß der Anbruch der Tageshelle lauter und fröhlicher begrüßt wird, als die einbrechende Dunkelheit, daß die Thiere, welche des Lichtes sich freuen, zahlreicher, oder wenigstens stimmbegabter sind, als die nächtlichen Thiere, welchen die Finsterniß zu ihrem Lebenselement angewiesen ist. Auch das Abendconcert ist noch tonreicher, als die späteren Nachtstunden. Am schweigsamsten scheinen die tropischen Waldthiere von Mitternacht bis gegen 3 Uhr zu sein, während welcher Zeit sie entweder schlafen oder ihrem Futter nachgehen und in ihren Fraß vertieft sind. Vollständige Stille tritt jedoch nie, oder nur in ganz kurzen Pausen ein. Immer fühlt sich irgend ein Nachtthier gedrungen, durch gedämpfte oder verstärkte Stimme ein Zeichen seines Lebens, seiner Stimmung und Leidenschaften gebend, die Pause zu unterbrechen.

Eine Stunde vor der Morgendämmerung heulen die Eulen, seufzen die Caprimulgen, stöhnen die Unken und quaken die Riesenfrösche zum letztenmal in ihrem nächtlichen Leben. Wenn im Osten das erste Frühmorgenlicht über die Waldwipfel heraufdämmert,

---

*) Als Neulinge im tropischen Walde war uns diese Furcht zu verzeihen, besonders da die Eingeborenen selbst durch ihre abgeschmackten excentrischen Schilderungen von den Gefahren des Waldes so viel dazu beitrugen. Später, bei längeren Nomadenzügen, als wir uns von der Seltenheit der Giftschlangen und der Feigheit der Jaguare, Pumas und Krokodile überzeugten, verließ uns dieses ängstliche Gefühl gänzlich.

tönen andere Laute lärmender und fröhlicher. Schnarrende und kreischende Cicaden und verschiedenartige mit Stimmapparat versehene Hemopteren erheben zuerst ihre widerlichen, kleinen, aber durchdringenden Stimmen, die sich mit den letzten geisterhaften Tönen der Nachtthiere vermischen. Andere Vögel- und Amphibienstimmen mischen sich in variirenden Tonarten ein. Krokodile scheinen am obern Sarapiqui zu fehlen. Wenigstens hörte ich sie an der Muelle nie vom Fluß heraufbrüllen, wie in unseren Bivouaks am Rio San Juan. Dagegen sind andere Saurier und Batrachier mit Stimmen verschiedenen Umfangs begabt. Jaguare, Pumas und andere raubgierige Katzen glaubt man mitunter auch aus dem tieferen Walde zu vernehmen, ohne jedoch dessen ganz sicher zu sein. Immer kommt man noch weit leichter in den Fall, dergleichen grimmige Bestien zu hören, als sie zu sehen. Deutlicher war zuweilen das Brunstgeschrei der kleinen Hirsche, der Benaos und Quazus, so wie das Grunzen der Nabelschweine am Flusse. All diese Nachtthierstimmen sind sehr unmelodisch oder doch eintönig und schwermüthig.

Die braungefleckten Ziegenmelker mit den breiten Schnäbeln und die blutsaugenden Fledermäuse mit spitzen Schnauzen ziehen sich vor der Morgendämmerung zurück, und statt ihrer kommt das große, bunte Heer der Tagesvögel an die Reihe der Thätigkeit. Die Körner fressenden Gattungen unter den Insessoren sind hier am zahlreichsten und lärmendsten. Das ist ein Singen und Pfeifen, ein Trillern und Schlagen, ein Krächzen und Schreien! — Man muß Indianer, oder mindestens geübter Jäger und langjähriger Waldbewohner sein, um all diese verschiedenartigen Schnabeltöne zu verstehen, oder das Vogelgeschlecht zu kennen, welchem die Stimmen angehören, die aus Luft und Zweigen tönen.

Die allervorlautesten Vögel in dem Morgenconcert am Sarapiqui waren immer die Papageien. Sehr frühzeitig kamen sie schon munter daher geflogen, bald paarweise, bald in kleinen Ge-

sellschaften. Es waren darunter große und kleine, rothe und bunte, grüne und graue Arten. Keiner dieser Schreier hatte mit dem Andern Verkehr, nur das Gleiche gesellte sich mit Gleichem. Schon im Fluge haben sich diese munteren Vögel allerlei zu erzählen, und schreien und schwatzen beständig. Immer flogen sie sehr hoch, außer Schrotschußweite, und setzten sich auf die höchsten Baumwipfel, nur der Büchsenkugel erreichbar.

Selbst von dem Congo, dem Hauptschreier des Urwaldes, der auch frühe munter ist und gleich nach den Morgenvögeln an die Reihe kömmt, ließen sich die Papageien nicht ganz übertäuben. Die schreckliche Stimme dieses schwarzbraunen bärtigen Heulaffen, welche vom Morgen an zu jeder Tagesstunde, und manchmal bis tief in die Nacht hinein gehört wird, schallt auf halbe Meilen weit durch den dichtesten Urwald. Wuth und Verzweiflung oder doch ein entsetzlicher Jammer scheint herauszutönen, obwohl der Congo damit gewiß auch oft zartere Gefühle als Gatte und Familienvater ausdrücken will. Gleichviel aber, ob seine Stimme Verliebtheit oder Eifersucht, Freude oder Aerger ausdrücken soll, immer ist es der gleiche furchtbare Baß, der aus der knöchernen Trommel des Kehlkopfs herausdringt und einen Augenblick allen Thieren Schweigen gebietet, mit Ausnahme der Papageien.

Der häufigste Vogel am Sarapiqui ist der Gelbschwanz, Cassicus Montezuma (der Yellow tail der Engländer), von der Größe unsers Nußhehers und durch schöne gelbe Schwanzfedern ausgezeichnet. Seine beutelförmigen, zierlich gebauten Hängenester, sieht man an vielen hohen Bäumen aufgehängt. Er ist ein scheuer und kluger Vogel, der sich gewöhnlich außer Schrotschußweite zu halten weiß. Obwohl sein Fleisch nicht sehr schmackhaft, haben wir ihn doch bei Mangel an besserm Federwild gerne verzehrt. Man schießt ihn am besten im Augenblick, wo er auf sein Beutelnest sich niederläßt.

Im bunten Reiche der Insekten, die hier mitunter in wun-

derbarster Farbenpracht auftreten, sind die Cassiden und Coccinellen in sehr mannigfaltigen Arten vertreten. Erstere meist von einem Gold- oder Demantglanze, wie er dem europäischen Entomologen, der nur die durch Tod und längern Lichteinfluß entfärbten Cadaver in seinen Sammlungen sieht, nie zu schauen vergönnt ist. Die Coccinellen sind ohne Metallglanz, jedoch von den buntscheckigsten Farben. Auch die Nachtschmetterlinge prangen unter den Tropen in ungleich prächtigerem Gewande als im Norden. Die Hemipteren haben außer ihren schönen Farben, auch einen minder unangenehmen, mehr vanillenartigen Geruch. Das am schönsten leuchtende Insekt der Nacht gehört hier nicht zum Geschlecht der Lampyriden, sondern ist ein dunkelbrauner Elater oder Schnappkäfer, der zwei große runde Flecken am Brustschilde trägt, aus denen er ein starkes phosphorescirendes Licht ausstößt. Sein Leuchten ist so stark, daß drei oder vier lebende Exemplare, die ich in einem Glase hielt, bei völligem Nachtdunkel neben meiner Uhr hingestellt, hinreichten, Zahlen, Zeiger und Zifferblatt deutlich zu erkennen. Dieser wunderbare Käfer kann ganz nach Willkür sein phosphorescirendes Licht verstärken oder zurückhalten. Käfer, die sich verfolgt sehen, und in das hohe Gras fallen lassen, löschen, um dem Verfolger zu entgehen, das Leuchten ihres Thorax. Prachtvoll sehen diese Elateriden aus, wenn sie einzeln in majestätischem Fluge, unter der Decke eines dunklen Gemaches schweben. Sie gleichen einem fliegenden Stern.

Wenige Tage vor meiner Abreise vom Sarapiqui, hatte ich ein Abenteuer, das sehr leicht einen bösen Ausgang hätte nehmen können. Da trotz aller Versuche, die am Landungsplatze zahlreichen Fische nicht anbeißen wollten, so versuchte ich doch mit meinem Begleiter, Herrn Jacob Huzel, nach einer andern Stelle des Flusses zu fahren. In dem kleinen Kahn, welcher dort zur Verfügung steht, lag eine einzige Ruderstange. Wir glaubten damit leicht stromaufwärts fahren zu können und stießen ab. Aber

die Strömung war mächtiger, als wir gedacht und trieb uns ungeachtet aller Anstrengungen unaufhaltsam Fluß abwärts. Hier ragte ein starker Felsblock bis nahe zur Oberfläche des Wassers. Gegen ihn trieb uns die Strömung mit aller Stärke, und wir fürchteten jeden Augenblick, die Strömung werde unsern schwachen Kahn an dem Steinblock zerschellen. Mein Begleiter hatte die Geistesgegenwart, die Kette des Kahnes fassend, in den Fluß zu springen. Ich ergriff statt seiner die Ruderstange und suchte den Kahn von der gefährlichen Richtung abzulenken. Glücklich fuhren wir an dem Felsblock vorbei und Herrn Huzel gelang es mit der Kette des Kahnes, das Ufer schwimmend zu erreichen, worauf wir das gebrechliche Fahrzeug an der seichtesten Stelle des Flusses stromaufwärts zogen, bis zum Landungsplatz zurück, von dem wir abgestoßen waren.

Am 7. Mai kam der Commandant der Zollwache mit einigen Leuten und Lebensmitteln von Greytown zurück, und wurde von seinen halbnackten Soldaten am Strande bewillkommt. Der Korporal, der an ihrer Spitze stand, hatte gar nichts auf dem Leibe, als ein kurzes Hemd, welches die Oberschenkel nur halb bedeckte. Der Commandant, der eine Brille trug, und wie ein spanischer Jude aussah, nahm daran gar kein Aergerniß, und schien überhaupt seine Leute niemals mit Apell, Inspektion und andern Vorschriften der Kasernendisciplin zu plagen. Er sprach etwas englisch und gestand, daß nur der Trost, hier „Pesos" zu gewinnen, ihm die Pein und Langeweile dieses Aufenthalts erträglich mache. Zugleich waren noch vier Passagiere gekommen, die wir früher schon unter den kalifornischen Reisenden des Dampfschiffes gesehen, darunter ein amerikanischer Zimmermann, beinahe 7 Fuß hoch, mit einem scharf zugeschnittenen unheimlichen Gesicht, der, wie wir später hörten, sein Weib ermordet hatte und in Costa Rica sich wahrscheinlich sicherer verbergen zu können hoffte, als unter den Goldgräbern am kalifornischen Feather river. Die übrigen Rei-

senden waren ein schweizerischer Conditor, ein schottischer Mechaniker und ein Ragusaner, der ein abenteuerliches vielbewegtes Leben geführt, und den amerikanischen Feldzug gegen Mexico mitgemacht hatte. Mit dieser ziemlich buntgemischten und nichts weniger als friedliebenden und angenehmen Reisegesellschaft, traten wir am 10. Mai mit acht Maulthieren, die Reise durch die Urwälder nach den Hochterrassen der Cordilleras von Costa Rica an.

M. W.

V.

Reise durch die Urwälder von Costa Rica, Rancho Quemado. Der Morgen im tropischen Walde. Rancho de la Virgen. San Miguel. Don Sancho's Familie. Der erste Anblick der Cordilleras de los Andes. Eintritt in das Gebirge. Carriblanco. Ein schönes Weib. Weiterreise nach La Paz. Die landschaftliche Schönheit der Cordilleras. Thal und Wasserfall des Rio de los Angelos. Varablanca. Ein Einsiedler der Cordilleras. Jaguare. Der Cilgero. Desengaño, die Paßhöhe. Das Städtchen Heredia. Der Sonntag. Ankunft in San José.

Der deutsche Exschulmeister Lammich, ein respectabler Mann, der gegenwärtig in Angostura als Major-domus des Baron von Bülow lebt, hat in seinem gedruckten Tagebuche die leidenvolle Urwaldreise vom Sarapiqui bis San José kurz geschildert. Ueber die Pracht des Tropenwaldes mit seinen Palmen und Schlingpflanzen, über die malerische Schönheit der Cordilleras-Thäler mit ihren Wasserfällen, über das herrliche Panorama, das man von der Andeshöhe herab in dem von mächtigen Vulkanen umgebenen Tafelland genießt, hat er nichts gesagt. Er hat nur die Schauer und die Widerwärtigkeiten, nicht die Naturreize dieser Reise empfunden, und da waren das Heimweh nach dem schlesischen Kreisewitz und die pädagogischen Thränen erklärlich, die er auf dieser mühevollen Wanderung durch den Urwald reichlich geweint hat.

Diese Tour ist in der That kein Spaß. Manchem Verehrer der Tropen, der von Palmen, Bananen und Papageien schwärmt, aber die Reize der Aequinoctial-Zone nur aus Büchern und Bildern

kennt, könnten die hier gemachten Erfahrungen vielleicht von einem überschwenglichen Enthusiasmus curiren.

Mild ist die Luft wirklich, herrlich das Wolkenspiel am tiefblauen Himmel über den dunklen Wäldern, gewaltig sind die Baumkolosse, und mannigfaltig und zierlich die Parasiten, wie das farbenschillernde Gewand der Tanagras und Colibris, welche die Blumen umflattern und belecken. Dafür ist aber auch der Koth in dieser Jahreszeit ein wesentliches Element.

Auf meinen verschiedenen Reisen in Asien und Africa, und in den Vereinigten Staaten Nordamerika's, habe ich nie so schlechte Wege gefunden, wie in Costa Rica. Die häufigste Felsart der Gebirge ist ein feldspathreicher Trachyt, der, wenn er unter dem Einfluß von Luft und Feuchtigkeit verwittert, den Boden mit einer Thonerde deckt, die von den Gebirgsbächen weiter geführt, und mit dem Humus der verwesenden Organismen vermischt, sich erweicht, und das Wasser lange auf der Oberfläche zurückbehält.

Der von der Tiefe des Sarapiqui-Thales bis zum höchsten Kamm der Cordilleras, durch die Wälder gehauene Weg ist so schmal, und die Bäume zu beiden Seiten sind so hoch und dicht, daß es nur wenige Stellen gibt, die dem Sonnenstrahl einen Blick in dieses düstere Halbdunkel gönnen. Das ganze Jahr hindurch ist hier der Boden feucht, und eine eigentlich trockene Jahreszeit, wie sie am stillen Ocean 4—5 Monate im Jahre herrscht, kennt man an der waldreicheren Ostseite der Cordilleras nicht. Seit einigen Wochen hatten die starken Gewitter-Regengüsse auf dieser Seite ungewöhnlich früh begonnen. Die Waldbächlein waren zu Bächen geworden, die Bäche zu Flüssen. Der Lehmboden des Weges war bis auf einige Fuß unter der Oberfläche durchweicht. Unsere armen Maulthiere hatten auf diesen glatten und bodenlosen Wegen einen schweren Stand, und fielen oft bis an den Bauch in den Koth. Dazu wurde das Terrain immer unebener, jemehr man sich dem Fuße des Gebirges näherte. Unsere Caravane wanderte,

ein Maulthierreiter nach dem andern, in langsamem Schritt Hügel auf und Hügel ab, und so sehr wir auch den sichern Tritt und den klugen Instinct dieser Thiere, welche die schlechtesten Stellen immer zu vermeiden wußten, bewunderten, hatten wir doch mitunter Mühe, sie aus den tiefen Kothlachen herauszubringen.

Wir legten am ersten Tag nur eine kleine Strecke von zwei Leguas zurück. Rancho Quemado hieß unser erstes Nachtquartier, eine kleine, elende offene Hütte mitten im dickſten Walde, der nur bis auf wenige Fuß, um den Rancho *) herum, ausgehauen war. Man konnte von hier kaum zehn Schritte machen, ohne am Weitergehen gehemmt zu sein. Am feuchten Rand des Dickicht blühte die hohe, weiße Datura arborea. Die eigentlichen Büsche waren blüthenlos, während einige der höchsten Bäume im reichsten Scharlachschmucke vieler tausend Blüthen prangten. Laub und Blüthen streben in dieser Zone stets lichtdurstig nach oben, und die bunteste Farbenpracht ist auf den Bäumen verbreitet, während in der subtropischen Zone, die meisten Blüthen auf den Büschen und in den Breitegraden Mittel-Europa's (auch in Deutschland) auf den Wiesen verbreitet sind.

Don Sancho, der Besitzer unserer Maulthiere und unser Führer, war ein Mann von etwa 50 Jahren. Er war Eigenthümer einer Hacienda, einer zahlreichen Familie, einer Habichtsnase und eines verschmitzten Gaunergesichts. Wie die meisten Neu-Spanier, zeigte er sich stets höflich, dienstfertig und eigennützig. Der gewöhnliche Preis eines Maulthieres vom Sarapiqui bis San José ist 10 Dollars. Wir mußten etwas mehr bezahlen, da wir den Vertrag nach dem Gewicht abgeschlossen. Don Sancho war von einem kräftigen jungen Burschen, mit schönen, einnehmenden Gesichtszügen, begleitet, der ihm die Maulthiere treiben half. Sie gingen beide zu Fuß, der Jüngling an der Spitze der Caravane, der Alte hinter-

---

*) Rancho nennt man jede offene Hütte mit einem Blätterdach.

her. Mit nackten Beinen wateten sie rüstig durch Lehmkoth und Wasser, und trieben die Thiere mehr durch den Ton der Stimme, als durch Schläge. Don Sancho hatte sich mit Bohnen, Bananen und Kaffee versorgt, und theilte uns davon, nachdem unser Lebensmittelvorrath völlig erschöpft war, auf die zuvorkommendste Weise mit, natürlich in der Erwartung eines Gegengeschenkes.

Das donnernde Krachen eines stürzenden und sterbenden Waldbaumes weckte uns ziemlich früh. Die armen müden Mulas, hatten mit der magersten Weide, die ihnen der Waldboden spendete, meist mit Farrenkräutern, vorlieb nehmen müssen. Unsere Führer hatten ihnen die Vorderbeine zusammen gebunden, um zu verhindern, daß sie nicht bessere Weide in der Ferne suchend, bei Nacht durchgingen. Was mich am meisten wunderte, war, daß Don Sancho von den Tatzen und Zähnen der Jaguare für seine Thiere so gar nichts zu fürchten schien. Kein Punkt schien für den Aufenthalt jener Bestien günstiger, als diese menschenleere Waldwildniß. Die Hütte von Rancho Quemado hat nämlich mit Ausnahme der zuweilen durchziehenden Reisenden, die aber hier nur ungern übernachten, keine Bewohner. Ranchos sind auf manchen Punkten dieses Weges zum Schutze der Reisenden angelegt.

Die kleine Caravane brach am 11. Mai sehr frühe auf. Eine trüb graue, neblige Morgenatmosphäre deckte zum ersten Male den Horizont. Da keine Sonne von oben glänzte, klangen auch die Thierstimmen weder sehr laut, noch sehr fröhlich. Verschiedene Sylviaden schlugen in der Nähe aus den Büschen, mehr kräftig als melodisch. Sie haben, wie die meisten südlichen Vögel, stärkere, aber weniger wohltönende Stimmesorgane, als ihre Gattungsverwandten im Norden. Papageien machten ihre gebräuchliche Morgenpromenade, und ihr Schwätzen und Schreien, hoch über unsern Köpfen, erweckte auch die Tonlust anderer Vögel. Kaum ein melodischer Ton war hier unter einem halbhundert Stimmen unmelodischer Schnabelschreier zu hören. Die Brüllaffen begrüßten

auch wieder wie gewöhnlich die Morgendämmerung, benahmen sich aber dann ziemlich schweigsam und bescheiden, und wollten die Papageien in ihrer Morgenluft nicht stören. Erst im Augenblick, als wir aufbrachen, wurden die Cicaden laut und lärmend, welche sonst nur die Sonne weckt. Brüder und Vettern antworteten von Busch und Baum. Gewöhnlich schienen hier die Stimmen einer bestimmten Art vorzuwalten, und wo ein neuer Vorsänger nach längeren Pausen den Ton angiebt, schnarren und schreien ihm gleich andere nach.

Am Abend des 11. Mai erreichten wir Rancho de la Virgen, wo an einer gelichteten Stelle zwei Hütten stehen. Durchbrochene Stangen bilden die Wände, Palmblätter das Dach, wie bei den meisten Wohnungen in den heißen Regionen Costa Rica's. Es ist die kunstloseste aller Bauarten, die ich mit Ausnahme der Indianer-Wigwams und der Zigeunerhöhlen gesehen. Die Kibitke des Kalmücken, die Gurbis des Kabylen, sind neben diesen elenden Palmhütten, durch deren offene Wände der Wind streicht, und deren Dach nicht einmal gegen starke Regengüsse schützt, noch comfortabel zu nennen. Als Nachmittags ein ziemlich starkes Gewitter mit seinem gewöhnlichen Niederschlag sich einstellte, fielen allenthalben schwere Tropfen durch das Dach herunter. Der einzige Schmuck der innern Hütte, die aus drei Abtheilungen bestand, war ein rohgemaltes Christusbild auf einem kleinen Stück Papier. Zwei plumpe Holzbänke und ein Tisch standen zunächst der Thüre für die fremden Gäste. An dieses Gemach stieß die Küche, in welcher die Señora der Hütte Tortillas und Kaffee für uns bereitete. Der Maisteig wurde in runde Kuchenformen geschnitten, und auf eine eiserne Platte gelegt. Verschiedene Küchengeräthschaften und Gefäße standen und hingen in drei Abtheilungen über einander an Stangen. Große Pisangblätter bildeten das Tischtuch. Die Señora, die sich erst seit wenigen Monaten hier angesiedelt hatte, trug als Oberkleid nichts, als ein vorne offenes Hemd, eine Glasperlkette

mit einem Kreuzchen um den Nacken, und ein Unterkleid von blauem Cattun, keine Schuhe. Die langen Haare hingen in ziemlich sauber geflochtenen Zöpfen nach hinten. Während sie Tortillas knetete und kochte, hielt sie mit Don Sancho eine lange, unermüdliche Conversation.

Als der Regen aufgehört hatte, machten wir einige Bürschgänge in den Wald. Zum ersten Mal sahen wir hier große scharlachrothe Araße (Psittacus Aracanga) zahlreich auf den Bäumen. Sie fliegen gewöhnlich paarweise, den langen, prächtigen Schweif horizontal nach hinten ausgestreckt, schwerfällig und immer widerlich schreiend. Auf den Bäumen lassen sie sich oft in größeren Gesellschaften nieder, wiegen sich auf den äußersten Astgipfeln, und scheinen sich viel zu zanken und zu beißen Sie sind, wie alle Papageien, überaus schlaue Vögel, die immer auf ihrer Hut sind, eben so gut hören als sehen, und sich nicht leicht beschleichen lassen. All' unsere Versuche, einige dieser Prachtvögel zu schießen, waren vergeblich. Nach langem Irren im Walde kam ich von Dornen und Stacheln wundgerissen, ohne Beute wieder nach der Hütte zurück.

Tags darauf wurde die Reise nach San Miguel fortgesetzt. Der Weg war wo möglich noch schlechter, als zuvor. Die Maulthiere wurden durch das tiefe Waten im Lehmkothe äußerst ermüdet. Die Mula des langen amerikanischen Zimmermanns, stürzte dreimal mit ihrem Reiter zusammen, und da sie nicht mehr weiter gehen wollte, mußte sich der langbeinige Yankee bequemen, einen großen Theil des Weges zu Fuß zurückzulegen. Der Weg war manchmal so enge, daß die bepackten Thiere sich nur mit großer Mühe durchdrängten. Die oft quer über den Weg gespannten grünen Stricke der Rankenpflanzen wickelten sich um die Beine der Maulthiere und mußten zerrissen werden. Manchmal war der Reiter mit dem Schicksal Absaloms, wenigstens in Betreff des Hängenbleibens, ernstlich bedroht, und nur demüthiges tiefes Ducken

rettete ihn und seinen Schopf. Zweige, die wir auf die Seite biegen mußten, um weiter zu kommen, schnellten manchmal mit solcher Gewalt rückwärts, daß sie unsere Gesichter verwundeten. Umgestürzte Baumstämme nöthigten uns oft, darüber wegzusetzen, oder uns den Weg durch die Büsche bahnend, sie zu umreiten.

San Miguel, das uns aus mehreren Rohrhütten besteht, liegt auf dem wellenförmigen Plateau einer waldigen Anhöhe, welche im Umfang von einer halben Stunde gelichtet ist. Gras und niedere Kräuter sprossen statt der Bänme und Büsche. Hier sahen wir zum ersten Mal viel weidendes Rindvieh. Die Kühe sind von mittlerer Größe mit vorwärts gebogenen Hörnern, und haben, wie alle Kühe dieses Landes, die Unart, ohne die Gegenwart des Kalbes keine Milch geben zu wollen. Maulesel und Maulthiere weideten in noch größerer Zahl und fraßen gierig das grüne Futter, welches unter dem Einfluß ergiebiger Regengüsse in den letzten Wochen einen halben Fuß aufgewachsen war. Für Don Sancho sind diese Thiere eine Quelle des Reichthums. Dieser Mann wohnt hier seit 13 Jahren, und die Indolenz seiner Nachbarn läßt ihm allein das lucrative Monopol, die Reisenden vom Sarapiqui abzuholen.

Obwohl Don Sancho durch seine Maulthiere, wie durch die Beherbergung der Reisenden viel Geld verdiente, war sein Wohnhäuschen doch höchst armselig eingerichtet. Wir mußten uns mit magerer Kost und schlechten Schlafstellen begnügen. Tortillas, Bohnen, Eier und Bananen, mit etwas Milch, sind hier zu Lande die einzigen Speisen, welche der Reiche wie der Arme genießt. Dafür mußten wir doppelt so viel bezahlen, als wenn wir in Frankfurt am Main an der table d'hôte des Römischen Kaisers zwanzig leckere Gerichte gekostet hätten. Und Don Sancho schien es noch als eine Gnade zu betrachten, daß er uns aufgenommen. Nicht das Geringste hat dieser alte Geizhals gethan, die Reisenden durch einige Bequemlichkeiten für die unverschämten Prelle-

reien, die sie sich gefallen lassen mußten, zu entschädigen. Ich schlief in einer schmalen Hängematte, aus der ich ein paar Mal des Nachts herausfiel, und unter welcher die Hunde bellten und sich bissen. Mein Begleiter schlief auf einer hölzernen Bank, unter welcher die Schweine ihr Nachtlager bezogen. Unsere übrigen Reisegefährten waren nicht besser logirt. Den ganzen Abend betete Don Sancho mit seiner Familie und seinen Knechten. Die Namen der heiligen Jungfrau, des heiligen Joseph und anderer Santos, wurden oft lateinisch und spanisch um Fürbitte angerufen, deren der alte Sünder ganz gewiß sehr bedürftig war.

Tags darauf kamen wir mit Don Sancho in einen heftigen Streit. Unter allerlei Vorwänden wollte er uns einen Tag länger zurückhalten, um uns noch mehr auszuziehen. Wir waren aber seiner faden Tortillas und unverdaulichen Frijoles ebenso wie des elenden Nachtlagers in Gesellschaft von Hunden und Schweinen, bereits so satt, daß wir seiner Beredtsamkeit trotzten, und ihn unter der wirksamen Drohung, nichts, gar nichts zu bezahlen, zu unserer Weiterbeförderung zwangen. Er wußte gleichwohl unsere Abreise wenigstens bis gegen Mittag zu verzögern, und tauschte einige der Maulthiere unserer Reisegefährten gegen abgemagerte, ausgehungerte und ermüdete Retourpferde aus, die den Strapazen der Gebirgsreise nicht gewachsen waren.

Doña Eva, Sancho's Ehehälfte, war trotz ihrer vorgerückten Jahre und der 10 Kinder, die sie geboren, ziemlich gut conservirt, und hatte bessere Manieren als der Gemahl. Ihr stark gebräunter Teint erinnerte mich an unsere interessante Bekanntschaft in Greytown. Sie trug die gewöhnliche Landestracht: ein weißes, stark ausgeschnittenes Oberhemd mit kurzen Aermeln, und ein Unterkleid von geblümten Kattun. Um den braunen Hals hingen zwei Glasperlketten mit Kreuz'chen und Heilgenbildchen. Ihre kleinsten Kinder hatten einen olivenfarbigen, stark ins bräunliche spielenden Teint, welcher die Naturfarbe der mit indianischem Blut wenigstens zum

Theil gemischten neuspanischen Creolenrace ist, und nicht allein von der Sonne herrührt. Alle Kinder waren durch große schwarze Augen und pechschwarze Haare ausgezeichnet, die sie von der Mutter geerbt, während Don Sancho den kleinen Abkömmlingen seine krumme Habichtnase angehängt hatte. Der interessanteste Sprößling der Familie war der kleine Jesus, ein zwölfjähriger Junge mit sanften, sehr einnehmenden Gesichtszügen und großen klugen Augen. Er war der einzige Gelehrte unter seinen Geschwistern; denn er hatte in der Schule bei dem Geistlichen, eine Tagereise von San Miguel, Lesen und Schreiben gelernt, und schloß auch für seinen Vater die Rechnungen ab, die er für Transport und Wirthschaft ausstellte. Jesus — hier ein häufig üblicher Taufname — hatte ein Jahr zuvor den Arm gebrochen, der schlecht geheilt war. Wenige Tage vor unserer Ankunft hatte ihm ein stürzender Baumast auch den andern Arm gequetscht. Dieser Unfall hielt den lebhaften Jungen nicht ab, uns mit zwei Knechten des Vaters, auf der Weiterreise über das Gebirge zu begleiten, während Don Sancho, welchen die letzte Tour etwas ermüdet hatte, in San Miguel zurückblieb.

Doña Eva und der kleine Jesus, erzählten uns unter andern das traurige Ende einer deutschen Frau und ihres Kindes, welche zwei Jahre zuvor mit ihrem Mann und andern deutschen Emigranten, fieberkrank vom Sarapiqui gekommen war. Die anstrengende Reise durch die Urwälder hatte ihre letzten Kräfte erschöpft. Sie konnte nicht mehr weiter und der Mann, Namens Liesenberg, ging allein über das Gebirge nach Alajuela. Er wollte später nach San Miguel zurückkehren, wahrscheinlich um seiner verlassenen Familie Hülfe zu bringen, verschwand aber spurlos. Man hat später einige blutbefleckte Kleider und einen halbzerfleischten Menschenkopf am Fuße des Gebirgs gefunden, die allem Anschein nach, dem unglücklichen Liesenberg angehörten, welchen vermuthlich die Jaguare in der Nacht überfallen und zerfleischt hatten. Frau und Kind

hatte in San Miguel der Tod ereilt, bevor noch die schreckliche Kunde hiehergelangte. Beide sind unter dem immer grünen Rasen dieser Gegend begraben.

Von San Miguel hatten wir die erste deutliche Uebersicht der Cordilleras de los Andes von Costa Rica. Als der Regen, welcher die ganze Nacht hindurch gedauert, aufgehört, und die Morgensonne siegreich durch die grauen Wolkenschichten drang, entschleierte sich das grüne Waldgebirge mit seinen malerischen Kammlinien und den zwei sogenannten Volcanos*), Barba und de los Votos, die aber seit undenklicher Zeit kein Zeichen ihrer vulkanischen Thätigkeit gegeben haben, und wahrscheinlich nie wirkliche Feuerberge gewesen sind, auf das Prächtigste, und wurde von uns jubelnd begrüßt. Wir sehnten uns Alle in die mildere Region der Gebirge, wo die Cultur und der größte Theil der Bevölkerung sich angesiedelt hat. Ehe wir aber den Anblick des fruchtbaren Tafellandes mit seinen Kaffeeplantagen und dorfähnlichen Städten genießen sollten, standen uns noch herbe Prüfungen bevor.

Am 13. Mai gegen 1 Uhr zogen wir in das Gebirge ein. Die Gipfel der Volcanos hatten sich wieder umwölkt. Der hochstämmige Wald zu beiden Seiten, gönnte uns überdies selten einen freien Blick. Wir passirten mehrere reißende, stark angeschwollene Gebirgsbäche nicht ohne Mühe. Der Weg war noch schlechter und kothiger, als in den letzten Tagen. Dazu kam gegen zwei Uhr ein heftiges Gewitter mit ergiebigem Platzregen. Unsere armen Lastthiere keuchten schwer, wenn sie bald an steilen Abhängen emporklimmen, bald in tiefe Waldschluchten hinabsteigen mußten, wo sie oft bis in den Bauch in Schlammlöcher geriethen. Der lange Yankee-Zimmermann mußte, um weiter zu kommen, abermals zu seinen langen Beinen die Zuflucht nehmen. Sein schwaches Pferd

---

*) Die Creolen nennen Volcano jeden kegelförmigen Berg, auch wenn er keine Spur von Eruptionskratern und Lavaströmen zeigt.

stürzte mehrere Male unter ihm zusammen, blieb aller Schläge ungeachtet liegen, und weigerte sich geradezu den langen Reiter weiter durch den Koth zu tragen. Er bewährte sich übrigens als heroischer Fußgänger, und schritt fortwährend an der Spitze des Zuges. Der Schweizer Conditor, der gleichfalls ein Pferd ritt, hatte dasselbe Schicksal. Die Maulthiere bewährten ihre überlegene Kraft, Sicherheit und Ausdauer, und kamen mit ihren müden Reitern, ohne öfter als ein oder zwei Mal täglich zu fallen, oder im Kothe stecken zu bleiben, noch vor dem Einbruch der Dunkelheit in Carri-Blanco an.

Carri-Blanco ist ein offener Rancho, wie alle Hütten, die wir bis hieher gefunden. Er liegt auf einer gelichteten Stelle des Urwaldes, bereits ziemlich hoch auf dem Gebirge. Unter uns rauschte ein stark angeschwollener Bach. Das abschüssige Terrain umher, war reich an Büschen und Gramineen, und gewährte unsern müden Thieren ziemlich gute Weide.

Der Wirth, der ein schönes junges Weib hatte, theilte uns für gute Worte und viel Geld schlechte Tortillas und wenige Eier mit. Nicht einmal ein Huhn wollte er uns geben, obwohl wir ihm einen baaren Piaster boten. Da wir alle sehr müde und hungrig waren, und weder unsern Magen mit gesunder Kost füllen, noch ein andres Nachtlager als die harte Holzbank oder den Boden fanden, so gab es hier zum ersten Mal, außer den Seufzern der Resignation, auch einige Flüche in deutschen, wie in englischen Worten. Der Yankee betheuerte, daß man in den Zuchthäusern der Vereinigten Staaten bessere Kost und comfortableres Logis finde und der Schotte versicherte, daß die Schweine seiner Heimath in weit reinlicheren Ställen hausten, als die göttlichen Ebenbilder in einem Lande, dem doch der Schöpfer seinen Segen in Bezug auf Milde der Luft und Fruchtbarkeit des Bodens so freigebig, wie nur irgend einem andern Lande gespendet hatte. Die deutschen Reisenden äußerten sich etwas milder, konnten aber doch nicht um-

hin gegen Tagesanbruch, wo ein kühler Wind über den feuchten Boden, auf dem sie lagen, hinstrich, auch in ihrer Muttersprache über dieses so schöne, aber durch die Faulheit seiner Bewohner beschwerliche Land, etwas vernehmbar zu ächzen und zu krächzen.

Unsere Schlafkameraden, arme Lastträger, die außer ihren kurzen Zwilchhosen und ihrem Zwilchhemde, noch hundertpfündige Koffer trugen, waren frühe wach, tranken ihren Kaffee, aßen ihre Tortillas und setzten, nachdem einer dem andern die schwere Last auf dem Rücken zurecht gelegt, munter ihre Reise fort. Meine Glieder waren heute etwas steif, und meine wunden Lippen schmerzten mich sehr. Von Mosquitos war keine Spur mehr zu sehen. Schon seit Rancho Quemado hatten wir diese Plage — Gottlob — nicht mehr verspürt. Dagegen nimmt die Zahl der Sandflöhe in den höheren Regionen eher zu, als ab. Wir verließen Carri Blanco, nachdem uns die schöne Frau der Hütte, die ihre prächtigen schwarzen Haare bereits in zierliche Zöpfe geflochten hatte, den Kaffee kredenzt und das theure Geld für die elende Bewirthung mit gnädigem Blicke eingesteckt hatte.

Der Weg von Carri Blanco nach La Paz war eben so schlecht, wie der Weg Tags zuvor. Wir ritten über den steilen Rücken eines Querjoches der Anden. Durch einige gelichtete Stellen des Waldes, öffnete sich der Fernblick in die nächsten Kessel und Thäler der Tiefe. Im Mittelgrunde des Thales zur Rechten stäubte ein gewaltiger Wasserfall von über 200′ Höhe, der Rio de San Angelos, mit prächtigen Cascaden und Schaumraketen in den grünen Waldgrund hinab. Den Rahmen dieses Gemäldes mit schönen Contouren der Berge und den herrlichsten Pflanzenformen der Tropen, kann man sich nicht reizend genug denken. Dazu kam eine eigenthümliche schöne Beleuchtung des mit Gewitterwolken umhüllten Himmels, aus dem stellenweise das tiefe Blau der Höhe und zuweilen einige Sonnenblicke hervorlauschten. Wir genossen hier von mehreren Stellen eines weiten Ueberblicks in östlicher

Richtung. Costa Rica erscheint, vom atlantischen Ocean bis auf die Kammhöhe der Cordilleras, als ein ungeheurer Urwald, in welchen die Cultur nur einzelne Lücken durch Lichtung um die wenigen Ansiedlungen hineingeschlagen hat. Leider gönnten uns die Wolken nicht lange diese Aussicht. Die gespensterhaften Nebelgestalten des Stratus kamen vom Winde gejagt dahergezogen und umhüllten das ganze Gebirge. Das tägliche Gewitter grollte wieder, und es fiel ergiebiger Regen, bevor wir La Paz erreichten. Hier stehen zwei elende Hütten, aber in der Umgebung ist kein Anbau zu sehen. Da sich weder für uns, noch für unsere Thiere etwas zu essen fand, mußten wir beim Regen die Reise fortsetzen. Der Rio de la Paz, den wir hier überschritten, ist unter allen Gebirgsbächen, die uns bis hieher in Costa Rica vorgekommen, der beträchtlichste und während der stärksten Regenzeit, im December und Januar, liegen die Reisenden manchmal 5 bis 6 Tage vor dem wild tosenden Gewässer und müssen das Fallen des Wassers abwarten, um ihn ohne Gefahr zu überschreiten.

Der Naturcharakter hatte sich hier bereits etwas geändert. Die Vegetation hatte ihren kolossalen Charakter theilweise verloren. Der Baumwuchs war nach oben merklich verkümmert, die größeren Parasiten waren minder üppig, die Swietineen, die Bombaceen und manche Palmenarten waren nicht mehr an den Bergabhängen, sondern nur in den Schluchten, an windgeschützten Stellen sichtbar; der Pisang hatte minder gewaltige Blätter als in der Tiefe, die Voladoren und der ihnen ähnliche ungekannte Baum mit der gefurchten Pyramidenbasis war verschwunden. Dagegen waren verschiedene Cedrelenarten zahlreicher vertreten; Eichen, Pappeln und Weiden und manche Bäume von nordischem Ansehen kamen zum Vorschein. Am zierlichsten aber waren die baumartigen Farrenkräuter des Gebirges, den Palmen sehr ähnlich, mit zarten, locker gewebten, durchscheinenden und an den Rändern scharf ausgezacktem Laube, von minder schlankem, schuppig rauherem Stamme als

die Palmen. Die Blätterkronen dieser Farren sind nicht aufstrebend, wie die meisten Palmenkronen in der Jugend, sondern horizontal ausgebreitet und oft mit den Spitzen gesenkt. Ihre durchschnittliche Höhe ist 20—30′. Diese kolossalen Farrenkräuter, obwohl fast ausschließlich den Tropen eigen, ziehen, wie Humboldt und Poeppig bereits erwähnten, ein gemäßigtes Klima dem ganz heißen vor, fühlen sich in einer Meereshöhe von 2—3000′ am wohlsten, und bezeichnen nebst der Fieberrinde, die am liebsten unter ihrem Schatten gedeiht, „die glückliche Region der Erde, in welcher ewige Milde des Frühlings herrscht" *).

Die Thiererscheinungen waren nicht besonders reich. Behäubte Kakadu's begrüßten uns heute zum erstenmal. Ein heftiger Thierlärmen, den wir Nachts zuvor in Carri Blanco belauschten, schien uns auch zum erstenmal jene nächtliche Katzbalgerei der Waldbestien „den gesteigerten Thierkampf," wie ihn Humboldt in seinen Naturansichten nennt, zu verrathen. Wir machten an diesem Tage eine glückliche Affenjagd. Zwei Miromandas oder Klammeraffen stürzten verwundet herab. Dem einen gelang es, in den Büschen zu entkommen, der andere war einige Augenblicke regungslos, wie todt, kam aber plötzlich wieder zu sich und schaute uns, noch halbbetäubt, ziemlich verwundert an. Meine Reisegefährten schlugen ihn grausamerweise vollends todt und übergaben ihn dem kleinen Jesus, der aber wenig Appetit nach Affenfleisch zu haben schien, und den haarigen Cadaver, der ihm zum Tragen zu lästig wurde, wegwarf.

Die Nacht vom 14. auf den 15. Mai brachten wir zu Varablanca, in einer Hütte des Gebirges, zu, wo ein armer, kränklicher Mann, der uns nicht einmal Kaffee vorzusetzen hatte, ein einsames Leben voll Entbehrungen führte. Er fristete sein elendes Dasein, indem er an die Arbeiter des Weges von seinen schlechten

---

*) Bei Desengaño sah ich baumartige Farren noch in einer Höhe von 7600′. Die Stämme sind mit Moosen und Flechten dicht überdeckt.

Bohnen und an die Maulthiertreiber Mais verkaufte, da in der Umgebung, die nur auf wenige Schritte gelichtet ist, keine hinreichende Weide zu finden war. Der kränkliche Mann bat uns um ein Mittel gegen einen Stockhusten, der bei ihm eine chronische Plage war. Er schien vom gutmüthigsten Charakter, theilte uns das Wenige mit, was er hatte, ohne Bezahlung annehmen zu wollen, und erzählte uns verschiedene Episoden aus seinem traurigen, einsamen Waldleben, in welches nur hier und da die Erscheinung eines Tiegers (Jaguars), ein glücklicher Schuß auf Benaos, auf Nabelschweine, Buschhühner, oder die flüchtige Einkehr von Durchreisenden einige Abwechselung bringt. Er hatte ein schlechtes Gewehr, das er immer erst ein halb Dutzend mal abdrücken mußte, ehe der Schuß losging, und da man von den Jaguaren nicht so viel Rücksichten erwarten darf, daß sie so lange warten, bis es dem rostigen Lauf zu knallen beliebt, so ist des guten Mannes Leben hier in beständiger Gefahr. Nur der Umstand, daß diese Tiger immer einen gewissen Respekt vor dem Menschen und niemals Mangel an vierfüßigem Futter haben, hat ihn vielleicht gerettet. Der Alte erzählte mir, daß erst wenige Wochen vor unserer Ankunft ein stattlicher Jaguar bei ihm habe einkehren wollen. So wie der Tiger *) aber einen Blick in die elende Hütte geworfen und den schwindsüchtigen Alten mit dem chronischen Husten sah, schien das Raubthier zu merken, daß hier wenig für ihn zu beißen sei. In langsam majestätischem Schritte kehrte der Tiger in das Dickicht zurück, nicht ohne dem erschrockenen Alten noch ein schreckliches Addios nachzubrüllen. „Warum habt Ihr aber die Bestie nicht geschossen?" — fragten wir den Alten. „Ich hab's wohl versucht," erwiederte er, „aber sechsmal hab' ich abgedrückt und es ist wieder nicht losgegangen."

Der 15. Mai begann einmal wieder mit heiterem Sonnen-

---

*) Die Neu-Spanier nennen bekanntlich den Jaguar „Tiger."

schein. Nur leichte Cirruswölkchen bummelten über die höchsten Kämme der Andes. Der melodienreichste aller Waldsänger, die ich je gehört, begrüßte die Helle mit seinem kurzen, aber unnennbar wohltönendem Liede. Cilgero nannte unser Wirth in Barablanca den Vogel, und versicherte, daß derselbe von graugrüner Farbe sei, sich immer nur im Dickicht und auf den höchsten Baumwipfeln aufhalte. Indianer sollen diesen Vogel zuweilen mittelst stumpfer Bolzen, die sie mit Vogelleim bestreichen, von den Gipfeln herunterschießen, ohne ihn zu tödten. In San José, versicherte unser Wirth, bezahle man 100 Piaster für einen Cilgero. Ich habe aber später selbst in der Hauptstadt Costa Rica's oft nach diesem Vogel gefragt, und nichts Genaueres über ihn erfahren können. An der Westseite der Andeskette, gegen den stillen Ocean, habe ich ihn nie wieder gehört. Zwischen Cari Blanco und der Kammhöhe von Desengaño scheint er sehr häufig zu sein, und wir hörten seinen herrlichen Gesang von vielen Seiten. Der Ton hat etwas ganz Eigenthümliches, und scheint der Lyra und der Flöte ihre sanftesten Töne entlehnt zu haben. Kein anderer Vogel, den ich irgendwo gehört, hat etwas so Melodisches und rein Musikalisches in seinem Gesang wie der Cilgero. Was sind dagegen die schönsten Töne der Sprosser und Nachtigallen in den Buchenhainen Holsteins und Jütlands? Weder der arabische Bulbul noch die Spottdrossel der Louisiana, wenn sie ihre lieblichsten Originalweisen singt, kann an sanfter Melodie mit diesem Sänger der Andeshöhe rivalisiren. Ich habe den Cilgero selbst nie gesehen, obwohl er mich oft Tage lang durch seinen Sang ergötzte. Vergeblich versuchte ich bei Barablanca, wo er am häufigsten ist, ihn zu beschleichen. Er saß immer sehr hoch im dicksten Theile der Laubwipfel, wo ihn die mächtigen Guirlanden der Schlingpflanzen verhüllten. *) Ein anderer Vogel, der kräftiger, aber weniger melo-

*) Auch auf den höheren Cordilleras von Guatemala, wo ihn die Ein-

dich schlug, antwortete dem Cilgero. Unser Wirth versicherte, daß es sein unzertrennlicher Gefährte sei. Er nannte ihn Calandria. Nie, sagte er, singe der Cilgero, ohne daß ihm der Calandria mit seinem kräftigen Triller accompagnire. Ich hoffte vergeblich, den geheimnißvollen Vogel bei einem zweiten Besuch in diesem Theile der Cordilleras zu erbeuten. *)

Von Varablanca bis Desengaño ist nur eine Legua. Hier wird der Weg merklich besser. Ochsenkarren fahren von hier nach San José. Auf halbem Wege hätte mein Begleiter, durch die Unvorsichtigkeit eines der Maulthiertreiber beinahe sein Leben eingebüßt. Im Augenblicke, als letzterer ihm das Gewehr auf den Sattel reichte, ging der Schuß los. Die beiden Kugeln, mit denen der Lauf geladen war, gingen durch den Rücken des Maulthiers und machten Wunden von zwei Zoll im Durchmesser. Glücklicherweise verletzten sie weder Knochen nach Adern. Das Thier kam mit dem Schrecken und einigem Blutverluste davon. Der Maulthiertreiber, der natürlich die Vorwürfe seines Herrn und den Schadenersatz fürchtete, wollte die Schuld nicht seiner Unvor=

---

geborenen Jilgero nennen, habe ich ihn ein Jahr später oft gehört. Er ist jedenfalls ein Gattungsverwandter des berühmten Organista auf den Andes von Peru, aus der Familie der Troglodyten, wenn auch specifisch verschieden. Auch die Reisenden in Guyana und Brasilien erzählen von diesem herrlichen Sänger, der dort Cyphorhinus carinatus sein soll, während der Organist von Peru nach Tschudi der Troglodytes leucophrys ist. Auch auf den Gebirgen der Insel Cuba, kommt ein herrlicher Sänger dieser Familie vor, zimmtbraun ähnlich dem peruanischen. Man bezahlt lebende Exemplare in Havanna sehr theuer, bis 200 spanische Piaster.

*) Im December 1853 besuchte ich zum zweiten Male den Kamm der Cordilleras zwischen Varablanca und Desengaño, habe aber vom Cilgero nichts mehr gehört noch gesehen. Das Wetter war überaus schlecht, stürmisch und regnerisch, jedoch ohne Gewitter, die Gebirgsbäche waren hoch angeschwollen. Bunter und prächtiger als im Mai, erschien mir das Vegetationsgemälde. Diese Jahreszeit scheint im Gebirge die Blüthenreichste. In der Waldschlucht bei Desangaño sah ich hier zum ersten Male die schwarze Varietät des Jaguars. M. W.

sichtigkeit und Dummheit, sondern dem Gewehr, das von selbst losgegangen sei, beimessen!

In Desengaño sahen wir die ersten Hohlziegeldächer statt trockener Palmenblätter, die, wenn man sie auch noch so dicht auf einander schichtet, gegen tropischen Regen doch nicht hinreichend Schutz geben. Der Wald der Umgebung war im Umfang einer halben Stunde gelichtet. Einzelnen Baumarten sah man auf einer Höhe von 7000′ bereits die Verkümmerung ihres Wuchses an. Doch ist diese Erscheinung durchaus nicht im Verhältniß zur Vegetationsscala der Alpen Europas. Die Palmen haben hier noch nicht ihre oberste Höhengrenze erreicht und wachsen bei Desengaño noch sehr häufig, obwohl in geringerer Mannigfaltigkeit der Arten. Cocospalmen, große Königspalmen, Oelpalmen und der schöne Mauritiusbaum (Mauritius flexuosa) waren verschwunden. Die Gebirgspalmen treiben keine Stämme mehr von 50—60′ Höhe, wie am Sarapiqui, sondern erheben ihre leichten Kronen selten höher als 20′ über die Bodenhöhe. Auch baumartige Farren kommen zwar noch auf dieser Höhe fort, wachsen aber vorzugsweise in Schluchten und Hohlwegen. Oberhalb Carriblanco sieht man letztere am zahlreichsten neben der Makenkapalme und der Oreodora regia. Ihre Kronen sind regelmäßiger, aber schwerfälliger und weniger zierlich als die der Palmen. Das Auge des Malers dürfte gleichwohl in dem Urtheil schwankend sein, welchem von diesen beiden höchst pittoresken Tropenbäumen der Preis der Schönheit gebühre.

In Desengaño bekamen wir zum erstenmal wieder Brod zu essen, das wir schon seit mehreren Wochen entbehrt hatten. Tortillas, Milch und Kaffee waren vortrefflich, und man merkte wohl, daß man sich den Grenzen der Cultur näherte. Hier steht ein großes gedecktes Haus für die Durchreisenden und die Wegarbeiter, eine „Casa del gobierno.“

Von Desengaño bis zur äußersten Paßhöhe, die sich einige

hundert Fuß über den Hütten und nahe an 8000′ über dem Meere erhebt, ist die Entfernung gering. Unsere Maulthiere und selbst die Pferde gingen auf dem breitern und bequemern Wege munter vorwärts. Jenseits der Paßhöhe öffnete sich der Wald. Die Bäume zur Rechten des Weges waren gefällt, und wir genossen der herrlichsten Fernsicht über die verschiedenen Ketten und die reihenförmig aufgesetzten Vulkankegel, über die Hochebenen und Hochthäler der Andes von Costa Rica. Auch der stille Ocean und die malerische Gebirgsumsäumung des Golfes von Nicoya ist von hier aus sichtbar. Die Sonne stand noch hoch im Zenith. Mächtige, gebirgsähnliche Wolkengebilde zogen am westlichen Nadir herauf. Der Anblick dieses ungeheuren Panoramas war bei der schönsten Himmelsbeleuchtung über alle Beschreibung herrlich. Sogar der langbeinige Yankee war überrascht und äußerte seine Bewunderung über diese „beauteful scenery,“ die ihm in den Vereinigten Staaten nirgends so reizend, so großartig vorgekommen war.

Die Begeisterung des Yankee wuchs noch in ganz anderem Maße, als er an demselben Tage in Heredia vernahm, daß eine Kuh 8—10 Dollars und ein Ochse verhältnißmäßig noch mehr werth sei, als in den besten Gegenden von Texas, die er früher bewohnte. Die Sympathie des langbeinigen Amerikaners war hiermit diesem malerischen Lande ganz gewonnen.

Obwohl uns am Nachmittag des 15. Mai noch ein tüchtiger Wasserguß aus vollen, tropischen Schleußen überschüttete, so war das Herabreiten von der Paßhöhe nach Heredia doch beinahe lustig im Vergleich mit dem, was wir in den vorhergehenden Tagen ausgestanden hatten. Noch verschiedene Male enthüllten sich uns durch Waldstellen herrliche Fernbilder, welche uns zu lauten Aeußerungen der Freude hinrissen. Schon 3 oder 4 Leguas vor Heredia ändert sich der Vegetations- und Landschaftscharakter ganz. Die grandiose Wildheit des Urwaldes ist verschwunden. Junger Buschwald hat den alten ausgerodeten Wald ersetzt. Viele tausend Man-

ganen dieser gelichteten kräuterreichen Buschgegenden, die sich für Mais, Weizen und Wiesenbau vortrefflich eignen, sind noch nicht cultivirt. Erst näher bei Heredia beginnt der Anbau. Zuckerrohr, Maisfelder, Pisanggärten und Wiesen dehnen sich aus, und endlich kommt der Kaffeebaum zum Vorschein, den wir hier zum erstenmal unter freiem Himmel sahen, in langen Reihen regelmäßig gepflanzt. Eine halbe Stunde vor Heredia begegneten uns auch die ersten Wagen mit zwei plumpen Scheibenrädern und mit Ochsen bespannt. Es sind die schlechtesten und kunstlosesten Wagen, die ich je gesehen, und verrathen den noch sehr tiefen Culturgrad des jungen Freistaates. Die Dunkelheit war bereits eingebrochen, als wir das Städtchen Heredia erreichten, wo wir von Don Ramon Ramirez, einem Freunde Don Sancho's, mit spanischer Höflichkeit und uneigennütziger Gastfreundschaft aufgenommen wurden, und nach dem sehr langen und mühsamen Marsche bis tief in den Tag hinein schliefen.

Der 16. Mai war ein Sonntag, der seinem Namen Ehre machte. Klar wie der reinste Krystall stand der ungeheure Himmelsbogen vollkommen wolkenleer über unsern Köpfen, und die Sonne brannte uns bereits mit ziemlicher Wärme auf den Scheitel, als wir bei Don Ramon den Morgenimbiß, vortrefflichen Costaricenser Kaffee von unvergleichlichem Aroma, in bester Laune hinunterschluckten. Alle Strapazen, alle Leiden waren vergessen. Wir dachten nicht mehr an die Pfützen, an die tiefen Kothlöcher, nicht an die Klötze des Urwaldes und die Mosquito's, noch an Don Sancho's Habichtsnase und unverschämte Prellereien, sondern lediglich an die Palmen, an den Cilgero, an die Colibri's, an den rauschenden Fall des „Engelstromes," an alles Schöne, Großartige, Freundliche, Herrliche, was wir auf dieser Reise gesehen und erlebt, ganz besonders aber an Don Ramons uneigennützige Hospitalität, seine Höflichkeit und seinen trefflichen Kaffee. Die ganze große Hochebene von Costa Rica mit all ihren Haciendas,

Portreros, Kaffeeplantagen und Bananenpflanzungen lag wie ein unermeßlicher Paradiesgarten im saftigsten Grün und in schönster Beleuchtung vor uns ausgebreitet.

Heredia ist der Hauptort eines Departements, welches außer dem Städtchen noch die Ortschaft Barba und eine große Zahl zerstreuter Hazienbas enthält. Seine Bevölkerung giebt Molina auf 17,289 Seelen an. Das Städtchen liegt um einige Hundert Fuß höher als die Thalsohle, und ist weitläufig gebaut. Die Häuschen sind alle nur einstöckig wegen der Erdbeben, wie in allen Städten Central-Amerikas, und tragen schwerfällige Hohlziegeldächer, zum Schutze gegen die starken Regengüsse. Die ganze Bevölkerung war, wie es hier an Sonntagen gebräuchlich ist, auf den Beinen, und die Neugierde, einer der hervorstechendsten Charakterzüge der Neuspanier, zeigte sich alsogleich im grellsten Lichte. Häuschen und Stübchen, die wir eingenommen hatten, waren von ganzen Banden neugieriger Barfüßler belagert. Die Kleidung der meisten war ein kleiner, runder Strohhut, ein weißes oder buntes Hemd, das des Sonntags wegen rein gewaschen war, eine bunte Leibbinde, Zwillichhosen verschiedener Farben und weiter nichts. Nur die Aristokratie trägt hier Schuhe und eine mantelartig gefaltete Wolldecke über dem Hemde.

Als andächtige Christen besuchten wir sogleich die Kirche, welche zwei plumpe viereckige Thürme in byzantinischem Style hat. Das Innere derselben ist roher und buntscheckiger, als wir es selbst in den christlichen Gotteshäusern des Orients gesehen. Es wurde eben das Hochamt gefeiert. Priester in prunkvollem Ornat bewegten sich am Altare hin und her, Geigen und Baßgeigen spielten dabei auf, die Glöcklein tönten, der Weihrauch dampfte, die andächtige Versammlung, meist Frauen lag auf den Knieen und bekreuzte sich bei jedem Glockenschlag. Auch der Klingelbeutel marschirte in Tellerform herum, ganz bedeckt mit Realen und Mediorealen, den frommen Opferspenden der frommen Gemeinde für

die „Mutter-Kirche", die hier einen „eben so guten Magen" hat, wie bei uns, und Gold und Silber verdauen kann, wie bei uns.

Während es drinnen, trotz der Walzer-Melodien, welche mitunter die Kirchenmusik spielte, recht andächtig zuging, tummelte sich draußen auf dem großen viereckigen Platze, der, mit Unkraut überwuchert, vor der Kathedrale sich ausdehnt, eine große Volksmenge lärmend durcheinander. Der Sonntag ist Heredi'as Markttag, und man handelt und feilscht um Eier und Butter, um Bananen und Bohnen. Allerhand Kurzweil wurde getrieben. Sogar Raketen ließ man in Menge steigen und Niemand sah darin eine Entheiligung des Sabbaths und eine Störung der religiösen Handlung, welche im Innern der Kirche vorging.

Erst gegen Mittag brachen wir von Heredia auf. Der Weg von dort nach San José, geht in südlicher Richtung, zwischen den lebendigen Cactus-Zäunen einer unabsehbaren Reihe von Hacienda's, durch die Hochebene. Da San José keine hochaufragenden Thürme besitzt, und die Häuser sehr niedrig sind, so wird man sie eigentlich erst gewahr, wenn man den breiten hochlaubigen Kranz von Kaffee-Plantagen und Pisanggärten, der sie umgiebt, hinter sich hat und in den Straßen selbst reitet. Auch da kam es uns noch so dorfartig vor, daß wir erst auf die wiederholte Beantwortung wiederholter Fragen glauben konnten: wir seien nun wirklich in San José, der Hauptstadt des „Wunderlandes Costa-Rica."

M. W.

VI.

San José, die Hauptstadt von Costa Rica. Lage und Bauart. Innere Einrichtung der Häuser. Oeffentliche Gebäude. Kirchen. Die Kathedrale. Der Charakter der Städte Costa Rica's im Vergleiche zu den Städten Nord-Amerika's und der alten Welt.

Die Hauptstadt der Republik Costa-Rica, ist noch von keinem Reisebeschreiber geschildert worden. Mit Ausnahme einiger kurzen Notizen: Felipe Molina's in seinem „Bosquejo de Costa Rica" und einiger flüchtiger Bemerkungen in dem gedruckten Tagebuche des Herrn Lammich, Exschulmeisters von Kreisewitz bei Leobschütz, fand ich in den verschiedenen Reisebüchern, die über Central-Amerika erschienen sind, von San José kaum mehr, als die Erwähnung des Namens. Herr Lammich schildert recht liebenswürdig naiv die Menschen, mit denen er hier zu thun hatte, vor Allem aber sich selbst, seine eigenen Schicksale und Erlebnisse. Die Gabe klarer Anschauung und plastischer Darstellung ist ihm nicht gegeben. Er versetzt die Hauptstadt in einen Gebirgskessel, und schließt sie mit hohen Bergen ein, während San José in einem freien, weiten Plateau gelegen ist, welches durchschnittlich über 5 leguas breit und über 10 leguas lang ist, eines der ausgedehntesten Hochthäler im Tafellande der Andes von Mittel-Amerika.

Dieses Plateau oder Hochthal enthält wieder viele Erhebungen und Senkungen, Hügel, Thäler und Schluchten, welche durch die verschiedenen Flüsse abgesetzt und gegraben werden. San José steht auf einer solchen Anhöhe, dessen Fuß ringsumher der Thal-

grund des Rio Torres und des Rio Maria-Aguilar umsäumt. Diese zwei Flüßchen, versehen die Bevölkerung mit Trinkwasser in der trockenen Jahreszeit, wo fast kein Regen fällt, und ergießen sich in den Rio grande de Costa-rica, der durch wilde Thalschluchten und einsame Urwälder brausend, seine Wasser nach dem stillen Ocean sendet.

Die Straßen San José's erheben und senken sich auf diesem abschüssigen Boden, sind übrigens nach einem regelmäßigen Plane in geraden Richtungen angelegt und durchschneiden sich rechtwinklig. Das Pflaster, aus den kleinen Rollsteinen der Flüsse bestehend, läßt viel zu wünschen übrig.

Nur wenige Häuser haben ein oberes Stockwerk, aber die meisten besitzen sogenannte Veranda's, d. h. bedeckte Gallerien, die nach der Straße oder nach dem Hofe gerichtet sind. Das gewöhnliche Material des Häuserbaues, ist getrockneter Lehm mit dürren Pflanzenstengeln gemischt und durch quer gezogenes Rohr, dessen Enden an die Tragbalken des Daches genagelt sind, befestigt. Man behauptet, daß solche Lehmwände bei einiger Elasticität, weniger Gefahr laufen, durch Erderschütterungen umgeworfen zu werden. Die Dächer sind mit plumpen und schweren Hohlziegeln zum Schutze gegen die starken Regengüsse bedeckt. Leichte, flache Ziegel, Zink- oder Blechdächer, welche sich für ein Land, das mit allen übrigen Republiken Central-Amerika's häufigen Erdbeben ausgesetzt ist, ungleich besser eignen würden, sind hier nicht gekannt.

Viele Häuser entbehren der Glasfenster, viele Stuben empfangen ihr Licht nur durch die geöffnete Thüre. Die meisten Zimmer haben nur Steinpflaster, in sehr wenigen Häusern findet man gedielte Fußböden. Keinem Hause fehlt der innere Hof, der oft mit Blumen, Mais und Pisangs bepflanzt oder mit wildwachsenden Büschen und Bäumen bedeckt ist.

Die innere Einrichtung der Häuser ist selbst bei den Wohlhabendsten überaus einfach. Ein Tisch, und mitunter ein alter

Schrank, eine lange Holzbank oder einige Dutzend Stühle den Wänden entlang, durch die ganze Länge des Zimmers aber die selten fehlende buntleinene oder gestrickte Hängematte, die an beiden Enden mit zusammenlaufenden Schnüren und zwei Stricken an die Decke befestigt ist. Die Hängematte vertritt das kostspieligere Sopha und ist dem Besitzer, hier wo man so gut wie in Neapel und im Orient das dolce far niente liebt, ein behaglicheres Meubel als Divan oder Schaukelstuhl. Spiegel sind selten, das Crucifix und einige Heiligenbilder, mitunter einige Kupferstiche oder Familienbilder an den geweißten Wänden vollenden den magern Schmuck des armseligen Empfangzimmers. Die Reichen sind natürlich etwas besser eingerichtet. Die Wände ihrer Salons sind gewöhnlich mit bunten geschmacklosen Tapeten überkleistert. Mitunter haben sie auch gepolsterte Stühle und neben der Hängematte noch ein Sopha. Aber selbst in den Häusern der ersten Staatsbeamten und der begütertsten Kaufleute, ja sogar bei den Präsidenten der Republik und seinem Bruder, dem General der Armee, der die ergiebigsten Goldminen am Aguacate und sehr einträgliche Kaffeehacienda's besitzt, herrscht keine luxuriöse Einrichtung nach europäischen Begriffen, noch weniger aber jenes Comfort, dessen Geheimniß der Engländer und der Yankee am besten verstehen und das selbst, nach dem Geständniß des französischen Senators Michel Chevalier, in Frankreich unbekannt und doch kaum entbehrlich zu einem „ruhig behaglichen Lebensgenusse" ist. Ebenso vermißt man hier die holländische Reinlichkeit. Der Boden wird nicht häufig gefegt, die Fenster werden noch seltener gewaschen. Nichts einfacheres als das Arbeitszimmer des Don Juan Raphael Mora, Kaffeehändlers und Präsidenten der Republik Costa Rica. Dr. Castro, der frühere Präsident der Republik, hat den am schönsten ausgestatteten Salon von San José. Aber auch hier herrscht nur mäßiges Comfort und kein wirklicher Geschmack.

Unter den öffentlichen Gebäuden existirt nicht Eines, das dem

Europäer durch Schönheit oder Größe auffällt. Das Regierungsgebäude, die Kaserne mit der hölzernen Gallerie und hohen Fahnenstange, die Universität, das Theater, all das sind ganz unansehnliche Bauwerke, welche selbst als Privathäuser in jeder europäischen Hauptstadt für klein und armselig gelten würden. Der neue Nationalpalast, zu welchem ein ehemaliger preußischer Feldmesser den Plan entworfen, und der jetzt unter der Leitung des deutschen Architekten Kurze fortgebaut wird, verspricht etwas mehr. Statt des gewöhnlichen getrockneten Lehmkoths, ist das Baumaterial ein hellgrauer erdiger Trachyt voll von Feldspath- und Augitkrystallen, der auch leicht zu bearbeiten ist. Bei dem Bau, der in Ermangelung tüchtiger Maurer und Zimmerleute, nur sehr langsam vorwärts schreitet, sind meist Sträflinge in Ketten beschäftigt, die sich aber, nach der allgemein herrschenden Sitte der Indolenz und Schonung, so wenig als die freien Arbeiter anstrengen. In diesem Nationalpalaste sollen sich künftig sowohl die Gerichtshöfe als der Congreß, der gegenwärtig in einem elenden Lokale tagt, versammeln.

Selbst die Kirchen von San José sind kleiner und armseliger, als wir sie bis jetzt in irgend einem andern katholischen Lande gefunden. Die Kirchen del carmen und de la mercet sind keiner Beschreibung werth. Die Kathedrale hat nur die günstige Lage an der Ostseite des großen freien Hauptplatzes auf dem höchsten Punkte der Stadt für sich, ist übrigens ein ganz unbedeutendes Gebäude. Ein bestimmter architektonischer Styl ist aus demselben kaum herauszufinden. Die mauerförmige Façade mit gewundenen Pilastern ist etwa 60′ hoch und weiß angestrichen. Das Innere ist roh buntscheckig ausgeschmückt. Die Kanzel ist mit Heiligenbildern bemalt, deren Meister noch bei den Chinesen mit Nutzen die Malerkunst studiren könnten. Der Hauptaltar wie die Seitenaltäre sind nur mit schlechtvergoldetem Schnitzwerk und einigen Heiligenbildern verziert, ermangeln übrigens ganz jener reichen, oft

geschmackvollen Ornamentirungen, welche sonst die Altäre katholischer Kirchen in anderen Ländern z. B. in Canada und noch mehr in Mexiko und Lima tragen. Die armseligsten Figuren aber machen die mageren mit schlechten Oelfarben beschmierten Holzsäulen, welche in vier Reihen das Schiff der Kirche stützen. Ueberhaupt trägt in dieser Cathedrale alles das Gepräge der Nachlässigkeit und Sparsamkeit. Nicht einmal Stühle sind in der Kirche angebracht, mit Ausnahme des für den Bischof bestimmten Sammtlehnstuhles vor dem Hochaltar. Der Präsident der Republik, die Minister und ihr Gefolge, nehmen bei großen kirchlichen Feierlichkeiten auf einer Holzbank Platz, alle übrigen Andächtigen müssen auf dem Steinpflaster knieen. Am Eingang steht an einer bemalten Holzwand die Aufschrift:

„Esta es casa de dios, casa de oracion, no de vanitades.“

(Dies ist ein Haus Gottes, ein Haus des Gebetes, nicht der Eitelkeit.)

Die beiden Thürme, die früher die Façade der Cathedrale schmückten, wurden wegen Baufälligkeit abgetragen, da man ihren Einsturz bei dem ersten starken Erdbeben befürchtete. Das verheerende Erdbeben vom 2. September 1842, welches Cartago, die alte Hauptstadt des Landes mit ihrer Cathedrale zu Schutt verwandelte, machte auch die San Josefiner noch ängstlicher und vorsichtiger als es sonst in ihrer Natur liegt. An der Stelle jener Steinthürme wurde ein vom Kirchengebäude getrenntes hölzernes Glockenthürmchen errichtet, welches wohl so lange functioniren wird, als die Erdbebenfurcht dauert, und die Kirche kein übriges Geld hat, ein paar neue solidere Steinthürme zum würdigen Schmuck der Kathedrale zu bauen.

Der Mangel an Thürmen, wie an hervorragenden Bauwerken überhaupt, giebt der Hauptstadt Costa Rica's einen recht bescheidenen Anblick. Auch in diesem Punkte zeigt sich auffallend der Contrast gegen Nord-Amerika, wo stattliche Kirchthürme die Früh-Existenz jeder aufschießenden Stadt der Wildniß bezeichnen,

und gleichsam mit zu ihrer Geburtsgeschichte gehören. Städtchen, welche eigentlich noch in den Windeln liegen, kündigen sich dort schon in weiter Ferne an, durch einige gothische Thurmspitzen oder durch das stolze, hochaufragende Schiff irgend einer neuen methodistischen, presbyterianischen oder katholischen Kirche. In Unter-Canada haben selbst die kleinsten Dörfer stattlichere Kirchenbauten, als diese Hauptstadt einer central-amerikanischen Republik, die durch das fabelhafte Aufblühen ihres Kaffee-Exports jetzt schon fast berühmt geworden. Selbst im türkischen Orient, wo doch alles Ruin und Verfall ist, wetteifern die kleinen halbverödeten Schmuzstädte durch Zahl und Schönheit ihrer vielen schlanken Thurmbauten, mit denen sie sich den Reisenden schon von Weitem so stolz und stattlich ankündigen.

In Central-Amerika haben die Städte nicht die Prätensionen und die Vorliebe der Orientalen für das Malerische. In Costa Rica wirken Erdbebenfurcht, geringer Einfluß der Geistlichkeit, Armuth der niederen andächtigen Volksklasse und der religiöse Indifferentismus der Reichen gleichmäßig gegen die Errichtung solcher überflüssigen und kostspieligen Zierden. San José ist bereits über 70 Jahre alt und hat noch keinen Thurm, der über die grünen Riesenblätter der Pisangs hervorragt. Milwaukee in Wisconsin steht erst seit 15 Jahren auf einer Stelle, die vordem Sumpf gewesen, und es ist jetzt schon eine thurmreiche Stadt, deren byzantinische Kuppeln und durchbrochenen gothischen Thürme stolz über die übrige Häusermasse aufragen, und mit den ehernen Stimmen ihrer Glocken den über den großen Spiegel des Michigan-Sees hingleitenden Schiffen schon von weitem verkündigen, was der Reichthum, die Rührigkeit und die Andacht eines jugendlichen Volkes vermögen.

In Costa Rica erscheint im Gegensatze alles noch anspruchsloser, armseliger, als es in der That ist. Wer San José von der Ferne erblickt, wo nur wenige Häuser durch die grüne spanische

Wand der Haciandas schimmern, hält diese Hauptstadt für noch unbedeutender und kleiner, als sie wirklich ist. Wer die Häuser von Außen betrachtet, würde in ihrer innern Einrichtung noch weniger Luxus vermuthen, als sie enthalten. Wer die Zimmerausstattung, die Meubles und die Lebensweise der Bewohner sieht, würde letzteren noch weniger Vermögen zutrauen, als sie in der That besitzen.

M. W.

VII.

Die Physiognomie der Bevölkerung. Der Markt in San José. Männliches und weibliches Marktpublikum. Produkte und Waaren.

Die Bevölkerung der Hauptstadt Costa Rica's beläuft sich auf etwa 15—16,000 Seelen. Diese Zahl ist das Mittel verschiedener Angaben, die uns gemacht worden sind. Genaue statistische Angaben existiren in diesem Staate nicht, und selbst der Finanzminister, Don Manuel Carazo, wußte uns nichts Bestimmtes darüber zu sagen. Die Abfassung genauer statistischer Tabellen hat ihre besonderen Schwierigkeiten in einem dünnbevölkerten und noch wenig organisirten Lande, wo keine Personalsteuer erhoben wird, und bei jedem Zählungsversuche die Familienmitglieder von gereifteren Jahren sich zu verbergen trachten, aus Furcht in die Miliz eingereiht zu werden. Der den Congreß im Jahr 1849 vorgelegte Census, giebt die Bevölkerung des ganzen Departement von San José, nämlich der Hauptstadt, mit Inbegriff aller umgebenden Haciendas und der vier Dörfer, Union, Pacaca, Escazu und Asserri auf 31,749 an.

Am Sonnabende, dem wöchentlichen Markttage, strömt diese Landbevölkerung der nächsten Umgebung in Masse nach der Stadt. Man hat da eine günstige Gelegenheit, die Physiognomie des Volks von Costa Rica überhaupt zu studiren. Denn auch von den entfernteren Städten und Ortschaften von Cartago, Alajuela, Barba und Heredia kommen Hunderte von Käufern und Verkäufern hierher,

um ihre Produkte gegen Geld umzusetzen, oder sich mit neuen Vorräthen zu versehen.

Der große Platz, der ein ziemlich regelmäßiges Viereck bildet, und über 10,000 Menschen faßt, ist außer den Markttagen nur bei religiösen Festlichkeiten oder militärischen Uebungen belebt. Jeden Sonnabend ist hier schon von 7 Uhr Morgens an, viel Bewegung. Je besser die Wege und je geringer der Regen, desto größer die Zahl der Marktbesucher, die sich in den trockenen Sommermonaten auf 7—8000 belaufen soll, während die Umsatzsumme jedes Markttages auf circa 14,000 Piaster geschätzt wird.

Ueberblickt man das ganze Schauspiel des Marktes von den hohen Stufen der Cathedrale, so kann man ihm einen ziemlich malerischen Charakter nicht absprechen, obwohl die Tracht des Landvolks etwas einförmig ist. Das weibliche Marktpublikum ist wenigstens um ein Fünftel zahlreicher als das männliche, und natürlich viel hübscher. Schöne Männer sind unter dem Landvolk Costa Rica's eine große Seltenheit, hübsche Landmädchen sieht man dagegen ziemlich viele. Der Menschenschlag ist hier reiner spanisch geblieben, als in irgend einem andern Staate des spanischen Amerika. Dennoch ist auch hier die indianische Blutmischung auf vielen Gesichtern bemerkbar, und man kann wohl im Durchschnitt annehmen, daß unter dem Landvolk wenigstens der fünfte Mensch gewisse bestimmte oder undeutliche Spuren der Racenmischung in seiner Physiognomie trägt, während unter den Städtern das Verhältniß weit mehr zu Gunsten der unvermischten Race ist, und kaum das zwanzigste Gesicht, dem man begegnet, an den indianischen Typus erinnert.

Die Männer sind im Allgemeinen von gewöhnlicher Größe und ziemlich wohl gebaut, aber von schlaffer, nachlässiger Haltung mit gebräuntem Teint, fast ohne Ausnahme schwarzhaarig. Gewöhnliche Stirne, schwarze Augen, unschöne breite Nasen, die, wie die häufig hervorstehenden Backenknochen bei der geringsten Racen-

mischung, die eigenthümliche indianische Form verrathen. Oft sieht man auch sehr häßliche, starkgebräunte, auffallende Zigeunergesichter. Stroh- oder Palmhüte mit schmalen Rändern ist die gebräuchliche Kopfbedeckung. Ueber den Hemden, an kühlen oder regnerischen Tagen eine gestreifte Decke als Ueberwurf, Beinkleider von gestreiftem Zwillich oder Baumwollzeug, keine Schuhe. Ueber neun Zehntheile der Bevölkerung Costa Rica's sind Barfüßler, die aus Sparsamkeit oder Bequemlichkeit die Schuhe wenigstens an den Wochentagen entbehren. Selbst die Kinder wohlhabender Kaufleute der Stadt laufen gewöhnlich bis zum zehnten Jahre barfuß. Die Aristokratie San José's, d. h. die reichen Kaffeeplantagenbesitzer und Händler kleiden sich nach französischem Schnitt, lieben das knapp Anstehende, und halten besonders auf elegante Kopfbedeckung, welche aus Pariser Seidenhüten oder sehr feinen, von Palmblättern geflochtenen Panamahüten mit schmalen Rändern, besteht.

Die Weiber tragen sehr kleine Stroh- oder Palmhüte von derselben Form wie die Männer. Nur leicht bedecken sie damit den obersten Theil der schönen Haare. Um den Hals sind Ketten von Glasperlen oder Metallgeschmeide mit Kreuzchen und Heiligenbildern oft zwei- und dreifach geschlungen. Ohrringe sind nicht im Brauche, desto mehr aber Fingerringe. Das Kleid von geblümten Cattun, unter welchem der nackte Fuß hervorlauscht, reicht nach oben nur bis an die Hüfte. Den obern Theil des Körpers bis zum Nacken, deckt nur ein leichtes weißes Hemd, aus dem der Busen gewöhnlich bis über die Hälfte sichtbar ist. Wenn sie ausgehen, schlagen sie den bunten Riposo, ein langes Umschlagtuch, auf dessen Schönheit und Neuheit viel gehalten wird, über den Nacken. Die meisten Mädchen und jüngern Frauen haben volle, lange, dunkelschwarze Haare, die sie sauber ordnen und in zierlich geflochtenen Zöpfen tragen. Manche Fürstin Europa's dürfte ein armes neuspanisches Landmädchen um den reichen Haarschmuck beneiden, den ihr die Natur ohne Beihülfe der Kunst gegeben.

Zuweilen haben diese Haare einen seidenartigen Glanz und sind dann von ungemeiner Schönheit. Die Stirne ist regelmäßig und meist schön, die Brauen auffallend schwach, die Augen groß, dunkelschwarz und mitunter wunderschön. Die Nase dagegen ist selten hübsch geformt, meist zu breit. Die edle griechische Nasenform, welche sonst unter den Frauen Castiliens und Andalusiens nicht eben selten vorkommt, ist hier nicht zu sehen. Der Mund ist fein geschnitten und die Zähne sind meist gut geformt, oft so weiß wie Elfenbein.

Fast alle Frauen Costa Rica's haben brünette Gesichtsfarbe. Je nach der Racenmischung und nach der Lebensweise ist der bräunliche Teint mehr oder minder dunkel schattirt. Weiße Hautfarbe und frischrosige Wangen gehören hier zu den seltensten Beigaben der Schönheit. Der Teint ist zwar hier immer noch hübscher als bei den Creolinnen der Antillen; aber selbst die Mädchen aus den höchstgelegenen Haciendas der Gebirge haben nie die Frische des Teints deutscher Landmädchen. Eine weiße Haut und etwas Scharlach auf den Wangen wird nach den Schönheitsbegriffen des Landes sehr hoch gehalten.

Die Städterinnen des höhern Standes sind im Allgemeinen weniger hübsch, als die jüngern Frauen und Mädchen der Landschaft, conserviren sich aber dafür länger, da sie sich der Sonne und Nässe nicht aussetzen, gesündere Wohnungen haben und bessere Kost genießen. Ich sah in San José mitunter Frauen von 30 bis 40 Jahren, die noch sehr jugendlich aussahen, während die Bäuerinnen in denselben Jahren bereits verwelken und im höhern Alter dunkelbraun und häßlich werden.

Am Tage des Wochenmarktes herrscht schon von 7 Uhr Morgens an viel Leben auf dem Marktplatze. Die herumziehenden Ellenwaaren- und Quincallerie-Händler (trucheros) sind in der Regel am frühesten anwesend. Erstere halten ihre mit Segeltuch überspannten Buden am westlichen Ende des „Platzes," letztere an der

Ostseite nächst der Kathedrale. Die hier gangbarsten Waaren sind Kleiderstoffe, geblümte und gestreifte Kattune, bunte, lange Shawls, baumwollene und seidene Halstücher u. s. w.; sämmtliche Artikel von wohlfeiler Sorte. Erzeugnisse von einheimischer Industrie sieht man in diesen Buden nicht. Vor etwa 16 Jahren, noch ehe der Kaffee als Tauschartikel nach England ging, war unter den Landleuten so wenig Geld, daß sie nur in selbstgewebte Stoffe sich kleiden konnten. Der Tagelohn ist seitdem um das Doppelte, der Werth der Landprodukte um das Dreifache gestiegen, während die Einfuhr der wohlfeilen englischen Zeuge die Anfänge einer einheimischen Industrie erstickte. Von andern Staaten Mittel- und Südamerikas liefert Guatemala die gestreiften Ueberwürfe für die Männer, Chili die langhaarigen Satteldecken von verschiedenen Farben.

In den Buden an der Ostseite sieht man besonders viele Glas- und Steingutwaaren, sowohl englische als deutsche Fabrikate; alles von der ordinärsten Sorte. Messer, Scheeren, eiserne Küchengeräthe, sowie die langen Machetes sind englischen Ursprungs. Die Machetes, welche in England lediglich für den Gebrauch dieser Länder geschmiedet werden, sind säbelförmige Messer, anderthalb Zoll breit und 1—2 Fuß lang, an der Spitze etwas gekrümmt, mit hornenem Griff in lederner Scheide. Sie dienen den Eingebornen zu allen möglichen Verrichtungen. Der Krämer schneidet damit seinen Käse, der Fleischer schlachtet damit sein Vieh, der Waldbote nach dem Sarapiqui haut sich damit den Weg durch Büsche und Lianen. Auch als Schutzwaffe gegen Menschen und wilde Thiere leisten die Machetes gute Dienste. Man bezahlt sie mit 2—6 Piastern. Einheimische Fabrikate sind die plumpen Albardas, d. h. mit Ochsenhäuten überzogene Sättel nebst Geschirre, Lederzeug und den üblichen Quersäcken (Alforgas). Strohgeflechte zu Decken, Palmenhüte, Rosenkränze, geflochtene Hängematten und rohe Guitarren werden zum großen Theil von den seßhaften, halbcivilisirten Indianern des Landes verfertigt. Die Hüte bilden einen

der Hauptartikel des Wochenmarktes, und bedecken einen großen Theil der Bodenfläche des „Platzes.“ Man findet sie von sehr verschiedener Feinheit und Güte, im Preise von 2 Realen bis 4 Piaster. Die feinsten Palmenhüte, welche von Ecuador, Peru und Panama kommen, kosten bis 30 Piaster. Die meisten Quincallerie-waaren auf dem Markt San José's sind englischen Ursprungs. Deutschland liefert dazu nur Spielwaaren, Glaswaaren der ordinärsten Sorte, gemalte Heiligenbilder, Bremer Seife, kölnisches Wasser u. s. w.

Reis und Cacao werden in offenen Säcken verkauft, ersterer in kleinen Maßen, letzterer nach der Zahl. Die Cacaobohnen, die zugleich als Scheidemünze zum Verkehr dienen (— Kupfermünzen existiren nicht, und die kleinste Silbermünze des Landes ist ein halber Real —) kommen zum großen Theil aus Guayaquil im Staate Ecuador. *) Feiner und aromatischer ist der Landes-Cacao aus den Ebenen von Matina an der Ostseite der Cordilleras, der einzigen Gegend des Landes, wo die Cacao-Cultur in Blüthe ist, obwohl der Baum hier allenthalben in den heißen Regionen nach beiden Oceanen gedeiht. Der Cacao ist ein Lieblingsgetränk der Eingebornen und wird dem Kaffee vorgezogen. Unraffinirter brauner Zucker, das sogenannte Dulce, kommt in plumpen, lohkäsförmigen Scheiben von 1½ Pfund Schwere zahlreich auf den Markt.

Früchte und Gemüsesorten, Hühner und Eier, Butter und Käse werden meist von Weibern verkauft, die auf dem Boden kauern, mit Papiercigarren leichte Wölkchen aus dem Munde blasend. Die schönen und fremdartigen Südfrüchte, welche um Spottpreise zu haben sind, erregen die Verwunderung und den Appetit der neuen Ankömmlinge aus dem Norden. Bananenfrüchte oder

---

*) Cacaobohnen zum Tauschverkehr statt der Münze zu gebrauchen, war ein alter Brauch der Mexikaner, welchen die Spanier vorfanden, als sie unter Cortez im Jahre 1519 das Reich des Montezuma eroberten.

Paradiesfeigen in Riesentrauben, bis 50 Pfund schwer, von verschiedenster Größe und Güte, sind hier vorherrschend. Roh gegessen sind sie ein angenehmes Obst, gekocht ein vortreffliches, wohlschmeckendes, gesundes Gemüse. Man kauft davon in der trockenen Jahreszeit so viel für 1 Real, daß man Mühe hat, die Früchte zu tragen, und sie reichen aus, eine kleine Familie für mehrere Tage zu ernähren. Die Orangen sind hier sehr wohlschmeckend, größer, süßer und saftiger als die portugiesischen; dauern, wie die Citronen, das ganze Jahr hindurch, und man kauft deren zwei Dutzend für einen halben Realen. Ananas sind in der Umgebung von San José bei weitem weniger und nicht so wohlschmeckend, als in den tiefern Regionen, und werden im Vergleich mit andern Früchten viel theurer bezahlt. Doch kauft man die schönste Ananas für einen halben Real. Die köstlichste Frucht des Landes und zugleich häufig und billig ist die Anona, etwas größer als die Pomeranze, von der Form der Pinienzapfen, mit mattgrüner, dachziegelförmig geschuppter Schale. Das Fleisch der Anona ist weiß, voll hellbrauner länglicher Körner, sehr aromatisch, von überaus lieblichem, erdbeerartigem, pikantem Geschmack. Die Grenadillos sind den südeuropäischen Granatäpfeln ähnlich, nur etwas kleiner und von feinem Geschmack. Cocoten werden zumeist nur als Eingemachtes gegessen. Sonst sind noch einige Palmfrüchte, besonders die feuerrothen, mehlreichen Früchte der Mauritiuspalme, Sapoten, die der Melone ähneln, aber viel feiner schmecken, und die sogenannten Agnacates, häufig auf dem Markte und Lieblingsfrüchte der Eingebornen. Unter allen tropischen Obstsorten, die ich versuchte, haben die Agnacates den eigenthümlichsten Geschmack; sie sind nicht süß, aber überaus zart, weich und fein. Man könnte sie die vegetabilische Butter nennen.

Unsere beliebtesten europäischen Gemüsearten fehlen dem Markt von San José. Man hat mit ihrer Anpflanzung verschiedene Versuche gemacht, die zum Theil mißglückten, was wohl in der Un

kenntniß der Behandlung und in der Eigenthümlichkeit der tropischen Jahreszeiten seinen Grund haben mag. Einige Sorten, wie Blumenkohl und Kohlrüben, kommen wahrscheinlich gut fort und würden sich auf dem Markte gewiß mit Vortheil verkaufen lassen. Kartoffeln sind hier nicht sehr beliebt, und erscheinen nur in geringer Zahl aus den Umgebungen von Cartago. Man bezahlt hier die cajuela *) mit $2\frac{1}{2}$ Realen, Mais mit 4, Bohnen mit 5 Realen. Die schlechte Landesbutter kostet 3—4, der Käse $1\frac{1}{2}$ Realen per Pfund, ein junges Huhn 1—$1\frac{1}{2}$ Realen, ein Dutzend Eier 1 Real. Die Preise der meisten Agriculturgegenstände sind der größern Fruchtbarkeit des Landes und des geringen Tagelohnes ungeachtet höher, als in den westlichen Staaten Nord-Amerikas, zum Theil selbst höher, als in den Neu-England-Staaten.

Der Marktbesuch ist eine Gewohnheit und zugleich eine Zerstreuung für die meisten Costaricenser. Die Bauern, die sonst in Bezug auf Trank und Speise äußerst einfach und enthaltsam leben, versuchen an solchen Tagen doch ein Gläschen Gebranntes. Schnaps- und Liqueurschenken sind an den Sonnabenden stets voll von Besuchern, und selbst das Bier der deutschen Kneipe, ein hier noch sehr neumodisches Getränk, fängt an zu ziehen. Auf dem Markt selbst werden viele Näschereien und Erfrischungen verkauft: Grobgebackenes Zuckerbrod in vielerlei Formen, Rosensyrup, gezuckertes Reiswasser und Chicha, ein besonderes Lieblingsgetränk des Volks, welches aus dem Saft des Zückerrohrs gewonnen wird.

Gegen 11 Uhr Vormittags erreicht das Marktgetümmel seinen Höhepunkt. Um die Mittagsstunde treten viele von den plumpen Ochsenwagen und Maulthierreitern bereits ihren Rückzug an, besonders in der Regenzeit, wo sie die Gewitter und die starken Platzregen fürchten, welche in der Regel gegen zwei Uhr Nachmit-

*) Fünf Cajuelas sind gleich einer preußischen Metze.

tags beginnen. Sobald die gethürmte Haufenwolke sich am nördlichen Nadir zur Regenwolke gestaltet und der erste ferne Donner erdröhnt, brechen die Trucheros ihre Buden mit ihren Leinwanddächern ab. Wenn um 3 Uhr Nachmittags die hellen Blitze über das Thal hinzucken und der Regen in Strömen stürzt, ist der ganze Marktplatz wie verödet.

M. W.

VIII.

Oekonomische Verhältnisse in San José. Gasthäuser. Handwerker. Kaufleute. Landwirthe.

Zur Zeit unserer Ankunft in San José (im Mai 1853) existirte nur ein einziger Gasthof von einem Engländer gehalten, der sich für Kost und Wohnung täglich 10 Realen bezahlen ließ. Man entbehrte dabei der Annehmlichkeit eines eigenen Wohnzimmers, speiste an der table d'hôte und mußte sich an die übertrieben gewürzten und gepfefferten Gerichte der englischen Küche halten. In demselben Hotel hatte sich ein Club mit Ballotage nach englischem Muster eingerichtet. Man fand hier einige spanische und englische Zeitungen und hohes Hazardspiel, entbehrte aber sonst ganz jener geselligen Heiterkeit, welche in europäischen Gesellschaften ähnlicher Art durch das Zusammenleben geistreicher, gebildeter und lebenslustiger Menschen entsteht. Wer in diesem Club nicht Monte spielte oder würfelte, fand sich bald gelangweilt, und blieb am Ende von einer Gesellschaft weg, welche die Kunst einer würdevollen Unterhaltung ohne Karte und Würfel nicht lernen wollte oder nicht konnte.

Einige Monate später versuchten auch zwei Deutsche, ein vormaliger schleswigholsteinischer Offizier und ein junger Kaufmann aus Elberfeld ein Gasthaus in San José zu gründen. Sie hatten ein sehr schönes geräumiges Local zur Verfügung, und hofften unter den Eingebornen ein Bedürfniß der Geselligkeit nach europäi=

schen Begriffen zu wecken, fanden sich aber getäuscht; ihr Hotel blieb leer, wurde nur von Deutschen spärlich besucht, und sie mußten den Versuch mit schwerem Verlust wieder aufgeben *). Außerdem führt auch ein Franzose eine Wirthschaft, die aber nur so lange florirte, als er damit jeden Abend eine Lotterie verband.

Das Spiel ist vielleicht die mächtigste Leidenschaft aller Neu-Spanier, von Mexico bis hinab nach Chili. Im Essen und Trinken sind sie sehr mäßig, und scheuen dafür jede Ausgabe. Die leckersten Gerichte, die besten Weine, reizen nur einige wenige Gourmands, welche diese Gewohnheit von ihren Reisen in Europa mitgebracht haben. Für das Spiel aber hat der Arme wie der Reiche, stets seine Börse offen. Nach einem Staatsgesetz ist das Hazardspiel in Costa Rica an allen öffentlichen Orten verboten, mit Ausnahme der Wetten bei den sonntäglichen Hahnenkämpfen. Als die Lotterie im französischen Gasthaus von Polizei wegen geschlossen wurde, war das früher so stark besuchte Lokal, plötzlich wie ausgestorben.

Fremde, welche längere Zeit in San José verweilen, thun wohl, ein eigenes Haus zu miethen und es einfach zu meubliren. Man bezahlt für die Monatmiethe eines kleinen Hauses mit 3—4 höchst einfachen Stuben 8—10 Piaster. Größere, geräumigere und solid gebaute Häuser werden mit 40—50 Piastern und mehr bezahlt. Wer vorsichtig ist, und sein Leben liebt, prüft zuerst die Bauart des Hauses, die Festigkeit der Mauern und des Dachstuhles, um sich zu überzeugen, daß sie leichten Erdstößen sicher widerstehen, welche hier häufig vorkommen, während die starken Erdbeben sehr selten sind. Wer mit Familie kommt, nimmt sich eine Köchin, die hier außer der Kost noch monatlich 4—6 Piaster erhält, aber außerhalb der Küche durchaus keine andere Arbeit ver-

*) Herr Möller, ein Deutscher, der von Californien kam und dort Lebenserfahrung gewonnen hatte, hat später denselben Gasthof mit mehr Erfolg fortgesetzt.

richtet, als die der Markteinkäufe. Es ist deshalb immer noch ein besonderer Diener nothwendig, welcher Zimmer und Kleider reinigt und die Pferde besorgt, und dafür die gewöhnliche Monatzahlung von 4 Piastern mit Kost erhält. Familienkosthäuser, die Boardinghouses der Amerikaner, die in den Vereinigten Staaten so bequem sind, und selbst von Familien besucht werden, existiren hier so wenig wie in irgend einer andern Stadt Central-Amerika's. Das einzige spanische Haus, in welchem man mehr aus Gefälligkeit als des Gewinnes wegen einige Kostgänger aufnimmt, ist das der Doña Zepa, gegenüber dem Nationalpalast. Man bekommt hier täglich 3 Mahlzeiten, wobei deutsches Brod statt der leidigen Tortillas servirt wird, und bezahlt dafür 15 Piaster monatlich. Die Wirthin ist eine herzensgute Matrone, die fast das Gemüth einer deutschen Hausfrau hat.

Für eine europäische Familie ist das Leben in San José, wie in den übrigen Städten Costa Rica's sehr theuer, sobald sie einigen Anspruch auf Comfort macht. Wie wir bereits bei der Schilderung des Marktes erwähnten, stehen die meisten Küchenbedürfnisse in hohen Preisen. Die Milch wird drei bis vier Mal theurer als im südlichen Deutschland bezahlt. Ein Pfund Rindfleisch kostet 1 Real (18 kr.). Kalbfleisch ist selbst in der Hauptstadt nicht zu haben, da es kein Brauch der Farmer ist, Kälber zu schlachten; selbst der Reis wird mit einem halben Realen per Pfund bezahlt. Die gute Butter und der feine Käse werden aus England eingeführt, obwohl das Land nicht nur in den höheren Gebirgen die schönsten Weiden hat, sondern auch in den tiefern Thälern einen den Futterkräutern günstigen Boden besitzt. Bei der gleichmäßigen Vertheilung von Wärme und Feuchtigkeit, welche hier acht Monate des Jahres hindurch anhaltend herrscht, könnte man bei einiger Pflege recht schöne künstliche Wiesen hervorbringen. Wenige Länder der Welt haben so fruchtbaren Maisboden, und

doch wird hier die Schweinezucht sehr vernachlässigt, und der Schinken wird aus den Vereinigten Staaten eingeführt.

Fast alle europäischen Manufakturwaaren sind um die Hälfte theurer, als in den Hauptstädten Europa's. Apotheker begnügen sich nicht mit 99 Procent wie in Deutschland, sondern nehmen 300 Procent und mehr. Aerzte erhalten für einen Besuch in den wohlhabenden Häusern einen Piaster, bei den ärmeren vier Realen. Sehr theuer sind alle fremden Handwerker, während die einheimischen sehr schlecht und nachlässig arbeiten. Ein schwarzer Seidenhut kostet 6 bis 8 Piaster (15 bis 20 Gulden), ein paar Stiefeln 5 bis 6 Piaster, und das auch nicht halb so lange hielt, wie solide englische Arbeit. Ein schwarzer Frack mit Zubehör kostet 25 Piaster, ein Paar Beinkleider von Tuch 10 Piaster. Ein französischer Schneider, der mit 6 Piastern in der Tasche vor sechs Jahren nach San José kam, ist jetzt ein reicher Cafféhacienda-Besitzer mit einer Rente von 4000 Piastern (20,000 Franken) und treibt sein Geschäft fort. So glänzend wie ihm, ist es freilich keinem andern fremden Handwerker geglückt. Doch würden außer den Schneidern noch andere Professionisten in Costa Rica sehr gute Geschäfte machen, vor allem ein Gerber, der mit einem kleinen Capital von etwa 1000 Piastern anfangend, reich werden müßte, da die Roh-Häute im Lande wohlfeil verkauft werden, und in den Wäldern viele Bäume mit hinreichendem Gerbstoff sich finden, während das gute Leder aus England eingeführt wird, und sehr theuer ist. Auch ein Zucker-Raffinirer könnte zu Vermögen kommen, denn Niemand versteht hier diese einfache Kunst. Der weiße Zucker kommt von Cuba oder England, während das Zuckerrohr in Costa Rica ungleich besser, als auf den Antillen gedeiht. Sehr gute Professionen für das Land sind sonst noch: Schuhmacher, Schreiner, Zimmerleute, Schlosser, Maurer, Sattler, Hutmacher, Töpfer, Ziegelbrenner, besonders wenn sie sich in die herrschenden Verhältnisse, in den Charakter der Eingeborenen und in

den Geschmak des Landes zu finden wissen. Einige tüchtige Aerzte — die aber ihre nothwendigen Apothekerwaaren selbst mitbringen müßten, da hier jeder Arzt seine Heilmittel selbst bereitet, — würden jedenfalls in Costa Rica ihr gutes Auskommen finden. Mehrere Amerikaner und deutsche Aerzte haben hier in kurzer Zeit ihr Glück gemacht. In Cartago und Heredia fehlen noch deutsche Aerzte, obwohl gerade zu ihnen das Landvolk Vertrauen zu haben scheint.

Die Hausmiethen sind fortwährend im Steigen. Unter 8 bis 10 Piastern monatlich hat man kein erträgliches Häuschen. Ein theuerer Artikel ist die Wäsche. Man zahlt 1 Piaster für das Waschen von einem Dutzend Hemden. Sehr theuer sind die Hausmeubles, die fast alle von Europa kommen. Eine eiserne Bettstelle kostet 30 Piaster, eine Matratze 15 Piaster, ein hölzerner Stuhl 3 Piaster.

Europäische Kaufleute finden in Costa-Rica mehr Concurrenz, als Handwerker, und besonders im Kleinhandel wäre wenig zu machen, da diese Branche sehr übersetzt ist. Einige fremde Häuser machen hier en gros gute Geschäfte, und halten zugleich Läden für den Detailhandel, verkaufen aber bei Weitem das Meiste an die Trucheros oder umherziehende Händler, welche die verschiedenen Wochenmärkte besuchen. Mehrere deutsche Kaufleute sind hier reich geworden, haben aber das Land mit bedeutendem Capital wieder verlassen, um anderwärts größere Geschäfte zu treiben. Ein deutsches Haus in London hat in San José ein Filial errichtet. Zwei junge Hamburger Kaufleute haben sich in neuester Zeit hier wieder niedergelassen, um den vom Grafen Hermann zur Lippe begonnenen Versuch eines Imports deutscher Manufakturwaaren auf eigene Rechnung fortzusetzen.

Der beste und solideste Erwerb für den Europäer ist hier die Landwirthschaft. Wer mit Agrikulturkenntnissen den Besitz hinreichender Mittel verbindet, sich als Farmer nahe genug an der Stadt

anzukaufen, um selbst während der Regenzeit den Wochenmarkt regelmäßig zu besuchen, der könnte durch die Cultur einiger europäischer Gemüsesorten, durch Milchwirthschaft, Butter und Käsebereitung und Schweinezucht zu sicherem Wohlstand gelangen. Er kann mit dieser Landwirthschaft auch den Kaffeebau verbinden, der unter allen übrigen Culturarten am einträglichsten ist.

M. W.

IX.

Klima und Witterung in San José. Die Jahreszeiten. Belustigungen. Theater. Volksfeste. Religiöse Feierlichkeiten. Die Hahnenkämpfe.

Das Beste an der Hauptstadt Costa Rica's ist deren ländliche, liebliche und malerische Lage, ihre fruchtbare Umgebung und besonders ihr mildes und gesundes Klima.

Fast von jeder Seite der Stadt blickt man hinaus in das herrlich grüne Hochthal, nach dem pitoresk geschwungenen, wälderreichen Rücken der Volcanos, die hier in Reihenform dem Tafellande der Cordillera's aufgesetzt sind. Mit wenigen Schritten ist man aus den Gassen im Freien, in dem reich bebuschten kleinen Thal, welches der Rio Torres munter durchrauscht. Man wandelt zwischen Portrero's und Hacienda's, in welchen der Pisang, das Zuckerrohr und der Kaffeebaum stets lustig grünen, gleichviel, ob feuchte oder trockene Jahreszeit herrscht. Eigentliche Promenaden existiren hier nicht, aber viele Wege winden sich in allen Richtungen zwischen den lebendigen Hecken der Hacienda's hindurch, auf denen man sich satt ergehen kann. Auch der Besuch der Pflanzungen ist dem Spaziergänger unverwehrt. Nicht Mauern, wie in Italien, noch hölzerne Fencen wie in Nordamerika, bezeichnen hier die Grenzen des Besitzes, sondern die schönsten natürlichen Zäune mit Pappeln, Heckenkirschen, Cactus, Agaven, Bromelien und ähnlichen Heckenpflanzen, die sich leicht versetzen lassen. Die Wiesen sind von Mai bis zu Anfang Januar mit einem üppigen

niederem Pflanzenschmuck bedeckt, obgleich sie keinen so feinen und dicht gewebten Gramineenteppich, wie die Alpenmatten der Schweiz, keine so kräftigen Farbentinten, wie die nordischen Wiesen überhaupt tragen.

Auf dieser Andes-Höhe athmet man nicht die drückend heiße Luft des feuchten Oceanstrandes und der Tiefthäler. Man ist nicht mehr von bösartigen Fiebern bedroht, wird nicht schlaff und abgemattet von der heißen Temperatur, wie sie in San Juan und in den meisten Städten Nicaraguas vorherrscht. Auch von den Mosquito's und Sandfliegen, ist man hier, wie auf allen höhern Terassen und Plateau's der Cordilleras verschont. *) Der ewige Frühling, wir wiederholen es, den man mit so vielem Mißbrauch des Wortes in Ländern rühmt, die ihn nicht besitzen, herrscht hier wirklich. Die Temperaturverhältnisse sind im Tafelland Costa Rica's günstiger und gleichförmiger selbst als auf der durch die anhaltende Milde ihrer Luft vielberühmten Insel Madeira. In San José ist es fast beispiellos, daß die mittlere Tagestemperatur, selbst im Dezember und Januar, den kühlsten Monaten des Jahres, im Mittel unter + 14° Reaumur sinkt, oder über + 20° R. (77 F.) steigt. Der mittlere Stand von + 16° R. (68 F.) ist im Durchschnitt der regelmäßigste. Schwül ist die Luft in der trockenen Jahreszeit nie, in der Regenzeit nur kurz vor dem Ausbruch des Gewitters, gewöhnlich gegen 1 Uhr Nachmittags. Auch dann erhebt sich die Quecksilbersäule des Thermometers nur selten, und immer nur während weniger Minuten auf + 22° R. (82° F.). Es war der höchste Stand, den wir im Monat August beobachtet haben. Gleich bei Beginn des Regens

---

*) Dagegen gibt es freilich Flöhe und Niguas (Pulex penetrans). Letztere fressen sich an die Haut der Füße und legen Eier hinein. Jucken und ein dumpfer Schmerz machen die Stelle bemerkbar, wo der dem Auge kaum sichtbare Nigua sitzt. Doch haben meist nur barfüßige und unreinliche Menschen dadurch zu leiden.

fällt der Thermometer gewöhnlich wieder auf +18° R., sein normaler Stand in den Stunden, wo die Sonne nahe dem Zenith steht. In den Frühstunden fühlt man bei +12—13° R. (59—61° F.), dem gewöhnlichen Thermometerstand von 6—8 Uhr Morgens, eine gewisse Kühle, die aber nur für verwöhnte oder schwächliche Personen empfindlich ist, während sie uns fast immer angenehm lieblich vorkam, und uns nie veranlaßte, Thüren und Fenster zu schließen.

Wenn im Monat Dezember oder Januar der höchste Gipfel des Vulkans Ivazú, welcher am nördlichen Hintergrund des großen Hochthales in der prachtvollen Majestät seiner schöngeschwungenen Contouren und des reichen Wälderkranzes sich erhebt, zuweilen mit Schnee bedeckt ist, und der Nordwind von dort heftig herunter in das Thal bläst, giebt es wohl Tagesstunden, wo delikate Personen über Frost klagen. Doch geht auch dieses Frostgefühl nur so weit, daß man sich allenfalls einen warmen, dicken Rock, nicht aber die Kohlenpfanne wünscht, welche in Palermo und Sevilla, ja selbst in Kairo, New-Orleans und Rio Janeiro, dem an Comfort und künstliche Wärme gewöhnten Europäer oft unentbehrlich scheint.

Das Klima von Georgien, Kolchis und Kleinasien, von Armenien und Persien, von den Inseln Rhodos und Cypern, von Algier und selbst den südlichen Theilen der Louisiana, wo ich ebenso, wie in Italien und Südfrankreich, mehrere Winter zugebracht, läßt sich an Milde und Lieblichkeit dem Klima von San José und des ganzen Tafellandes von Costa Rica durchaus nicht an die Seite stellen. Die Hauptstadt Mexico's ist im Winter schon zu kühl, die Antillen sind starken Wechseln der Temperatur unterworfen, und wenn man in der Havaña bei +28° R. im Monat Juli unleidlich schwitzt, so ist man dort auch gegen die kühle Temperatur ziemlich empfindlich, die sich regelmäßig mit den Nordwinden vom Januar bis März einstellt. Man hat in Costa Rica auch nicht jene eigenthümliche Unannehmlichkeit des vielgerühmten Klima's von den Küsten

Peru's. In Lima fällt nie Regen, und herrscht weder Kälte noch drückende Hitze; dafür verschwindet aber die Sonne Monate lang dem Blicke der Bewohner, und eine dicke Nebeldecke verschleiert des blauen Himmels lachende Klarheit, wie Tschudi und andere Reisende erzählen.

In San José sind Tage ohne Sonnenschein fast abnorme Erscheinungen, die wir während unseres hiesigen Aufenthaltes selten erlebten. In den Monaten September und Oktober scheinen zuweilen alle Schleusen des Himmels geöffnet, und selten vergeht ein Nachmittag ohne tüchtigen Platzregen. Aber wie tief auch die gespenstigen Stratus-Wolken an dem waldbedeckten Rücken der Vulkangruppen sich heruntersenken, und die grüne Thalsohle mit Wasser überschütten, wie schauerlich auch die Donnerschläge krachen und die Blitze oft einschlagend über das ganze Plateau hinzucken, wie dicht zuweilen der ganze Horizont von tiefgrauen Nimbuswolken umhüllt ist, so ist man doch ziemlich sicher, am andern Morgen wieder Sonne und blauen Aether zu begrüßen, im hellen Scheine über blumige Portreros (umzäunte Wiesen) wandeln und im angeschwollenen Bett des Rio Torres, wo es zum Glück auch keine Kaimane mehr giebt, sich baden zu können.

Wer hier sein Leben schön genießen will, richtet Arbeit, Zerstreuung und Müssiggang nach den Jahreszeiten und Tagesstunden ein. Die Regenzeit dauert von Mai bis Ende November, hat aber im Juni und Juli kurze Unterbrechungen von wenigen Tagen oder Wochen, die man in Veranillo den sogenannten kleinen Sommer nennt. Die stärksten Regenmonate sind September und Oktober, wo die Wege wirklich grundschlecht werden, die zweiräderigen Ochsenkarren nicht mehr fahren, die Märkte spärlich besucht werden, und Jedermann das Reisen scheut. Im November mindert sich der Regen, die Gewitter sind selten, die bodenlosen Wege werden allmählig trocken, dagegen stellen sich öfters feine Landregen (Temporales) ein. Der Dezember bringt bereits Staub. Die Wiesen

bleiben bis gegen Ende Januar grün, und bräunen sich erst zu Anfang des Februar. In der eigentlichen trockenen Jahreszeit, dem sogenannten Sommer von Costa Rica, welcher vom Januar bis April dauert, flüchten sich alle wohlhabenden Städter, die nicht durch Geschäfte zurückgehalten werden, auf das Land, um dem Staub zu entgehen. Man zieht sich dann gern in die Wildnisse der Urwälder zurück, man wählt die entlegensten Hacienda's im Gebirge am liebsten zum Aufenthalt; man geht nach dem Golf von Nicoya, um Seebäder zu nehmen, und kehrt mit den ersten Regenwochen wieder auf das Plateau der Cordilleras zurück.

Während der Regenzeit thut man wohl, früh aufzustehen und zeitig zu Bett zu gehen. Die Frühmorgen sind in der Regel klar, duftig, herrlich. Wenn auch Wolken schon theilweise den Himmel bedecken, so ist der Genuß der Morgenpromenade nur um so lohnender. Denn jene Massen von schwebenden Wasserdünsten, welche in sichtbare Bläschen sich zusammenballen, gestalten sich zu den malerischsten Formen und Gruppen. Es sind Gebirgsbilder des Horizonts, deren scharfgezackte, sonnbeglänzte Kämme und Gipfel gegen das reine Blau der fernen Wölbung prachtvoll contrastirten.

Aasgeier wiegen sich, leicht segelnd, bis zu den höchsten Luftschichten der untern Wolkenregion. Schwalben streichen umher, körnerfressende Vögel flattern in den Büschen, und das große, bunte Heer der Insekten schwärmt fröhlich im milden Sonnenschein. Nie ist die Temperatur der Luft und des Wassers so kühl, daß man ein Bad verschmäht, obwohl dasselbe in dieser feuchten Frühlingsatmosphäre weniger Bedürfniß ist, als in der heißen und trockenen Sommerluft der Vereinigten Staaten.

Vormittags wird die Luft selten schwül und bange. Der Ausbruch des regelmäßigen Gewitters, den die Wolkenbildungen genau ankündigen, erfolgt zwischen 1 und 4 Uhr Nachmittags, nur ausnahmsweise schon gegen Mittag. Die Besuchstunden sind daher gewöhnlich von 10—1 Uhr, wo Straßen und Wege am trocken-

sten sind. Später verhindert der Platzregen, der manchmal bis zur wolkenbruchähnlichen Stärke sich steigert, oft stundenlang die Communication. Alle Gossen überfluthen, und man riskirt zum Mindesten, sich durch nasse Füße den Schnupfen zu holen, den hier die Leute besonders scheuen. Auch die Arbeitstunden des Taglöhners richten sich genau nach der Regenzeit. Die Straßenarbeiter auf dem Wege nach Punta Arenas, unter welchen wir einst mehrere Wochen campirten, pflegten sich unter dem schützenden Dach der Casa del Gobernio fast immer mit dem ersten Regen einzustellen und faullenzten dann bis zur Schlafenszeit, gingen dagegen auch schon mit der ersten Morgenhelle an die Arbeit. Die Städter wiegen sich gewöhnlich von Nachmittags 3 Uhr bis zur einbrechenden Dunkelheit in der Hängematte, wenn sie sonst in ihren Kramläden nicht gerade beschäftigt sind, Fäden zu winden, Käse zu schneiden oder Geld zu zählen.

Endemische Krankheiten existiren auf dieser glücklichen Andeshöhe nicht. Schnupfen und Katarrhe kommen häufig vor, werden aber durch das übliche Barfußgehen, durch die steinernen Fußböden und die schlechte Beschaffenheit der Häuser, durch zu leichte Kleidung und eine gewisse Nachlässigkeit in der Lebensweise sehr begünstigt, und könnten in den meisten Fällen vermieden werden. Wechselfieber stellen sich gewöhnlich nur bei Leuten ein, welche sich den Keim zu dieser Krankheit in den heißen Regionen geholt, oder eine der verschiedenen Temperaturregionen plötzlich mit der andern verwechselt, oder — was wohl am häufigsten vorkommt — sich durch Diätfehler und schlechte Nahrung verdorben haben. Der übermäßige Genuß roher Früchte trägt wesentlich zu den Ruhrfällen bei, die sich oft zugleich mit Erkältung bei dem Wechsel der Jahreszeiten einstellen.

Die Lungenschwindsucht, an welcher in den großen Städten Englands nahebei die Hälfte der Bevölkerung stirbt, die auch in Deutschland so viele Opfer würgt, und an der selbst in der mild-

feuchten Atmosphäre von Lima ein volles Zehntheil der Bevölkerung nach Tschudi's Angaben hinsiecht, ist hier vergleichsweise selten, obwohl ihr vereinzeltes Vorkommen nicht geläugnet werden kann. Cholera, gelbes Fieber und ähnliche Epidemien sind niemals bis in die Schichten dieser reinen Atmosphäre gedrungen. Die häufigsten Krankheiten sind Magenleiden, die selbst in ganz gesunden Körpern durch den anhaltenden Genuß der landesüblichen, schwerverdaulichen Speisen, wie Tortillas, Bohnen und unreifer, gekochter Bananen, hervorgebracht werden. Sie sind mitunter von Wechselfiebern begleitet. Unter den Frauen sieht man viele Kröpfe. Zu den häufigen Kinderkrankheiten trägt die Vernachlässigung in der Ernährung und Kleidung wesentlich bei. Bei den Frauen hat noch der gänzliche Mangel an Bewegung viel Schuld an den Magenbeschwerden und anderen chronischen Leiden. Wir kannten Städterinnen, die, mit Ausnahme des Kirchenbesuches und vielleicht eines gelegentlichen Ganges zur Nachbarin, nie ihr Haus verließen. Auch die Männer scheuen jede energische Bewegung, zu der sie nicht die Verhältnisse zwingen. Ein spazierender Fußgänger ist in der Landschaft eine Seltenheit. Selbst Bettler strecken vom Pferde oder Maulthier herab die Hand nach Almosen aus. Fast Niemand geht auf die Jagd, und die wenigen Personen, die man mit Vogelflinten antrifft, sind gewöhnlich Ausländer.

Gelegenheit zur Zerstreuung bietet sich in San José selten dar. Kaffeehäuser und öffentliche Belustigungsplätze im Freien existiren hier nicht. Das sehr schlechte Theater ohne Gesang ist gewöhnlich nur vom December bis März geöffnet. Plumpe spanische Possenstücke und schlechte Uebersetzungen modern französischer Komödien sind am meisten beliebt. Wird auch hier und da eine Tragödie von Calderon oder Lopez de Vega aufgeführt, so ist sie stets von kaum unterdrücktem Gähnen begleitet. In sentimentalen Stücken lassen sich die Señorrtas leicht zum Weinen bringen, und die gröbsten Späße werden von ihnen übermäßig belacht. Während der

Zwischenacte gehen Herren und Damen, Cigarren rauchend im Vorsaale auf und ab. Die Damen tragen ausgesuchte Toilette, die Caballeros meist spanische Mäntel. Höchst selten verirrt sich hierher einmal ein europäischer Virtuos vom vierten Range, ein Taschenspieler oder eine Gauklerbande. Billard wird nur in einigen düstern Spelunken gespielt. Kegelbahnen existiren nicht.

San José hat alljährlich ein großes Volksfest im December. Es werden da öffentliche Processionen und Maskenzüge veranstaltet. Der Teufel erscheint mit Ketten beladen als populärer Popanz. Einige hundert Piaster werden mit viel knallendem, aber geschmack- und kunstlosen Feuerwerken verpufft. Bälle und großartige Schmausereien werden veranstaltet, und zuletzt wird ein sogenanntes Stiergefecht gehalten, welches aber im Vergleich zu den berühmten Stiergefechten Castiliens als eine matte Carricatur erscheint. Der schlaffe, indolente, zahme Charakter, der fast der ganzen Bipeden-Bevölkerung dieses Landes eigen, scheint auch auf die Quadrupeden übergegangen zu sein. Die Hunde des Landes bellen viel, aber beißen nicht, die Tiger greifen den Wanderer des Waldes nur im Schlafe an, die Stiere lassen sich kaum mit allem Aufwand von Martern und Schreckmitteln zu einiger Wuth reizen.

Außer dem Volksfeste im December sind es fast nur religiöse Feierlichkeiten, welche in das monotone Leben der Hauptstadt Costa Rica's einige Abwechslung bringen. Oeffentliche katholische Processionen sind namentlich bei dem weiblichen Theile der Bevölkerung beliebt. Das Weib, dem fast keine Art Zerstreuung und Phantasie-Beschäftigung geboten ist, besucht die Kirche ungleich fleißiger, als der Mann, der noch lieber im Hazardspiel und an den Hahnenkämpfen Vergnügen und Zerstreuung sucht. Selbst an großen Kirchenfesten bilden die Frauen Neunzehntheile der andächtigen Versammlung in der Kathedrale. Alles knieet da durch einander ohne Rücksicht des Standes. Die reiche Städterin mit dem Seidenkleide und der schwarzen Mantilla über den Kopf und das

Weib des ärmsten Taglöhners in geblümtem Cattun mit nackten Füßen.

Am Frohnleichnamstag sah ich den Präsidenten Don Juan Rafael Mora mit seinen beiden Ministern und übrigen Würdeträgern, alle im einfachen schwarzen Frack, nach der Kirche ziehen, und auf der Holzbank an der Seite der Frauen Platz nehmen. Eine Eliten-Compagnie barfüßiger Soldaten, die zu dieser Feier ihre bestgewaschenen Hemden und ihre wenigst geflickten Hosen angezogen, gab dem höchsten Beamten der Republik das Geleite. Die Aristokratie der Stadt, durch schwarze Seidenhüte ausgezeichnet, schloß sich, den Schweif bildend, den Großwürdeträgern an. Nur einige hundert Männer knieeten an beiden Seiten. Die Masse der männlichen Bevölkerung bummelte draußen auf dem Platze, ohne sich um die heilige Messe viel zu kümmern. Vor dem Hochaltar war die gesammte Geistlichkeit mit dem neucreirten Bischof Señor Llorente versammelt, den die goldne Mütze schmückte. Die Kirchenmusik war abscheulich. Die profansten Stücke, Walzer und ein Quodlibet aus allen möglichen Opern wurden neben ernster Musik durch einander gespielt. Wenn der Dudelsack und die Fidelbögen ungarischer Zigeuner, eine Messe in der Kathedrale von San José accompagnirten, es würden sicher harmonischere und heiligere Töne hervorklingen, als aus der jämmerlichen Musikbande des Maestro Mora.

Von der Kathedrale ging der Bischof mit dem Allerheiligsten in Procession durch die Straßen. Geputzte Altäre waren auf dem „Platze" und in der Calle del Presidente aufgerichtet, wo die Messe gelesen wurde. Der Bischof und die ganze Geistlichkeit wandelten unter einem langen geflickten Thronhimmel von Leinwand, welchen die barfüßigen Soldaten auf langen Spießen trugen, klingelnd und Rauchfaß schwingend, unter dem Vortritt eines Fahnenträgers. Der ganze Pomp dieser Procession, die Decoration der Straßen, der Putz der Altäre erschien grotesk, armselig und geschmacklos,

wenigstens in den Augen eines Europäers, welcher an den majestätischen Prunk derselben Feste in den Städten des alten Continents gewöhnt war.

Man erkannte auch hier deutlich die Tendenz durch möglichsten Aufwand von Flittergold und bunten Fetzen, durch Farben, Töne und Wohlgerüche auf Sinn und Phantasie des Volks zu wirken, und der Masse durch solche Mittel zu imponiren. Da aber die Andächtigen in San José etwas weniger opferbereit sind, und die alleinseligmachende Kirche über etwas geringere Schätze gebieten kann, als in andern katholischen Ländern, so ist aus der ganzen Ceremonie ein Zug von Armuth und Oekonomie heraus zu lesen, der anzudeuten scheint, daß jene wunderwirkenden Geheimmittel, mit welchen der Klerus in andern Ländern, aller Prunksucht der Kirche zu genügen weiß, in dieser kleinen Kaffee-Republik ihre beste Kraft verloren haben.

Die Masse benahm sich bei dieser Feier freilich höchst anständig, und Alles beugte vor dem Sanctissimum die Kniee demüthig bis in den Straßenkoth, die Herren in lackirten Schuhen so gut, wie die Barfüßer. Vorübergehende Fremde, welche die Kniebeugung unterließen, wurden gleichwohl nicht insultirt, wie das in Alt-Baiern und in den Rheinlanden mitunter noch frommer Brauch ist. Die Costa Ricenser scheinen in Masse noch gläubig und gut katholisch, gehen wenigstens einmal im Jahre aus alter Gewohnheit zur Beichte, zollen dem ignoranten und ungebildeten Klerus, sogar noch mehr äußere Achtung als er verdient, wünschen aber keine Jesuiten und keine Einmischung der Priesterschaft in weltliche Dinge, und wollen vor Allem der Kirche nicht viel bezahlen.

Populärer, als alle religiösen Feste und Processionen und noch ungleich anziehender für die Phantasie der Menge, sind in San José die sonntägigen Hahnenkämpfe. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß der halbe Inhalt der Wochen-Conversation unter der männlichen Bevölkerung dieser Haupt-

stadt, sich um die „Gallos“ dreht. Die Post von Europa kommt nur alle zwei Wochen Einmal an, die Gaceta kann demnach nur zwei Mal Neuigkeiten vom großen Weltschauplatze bringen. Für alle politischen Dinge, sollte es sich selbst um große Kriege und welterschütternde Ereignisse handeln, hat der Costa Ricenser so wenig Interesse, daß durchschnittlich kaum Einer unter Hundert die Sonnabends-Gaceta in die Hand nimmt, und daß unter 10 wirklichen Abonnenten, wenigstens 9 alle politischen Nachrichten aus Europa mit Inbegriff der Marie'schen Leitartikel überschlagen.

Die von uns versuchte Bildung eines Vereins für Zeitungslectüre, fand wenig Beifall. Die Hahnenkämpfe dagegen erfreuen sich einer steigenden Theilnahme von Alt und Jung, von Reich und Arm von allen Professionen und Schichten der Gesellschaft. Der ärmste Teufel weiß wenigstens einige Realen zu erübrigen, um solche als Wette für die Stärke des einen oder andern turnirenden Hahnes zu wagen. Die „Gallos“ haben für die arme Bevölkerung von San José eine ähnliche demoralisirende Wirkung, wie die Lotto's in Europa. Sie nehmen Phantasie und Börse sogar verhältnißmäßig noch mehr in Anspruch. Man erzählt sich die Kämpfe des vergangenen Sonntags bis in die kleinsten Details, man beschreibt Gestalt, Größe und Farbe der tapfersten Hähne vom Kamme bis zur Schwanzfeder, man weiß genau wie viel jeder der Matadoren unter den Spielern verloren oder gewonnen hat.

Die Hahnenkämpfe sind, wie Tabak, Branntwein und Pulver ein Monopol der Regierung. Privatpersonen dürfen deren nicht in ihren Häusern veranstalten. Der Hahnen-Kampfplatz befindet sich in dem gedeckten Hofraum eines ziemlich schlechten, halbverfallenen Hauses der Calle del carcel. Der Eintritt kostet nur einen halben Realen, aber die Summen, die hier jeden Sonntag im Wetten verspielt werden, schlägt man auf 1800 bis 2000 Piaster an. Im Hintergrunde erheben sich die in Stufenreihe folgenden

Sitze in der Form einer Tribüne, auf welcher die aristokratischen Zuschauer in Panama- und Pariserhüten, darunter auch die Hauptmatadore der Wetter, Platz nehmen.

Man sieht hier einige von den ersten Beamten der Republik und mehrere der vornehmsten Patrizier und Kaffeeplantagen-Besitzer. Der eifrigste und nie fehlende Besucher dieser Hahnenkämpfe ist Don José Joacquin Mora, Bruder des Präsidenten und General der Armee. Er gilt zugleich für den raffinirtesten Hahnenkenner und glücklichsten Spieler, und soll schon über 15000 Pesos in Wetten gewonnen haben. Die meisten und besten Kampfhähne aber bringt Don Juan Bautista Bonilla, ein Anhänger des frühern Präsidenten Castro, auf den Kampfplatz. Die lange hagere, stutzerhaft gekleidete und sauber frisirte Gestalt dieses schon etwas ältlichen Herrn fiel mir unter den Spielern am meisten auf. Er war der Erste der kam, und der letzte der ging. Wenn ich ihm später auf der Straße begegnete, sah ich ihn immer in Gedanken vertieft. Er dachte sicher an die Hähne, und spekulirte auf die neuen gespornten Ritter, die er nächsten Sonntag in die Schranken stellen wollte. Plauderte man mit ihm über diesen oder jenen Gegenstand des Lebens, so gab er nur kurze Antworten. Handelte die Conversation von anderen Gegenständen als von Hähnen, so war er immer zerstreut und in Sinnen vertieft. Krähte aber ein Hahn in der Nähe, so wachte er wie aus einem Traume auf, und schaute unverwandt nach dem muntern Kämpen, der an irgend einer Straßenecke angebunden war.

Rings um die Schranken der Arena des Hahnenkampfes steht und sitzt das barfüßige Publikum, das zwar kein Geld für Sonntagsschuhe, aber doch funkelnde Scudo's für die Hahnenwetten hat. Ehe das Zeichen zum Kampf gegeben, ist die Arena von dem Getümmel der Hahnenbesitzer und der Wetter angefüllt. Jeder nimmt in paar Mal seinen Hahn in die Hand, und hetzt ihn, blos

um den Grad seiner Wuth zu prüfen, gegen einen der angebundenen Kämpfer.

Sobald die beiden zum nächsten Kampfe bestimmten Thiere in den Händen ihrer Herren erscheinen, sind alle Augen prüfend auf sie gerichtet, und der Zuruf der Wetteliebenden ertönt von allen Seiten. Der Eine hat in den hochkämmigen, der Andere in den plattkämmigen mehr Vertrauen; Einer bietet vier Scudos für den Schwarzen, ein anderer für den Weißen an. Gewöhnlich wählt man Hähne von anscheinend gleicher Größe und gleicher Stärke. Der Sporn, die tödtliche Waffe, über zwei Zoll lang, sehr spitzig und schneidend wie ein Rasiermesser, wird an den rechten Fuß gebunden. Bevor die Scheide vom Sporen genommen wird, schwingt man die beiden Hähne gegen einander und rupft ihnen einige Federn aus dem Halse, um sie in Wuth zu bringen; darauf ertönt vom Stuhle des Kampfrichters die Klingel als Zeichen des beginnenden Turnirs. Die Zuschauer entfernen sich aus der Arena, und man hört die letzten Rufe der wettlustigen Individuen: Einen Scudo, zwei Scudos! Eine Quarte! Eine Unze! Oft wenn der Kampf schon begonnen, werden noch einzelne Angebote gemacht.

Die Hähne stehen jetzt mit entblößten Stahlsporen in der Mitte der Arena. Ihre Tatik ist verschieden. Manchmal springen sie sogleich in ungemeiner Kampfeshitze wüthend mit gesträubten Halsfedern auf einander los. In den meisten Fällen nähern sie sich nur langsam und behutsam, picken mit den Schnäbeln in den Boden, betrachten den Gegner nur von der Seite, suchen ihm allmählig näher zu rücken und jede Blöße zu benützen. Manchmal auch zeigen sie gar keine besondere Begierde, beiderseits anzubinden, sondern blicken scheu auf das Publikum, und werden dann von ihren Besitzern wiederholt an den Schwänzen gefaßt und gegen einander gereizt. Hat der Kampf aber einmal begonnen, so benehmen sie sich in der Regel äußerst tapfer. Schon nach wenigen Sekunden ist der eine oder der andere durch einen Spornstreich verwun-

det. Er setzt mit vermehrter Wuth den Kampf fort. Oft bluten beide und kämpfen mit zerschnittenen Gliedern, und ermattet von Blutverlust noch auf dem Boden liegend weiter. An Muth sind sie einander in der Regel gleich; Gewandtheit und Glück sind verschieden. Nach fünf Minuten knickt gewöhnlich schon einer der Hähne tödtlich verwundet zusammen, und der Sieger, wenngleich selbst blutend und ermattet, gibt dem Sterbenden noch wüthende Schnabelstreiche. Die Streitlust und die Tapferkeit dieser Thiere sind bewundernswerth. Keiner lehnt den Kampf ab, wenn er angegriffen wird, und selten ergreift ein verwundeter Kämpfer die Flucht, wenn er auch die Tödtlichkeit seiner Wunde spürt. Nur ausnahmsweise wird ein Hahn zweimal an demselben Tage in die Schranken geschickt. Als ein bemerkenswerther Charakterzug des Spieles wie der Spieler wurde mir erzählt, daß viele der Wetten auf Credit geschehen, daß man eine solche Spielschuld aber immer als Ehrenschuld betrachte und im Nothfalle das letzte Hemd verkauft, sie zu berichtigen, selbst wenn bei Abschluß der Wette kein Zeuge zugegen war.

M. W.

X.

Aufenthalt in San José. Der Charakter der Bevölkerung. Ausländer. Deutsche. Engländer. Nord-Amerikaner. Franzosen.

Die angesehenste Bevölkerungsklasse Costa Rica's bildet der Handelsstand. In diesem Lande treibt fast jedermann mehr oder weniger Handel, vom Präsidenten der Republik, der ein großes Waarenlager hält, und seinen Kaffee selbst nach England exportirt, bis zum Beon oder Tagelöhner herab, dessen Weib Zwirnfaden und Cigarren verkauft, während der Mann in irgend eine Hacienda auf Arbeit geht.

Die Handelslust ist ein wesentlicher Charakterzug der neuspanischen Race Amerika's, und mit der Geschäftslust der Yankees einigermaßen verwandt. Sie unterscheidet sich von letzterer besonders dadurch, daß sie nie kühn und unternehmend, nie großartig, sondern immer bedächtig und kleinkrämerisch auftritt, daß sie keine Combinationsgabe und noch weniger die Kunst besitzt, durch Association Mittel und Kräfte zu steigern. Es ist eine kleinhändlerische Regsamkeit, nicht die ungeheure Thätigkeit, der waghalsige Flug der anglo-amerikanischen Speculation, welcher nichts unerreichbar scheint, die selbst die Hemmnisse des Raumes zu überwinden weiß, und die wahrscheinlich die künftige Führerin und Trägerin einer neuen Weltkultur ist.

Dem Neu-Spanier fehlt der kalte Kopf, die Berechnungsgabe und die beharrliche Energie des Anglo-Amerikaners. Er theilt

mit ihm die Liebe des Geldes, wird aber in jener kolossalen Kunst, mit der man die Wildnisse bewohnbar macht, feindselige Menschenracen vertilgt, und den Widerstand der Natur bändigt, ewig nur ein Stümper sein, ein Kleinhändler neben dem nordamerikanischen Weltkaufmann bleiben. Es ist ein eigenthümliches Naturgesetz, vielleicht auf einen tiefen physiologischen Grund beruhend, welches den beiden Racen so verschiedene Rollen zugetheilt hat.

Wie schwierig es ist, angeborene Neigungen zu bekämpfen und fremden Racengeist sich anzueignen, das möchte die Lebensweise eines Mannes in San José beweisen, welcher durch sein natürliches Talent, seine Kenntnisse und Welterfahrung ebenso sehr als durch seine politische Stellung in der Gesellschaft hervorragt. Dieser Mann ist Don Jose Manuel Carazo, Kriegs- und Finanzminister der Republik und eigentlicher Leiter ihrer Politik und Verwaltung.

Carazo hat mehrere Jahre in den Vereinigten Staaten zugebracht, und die englische Sprache erlernt. Er hatte daselbst Gelegenheit, den Staatsmechanismus der mächtigsten Republik der Welt in der Nähe zu studiren und die unermeßlichen Resultate zu bewundern, welche dort der anglo-amerikanische Genius zu Stand gebracht hat. Sein nordamerikanischer Aufenthalt hat indessen nur dazu beigetragen, seinen spanischen Charakter noch schärfer zu entwickeln. Carazo hat sich weder als Staatsbeamter noch als Privatmann nach dem anglo-amerikanischen Muster gebildet. Sein Talent ist ächt spanisches geblieben, ohne sich von dem nordamerikanischen Element etwas aneignen zu können. Als Minister zeigte er sich bei allen Unterhandlungen klug, listig, gewandt, mißtrauisch und reich an kleinen Auskunftsmitteln, im Handeln ist er stets furchtsam, bedächtig und zaghaft.

Als Privatmann hat er sich niemals mit Energie auf die großen Unternehmungen geworfen, die an den verschiedenen Punkten des Landes Gewinn und Resultat verheißend lockten. Weder für die Verbindung mit dem atlantischen Ocean, für die Herstellung der

projectirten Straßen nach Limon und dem Sarapiqui, noch für den Bau einer Chaussee nach Punta-Arenas, oder die Beschiffung des Rio grande, noch für das Hereinziehen fremder Capitalien und Emigranten hat er je besondere Neigung gezeigt, oder größere Summen gewagt; aber er behielt als Finanzminister seinen Kramladen. Als einflußreichster Staatsmann der Republik fuhr er fort, Bandwaaren und Kattun eigenhändig nach der Elle zu messen und en detail zu verkaufen. Das ist Costaricenser Geschmack! Der reichste Kaufmann und Plantagenbesitzer verschmäht nebenbei nicht den geringfügigsten Kleinhandel und den kleinlichsten Schacher.

Vom streng republikanischen Standpunkt könnte man es lobenswerth finden, daß ein Staatsminister auch ein bürgerliches Geschäft nicht verschmäht. In der Praxis aber ist eine solche Doppelstellung oft mit Inconvenienzen verknüpft. Das Interesse des Krämers ist nicht immer das Interesse der Nation, und was der Hauptstadt San José, namentlich ihrem Handelsstand, Gewinn bringt, ist nicht immer zugleich segenbringend für den Gesammtstaat. Der Kaufmann und der Finanzminister kommen in solcher Stellung wohl bisweilen in Conflict, besonders als Neuspanier, bei denen reiner Patriotismus ganz ohne Eigennutz gewiß zu den seltensten Charakterzügen zählt.

Die Plutokratie ist in Ermangelung eines Adels nach mittelalterlichem Schnitt in Costa Rica allein herrschend. Die politische Verfassung stellt die Gleichheit aller Stände fest; aber der gesellschafftliche Brauch ist noch nicht so weit vorgeschritten, wie in den Vereinigten Staaten und selbst in manchen monarchischen Ländern Europa's, daß er jedem gebildeten Mann von ehrenhaftem Charakter, gleichviel, welcher Profession er angehöre, die volle, sociale Gleichberechtigung gewährte. Bei den Bällen und Abendunterhaltungen der Kaufleute und Plantagenbesitzer sind alle Handwerker und abhängigen Personen ausgeschlossen. Sogar einem gebildeten

deutschen Apotheker wurde während unseres Aufenthaltes in San José der Zutritt zu einem Balle verweigert, weil er nicht „standesmäßig" sei.

Wie in den Cantons-Republiken der Schweiz hat sich in den Republiken Central-Amerika's statt einer eigenen Aristokratie mit geschriebenen Privilegien ein dominirender Kastengeist und ein Patriziat gebildet, oder ist in der Bildung begriffen. Beide sind hier freilich weniger auffallend und weniger mächtig, als in den Republiken der Eidgenossenschaft, aus dem einfachen Grunde, weil Costa Rica noch ein sehr junger Freistaat ist und die Zeit die socialen Mißbräuche noch nicht sanktionirt hat.

Die eigentliche Handarbeit ist in Costa Rica ziemlich verachtet. Der Handwerkerstand, welcher selbst in der alten Welt immer mehr zu Ehren und zum Bewußtsein seiner Macht und Zukunft kommt, spielt hier eine demüthige Rolle. Geachteter ist der Stand der Bauern oder kleinen Grundbesitzer, welcher jedem Proletarier bei einiger Thätigkeit zugänglich ist, da der Grundbesitz in einem Lande, wo noch nicht $^1/_{20}$ des Bodens cultivirt ist, Jedem so leicht wird. Wenn trotzdem hier die Zahl derer, welche zu wenig besitzen, um unabhängig zu leben, verhältnißmäßig weit größer ist, als in Nordamerika, so trägt nur die Indolenz und Arbeitscheu der Eingebornen die Schuld.

Das Volk von Costa Rica ist ungleich besser und tüchtiger, als seine Nachbarn, besser als alle Neuspanier und gemischten Racen von Mexico bis nach Bunos Ayres. Dieses Zeugniß geben ihm alle Beobachter, welche sich außer Costa Rica in allen Staaten des spanischen Amerika umgesehen haben. Aber das Volk steht dennoch an bürgerlichen Tugenden der anglo-amerikanischen Race unendlich nach, und ist wahrscheinlich langsamem Untergang geweiht, sobald der kräftigere Stamm des Nordens sich in diesem Lande massenhaft niederläßt. Die große Masse des Volkes arbeitet auch hier nur, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Die Min-

derzahl arbeitet noch so viel darüber, um bei höchst frugaler Lebensweise sich auch noch unabhängig zu machen. Die rastlose Thätigkeit und die unersättliche Gewinnsucht, welche den Nordamerikaner zur Arbeit und zu Unternehmungen treibt, nicht nur um allen erreichbaren Comfort und Luxus des Lebens zu gewinnen, sondern überhaupt um einem mächtigen Naturdrange zu genügen, ist dem weichen Creolenvolk dieser Zone fremd.

Die angenehmsten Eigenschaften des Costaricensers sind seine artigen Gesellschaftsformen, seine zuvorkommende Gefälligkeit, die freilich nur so weit geht, als man kein reelleres Opfer von ihnen fordert, wie etwa das einer Auskunft über den Weg, oder eines Nachtquartiers, wobei der Fremde mit Tortillas vorlieb nimmt, oder sich selbst verköstigt. Diese Höflichkeit ist allen Ständen gemein, und bleibt sich unter allen Verhältnissen gleich. Nie sah ich einen Costaricenser heftig oder gar grob werden, nie sah ich in diesem Lande eine Prügelei. Man verweigert vielleicht hier und da einem Bettler die Gabe, aber man wird ihm nie mit rauhen Worten die Thüre weisen. Nicht einmal bei kleinen Eingriffen in das Eigenthum verläugnet sich des Costaricensers ausnehmende Höflichkeit. Machten wir herborisirende Ausflüge in die Umgebung der Hauptstadt, so fanden wir nie einen Anstand, in fremde Haciendas einzutreten und auf den kräuterreichen Wiesen Pflanzen zu suchen. In Nord-Amerika würde selbst der wissenschaftliche Zweck uns nicht immer vor den rauhen Vorwürfen des Farmers bewahrt haben, und in Deutschland wären wir bei solcher Gelegenheit der festhaltenden Hand der Flurschützen sicher nicht entgangen. Hier grüßte uns der Eigenthümer oder sein Mandator (Verwalter), wenn er uns zufällig begegnete, noch auf das freundlichste, fragte zuweilen in sehr höflichem Tone, zu welchem Zwecke wir Kräuter und Insekten sammelten, unterstützte uns dabei, zeigte uns die Pflanzen, die nach der Meinung des Volks Heilkraft besitzen und ver-
oder minder gemischt, in vielen Gegenden zerstreut wohnen, sind

gönnte selbst unsern müden Maulthieren das Grasen auf der Wiese ohne Bezahlung.

Gastfreundschaft ist bekanntlich ein Charakterzug der meisten Völker auf niederer Culturstufe. Hier läßt sich dieselbe besonders unter jenem Theil des Landvolks rühmen, welcher nicht in der Nähe der Verkehrswege wohnt. Der Charakter des Landvolks ist überhaupt weit ehrenwerther, als der der Städter und je entlegener und einsamer die Leute wohnen, je seltener ein fremder Gast sich zu ihnen verirrt, desto freundlicher wird er gewöhnlich aufgenommen. In San José ist uneigennützige Hospitalität keine bemerkbare Tugend der Bewohner. Ihrer Ausübung tritt hier schon die Sparsamkeit und die Selbstsucht der Menschen entgegen. Die Städter haben die primitiven Tugenden ihrer Vorfahren verloren, ohne die vielseitige Bildung der Europäer anzunehmen. Das Landvolk hat die Einfachheit der alten Sitten noch ziemlich bewahrt.

Genügsamkeit und Mäßigung in allen sinnlichen Lebensfreuden, mit Ausnahme der Geschlechtsliebe und des Spieles, wird man, trotz aller Antipathie gegen die hispano-amerikanische Race den Costaricensern nicht abstreiten können, wenn man sie näher kennen gelernt hat, ebenso wenig ihren harmlosen, verträglichen, friedfertigen Sinn. Vor den Mexikanern, den Nicaraguensern und allen übrigen Völkern Central-Amerika's haben sie auch einen gewissen Grad von Ehrlichkeit voraus. Das Eigenthum ist in den europäischen Hauptstädten, ungeachtet der Wachsamkeit einer wohlorganisirten Polizei, lange nicht so sicher wie in San José, wo man außer den singenden Nachtwächtern von einer bestehenden Polizei wenig gewahr wird. Räuberische Anfälle und gewaltsame Einbrüche sind unerhört. Man reist einzeln ohne Waffen durch das ganze Land, vom atlantischen bis zum stillen Ocean. Wilden Indianern begegnet man nicht in der Nähe der Wege, und die halbcivilisirten Urbewohner des Landes, die, mit der weißen Race mehr

eben so friedsam, wie der Creole selbst. Von seinen Dienstboten und Nachbarn hat man wohl kleine Entwendungen, höchst selten aber größere Diebstähle zu fürchten. Zündhölzchen, Nadeln oder einige Bananen stahlen uns wohl unsere Mossos zuweilen, während die Uhr und die Geldbörse auf dem Tische unangetastet blieben.

In religiöser Beziehung sind die Costaricenser fromme, andächtige, gut orthodoxe Katholiken, aber nicht zelotisch oder intolelerant. Die reichere Classe der Städter ist religiös indifferent, ohne dabei an der Philosophie irgend einen Geschmack zu finden, oder es überhaupt nur der Mühe werth zu halten, über religiöse Gegenstände zu grübeln und die Glaubensdogmen der alleinseligmachenden Kirche zu kritisiren. Die Leute sind gläubig, aber ohne Wärme; sie gehen in die Kirche, mehr aus ererbter Gewohnheit, als aus innerem Drang. Der Clerus ist zu geistlos und ungebildet, um auf die halbgebildeten Stände Einfluß zu üben, und selbst mit dem besten Willen würde es ihm kaum gelingen, die Bevölkerung gegen die protestantischen Fremden zu fanatisiren. Der Versuch des englischen Consuls, Herrn George Schebel, in San José eine protestantische Kirchengemeinde, die erste im spanischen Amerika, zu gründen, fand hier nicht nur keinerlei Anfechtung, sondern die Regierung sagte dem Consul den Schutz für diese Gemeinde in den bestimmtesten Ausdrücken zu.

Die Fehler, Laster und Charakterschwächen der Costaricenser haben sie mit allen ihren Stammgenossen, von Mexiko bis an die Grenze Patagoniens gemein. Obwohl rühriger und industriöser als die Bewohner von Mexiko, Guatemala, Honduras und Nicaragua, theilen sie doch mit allen Neu-Spaniern einen entschiedenen Hang zur Indolenz und Schlaffheit. Alles wäre in diesem Volke eher zu wecken, als eine nachhaltige Energie. Leicht enthusiasmirt sich der Costaricenser für manche großartige Erscheinung der Civilisation. Er würde z. B. sehr gerne Eisenbahnen, Dampfschiffe, elektrische Telegraphen, ganz beson-

ders aber die vollen Dollarsäcke haben, welche Industrie und Thätigkeit den Yankees einbringen; aber er verfällt bei seinen Nachahmungsversuchen gewöhnlich wieder in seine frühere Schlaffheit, wenn er die Anstrengungen und die Opfer spürt, die es zur Erreichung jener großartigen Cultur-Mittel bedarf. Einer der bezeichnendsten Charakterzüge des Costaricenser ist seine Unzuverlässigkeit bei Versprechungen oder Contracten. Pünktliches und gewissenhaftes Worthalten gehört zu den größten Seltenheiten. Alle Neu-Spanier theilen diesen Zug.

Der altspanische Rittersinn, der Muth und die Tapferkeit, welche der kastilianische Stamm immer besaß, und einstmals unter des Helden Cortez Führung auch in der neuen Welt bewährte, ist dahin gegangen. In manchen Ländern, wie in Mexico, Guatemala, Nicaragua, artete dieser streitbare Sinn in einen Hang zur Straßenräuberei und zum Banditenhandwerk aus. In Costa Rica, Nueva Granada, Venezuela, Chili, Peru ist er völlig erloschen. Selbst die Neapolitaner sind kein so waffenscheues, lebenliebendes Völkchen wie die Costaricenser. Sogar die militärischen Sonntagsübungen, zu welchen die Miliz damals unter dem Commando eines deutsch-polnischen Exerciermeisters gezwungen wurde, sind ihnen ein Gräuel. Duelle sind im Lande unerhört. Die schimpflichsten Insulten würden einen Costaricenser nicht so weit in Harnisch bringen, daß er seinen Beleidiger eine Ausforderung schickte.

Eine Bande von einigen hundert Abenteurern, welche mit Muth und Entschlossenheit die nöthige Manneszucht verbände, könnte sich dieser Republik mit ziemlicher Leichtigkeit bemächtigen. Man begreift nicht, warum die vielen umherirrenden politischen Flüchtlinge noch nicht auf den Einfall gekommen sind, Costa Rica gewaltsam zu überrumpeln, und sich hier ein neues Vaterland mit beliebigen Institutionen zu gründen. Die eigenthümliche geographische Lage des Landes und die physischen Verhältnisse seiner Grenzen machen einem kleinen unternehmenden Haufen das sieg-

reiche Eindringen leichter, als einem großen Heer. Eine unbedeutende Anzahl, tapferer, kriegskundiger Männer aber könnte das Land gegen jeden äußern Angriff behaupten. Der Abeuteurer, Oberst Kinney, hätte mit einem Zug nach Costa Rica wahrscheinlich bessere Geschäfte gemacht, als mit einer bewaffneten Niederlassung an der heißen Sumpfküste von Nicaragua, wo das Klima dem Nordländer so verderblich ist.

Nur eine völlige Vermischung mit irgend einer andern kraftvollen Race des Nordens, könnte dieses degenerirte Geschlecht auffrischen und vielleicht vom Untergange retten. Das sehen einzelne kluge Köpfe, wie Don José Manuel Carazo, der ein warmer Anhänger der Fusionsidee ist, vollkommen ein, wünschen aber dabei natürlich, daß die neuspanische Race aus dieser Mischung verjüngt und erstarkt hervorgehen, nicht von dem fremden Element erstickt und aufgefressen werde. Er wünscht daher eine mäßige Einwanderung, keine großartige wie in Nord-Amerika. Er sieht lieber Deutsche als Engländer kommen, und letztere lieber, als die Yankees, deren massenhafte Ansiedlung in Costa Rica er nicht mit Unrecht als die größte Gefahr für die spanische Nationalität und für die Selbständigkeit der Republik betrachtet.

Die Deutschen scheinen den Regierenden dieses Landes am wenigsten gefährlich. Man kennt ihre mechanische Geschicklichkeit, ihre Arbeitsamkeit, ihre bürgerliche Tüchtigkit. Man weiß auch, daß sie geschmeidiger und fügsamer sind, als Yankees und Engländer. Da überdieß die meisten deutschen Auswanderer als dollarlose Proletarier sich einschiffen, so hoffte man durch ihre kräftigen Arme die Arbeiterbevölkerung zu vermehren, deren ungenügende Zahl hier bei der starkzunehmenden Kaffeeproduktion immer fühlbarer wird.

Obwohl bis jetzt noch keines von den verschiedenen Auswanderungsprojekten imGroßen nach Costa Rica gelungen ist, und ein Theil der Emigranten, denen es einzeln oder in kleinen Gesell-

schaften nach vielen Mühen und Trübsalen glückte, dieses herrliche ausgedehnte Hochthal der Cordilleras zu erreichen, sich wieder zerstreut hat, so bilden die Deutschen dennoch den zahlreichsten Theil der Fremden in Costa Rica. Anfangs waren sie auch die angesehensten und geachtetsten unter den hier lebenden Ausländern, haben sich aber meist durch eigene Schuld um diese Achtung gebracht, und die Vorliebe der einheimischen Bevölkerung verscherzt. Greller und widerlicher als hier ist uns die alte deutsche Erbsünde der Zwietracht und Befehdung des eigenen Blutes in keinem andern Theil der Welt, wo Deutsche wohnen und die wir durch persönliche Anschauung oder durch fremde Schilderung kennen gelernt, aufgefallen. Eine wahre Elite der unverträglichsten, unfriedsamsten, streitsüchtigsten Charaktere scheinen sich in dieser Republik Rendezvous gegeben zu haben, um durch Klatschereien, Stänkereien, Verläumdungen und Intriguen den Neu-Spaniern ein Pröbchen deutscher Eintracht und Bruderliebe zu geben, oder durch ihr sonstiges Betragen den deutschen Namen verächtlich zu machen.

Es sind jedoch einige wenige löbliche Ausnahmen darunter. So z. B. ist der würdige Münzdirektor Barth, der Nestor unter den hiesigen Deutschen, der vor etwa 16 Jahren als praktischer Bergmann in das Land kam, und sich allmählig ein Vermögen machte, ein biederer Deutscher geblieben, der seine Nationalität nie verläugnet, und dem ein sehr langer Aufenthalt unter Spaniern — er war früher viele Jahre in Süd-Amerika — keinen Zug seines kerndeutschen Wesens genommen hat. An ihm fanden alle deutschen Einwanderer einen dienstbereiten Landsmann und zuverlässigen Rathgeber. Auch einige deutsche Kaufleute sind in San José etablirt, genießen eines soliden Rufes und machen mit deutschen und englischen Waaren einträgliche Geschäfte. Sonst findet man hier noch deutsche Aerzte, einen Apotheker, einen Musiklehrer, einige Landwirthe und Handwerker.

Schade, daß gerade die beiden Deutschen, welche durch äußere

Verhältnisse am meisten berechtigt schienen, in Costa Rica eine hervorragende Rolle zu spielen, und einen bedeutenden Einfluß auf eine veränderte Richtung der deutschen Auswanderung zu üben, so wie den commerziellen Verkehr Costa Rica's mit Deutschland zu vermitteln, hier keinen Erfolg gehabt, vielmehr gründlich Fiasko gemacht haben.

Graf H— v. L— kam im November 1851, den Kopf voll weitgehender Plane für die Einführung deutscher Cultur, wie für die Begründung seines und seiner Freunde und Landsleute Wohles, nach San José, und etablirte hier ein Handelshaus mit einem Filial in Punta Arenas. Seine Mittel standen leider in keinem Verhältniß zur Riesenhaftigkeit seiner Projekte. Er besaß selbst nur ein sehr mäßiges Capital, und arbeitete mit dem Credit eines reichen Hamburger Hauses, das ihm mehrere Schiffsladungen anvertraute. Die Spekulation schlug fehl, keineswegs wegen mangelnden Absatzes der deutschen Industrieprodukte, die vielmehr eine über alle Erwartung günstige Aufnahme im Lande fanden, als in Folge anderer verschiedenartiger Ursachen. Der edle Graf hatte leider etwas mehr Phantasie über den Ocean mitgebracht, als zu einem nüchternen und vorsichtigen Kaufmann gehörte. Er hatte alle Einrichtungen auf einem kostspieligen, grandiosen Fuße getroffen, der zu seinen Mitteln in keinem Verhältnisse war. Eine ganze Gesellschaft junger Leute war auf seine Kosten mit über den Ocean gekommen, welche nie selbst Kaufleute gewesen, und die er gleichwohl für seine Zwecke zu gebrauchen, und im schönsten Tropenlande der neuen Welt glücklich zu machen hoffte. Man stürzte sich in eine Menge verschiedenartiger Spekulationen, die zum Theil dem ursprünglichen Zweck des Unternehmens fremd waren. Man lebte nicht einfach und sparsam, wie es wenig bemittelten Anfängern im Handelsfache geziemte, sondern vergeudete einen Theil der Summen, welche zur Ausführung nützlicher Spekulationen dienen sollten. Das Hamburger Haus erhielt von einem dem Grafen

feindselig gesinnten Landsmann Wind vom Stande der Dinge, und belegte selbst seine später abgegangenen Schiffsladungen, auf deren vortheilhaftem Verkauf die goldensten Hoffnungen beruhten, mit Beschlag.

Das mit den hochfliegenden Plänen begonnene Unternehmen endigte mit etwas Liquidation. Als Deutsche müssen wir das Mißlingen dieses Unternehmens aufrichtig bedauern. Graf L—e ist ein Mann, der edle Charakterzüge besitzt, Bildung, weltmännische Manieren und viele glänzende Ideen hat, und nach dem Yankee-Grundsatz lebt und leben läßt. Leider fehlte ihm die kühle, ruhige und helle Combinationsgabe der Yankees, um den kühnen Flug seiner Entwürfe nach seinen Kräften zu zügeln und den natürlichen Verhältnissen anzupassen. Hätte er einen klugen, erfahrenen, wirklich wohlmeinenden Freund zur Seite gehabt, der mit mehr Verstand als Einbildungskraft begabt, und mit merkantilischen Kenntnissen ausgerüstet, ihm als Rathgeber beigestanden, er würde zwar nicht alle seine übertriebenen Hoffnungen verwirklicht, aber jedenfalls bessere Geschäfte gemacht, und dem deutschen Waarenexport den Weg nach Central-Amerika gebahnt haben.

Auch Baron Alexander von Bülow erregte bei seiner Ankunft in Costa Rica andere Erwartungen, als er erfüllt hat. Nach einer so pomphaften Ankündung seiner Mission, hatte man einen nachhaltigeren Zufluß von Mitteln und glänzendere Resultate zu sehen erwartet. Herr von Bülow faßte den unglücklichen Gedanken, die Vorarbeiten seiner projektirten Kolonie nicht an einer der gangbaren Straßen, z. B. nach Punta Arenas oder nach dem Sarapiqui, nicht in der Hochebene von San José an der Grenze des cultivirten Landes, sondern jenseits des Gebirgsrückens der Cordilleras auf einer der östlichen Terrassen mitten im dichten Urwald anzulegen, fern von allen Märkten und von aller Communication. Er hatte einen Weg nach Limon, dem einzigen guten Hafen Costa Rica's auf der atlantischen Seite, mit Ausnahme von dem entle-

genen Boca del toro, zu bahnen gehofft, und die sehr bedeutenden Schwierigkeiten und Kosten dieses Unternehmens nicht nach den Mitteln berechnet, die ihm von Seite der Berliner Gesellschaft für Colonisation deutscher Auswanderer, zu den Vorarbeiten einer deutschen Ansiedlung angewiesen waren. Dazu gesellten sich andere Verhältnisse und Verwickelungen, die wir später ausführlicher erörtern werden. Wir beschränken uns hier auf die Bemerkung, daß Baron Bülow eben so wenig wie Graf L—e durch bedeutende Erfolge die Erwartungen der Costaricenser gerechtfertigt hat. Deutsche Auswanderungsgesellschaften, die ihre Plane im spanischen Amerika durchsetzen wollen, werden immer sehr weise thun, und in ihrem besten Interesse handeln, wenn sie Agenten von gefälligen Manieren und geschmeidigem Charakter senden, welche mit Neu-Spaniern zu verkehren wissen. Hochfahrendes Benehmen und Korporalmanieren sind diejenigen Eigenschaften, welche in Costa Rica am wenigsten empfehlen. Der Ton, mit dem man Rekruten dressirt, ist bei Republikanern und Südländern übel angewandt, und selbst gedungene Arbeiter lassen sich in diesem Lande nicht wie die Subordinirten der Kasernen behandeln.

So lange die beiden deutschen Adelsherrn, welche mit so gewichtiger Miene in diesem jungen Freistaat aufgetreten, noch Geld in der Tasche hatten, waren ihre Personen und mit ihnen der deutsche Name, dessen vornehmste Repräsentanten sie waren, ziemlich respektirt. Hochtrabende Manieren können unter gewissen Verhältnissen, selbst in Ländern, wo man strenge auf Höflichkeitsformen hält, eine zeitlang imponiren, wenn sie von klingenden Pesos unterstützt werden. Kein Geld zu haben gilt hier, wie in Nordamerika, für das größte Unrecht. Wenn man aber am Ende ohne Pesos die Nase sagar noch höher trägt, als in den Tagen, wo das Geld noch nicht auf der Neige war, wenn man dann mit deutschem Adel, Titel und Orden und mit der Freundschaft deutscher Könige sich brüstet, statt mit dem Gemünzten, dem überall Ehre gebührt und wider-

fährt, gleichviel ob es das Bildniß gekrönter Häupter oder den republikanischen Wahlspruch führt, wenn man dabei ohne Mittel, aber mit vollen Backen kreischender als je in die Trompete stößt, so macht man sich zum Schlusse gründlich lächerlich, und trägt wesentlich dazu bei, seinen und seiner Landsleute Credit im Lande zu ruiniren.

Es gab andere Deutsche in Costa Rica, welche öffentlich in der Kirche das Bußhemd anzogen und katholisch wurden, versteht sich, nicht materieller Vortheile wegen, sondern einzig nur aus reuiger Zerknirrschung über das vergangene Sünder-Ketzerleben und aus Sympathie für die alleinseligmachende Kirche. Darunter figurirte ein bekannter Exdemokrat, Dr. S— aus Königsberg, der in den Jahren 1848 und 49 als Agitator in Berlin eine Rolle gespielt hat. Mehrere Deutsche, die der Geistliche als Protestanten mit Landestöchtern nicht kopuliren wollte, sind in der Stille übergetreten. Dr. S— that es öffentlich mit nachdrücklicher Ostentation. Im grauen Büßerhemde soll er barfuß unter dem Portal der Kathedrale von Cartago gestanden sein. Der hochwürdige Clerus bespritzte ihn mit Weihwasser, und räucherte ihn tüchtig mit Weihdampf ein, um jeden ketzerischen Geruch vollends auszutreiben.

Die Engländer bilden in Costa Rica noch ein sehr kleines Häuflein, betragen sich aber anständiger, und halten besser zusammen als die Deutschen, obwohl man auch über sie manche Klagen hört. Im allgemeinen kann man von jeder Nation annehmen, daß ihre Söhne, die für immer vom heimathlichen Boden scheiden, um auf fremder Erde ihr Glück zu suchen, nicht zu den besten Bürgern ihres Vaterlandes, und besonders nicht zu den friedsamsten und solidesten Charakteren gehören. Die Engländer haben hier den Vortheil, einen officiellen Repräsentanten ihrer Nation zu haben, um den sie sich schaaren und der ihr Interesse in allen

Fällen, wo dasselbe Gefährdung leidet, mit Eifer und Energie vertritt.

Nordamerikaner wohnen in noch geringerer Zahl hier. Bei dem unternehmenden Geiste dieser Handelsnation, die auf den engen Verkehr mit Central-Amerika mehr angewiesen ist als andere, könnte dies Wunder nehmen, wenn man nicht wüßte, daß die Yankee's in ihrem eigenen Lande noch ungeheuern Raum für ihre Unternehmungslust besitzen, daß sie im Westen der Union ihre Capitalien noch mit sehr viel Vortheil unterbringen können, und daß sie überhaupt nicht gern bleibend in Ländern leben, wo ihre Sprache, Sitten und politischen Institutionen nicht die herrschenden sind. Immerhin dürfte der Zeitpunkt nicht ferne sein, wo nicht nur einzelne Kaufleute von New-York die bedeutenden lucrativen Vortheile der Gründung von Filialhäusern in den vorzüglichsten Städten Central-Amerika's erkennen, sondern wo auch Landwirthe sich entschließen werden, in diese mildere Zone auf eine von Natur unendlich reicher gesegnete Erde Capitalien, Fleiß und Thätigkeit zu versetzen. Costa Rica ist den Nordamerikanern noch zu unbekannt. Sie scheinen sich ganz Central-Amerika ähnlich wie Nicaragua vorzustellen, d. h. heiß, ungesund und von einem rohen, sittenlosen, faullenzenden Volke bewohnt. Ein einziger Mann von Einfluß auf seine Mitbürger aus New-York, Boston oder Philadelphia, der sich die Mühe geben würde, Costa Rica zu bereisen, um seinen Landsleuten über die Schönheit dieses Staates und seinen künftigen Aussichten getreue Mittheilung zu machen, könnte zu einer zahlreichen Uebersiedelung von geschäftslustigen Nordamerikanern nach Costa Rica den Impuls geben. Einstweilen haben sich erst einige nordamerikanische Aerzte hier niedergelassen.

Auch Franzosen verschiedener Stände haben in diesem Lande ihr Glück gemacht. Der gebildetste und talentvollste von ihnen, Monsieur Marie, ist Staatssekretär, vertrauter Rathgeber des Präsidenten, Verfasser seiner Congreß-Eröffnungsreden und Redacteur

der offiziellen Gazeta, die jede Woche einmal erscheint, und in der Regel einen Leitartikel aus seiner Feder enthält *). Von allen fremden Elementen hat das deutsche am meisten Aussicht, durch neue zahlreichere Einwanderung verstärkt und — wenn es Gott gefällt — auch verjüngt und verbessert zu werden.

---

*) Monsieur Marie hat seitdem Costa Rica auf eine Zeitlang verlassen, und eine Mission dieses Staates bei den Höfen von Frankreich und England übernommen.

M. W.

XI.

Familienleben. Erziehung. Die Stellung der Frauen Costa Rica's im Vergleiche mit den Frauen Nord-Amerika's. Die Gesellschaft. Bälle. Musik. Familienfeste. Sitten und Gebräuche. Der Friedhof.

In Nordamerika ist das innige und glückliche Familienleben die freundlichste Erscheinung, welche uns in diesem Lande der Freiheit begegnete. Sie versöhnte uns mit manchen widrigen Eindrücken, welche andere Einzelerscheinungen im öffentlichen, wie im Privatleben bei aller Großartigkeit des Ganzen auf uns gemacht hatten. Der Yankee ist bekanntlich kein poetischer Charakter. Er hat auch gar nichts von einem deutschen Dichter oder Philosophen, der die weite Welt und alle Völker der Erde mit seiner kosmopolitischen Liebe umfaßt. Er ist ein kalter, berechnender, verschlossener Egoist, den nichts als sein Interesse begeistert. Aber in der Familie ist er ein liebevoller Gatte und trefflicher Vater, der in dieser häuslichen Tugend von keiner Nation übertroffen wird.

Die Erziehung der spanischen Creolen hat das Eine mit der nordamerikanischen Erziehung gemein: man gönnt den Söhnen schon von Kindheit an alle mögliche Freiheit, läßt ihren Eigenheiten vollen Spielraum, übersieht ihre Unarten, und straft sie nur höchst selten und in mildester Form. In einer wenig bemittelten Familie, deren Haus wir in San José häufig besuchten, war ein zweijähriges Bübchen, das eine wahre Passion hatte, die irdenen Küchengeräthschaften der Mama und der Großmama zu zerschlagen.

Man ließ es geschehen, oder wehrte dem Jungen nur dadurch, daß man Teller und Töpfe höher hing. Die zärtlichste, liebevollste deutsche Mutter würde dergleichen von ihren verwöhntesten Kindern nicht geduldet haben. Die Folge dieser Erziehungsweise ist, daß die Buben hier zu Lande nicht so schüchtern, nicht so sanft gefühlvoll, und nicht so duckmäuserisch, aber meist noch unartiger sind, wie in Deutschland, wo man den Kindern Eigensinn und Unarten frühzeitig mittelst der Ruthe vertreibt. Die Kinder dieses Landes haben nie das blöde, schüchterne Wesen der deutschen Kinder; sie emancipiren sich zeitiger von jeder elterlichen Bevormundung, gewöhnen sich früher an Selbstbeherrschung, werden schneller reif und verständig, und an die Stelle der Sentimentalität tritt ein vorherrschender Egoismus.

Der Vater wie der Lehrer nennen schon den siebenjährigen Buben „Señor," und reden ihn mit dem gebräuchlichen „Usted" welches in der spanischen Sprache der verkürzte Ausdruck für „Vuestra merced" (Ew. Gnaden) ist und unser „Sie" vertritt. Das „Du" ist nicht gebräuchlich, und könnte füglich aus der spanischen Grammatik gestrichen werden. Die vielgebrauchte Höflichkeitsphrase „Haga mi el favor" (thun Sie mir den Gefallen) wendet der Vater wie der Schulmeister schon an Jungen an, die erst das A-B-C lernen.

Auch in den Vereinigten Staaten gönnt man den Kindern früh schon einen hohen Grad von Selbstständigkeit, und richtet an sie dieselben höflichen Phrasen, wie an Erwachsene; aber man sorgt dabei auch für ihr leibliches und geistiges Wohl. Man hält sie reinlich, reicht ihnen kräftige Nahrung, schickt sie bald in die Schule und sorgt frühzeitig dafür, ihnen durch den nächsten Prediger und durch Kirchenbesuch die Andacht und den strengkirchlichen Sinn einzuprägen, welcher der angelsächsischen Race so eigen ist.

Bei den Neuspaniern geht die Freiheit, die man den Kindern läßt, in Verwahrlosung über. Barfuß, halbnackt und schmutzig läßt

man sie ohne Aufsicht auf die Straße laufen. Durch schlechte, schwerverdauliche Kost legt man frühzeitig den Keim zu Magenleiden und andern Krankheiten. Man sorgt wenig für eine frühzeitige Beschäftigung und Bildung des Geistes.

Die Söhne der Yankees haben das Beispiel der bürgerlichen Thätigkeit und Tüchtigkeit des Vaters und den gewaltigen Thatendrang des Volks frühzeitig schon als Musterbild vor sich. Sie lernen nicht nur sehr bald schon rechnen, nachdenken, kühn spekuliren und energisch handeln; sie werden überdies in frühen Jahren schon mit den Institutionen des Landes und dem öffentlichen Geiste vertraut, und lernen ein Vaterland lieben, das ihrer Bewegungslust ein ungeheures Feld öffnet.

Der Costaricenser lernt vom Vater nur das kleinliche Rechnen, den Krämersinn, und erbt als ansteckendes Muster seine Indolenz, seine geistige und moralische Schlaffheit, das Mißtrauen, das jeden Associationsgeist erstickt, und jene Selbstsucht, welche die wahre Liebe zum Vaterlande ausschließt.

Ehen werden hier mehr aus Interesse, als aus Herzensneigung geschlossen. Entgegengesetzte Beispiele gehören zu den größern Seltenheiten. Man heirathet hier aus Trieb, aus Gewohnheit oder Convenienz, und sucht sich ein Mädchen aus, dessen ökonomische und häusliche Verhältnisse möglichst günstig und für den Freier passend sind. Die Mädchen erhalten zwar wenig baare Mitgift, aber der wohlhabende Schwiegervater unterstützt doch in manchen Dingen die Neuvermählten, räumt ihnen ein Häuschen oder eine Hacienda ein, und leiht oft seinen Credit her, wenn der Schwiegersohn in Verlegenheit kommt. Dieser weiß in Geduld zu harren, betrachtet aber mit Behagen die schöne Habe des Schwiegervaters, sein solides Haus, seine Portrero's, seine einträglichen Kaffeeplantagen. Wenn den Schwiegervater eine schwere Krankheit befällt, so sieht man den Eidam niemals mit Thränen und bleichgehärmten Wangen. Auch stirbt dieser nie vor Kummer, wenn jenen das mensch-

liche Geschick ereilt. Sehr fromm und andächtig fügt er sich vielmehr in den Willen Gottes, und sorgt für Seelenmessen und standesmäßige Beerdigung, vergißt aber auch nie des Seligen irdische Hinterlassenschaft rechtzeitig zu zählen.

Auch die Mädchen werden mit ungemeiner Nachsicht erzogen, und bleiben in Folge dessen eigensinnig und egoistisch, wie die Buben. Aber man bewacht sie doch sorgfältig, sobald sie reif werden. Selbst in die Kirche gehen sie nicht ohne Begleitung, und die Mutter belauert jeden ihrer Schritte. Verliert hier ein Mädchen die Unschuld, so geschieht es gewöhnlich mit Einverständniß der Mutter, die es aus Habsucht geschehen läßt, und den Verführer möglichst zu brandschatzen sucht. Auch die Schwestern bewachen sich gegenseitig, so daß es besonders in Häusern, wo viele Schwestern sind, ungemein schwer fällt, eine heimliche Liebschaft anzuknüpfen. Selbst junge Frauen von den wohlhabenden Ständen gehen selten ohne Begleitung aus. Das erinnert schon sehr an den alten Orient und an südeuropäische Gewohnheiten. Und wie contrastirt dieser Gebrauch gegen die ungemeine Zwanglosigkeit, die man in den Vereinigten Staaten allen Mädchen und Frauen ohne Gefährdung der Sittlichkeit gönnt!

Glückliche Ehen nach unsern deutschen Begriffen sind in Costa Rica vielleicht eben so selten, als unglückliche. Man hat sich ohne besondere Neigung, aber auch ohne Widerwillen, ohne elterlichen Zwang geheirathet, weil eben die beiderseitigen Verhältnisse zusammenpaßten. Die Motive zu den wichtigsten Lebensschritten, wie die menschlichen Charaktere überhaupt, sind hier noch sehr primitiver Natur! Jenes überschwengliche Entzücken und Schmachten, welches in Begleitung von zärtlichen Blicken und Küssen in den deutschen Flitterwochen so regelmäßig ist, und dort den Neuvermählten ebenso natürlich als den unvermählten Augenzeugen langweilig erscheint, findet hier nicht statt. Man hat hier keinen Ausdruck für „Flitterwochen“ und „Honigmonate,“ aber es folgt auch kein

Katzenjammer, und man zankt und prügelt sich nicht, wenn der Liebesrausch vorüber ist. Das ziemlich ruhig begonnene Verhältniß spinnt sich ziemlich gleichmäßig durch das ganze Leben fort. Man respektirt gegenseitige Rechte. Die Frau behält im engen häuslichen Kreise ihren Willen, und der Mann guckt ihr nicht zur Unzeit in den Küchentopf, während sie ihn ebenso wenig mit Eifersüchteleien plagt. Leider verstehen die Männer selbst unter den hervorragendsten Familien nicht, den geistigen Gesichtskreis ihrer Frauen über den Küchenheerd und Hühnerhof zu erheben.

Alle Frauen von wohlhabenderen Häusern können ihre Sprache lesen und schreiben; aber sie lernen nur das Nothdürftige; sie üben den Geist nicht so lange, bis die Lektüre bei ihnen zum Bedürfniß geworden, und dieses Bedürfniß durch Bildung und Läuterung des Geschmacks zum Genusse sich steigert. Wie dem französischen Landvolk in Canada, und den meisten Halbgebildeten, erscheint ihnen das Lesen selbst schöngeistiger Werke als eine Arbeit, die den Kopf ermüdet. Auch geschieht nichts, die Frauen durch Beispiel und Conversation anzuregen, denn die Männer sind im Allgemeinen eben so leer, eben so lernfaul, und eben so lesescheu, haben aber dabei freilich eine bürgerliche Beschäftigung, die sie mehr zerstreut.

Die Erlernung fremder Idiome ist nicht Landesbrauch. Selbst der Präsident der Republik spricht nur das kastilianische, und sein Rival, der frühere Präsident Dr. Castro, kann nur mit Mühe einige französische Phrasen radbrechen, obwohl er in Paris gewesen und dessen — wie der Raimund'sche Kammerdiener im „Alpenkönig" — gerne erwähnt. Die spanischen Classiker zu lesen, scheint in ganz Central-Amerika aus der Mode zu sein. In San José ziehen nicht einmal die Uebersetzung pikanter Romane von Sue und Dumas. Ja selbst für Zeitungslektüre herrscht bis heute noch nicht das mindeste Interesse.

Unter einem Volke, in dessen Jugend schon etwas Greisenhaftes liegt, wie in dem Neuspanischen, das nie eine Blüthezeit

der Geisteskultur gehabt, nie die Künste, Wissenschaften und Literatur gepflegt, und aus Europa nur den matten Wiederhall dessen vernommen hat, was dort unter wetteifernden Nationen der Gang der Civilisation durch eine Reihe von Jahrhunderten zu Stande gebracht, ist eine auffallende Sterilität der Geister, und eine unendliche Monotonie der Geistesbeschäftigung natürlich und erklärbar. Es kann hier kein Verlangen nach Schätzen bestehen, deren Werth man nie erkannt hat, noch eine Lust nach Genüssen, welche man nie gekostet hat, ja für die man kaum ein empfängliches Organ besitzt.

Man hat versucht, die Musik, die einschmeichelndste und zugänglichste aller schönen Künste, in Costa-Rica heimisch zu machen. Es wurde hier unter den Reichen eine wahre Mode, sich deutsche Pianos kommen zu lassen, um die Finger der Señoritas darauf zu üben*). Ein deutscher Musiker kam nach San José, der außer deutschen Walzern auch die Meisterstücke Bethovens spielte. Den Señoritas langweilte die erhabene, ernste, herrliche Musik des größten musikalischen Genie's, nicht nur Deutschlands, sondern aller Völker und Zeiten; aber sie lernten Strauß'sche Walzer und Polka's recht artig klimpern. Vergeblich waren alle Versuche, die neuspanische Indolenz so weit zu überwinden, um diese Dilettanten zur Erkenntniß des wirklich Schönen zu bringen, was ohne solides Studium nicht möglich, also für Südländer eine zu mühevolle Arbeit ist.

Natürliche Begabung besitzen alle Völker der romanischen Race in nicht gewöhnlichem Grade. In der pedantischen deutschen Schulmanier die Leute hier zu bilden, würde uicht anschlagen. Weniger schwierig wäre es nach französischem Muster, den Geist

---

*) Das erste Pianoforte wurde 1835 durch Señor Peralto nach San José gebracht. Gegenwärtig existiren hier mehr als dreißig solcher Instrumente, worunter auch einige sehr theure englische Flügel.

durch eine angenehme Lehrmethode zu wecken und durch Conversation und elegante Lektüre fortzubilden. Auch dazu fehlt hier jede Anregung. Die natürliche Anmuth Einzelner wirkt hier nicht so unwiderstehlich, wie in Europa, weil sie nicht durch Bildung getragen, nicht durch Kenntnisse genährt, nicht durch Ideen begeistert wird. Die guten Einfälle, die eleganten Witze und Wortspiele, welche in den Pariser Salons wie Blumen von schönen Lippen schweben, befriedigen dort keinen gediegenen Geist, erschienen uns hier aber, in der Erinnerung von unendlichem Werth neben der Langweile und Leerheit einer neuspanischen Salonconversation. Diese weiß von nichts zu reden, als von Stadtklatschereien, von Hahnenkämpfen, von Kaffeepreisen, von Theater, Bällen und vom Wetter, welch letzteres unter den Tropen gedankenleeren Individuen nicht den gleichen unversiegbaren Redestoff bietet, wie im Norden, denn bei seinem regelmäßigen Gang überrascht es Niemanden. Die Politik aber interessirt wenig in einem kleinen Freistaat, der nach Außen keine Macht hat, und dessen inneres Leben so ziemlich lahm ist.

Am wenigsten nehmen die Frauen an der Politik Theil, und der Mann sieht es überhaupt nicht gerne, wenn die Frau sich außerhalb der Küche und der Kinderstube viel zu schaffen macht, oder gar Romane und Zeitungen liest, und an der Unterhaltung gebildeter Ausläbenr einigen Geschmack findet. Der Costaricenser redet mit seiner Fran selten oder nie von Gegenständen, die sich nicht auf die Oekonomie oder das häusliche Leben oder Stadtneuigkeiten beziehen.

Die Vereinigten Staaten Nord=Amerika's sind bekanntlich das Paradies der Frauen, d. h. nirgends in der Welt wird ihnen das Leben so leicht, so angenehm gemacht; nirgends genießen sie solcher Vorrechte, und nirgends gebietet so wie dort, die allgemeine Sitte sich ihrer Herrschaft zu fügen. Man weiß, daß in der nordamerikanischen Gesellschaft fast nichts ohne das Patronat der Frauen

gedeiht. Es ist nicht genug, daß eine Lady in New-York einem unserer Omnibusgefährten mit schöner flinker Hand die Cigarre aus dem Munde schlug, die er in ihrer Gegenwart anzuzünden sich erkühnte, oder daß man einem deutschen Prinzen von königlichem Hause, der mit uns auf einem Mississippi-Steamer reiste, am Eßtische sich zu setzen verbot, so lange nicht die letzte Farmers Frau der Passagier-Gesellschaft sich auf ihrem Stuhle niedergelassen. Selbst die weltberühmten Künstler und Künstlerinnen Europa's müssen sich dort noch um die Gunst der Ladies bemühen, wenn sie Beifall und Dollars ernten wollen. Die Jenny Lind und die Sonntag hätten ihrer Nachtigallenstimmen ungeachtet keine goldenen Ernten in den Neu-Englandstaaten gemacht, wenn sie die Frauen so gegen sich gehabt hätten, wie die Lola Montez, welche in Boston vor leeren Bänken tanzte, weil die Ladies ihren Ehemännern den Theaterbesuch verboten hatten. Auch Kossuth wäre nicht so Reden haltend und Triumphe feiernd von Stadt zu Stadt gezogen, hätte er die Gunst der Ladies verschmäht, welche mit seiner edlen Gestalt und seiner Silberstimme sympathisirten, und die jene larmoyante Schilderung vom Untergang des Ungarnvolks bis zu Thränen rührte.

Nicht einmal der Contrast zwischen den politischen Institutionen Nordamerika's und denen der alten Welt ist so auffallend, wie der Unterschied der Stellung der Frauen beider Hemisphären. Nach der Ansicht mancher Denker soll bekanntlich der wahre Culturzustand der verschiedenen Nationen sich stets am richtigsten nach dem verschiedenen Schicksale der Frauen beurtheilen lassen. Central-Amerika steht darin sogar hinter Europa zurück. Man verhüllt die Frauen nicht und verschließt sie nicht in das Harem, wie in der Türkei; aber man begeht an ihnen durch eine mehr bräuchliche als principielle Verkümmerung ihres Geistes und Gemüthes ein ähnliches Verbrechen, wie im ganzen mahomedanischen Orient.

Wenn eine Frau in diesem Lande von der Natur durch An-

muth, Liebreiz und Geist in seltenem Grade ausgestattet, und dabei doch nicht besser erzogen würden, als andere, so hat sie doch eine Ahndung dessen, was sie entbehrt, und was sie durch eine sorgfältigere Erziehung hätte erreichen können. Mit der wahren Grazie ist bekanntlich der Schöpfer unter allen Völkern ziemlich ökonomisch gewesen. Doch kam uns auch in San José eine Dame vor, welche zu jenen privilegirten Erscheinungen gehört. Die wunderbare Anmuth ihres Wesens, ihre edle Würde, ihre Liebenswürdigkeit ließ uns doppelt bedauern, daß ihr herrlicher Geist nicht eine Ausbildung erhalten, nach der sie selbst sich sehnte. Von allen sinnlich wahrnehmbaren Gegenständen, die in ihrem nächsten Gesichtskreis lagen, wie von den Freuden ihrer Hacienda, von den Blumen ihres Gärtchens, von den Colibris, welche von deren Honigseim nippten, oder von den Sitten und Gebräuchen des Landes, sprach sie nicht nur sehr vernünftig wie andere Frauen, sondern auch mit unnennbarer Lieblichkeit, und das Spiel ihrer schönen schwarzen Augen war dabei so lebhaft, daß es dem Verliebten gewiß eine geistreichere Conversation ersetzt hätte. Lenkte man aber das Gespräch auf Gegenstände, wo das natürliche Talent und die Naturgrazie nicht ausreichten, und nur eine sehr feiner, durch Bildung geweckter Geist, jene Ressourcen der Conversation zu Tage fördern kann, die man bei den begabtesten und anmuthigsten Frauen europäischer Hauptstädte bewunderte, da stockte die Unterhaltung. Es war dieser schönen, sehr interessanten Costaricenserin ein so fremdes Gebiet! Sie konnte nicht ihren Gedankenflug in diese Sphäre nehmen, und glich dann einem Singschwan, dem man die Zunge gebunden und die Schwingen geknickt hat.

Auf den Bällen in San José hat man Gelegenheit viele Damen zu sehen. Die Unterhaltung ist etwas steif, und man wird an den frostigen Ton der altspanischen Etiquette erinnert. Die tanzlustigen Señoritas sitzen gesondert von den „Caballeros“, und diese nahen sich erst, wenn die Musik das Zeichen zum beginnen-

den Tanze gegeben. Die berühmte Tanzkunst, worin es die Spanier allen Völkern der Welt zuvor thun, hat sich nicht auf ihr Pflanzvolk, wenigstens nicht in diesem Theile der „Neuen Welt“ vererbt. Die höchst malerischen spanischen Nationaltänze: der Fandango, der Bolero, die Cachucha &c., bei welchen der äußern Grazie ein weites Feld gegeben, und die ich unter den Frauen der balearischen Inseln so viel bewundert hatte, sind hier schon seit Jahrzehnten außer Gebrauch. Man tanzt dafür Walzer, Polka's und Contretänze ohne besondere Geschicklichkeit, besonders von Seite der „Caballeros“, die ihre langen hageren Beine bei solchen fremdländischen Tänzen mehr komisch als malerisch in der Runde schwingen. „Les singes sont faits pour grimper sur les arbres, non pas pour danser“, äußerte hier einmal ein europäischer Consul mit scharfem, treffendem Spott.

Eigenthümliche Sitten und Gebräuche sind in diesem Lande seltener, als wir bei dessen geographischer Isolirung vermuthet hatten. Die spanische Nationaltracht ist schon früher, als die spanische Tanzweise verschwunden. Auch die Tracht der niedern Volksklassen nähert sich immer mehr der französischen. Der eigentliche französische Kleiderschnitt hat hier vor etwa dreißig Jahren begonnen. Noch vor zwanzig Jahren predigte der Priester Esquival gegen die neue Form der Frauenkleider. Alles vergebens. Die Mode ist eine unwiderstehliche Macht. Nur der Pariser Kopfputz hat bei den Damen noch keinen Eingang gefunden, während die Männer mit Vorliebe Pariser Hüte tragen.

In den Familienfesten zeigt sich kein vorherrschender Hang zur Poesie und Freude. Kindtaufen werden in den Städten nicht nur ohne Sang und Klang, sondern auch ohne Schmaus gefeiert, und selbst bei den Hochzeiten wird dieser Brauch immer allgemeiner. Man begeht sie meist in aller Stille, und Niemand theilt die Freude. Der einzige eigenthümliche Brauch, der dabei statt findet, ist das

Umschließen des Brautpaares mit vergoldeten Ketten um den Hals. Auf dem Lande läßt man die Fidelbögen schwingen und Raketen steigen. Gesungen wird sehr selten, mit wenig Ausdruck und Melodie. Die Costaricenser, wie alle Neuspanier, sind überhaupt kein sangreiches Volk. Erzählungen hören sie gerne, aber eigenthümliche Volkssagen, Mährchen 2c., die in Deutschland als Bruchstücke einer alten Mythologie von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbten, scheinen nicht zu existiren. Ein Land, wo man sich nie, das Spinnrad schnurrend, um den Ofen schaart, und wo fast jeden Tag die Sonne in wunderbarer Klarheit am blauen Himmel lacht, ist nicht für Gnomen und Wichtelmännchen gemacht, wie der nebelgraue Harz am Fuße des „Brocken" und wir zweifeln, ob die Geschichte vom „Mocklepeter, der in der Egelsthaler Halde geistert" und vom „verwunschenen Fräulein von Isenburg" unter diesem Tropenhimmel denselben Zauber üben würde, wie in einer Schwarzwälder Bauernhütte am Winterabend beim geheizten Ofen.

Am lustigsten geht es — sonderbar genug! — bei den Haciendabewohnern Costa Rica's zu, wenn ein kleines Kind stirbt. Sie reden da nicht vom Tode, sondern sagen, das Kind sei „zu den Engeln gegangen." Man legt keine Trauer an, sondern schmückt sich mit den buntesten Festtagskleidern, und trägt die mit Goldflittergewand, Krone und Blumen geputzte Kinderleiche unter den lustigsten Melodien der Dorffiedler nach der Kirche. Hier wird sie eingesegnet, und dann offen unter Musikbegleitung nach dem Friedhof getragen. Ist die Leiche in die Erde gesenkt, so steigen Raketen und knallen Freudenschüsse. Hierauf geht eine Flasche Cognac im Kreise herum, woraus Jeder der Anwesenden einen Schluck trinkt. Zu Hause aber wird den ganzen Tag fröhlich geschmaus't. Die Stimme der Natur wird hier durch Brauch und Sitte zum Schweigen gebracht, und man glaubt sich bei einem solchen Todtenfeste eher unter heidnische India-

ner, als unter die Abkömmlinge eines altkatholischen Volkes versetzt.

Vom Tode reden die Costaricenser nicht gerne, und noch weniger denken sie darüber nach. Der katholische Glaube verheißt ihnen das Paradies, wenn sie vor ihrem Ende in gehöriger Form gebeichtet haben. Von den eigenthümlichen Freuden der Seligen machen sie sich durchaus keine Vorstellung, auch scheinen sie gar nicht sehr pressirt, deren Gesellschaft zu genießen, und den heiligen Peter um den Durchpaß durch die Himmelspforte zu bitten. Einige Leute, die ich deshalb befragte, schoben die Schuld der geringen Reiselust in die Ewigkeit auf das Fegfeuer, von welchem ihnen der „Padre“ so viel erzählt habe, und das sie erst durchmachen müßten. Die gebildeten Männer theilen vielleicht den religiösen Indifferentismus der europäischen Gesellschaft, nicht aber die philosophischen Ansichten der Deutschen und deren Hang zur Grübelei. Ein Mann von einer der hervorragendsten Familien des Landes, den wir einst in den Anfangsgründen der Geologie zu unterrichten versuchten, äußerte mit steigender Verwunderung: wie es nur möglich sei, von so vielen untergegangenen Schöpfungen zu reden, da doch Moses nichts davon erwähne!

In Tagen schwerer Krankheit und beim Gefühl des herannahenden Todes nimmt hier Jeder, auch der Indifferentist und Zweifler, gern seine Zuflucht zum geistlichen Trost, und flüchtet sich wieder in den Schooß der Mutterkirche. Deutsche Pantheisten und französische „ésprits fortes“ sind unter diesem weichen Volke des Südens noch lange eine Unmöglichkeit. Unter dem Vorantritt eines silbernen Banners wird der Geistliche mit dem „Sanctissimum“ in einer Art von Portchaise zu dem Kranken getragen, der nach dem Genusse der „heiligen Sacramente“ begehrt. Außer vielen Glocken, Weihrauchkesseln und Laternen begleiten, wohl um den feierlichen Ernst dieses religiösen Aktes zu erhöhen, auch Geigen

und Baßgeigen den Zug, an den sich immer viele betende Frauen anzuschließen pflegen. Man hört das Herannahen eines solchen Zuges schon von ferne an der wunderlichen Fiedelei. Bald tönt es wehmüthig, bald lustig, je nach der Phantasie und Stimmung der Fiedler. Kein vorübergehender Eingeborner versagt natürlich die andächtige Kniebeugung.

Der Friedhof liegt auf einer Anhöhe in westlicher Richtung der Hauptstadt und zeigt, statt schöner Baum- und Blumenpflanzen, wie in vielen Friedhöfen Europa's, hochwucherndes, tropisches Unkraut in Fülle. Wohlhabendere Familien lassen ihre Todten nicht in die Erde senken, sondern in einem langen, weiß übertünchten Grabhause des Friedhofes einmauern. Die verschiedenen Grabnischen, in welche die Särge hineingeschoben werden, liegen reihenweise übereinander. Man bezahlt hier für einen Todtenplatz 10 bis 40 Pesos. Die Aermern begraben ihre Todten in die Erde, und bezeichnen das Grab mit einem schmucklosen Holzkreuz. Es finden sich hier nur wenige Grabmonumente, von denen keins auf eine architektonische Schönheit Anspruch macht. Die Grabschriften sind ganz einfach, ohne schwülstige Lobphrasen über den Verstorbenen, gewöhnlich nur mit Angabe seines Namens und Alters, denen mitunter die Bitte um ein „Paternoster" oder „Ave Maria" an den Vorübergehenden beigefügt ist.

Die Beerdigung ist einfach. Die Leichen werden nur in den Stadtkirchen mit den üblichen Ceremonien versehen. Der Priester folgt dem Sarge nicht nach dem Friedhof, oder nur auf besonderes Verlangen, und wird dann gut bezahlt. Einzelne dumpfe Glockentöne vom hölzernen Thurm der Kathedrale verkündigen das Abgehen eines Leichenzuges. Während der Priester nicht über die Schwelle der Kirche geht, folgt eine mitfühlende Baßgeige dem Todten freundlich bis an das Portal des „campo santo," und schickt ihm dann den letzten melancholischen Gruß nach. Die Lei-

chen der Armen sind gewöhnlich in ein einfaches Leichentuch gehüllt, und werden nur in diesem in die Grube gelegt, während der geputzte Sarg, indem man sie hinausträgt, nach der Stadt zurückkehrt. Etwas Wohlhabendere halten auf dem Kirchhofe einen Kasten vom ordinärsten Holz zur Aufnahme des Todten bereit. Bei einer solchen Beerdigung, der ich beiwohnte, fehlte es an Stricken, um den Sarg in die zwölf Fuß tiefe Grube zu senken. Die Umstehenden löſ'ten daher ihre bunten Leibgürtel und senkten damit den Kasten hinunter. Ein alter Mann sprach dabei das Gebet, welches von den Umstehenden ohne innere Andacht nachgeleiert wurde. Dann wanderte die Schnapsflasche noch bei offenem Grabe im Kreise herum. Jeder that einen Schluck, und ging dann mit der gleichgültigsten Miene nach Hause.

Am „Allerseelentage" sind nur wenige Gräber festlich geschmückt. Man scheut die Ausgabe und die Mühe, Kränze zu winden und Blumen zu pflücken in einem Lande, wo die Natur sie doch so freigebig spendet. Man hatte zur Feier dieses Tages dem Friedhof selbst den natürlichen Schmuck geraubt, der seinen Boden bedeckt, und die wilden Kräuter und Blumen niedergemäht. Betende Gruppen findet man auf vielen Gräbern, meist Weiber. Ein junger Geistlicher betet gewöhnlich vor, und erhält für jedes Gebet einen halben Realen. An demselben Tage begrub eine mir bekannte Frau ihr Töchterlein. Die geputzte Leiche des Kindes wurde ohne Sarg in die 7' tiefe Grube gesenkt. Während Erde darüber geschüttet wurde, plauderten die Mutter und deren Verwandte mit mir in der ruhigsten Weise, als handle es sich von einer ganz gleichgültigen Sache. Nicht Eine Thräne wurde geweint, aber das „Ave Maria" wurde pünktlich gebetet. Trotz aller Charakterschlaffheit kennt dieses egoistische Geschlecht keine Weichherzigkeit, keine Rührung.

Der protestantische Friedhof liegt dem katholischen „Campo santo" zur Seite. Das dazu gehörige Terrain wurde von der Regierung im Jahr 1850 auf besonderes Ansuchen des englischen

Geschäftsträgers, Sir Frederic Chatfield, den protestantischen Bekennern eingeräumt, und ist mit einer einfachen Mauer umgeben. Es enthält bis jetzt noch kein Grabmonument. Die wenigen Protestanten, welche hier gestorben, waren arme Handwerker, bei deren Beerdigung der englische Viceconsul die Stelle des Geistlichen versah.

M. W.

XII.

Die historischen Größen Costa Rica's. **Carillo** und **Morazan**. Die Machthaber der Gegenwart. Don Juan Rafael Mora. Calvo. Carazo. Monsieur Marie. Herr v. Salisch. Die bewaffnete Macht und die militärischen Einrichtungen. Der Clerus. Das Concordat. Die Protestanten.

Die Geschichte der Republik Costa Rica hat nur zwei Männer von hervorragendem Charakter aufzuweisen: Don Braulio Carillo, welcher das Land als Dictator regierte, und die Doktrin der politischen Isolirung aufstellte, und Morazan, welcher das Banner der Föderation entfaltete, und die Costaricenser nur als Werkzeuge zur Wiederherstellung des central-amerikanischen Bruderbundes betrachtete. Beide Männer besaßen Eigenschaften, welche in diesem Lande selten sind, und daher leicht zu bedeutenden Erfolgen führen, wenn das Glück sie begünstigt und die Grundpfeiler nicht wanken, auf denen Männer solchen Charakters ihre Macht stützen. Carillo und Morazan hatten Entschlossenheit und Energie, und verschmähten kein Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke. Beide Männer haben Triumphe gefeiert, und beide haben ein tragisches Ende gefunden, als die launenhafte Göttin ihnen den Rücken kehrte. Der politische Bau, den sie versuchten, war außer den Verhältnissen der lokalen Natur, und stand überdieß auf so schwachem Fundament, daß es Niemanden Wunder nahm, wenn ihn der erste starke Windstoß in den Sand warf.

Carillo wollte, als ein aufgeklärter Despot, sein Ländchen

materiel glücklich machen. Es sollte nicht blos Ordnung, Ruhe und Frieden genießen, sondern auch auf der Bahn der Civilisation schneller vorwärts schreiten, als es sonst bei der Schlaffheit des Volkscharakters ohne Zwang möglich ist, am wenigsten bei zerrütteten und anarchischen Zuständen. Wie Zar Peter, hoffte und glaubte Carillo sein Volk zum Genuß der Vortheile der Kultur nöthigen zu können, ohne sich um dessen Apathie oder Widerwillen gegen kräftige Reformen zu kümmern. Der schnelle Fortschritt, selbst durch gewaltsame Mittel, war sein Wahlspruch. Das Volk von Costa Rica betrachtete er als ein Kind, das noch nicht wisse, was ihm fromme. Er fragte daher nie den Volkswillen, sondern folgte nur den Eingebungen seines Geistes. Ein Congreß wurde unter seiner Verwaltung nie berufen.

Von der Regierung dieses merkwürdigen Mannes datirt für Costa Rica die Aera des Fortschritts. Handel und Finanzen blühten unter ihm auf. Carillo tilgte zuerst den Antheil Costa Rica's an der Anleihe der centro-amerikanischen Föderation, um England keinen Grund zur Einmischung zu geben. Dann ließ er die neuen Gesetzbücher ausarbeiten und veröffentlichen, die Finanzen reformiren, und eine Verbindungsstraße von Cartago über Malino nach Moine anlegen. Er war überzeugt, daß er die schlafenden Resourcen des Landes nur wecken, und den Staat zu einem Aufschwung bringen könne, indem er alle Mittel der Kunst, zur Herstellung guter Verkehrswege zwischen beiden Oceanen, aufböte. Das Land war mit natürlichen Verbindungsstraßen nicht so reich ausgestattet, wie andere Länder Amerika's.

Carillos klarer Geist erkannte besonders die Wichtigkeit der östlichen Richtung, sowohl für den Handel, als für die europäische Einwanderung, und für die Auffrischung und Stärkung einer entarteten Race, durch die Vermischung mit den kräftigeren Völkerelementen des Nordens. Das Ziel, welches sich Carillo für sein Vaterland vorgesteckt, war ein heilsames. Wenn er dabei gewalt-

same Mittel nicht scheute, so geschah es aus derselben Ueberzeugung, welche die meisten reformatorischen Gewalthaber beseelte: daß die Masse weder die Einsicht ihrer wahren Interessen besitze, noch zu freiwilligen Opfern geneigt sei, und daß nur der Schmerz des Sporns ein indolentes Naturell zu großen Anstrengungen vorwärts treiben könne.

Ohne die merkwürdige Episode der Morazan'schen Invasion, hätte Don Braulio vielleicht sein Ziel erreicht, und mit der Befestigung seiner eigenen Herrschaft sein Volk soweit glücklich gemacht, als überhaupt Volksglück unter einem despotischen Regiment möglich ist. Die Stärke seiner persönlichen Macht war indessen nur eine scheinbare. Dieses liebenswürdige und weichherzige, indolente und feige Volk beugte sich vor seiner Intelligenz und Charakterenergie. Von Innen heraus existirte kein Element der Gefahr; aber an diesem schlaffen Geschlecht hatte Braulio auch kein Widerstandsmittel gegen fremde Gewaltversuche. Das Staatsschifflein, das er eine zeitlang mit gewandter Pilotenhand durch ein schmales Fahrwasser steuerte, bekam von der ersten Sturzwelle, die von Außen her brauste, einen Leck, welcher den Don Braulio Verderben brachte.

General Morazan, aus San Salvador gebürtig, der frühere Präsident der centro-amerikanischen Föderation, der in seinem Waffengange gegen Guatemala dem klugen und glücklichern Soldatenchef Carrera erlegen war, konnte in seinem südamerikanischen Exil das Verbleichen seines Sterns und seine gefallene Macht so wenig ertragen, wie einstmals der ritterliche König Joachim von Neapel. Er unternahm wie dieser auf Lebensgefahr einen abenteuerlichen Zug, um mit der Föderation Central-Amerika's auch seine persönliche Größe zu restauriren. Morazan war das erklärte Haupt der Föderalisten und Liberalen, welche einen ähnlichen Staatenbund mit nationaler Einheit, politischer Unterordnung unter eine Centralgewalt und administrativer Selbständigkeit sammt dem vol-

len Genusse der Freiheit träumten, wie ihn in Deutschland sich Viele gedacht und gewünscht, und wie die große Republik Nord-Amerika's ihn wirklich geschaffen hat.

Ob das Streben Morazan's von reinen und edlen Motiven getragen war, ob der Patriotismus oder der Ehrgeiz in der Seele dieses kühnen Mannes überwog, darüber sind hier die Ansichten getheilt. Einsichtsvolle und vorurtheilsfreie Männer, welche sich über die Interessen und Leidenschaften der Parteien erheben und die Ruhe des Urtheils sich zu bewahren wissen, sind in Central-Amerika zu selten, als daß hier der Richterspruch einer gesunden öffentlichen Meinung über den besondern Charakterwerth des tapfern und unglücklichen Führers der Föderalisten entscheiden könnte.

Mit einem Haufen Abenteurer aus San Salvador, und mit dem Wahlspruch der Wiederherstellung der Föderation auf seiner Fahne, landete Morazan an der Westküste Costa Rica's. Carillo, welcher versäumt hatte, seine Macht, wie Carrera, in Guatemala durch militärische Disciplin zu stärken, schickte der föderalistischen Invasion seine elende Miliz entgegen. Feige Costaricenser wird man nicht zum Muthe und zur freiwilligen Todesverachtung begeistern, selbst wenn es für Freiheit und Vaterland gegen fremde Tyrannen gälte. Noch viel weniger wollten diese Leute für die absolute Herrschaft eines Mannes fechten, der zwar das Beste seines Landes wollte, und den Grund zu dessen Cultur legte, aber durch die Zwangsmittel, die er dabei angewandt, auch viele Interessen verletzt und viele Gemüther empört hatte. Carillos feige Miliz ging ohne Schwertstreich zu Morazan über. Don Braulio legte seine Gewalt nieder, verschwand für immer vom politischen Schauplatz, und fiel später in Nicaragua, durch die meuchelmörderische Hand eines seiner persönlichen Feinde.

Morazan genoß nur eines kurzen Triumphes. In San José und Cartago wurde er und seine Schaar mit jenem Enthusiasmus begrüßt, der bei Völkern von so leicht erregbarem Naturell, wie die

Neu-Spanier, eben so gewöhnlich wie nichts sagend ist. Der Wahlspruch der Nationalität, der Freiheit und des Bruderbundes blutsverwandter Staaten hat einen zu schönen Klang, als daß in Costa Rica, welches seiner geographischen Isolirung wegen, an den föderalistischen Parteikämpfen Central-Amerika's den geringsten Antheil genommen, nicht ein Funke der Begeisterung sprühte, und ein flüchtiger Rausch entstehen mußte. Unter allgemeiner Acclamation wurde Morazan zum Präsidenten der Republik gewählt. Als derselbe aber drückende Opfer zur Verwirklichung seiner Plane forderte, als er Steuern erhob und Familienväter, die lieber in ihrer Hacienda friedlich bei Weib und Kind geblieben wären, zum Exerciren und zum Ausmarsche zwang — alles für eine politische Idee, welche dem Verstande der Masse so wenig zugänglich war — da verrauchte die Begeisterung, da murrte das Volk und die Milizen selber, welche inzwischen die Schwäche der Invasionsschaar kennen gelernt, empörten sich gegen Morazan. Dieser ließ sich in seiner Kaserne überfallen, floh nach Cartago, wurde gefangen, und zuletzt mit seinem Gefährten Villaseñor, ohne eigentliches Kriegsgericht, „durch den Volkswillen" erschossen. Don Antonio Pinto, der alte morsche Portugiese, unser Nachbar in San José, unterzeichnete als Commandant der bewaffneten Volksmacht den blutigen Tagesbefehl. Fragt man den lahmen Don Antonio heute, wie er es habe wagen können, den Helden der Föderation ohne alle Form des Rechts erschießen zu lassen, so antwortet er wie verwundert: „Er erinnere sich gar nicht mehr des Hergangs der Sache."

Carillos und Morazans Ende beweisen, wie leicht es in diesem Lande entschlossenen und energischen Männern bei nur einigem Glück ist, die absolute Gewalt an sich zu reißen, und das Volk unter ihren eisernen Willen zu beugen, aber auch wie schwer es bei einem so verkommenen Geschlechte ist, die nöthigen Werkzeuge zur Befestigung und Erhaltung dieser Herrschaft zu finden. Nicht die Stärke ihrer Gegner, sondern die Gleichgültigkeit und Schwäche

ihrer Anhänger und Vertheidiger stürzte ihre ephemere Herrschaft in den Staub. Carillo vertrat das System des raschen und entschiedenen Fortschritts, welches mit seinem Sturze zu Grabe ging. Er hätte mehr Erfolg gehabt, wenn er es mit militärischen Reformen unterstützt haben würde. Für Costa Rica's Kultur und die Organisation des Staates, war das Carillo'sche System ersprießlich. Die seitherigen Ereignisse beweisen, daß nur solche Regierungen Aussichten auf Dauer haben, welche das alte römische Mittel der bewaffneten Prätorianer nicht verschmähend, in ihren Reformen klug und vorsichtig sind, und die öffentliche Meinung nicht zu sehr verletzen. Ein Zar Peter fände am wenigsten in Costa Rica den eisernen Stoff, mit dem man den Widerstand nationaler Vorurtheile und die traurigen Volksantipathien gegen heilsame Neuerungen niederschmettert.

Dr. Castro, der vorletzte Präsident von Costa Rica, fiel durch Revolution, weil ihn die noch wenig aufgeklärte Meinung eines kindischen Volkes die Vergeudung der Landesgelder durch seine Anleiheprojecte für die Herstellung der Landstraßen beschuldigte. Da er nichts für die Disciplinirung der Miliz gethan, ward es seinen Gegnern leicht, eine Kasernenmeuterei zu stiften.

Sein Nachfolger, Don Juan Rafael Mora, der gegenwärtige Präsident, that, was Castro versäumt hatte. Er führte eine strengere Kasernenzucht unter den sogenannten Veteranen ein, welche die stehende Kriegsmacht bilden. Und die ganze Miliz auf europäisch-militärische Weise zu drillen, stellte er einen deutsch-polnischen Exerziermeister an, der, ein strenger, alter Soldat, wirklich einige Subordination unter die Soldaten brachte. Der Bruder des Präsidenten, Don José Joaquin Mora, dessen Gesichtsbildung schon etwas mehr Energie verräth, und der seine taktischen Studien in der Arena der Hahnenkämpfe von San José mit Glück gemacht hatte, wurde zum General der Milizen ernannt, und ist eine der Hauptstützen des herrschenden Systems.

In seinen Congreß-Eröffnungsreden führte Don Juan Rafael Mora eine so energisch diktatorische Sprache wie Louis Napoleon. Betrachtet man die zahme Gestalt des kleinen Mannes, das friedfertig behäbige Gesicht, das unendlich mehr Bonhomie, als eiserne Willenskraft ausdrückt, das ganze anständig bürgerliche Wesen des Präsidenten, welches weit eher auf einen ehrsamen Boutiquier und Hausvater der Rue Saint Honoré, als auf einen Cromwell deutet, so wundert man sich, wie solche herkulische Phrasen aus einem so sanften Munde kommen, und ahndet wohl den fremden Souffleur, der ihm die Worte eingeblasen.

Don Juan Rafael Mora ist nicht nur Präsident der Republik, sondern, wie Jedermann weiß, auch Besitzer der größten Kaffeehacienda des Landes, und hält zugleich, wie sein Premierminister, Carazo, Waarengewölbe und Laden. An den Sonnabenden, wo das Landvolk in Masse auf den Wochenmarkt kommt, ist das Regierungsbureau aus dem einfachen Grunde geschlossen, weil die ersten Beamten der Republik mit ihren Handelsgeschäften zu thun und für Staatsgeschäfte keine Zeit haben. Gestern hat Don Juan Rafael Mora in seinen „Boletin oficial“ sein Schreiben an die Königin Victoria von England veröffentlicht, worin er diese mächtige Herrscherin mit: „Buena amiga“ (gute Freundin) vertraulich anredet, und ihr seine wiederholte Ernennung zur hohen Würde eines Präsidenten von Costa Rica anzeigt. Heute hat er sich seiner Amtswürde freiwillig entkleidet, und schneidet in seinem Gewölbe neue Muster von gestreiftem Kattun und modernen Bukskin oder Hosenstoff für irgend einen hausirenden Truchero (Landkrämer) ab. Der Krämer und der Bauer reden ihn an solchen Tagen nicht mit Caballero oder Señor, oder gar mit Excelencia an, sondern sagen ganz einfach „Don Juanito,“ wie es in diesem patriarchalischen Lande geselliger Brauch ist.

Für den Staat hat Mora's Doppelstellung als Präsident und Kaufmann ganz dieselben Nachtheile, welche wir schon bei Don

José Emanuel Carazo's Doppelgeschäft als Finanzminister und Bandwaarenkrämer angedeutet. Bei vielen Regierungsmaßregeln müssen nothwendigerweise die Pflichten des Staatsmannes und die Partikularinteressen des Kaufmanns und Haciendabesitzers in Collision gerathen. Man sah das z. B. bei dem Bankproject und bei der Herstellung der Fahrstraße von Cartago nach Limon, dem atlantischen Hafen. Das Interesse des Landes erheischte die Ausführung beider Entwürfe, sowohl des Handelsverkehrs im Allgemeinen, als der Einwanderung wegen; aber das persönliche Interesse der Kaufleute von San José war dagegen, indem sie mit Recht fürchteten, der Handel werde sich von der Hauptstadt nach Cartago ziehen, welches näher bei Limon liegt. Andere Capitalisten und Grundbesitzer, welche Eigenthum jenseits des Aguacate hatten, fürchteten dessen Werthverminderung, wenn der Handel sich nach der atlantischen Seite zöge. Gegen die Errichtung einer Bank waren alle reichern Capitalisten, aus Furcht, daß dadurch der Zinsfuß geschmälert würde.

Don Bernardo Calvo, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern und des Cultus, ist ein Halbindianer, und bekleidet seinen Posten seit einer langen Reihe von Jahren, unter den verschiedensten Präsidentschaften, was ebenso sehr für einen Beweis der ungemeinen Geschmeidigkeit, als der Nullität seines Charakters gelten mag. Dieser Staatsmann, der sich immer den herrschenden Verhältnissen und der siegenden Partei anpaßte, hat jedem Präsidenten getreue Commisdienste geleistet. Er ist sonst ein recht guter und gefälliger Mann, der Niemanden mit Willen kränkt und mit Allen gut auskommt.

Von Don José Immanuel Carazo, dem Minister des Handels, der Finanzen und des Krieges, haben wir schon in einem frühern Abschnitt eine kurze Charakterskizze entworfen. Er ist, wie bemerkt, die eigentliche Seele der Verwaltung, und selten geschieht irgend eine Maßregel ohne seine Anregung, oder wenigstens seine

Beistimmung. Carazo ist ein freundlicher, angenehmer, jovialer Gesellschafter, erfahren, klug, praktisch, vorsichtig, ein guter Kenner der Menschen und ihrer Schwächen, und ein unendlicher Egoist. Er liebt vielleicht auch sein Vaterland, aber die Beibehaltung seines Amtes und Ministergehaltes liegen ihm ungleich mehr am Herzen. Für die Finanzen und die steigenden Einnahmen des Staats hat er viel geleistet, noch mehr aber für die seinigen. Weite Weltanschauung und hellen Blick in die Zukunft hat ihm die Natur versagt, um ihn dafür mit einer desto größern Portion von Schlauheit zu dotiren. Die Kraft und die Wunder des anglo-amerikanischen Weltculturgenie's, die er mehrere Jahre in der Nähe mit angesehen, scheinen ihm ebenso viel Schrecken als Bewunderung eingeflößt zu haben. Carazo gilt als der Hauptgegner der Anleihe für den Wegebau nach Osten.

Ein wichtiger Mann neben Carazo im Staate ist ein Fremder, Herr Adolf Marie, Franzose von Geburt, aber seit vielen Jahren im spanischen Amerika wohnend, der spanischen Sprache selbst als Schriftsteller ebenso mächtig, wie der spanischen Intriguenkunst.

Monsieur Marie war in den Jahren 1852—1854 Staatssecretär, und zugleich in der Polizei wie in der auswärtigen Politik vertrauter Rathgeber des Präsidenten, dem er nicht nur Klein-Napoleonische Auskunftmittel, sondern auch den Klein-Napoleonischen Styl in der letzten Congreß-Eröffnungsrede soufflirt hat. Er war auch Redacteur der offiziellen „Gazeta," deren Inhalt in Ermangelung des kräftigen Salzes reich an französischen Parfümerien ist. Herr Marie schreibt in leichter und eleganter Form. Er schwingt die Feder nicht mit deutscher Wucht, aber mit französischer Grazie, und bringt seinen politischen Gegnern statt kräftiger Püffe leichte Nadelstiche bei, welche mehr reizen als verwunden.

Ein wirklicher oder scheinbarer Anbeter des europäischen Polizei- und Militärregiments, erwartet er auch für Central-Amerika alles Heil von Osten, nicht vom Norden. Er hat als Franzose zu viel Verstand und Einsicht, um nicht die Schwächen, die Wurmstichigkeit der hispano-amerikanischen Staaten und die vollkommene Hoffnungslosigkeit ihrer Zukunft zu erkennen. Aber er glaubt oder sucht wenigstens Andern glauben zu machen, die von Norden her drohende Invasion könne durch europäische Intervention aufgehalten werden. Als Heiland und Retter erscheint ihm der Herrscher des Landes, welches das Glück hat, den geistreichen Mann, dessen soufflirender Rath den centro-amerikanischen Gewalthabern in jeder Verlegenheit zu Gebote steht, seinen Sohn zu nennen. Um die wärmere Theilnahme der „Großen Nation" für den fernen, kleinen Freistaat zu gewinnen, war es zugleich nothwendig, einen wohlbezahlten Gesandten, welcher der französischen Sprache mit Gewandtheit mächtig, nach Paris zu senden. Als solcher aber paßte nur ein Einziger, wie Monsieur Marie andeutete.

Bei den Regierenden in Costa Rica, wie bei der Masse, ist die Triebfeder fast aller Handlungen das persönliche Interesse. Alles Bedenken, welches der Ausführung der Reformen entgegentritt, alle Saumseligkeit, die man in die Vollziehung der wichtigsten Entwürfe setzt, geht aus der selbstsüchtig ängstlichen Prüfung hervor, ob das für den ganzen Staat Nützliche dem Privatvortheil nicht schade. Man erkennt zwar die Nothwendigkeit der Landstraßen, aber man fürchtet zugleich, daß damit einer massenhaften Einwanderung von Europäern und Anglo-Amerikanern der Weg gebahnt werde. Wohl möchte man die Vortheile der fremden Ansiedlung, aber ohne die Inconvenienzen. Als Arbeiter wünscht man die Fremden, als intelligente Bürger der Republik fürchtet man sie. Man überlegt, ob die neue, kräftige Race hier nicht bald ihrer überlegenen Stärke sich bewußt werden, und vielleicht gar die Leiter der Republik aus ihrer eigenen Mitte wählen werde. Daß ein

Anschluß an Nordamerika nur auf diesem Wege geschehen wird, sobald nämlich der herrschende Theil der Bevölkerung Costa Rica's selbst es wünscht und fordert, dies weiß Herr Carazo ebenso gut, als daß im Gefolge nordamerikanischer Einwanderung nicht blos die nothwendigen Capitalien kommen, sondern auch ein mächtiger Aufschwung des Handels, der Industrie und des Ackerbaues im Lande einziehen wird, daß Straßen und Dampfer gebaut und all die großen Kräfte und Schätze der Cultur geweckt und geschaffen werden. Er weiß auch, daß dann ein gesundes, öffentliches Leben erwachen, und der Segen der Arbeit und Thätigkeit mit den thatkräftigen Männern vom Norden kommen werde; aber Herrn Carazo's Ministerportefeuille könnte dabei gefährdet sein! Ein Präsident aus angelsächsischem Blute dürfte gar leicht einen andern Staatssäckelmeister ernennen, und weder eines Polacken als Rekrutendriller, noch eines windigen Franzosen als Souffleur bedürfen.

Der General der Costaricenser Armee setzt inzwischen seine taktischen Sonntagsstudien bei den Hähnen fort, und überläßt es dem Instruktor, Herrn von Salisch, die barfüßige Miliz zu discipliniren, die Rekruten abzurichten, die Veteranen durch den schimpfenden Donner seiner weithallenden Commandostimme zu imponiren, und die Officiere durch Drohungen und Kasernenarrest zu terrorisiren. Herr von Salisch hatte einen Deutschen zum Vater und eine Polin zur Mutter, und ist folglich ein Pole! — Wer würde in der That nicht lieber als der Sohn des unglücklichen Philosophenvolks, das den trägen Schwerpunkt Europa's bildet, zur Nationalität jener „larmoyanten Schnurbärte" sich bekennen, welche als abenteuernde Ritter in der Welt herumziehen, fremden Männern und mitfühlenden Frauen von Koscinsko, von Finis Poloniae und von der russischen Knute erzählen, und dabei, wie Heine von den Polen in Paris sagt, so lange patriotische Seufzer ausstoßen, und so lange Züge aus der Cognacflasche thun!

Herr von Salisch hat, wie er uns selbst erzählte, als Kadet in der russischen Armee gedient, und dort einmal einem armen Rekruten, der sich etwas linkisch beim Exerciren benahm, auf Befehl seines Hauptmanns so viele Hiebe mit der flachen Klinge gegeben, daß der arme Rekrut also gleich an gebrochenen Rippen starb. Später hat Herr von Salisch an vielen Schlachten Theil genommen, hat als treuer Condottiere in vieler Herren Länder gedient, und bald gefochten, bald Rekruten geschult. Viele Zeugnisse bestätigen, daß Herr von Salisch sich überall gut aufgeführt, und die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, besonders der russischen Hauptmänner, sich erworben habe. Letztere Recommendation hätte in San José vielleicht allein schon hingereicht dem Empfohlenen eine Anstellung zu sichern. Man brauchte ja einen Mann, den Schrecken der Kasernenzucht unter die meuterische Miliz zu versetzen. Eine Grenadiergestalt von 6½ Fuß Höhe, eine donnernde Commandostimme, die eiserne Strenge eines Mannes, der die Subordination in Rußland gelernt, und die Treue eines Condottiere — das war sogar noch mehr, als Costa Rica bedurfte. Der Zuname eines altdeutschen Adelsgeschlechts war überflüssig. Auch „Don Eskrokewitsch“ und „Don Waschlapski“*) wären unter den bestehenden Verhältnissen hier willkommen gewesen, wenn sie auch etwas weniger in polnischer Manier geseufzt, und desto mehr Gebranntes geschlürft hätten.

Die bewaffnete Macht Costa Rica's besteht aus 5000 Milizsoldaten, wovon 3200 in der Provinz San José, 1000 in Cartago und 800 in der Provinz Guana Caste zur Verfügung ihrer Commandanten stehen. Zwei besondere Compagnien wurden kürzlich noch in Esparza und Punta Arenas gebildet. Die Grenzbesatzungen sind sehr unbedeutend. An der Grenze von Nicaragua stehen 16 Soldaten. Die Besatzung des Hafens Punta

*) S. Heine's Romanzero.

Arenas besteht aus 12 Soldaten, 6 Matrosen und einigen Officieren. Eben so viel stehen am Sarapiqui, und eben so viel in Moine.

Die permanente Besatzung der Hauptstadt San José besteht aus 116 Veteranen, welche meist Unterofficiere, Tambours oder Musiker der Miliz sind. Jeden Monat werden die Miliz-Truppen ein Mal an ihren Waffenplätzen einberufen, zur Musterung und Waffenübung. Außerdem finden Exercierübungen von einem Theil der Miliz jeden Sonntag statt. Alle im Dienst begangenen Verbrechen werden durch ein Kriegsgericht, an dessen Spitze ein General-Auditor steht, abgeurtheilt. Der Militärschule zur Instruktion der Milizofficiere und Unterofficiere steht Herr von Salisch vor. Der Tagessold eines Milizsoldaten im activen Dienste beträgt $2^1/_2$ Realen, wobei er sich selbst verpflegen muß.

Wir haben die Costaricenser Miliz häufig exerciren sehen, wobei sie nothdürftig die militärischen Bewegungen und Schwenkungen ausführte. Eine martialische Haltung und jene militärische Präcision, die man bei uns für gute Soldaten als wesentlich nothwendig erachtet, hat der „polnische" Exerciermeister, trotz allem Schreien und Schimpfen, noch nicht in die Leute zu bringen vermocht. Dem Südländer hat die Natur eine so eigenthümliche Vorliebe für die Bequemlichkeit und den Schlendrian gegeben, daß es vielleicht nur mit russischen Mitteln möglich wäre, die Menschen hier zu jenen exakten Maschinen umzuwandeln, die auf das Commandowort ihre Beine so regulär hin und her, wie der Pendel einer Uhr bewegen. Kaiser Nikolaus würde in Costa Rica sein Aergerniß haben, denn hier ist auch nicht Ein geschulter Rekrut in russischem Sinn. Dabei scheint es wirklich, als habe man die ärmsten, invalidesten und häßlichsten Leute zu diesem leidigen Dienste erwählt. Wenn Shakespeare's „toller Kerl" dem polnischen Exerciermeister mit seinen Rekruten auf dem Platze von

San José begegnet wäre, würde er die Frage an Sir John wiederholt haben: ob er auch die Galgen abgeladen und die Leichname geworben habe? Vielleicht habe sich aber Fallstaff selber dieser Vogelscheuchen geschämt, denn sein „Schatte" und sein „Schwächlich" hatten doch wenigstens eine weiße Hautfarbe. Wenn man hier mehr als anderthalb Hemden auf die Compagnie zählt, so haben die Rekruten außer dem Hemde wenig Sonstiges auf dem Leibe. Die Milizsoldaten sind in Masse barfuß ohne Uniform, tragen ein paar Hosen von Zwillich oder Baumwollstoff, wobei die Farbe ganz ihrer Wahl überlassen ist; über dem Oberhemde nichts als das Gewehr und die Patrontasche. Im Felde haben sie sich nie bewährt. Es ist kein Atom von dem kriegerischen Sinn und der persönlichen Tapferkeit in ihnen, welche jenen spanischen Abenteurern, die unter Cortez und Pizarro einen großen Theil Amerika's eroberten, nicht abgesprochen werden kann. Ein ehemaliger preußischer Militär, der diese Milizen lange beobachtete, äußerte als genauer Kenner: die einzige Kampfweise, in welche die Costaricenser bei der waldigen Beschaffenheit der Grenzen viel leisten könnten, wäre die der Tirailleurs; aber ein hiesiger General würde sich wohl hüten, seine Milizen als Plänkler zu zerstreuen, weil Jeder, statt zu schießen, ruhig nach seiner Hacienda heimziehen würde.

Der Clerus in Costa Rica ist arm, ignorant, wenig geachtet, und ohne politischen Einfluß. Die Regierung hat an ihm weder einen gefährlichen Gegner, noch eine besondere Stütze. Aber nach Machiavellis und Bonapartes Grundsätzen wünscht sie, daß die Priesterschaft das Volk im alten Glauben halte, ihm den Gehorsam gegen die bestehende Obrigkeit als strenge Christenpflicht einpräge, im Uebrigen aber die Regierung in ihrem Gang nicht beschränke noch beirre.

Den übermäßigen Ansprüchen der katholischen Kirche setzten bereits mehrere Gesetze des Föderal-Congresses, in welchem ein

liberaler Geist vorherrschte, ein Ziel. Die meisten jener Bestimmungen sind noch heute in Kraft. Ein Gesetz vom 2. Mai 1832 stellte die Tolerirung aller Confessionen fest. Die Republik Costa Rica hat in den verschiedenen Handels- und Freundschafts-Verträgen, welche sie mit England, Preußen, den Hansestädten ꝛc. abgeschlossen, die unbeschränkte Ausübung des Gottesdienstes den Protestanten ausdrücklich zugestanden. An Reibungen zwischen den geistlichen und weltlichen Behörden hat es in Costa Rica nicht gefehlt, besonders bei Anlaß des Zehnten, welchen der Bischof auch auf den Kaffee in Anspruch nahm, während ein Gesetz diese Kulturpflanze ausdrücklich steuerfrei erklärte. Nach einigem Streit gab der Bischof nach. Der Zehnte, der bisher etwa 7000 Pesos eintrug, wurde abgeschafft, und dem Bischof dafür ein fixer Gehalt von 10,000 Pesos angewiesen.

Es giebt keine Klöster und religiösen Orden in Costa Rica, obwohl der Artikel 20 des Concordats die Errichtung von Klöstern und die Einführung aller vom heiligen Stuhl approbirten Institute gestattet. Die Weigerung der Regierung, die aus dem Staate Ecuador verbannten Jesuiten, welche in Costa Rica sich niederzulassen beabsichtigten, aufzunehmen, war gegen den Buchstaben des Concordats. Die wenigen Franziskaner, welche sich zur Zeit der Morazan'schen Invasion im Lande befanden, mußten auf Befehl dieses Föderalisten-Chefs das Gebiet der Republik verlassen, und sind auch nach dessen Sturz nicht wieder gekehrt.

Das Concordat, welches zwischen dem Präsidenten von Costa Rica und dem römischen Stuhl am 7. October 1852 abgeschlossen wurde, hat dem römischen Stuhl mehr Concessionen eingeräumt, als man erwartet hatte. Gleich der erste Artikel erklärt, die katholisch-apostolisch-römische Religion als die Staatsreligion der Republik, welcher all ihre Rechte und Prärogative verbleiben müßten, „deren sie nach dem göttlichen Recht und den canonischen Bestim-

mungen genießen solle.“ (Con todos los derechos y prerogativas, de que debe gozar segun la ley de Dios y las disposiciones de los Sagrados Cánones.) Dem Bischof ist nicht nur das Censur-Recht gegen Schriften und Bücher gestattet, welche Gegenstände der Religion und Moral berühren, sondern die Regierung sagt ihm auch, so weit es in ihrer Macht steht, ihre Unterstützung zu diesem Zwecke zu. Diese Bestimmung ist im Widerspruch mit der Verfassung, welche die Freiheit der Presse zugesteht. Nicht nur den Bischöfen, sondern auch dem gesammten Clerus und dem Volk ist die freie Communication mit dem heiligen Stuhl zugestanden. Auch die Ernennung des Bischofs und die Besetzung des Lehrstuhles der Theologie durch Vermittlung der Bischöfe ist dem Pabst überlassen, während der Präsident die übrigen Geistlichen ernennt. „In Berücksichtigung der Zeitumstände“ willigt der heilige Stuhl zwar ein, daß die Geistlichen bei Civilprocessen vor die weltlichen Gerichte gezogen werden, aber nur unter der Bedingung, daß bei Urtheilsprüchen in zweiter und letzter Instanz dem Tribunal auch zwei geistliche Beisitzer zugezogen werden. Aus denselben Rücksichten macht der römische Stuhl noch die Concession, daß die Geistlichen auch den öffentlichen Lasten, wie die weltlichen Güter, unterworfen sind. Denen, welche bei Einziehung der Kirchengüter einen Theil derselben käuflich an sich gebracht, ist der rechtliche Besitz zugestanden. Die Bischöfe und die Geistlichen haben in der Eidformel, die sie schwören, der durch die Constitution der Republik eingesetzten Regierung Gehorsam und die Enthaltung jeder Einmischung in Plane, welche die nationale Unabhängigkeit oder die öffentliche Ruhe bedrohen, feierlich zu geloben.

Die Zahl der katholischen Kirchen in Costa Rica beläuft sich auf 45, die der Priester auf 61, worunter 27 höhere Geistliche. Das Kircheneigenthum beträgt 60,000 Pesos.

Das Bisthum von San José wurde durch eine päpstliche Bulle vom 2. März 1850 errichtet. Dasselbe ist dem Erzbisthum

von Guatemala untergeordnet. Der gegenwärtige Bischof von Costa Rica Señor Llorente ist in Cartago geboren, kam aber zunächst aus Guatemala, wo er lange als untergeordneter Priester war. Er trägt die Spuren indianischer Blutmischung unverkennbar in seinen Zügen. Er ist nicht gebildeter als die Mehrzahl der Geistlichen, und seine Persönlichkeit ist wenig geeignet, die Macht und das Ansehen der katholischen Kirche zu heben. Der Charakter der Bevölkerung neigt sich, wie wir bereits erwähnten, weder zur Bigotterie, noch zum Fanatismus. Anderseits scheint uns W. Squier's Bemerkung, hinsichtlich der großen Zahl von Rationalisten, Freidenkern und Atheisten in Central-Amerika durchaus falsch. Indifferentisten mag es unter den Städtern viele geben; aber Niemand spricht seine Zweifel oder religiösen Bedenken öffentlich aus. Das Volk ist zu geistesträge und dem rechten Nachdenken zu abgeneigt, um am Philosophiren Geschmack zu finden.

Das Einlullende, Gewissenberuhigende und Tröstende des katholischen Glaubens, im Bunde mit dem Pomp und der Wirkung auf die Sinne, behagt dem Neu-Spanier ungleich besser, als der streng sittliche Ernst und die Einfachheit des Protestantismus, der hier wenigstens noch auf lange Zeit keinen bekehrenden Zauber üben wird.

Die protestantischen Fremden beehrt das Volk zuweilen mit dem Schimpfnamen Machos (Maulesel), weil es sie, hinsichtlich des religiösen Glaubens als gleich den Thieren betrachtet. Sonst hat man gegen fremde Protestanten in der Gesellschaft keinen Widerwillen. Wenn aber ein Protestant eine katholische Landestochter heirathen will, muß er katholisch werden, wird wiederholt getauft, und dabei mit einer bedeutenden Wassermasse begossen, um alles ketzerischen Stoffes los und ledig zu werden. Die Errichtung einer protestantischen Gemeinde in San José, der ersten im spanischen Amerika, welche halb auf ihre Kosten, halb auf die Kosten der

„church of England Missionary society in London“ errichtet werden und einen englischen Geistlichen erhalten soll, ist bis jetzt erst noch Project. Die Regierung hat derselben ihren festen Schutz zugesagt, im Falle gegen alles Erwarten das Volk von der Geistlichkeit aufgehetzt, irgend eine Gewaltthat gegen diese Gemeinde versuchen wollte.

M. W.

XIII.

Unterrichtswesen.

Statistik der Lehranstalten. Die Universität. Besuch der Universitäts-Bibliothek. Eine Schulprüfung im Lyceum in San José.

Felipe Molina hat in seinem bereits mehrfach angeführten Werke, dem Lehrwesen seines Adoptiv-Vaterlandes nur wenige oberflächliche Zeilen gewidmet. Gleichwohl haben wir, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Zustand des öffentlichen Unterrichts in jedem Lande den zuverläßigsten Maßstab für dessen Kulturstufe und dessen industrielles wie kommerzielles Gedeihen abgibt, nicht unterlassen, dem Schulwesen von Costa Rica unsere besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, und verdanken es vielleicht dem ernstern Eingehen in diesen Gegenstand, für gar manche Erscheinung im Volksleben den erklärenden Schlüssel gefunden zu haben.

Nach einer uns vom Oberstudiendirektor Professor Nasario Toledo offiziell gemachten Mittheilung bestehen im ganzen Umfang der Republik Costa Rica im Ganzen 71 Unterrichtsanstalten; nämlich 66 männliche und 5 weibliche Schulen. Molina hingegen gibt deren Zahl in seinem im Jahre 1851 in New-York erschienenen „Bosquejo" auf 79 an, was also im Lauf der letzten zwei Jahre eine bedauerliche Abnahme an öffentlichen Unterrichtsanstalten vermuthen ließ, wenn man nicht eher annehmen müßte, daß eine Verschmelzung mehrerer kleineren Schulen in größere statt gefunden habe.

Unter diesen 71 Lehrinstituten, welche zusammen von ungefähr 3500 Schülern besucht werden, sind nur die Universität der Hauptstadt und die Lyceen von San José und Cartago als die hervorragendsten Unterrichtsanstalten des Landes von einiger Bedeutung; der Rest *) besteht in einigen dumpfen Stuben, in denen gemeiniglich von halbwissenden Lehrern und Lehrerinnen einigen Dutzenden kleiner Barfüßer von sieben Jahren und darüber Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt wird, oder vielmehr gelehrt werden soll. Schon nach zwei Jahren verlassen sie gewöhnlich mit einer nur dürftigen Kenntniß der ersten Bildungsrudimente wieder die Schule, und da den meisten sowohl der Sinn als die Gelegenheit fehlt, dieselben weiter fortzubilden, so bleibt vielen von der harten Schulbank bald keine andere Erinnerung mehr übrig, als unter eine Urkunde ihren Namen zu schreiben, oder den Schuldbetrag eines bösen Zahlers in das kleine schwarze Buch einzutragen haben.

Die Universität, welche so eben aus alten, verfallenen Räumen in ein neues zierliches Gebäude mit Säulengängen und geräumigen Lehrsälen versetzt wird, besitzt sechs Lehrkanzeln, von denen jede einzelne mit 400 Piastern jährlich dotirt ist. Es werden daselbst Vorträge über Rechtswissenschaften, Mathematik und lateinische Sprache gehalten; Griechisch wird nicht gelehrt, und auch die lateinischen Klassiker lernen die Schüler nur aus einem gewählten Auszug, nicht aber aus den Originalen kennen. Ein Ehrgeiz nach tieferem Wissen beseelt die wenigsten jugendlichen Gemüther in Costa Rica, und selbst der bestehende geringe Sinn für ernstere Studien, findet wenig Aufmunterung und Pflege. Das Streben, das einmal der erwachsene Sohn meiner Kostfrau, der alten magern, aber musterhaft sorgsamen Niña Cepita, auf meine Anfrage, welchen

*) Diese Primärschulen vertheilen sich auf die verschiedenen Städte in folgenden Zahlen: in San José 19, in Cartago 18, in Heredia 10, in Alajuela 13, in Guana Caste 5.

Beruf er sich gewählt habe, durch seine Antwort, „er wolle ein großer Mann werden,“ kund gab, steht höchst vereinzelt da. Und man könnte in Costa Rica Göthe's Scherzgedicht wohl füglich in dem verkehrten Sinn anwenden:

„Niemand will Gelehrter sein,
Jeder nur ein Krämer.“

Die Universität, die einzige im ganzen Staat, wird von ungefähr 100 Studirenden besucht, welche sich hauptsächlich dem geistlichen Stande und der Advokatur widmen, und zur Erlangung irgend eines wissenschaftlichen Grades im Ganzen einen sechsjährigen Universitätsbesuch aufweisen müssen.

Die Fonds der Universität, womit dieselbe sowohl die eigenen Lehrkanzeln, als auch die Kosten von zwölf Unterschulen bestreitet, bestehen in einem Vermögen von 60,000 Piastern, welches zu den landesüblichen Zinsen von 12 Procent gegen sichere Hypothek ausgeliehen, eine Jahresrente von 7200 Piastern ergibt, und in einem Regierungsbeitrag von jährlichen 6000 Piastern. In früheren Jahren hatte die Regierung den vierten Theil des Tabacksmonopols der öffentlichen Erziehung gewidmet, gegenwärtig aber gewährt dieselbe einen bestimmten Zuschuß von monatlich 500 Piastern.

Auch eine Bibliothek von ungefähr 800 Bänden besitzt die Universität; dieselbe scheint sich aber, nach dem Glanze der Einbände und der Ordnung, in welcher die Bücher aufgeschichtet sind, zu schließen, keiner besonders starken Benutzung zu erfreuen. Es sind meistentheils Werke in spanischer Sprache, und viele davon in zahlreichen Exemplaren, und plump mit Gold beklecksten Einbande vorhanden, denen man gleich beim ersten Anblick anmerkt, daß sie weniger zur Bibliothekvermehrung, als zu Prüfungsgeschenken bestimmt sind.

Bei dem Besuch der Universitätsbibliothek ergab sich ein zu scherzhafter Vorfall, und der zugleich zu sehr charakteristisch für

das Leseinteresse des Eingebornen ist, als daß er hier nicht eine Stelle finden sollte.

Der Oberstudien-Direktor hatte uns schon zu verschiedenen Malen die freieste Benutzung der Bibliothek angeboten, und uns von mehreren wissenschaftlichen Hülfswerken gesprochen, die sich daselbst vorfinden sollten. Wir begaben uns daher mit großem Interesse dahin, vom Studiendirektor in Person begleitet, der uns dem Bibliothekar vorstellte und uns demselben auf das Angelegentlichste empfahl. Auf unser Ansuchen, die 4 oder 5 mit Büchern gefüllten und versperrten Glaskästen zu öffnen, erfuhren wir jedoch, daß die Schlüssel verlegt oder verloren seien, daß man aber unverweilt zu einem andern Mittel Zuflucht nehmen werde, unsern Wunsch zu befriedigen. Und nun kamen mehrere Männer mit Zangen und Brecheisen herbei, und versuchten die verschiedenen Kästen mit Gewalt aufzusprengen. Mit einem Kasten gelang dieses gewaltsame Experiment, aber die anderen, von stärkerer Construktion, leisteten selbst dem eisernen Instrument so mächtigen Widerstand, daß wir uns lieber damit befriedigten, die Bücher theils nur durch die gläsernen Scheiben, und theils gar nicht zu sehen, als eine so zerstörende Arbeit noch länger fortsetzen zu lassen. Die Unordnung, die in allen Kästen herrschte, ist unbeschreiblich, und war dem Auge des Mannes der Wissenschaft eben so peinlich, wie einer sorgsamen Hausfrau das Wirrniß im Hauswesen. Obschon die ganze Bibliothek, wie wir bereits bemerkt, kaum 800 Bände zählt, so lagen doch die Bücher des verschiedenen Inhalts in solcher Verwirrung durcheinander, oder waren theils aufgeschichtet, theils umgekehrt, in die Fächer gezwängt, daß es selbst den eifrigsten Bibliophilen nicht möglich gewesen wäre, sich zurecht zu finden.

Um uns gleichwohl wenigstens über den Inhalt der vorhandenen Werke zu belehren, blieb uns noch die Einsichtsnahme des Kataloges übrig, und als wir darnach fragten, brachte man uns nach einiger Zeit zwei beschmierte und halbzerrissene Bogen, auf

denen das Bücherinventarium der Universitätsbibliothek mit ziemlich unleserlichen Schriftzügen verzeichnet stand. Wir sahen uns darauf umsonst nach umfassenderen Werken geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Inhalts um. Nicht ein einziges großes Werk über die Flora Südamerika's, wie z. B. Kunth, Wildenow, Martius rc., waren vorhanden. Ein Elementarbuch der Botanik war das Einzige Werk, das wißbegierigen Studirenden dienen sollte, ihre Kenntnisse in der Pflanzenkunde zu bereichern.

Da das Studium fremder Sprachen in Costa Rica noch völlig in der Wiege liegt, und man wenig Begehr zeigt, deutsche, französische oder englische Classiker im Original zu lesen, so scheint auch der Vorstand der Universitätsbibliothek von der Meinung befangen, es sei keine Ursache zur Anschaffung von Werken in fremder Sprache vorhanden, und daher kommt es, daß man größtentheils blos solche Autoren vorfindet, deren Werke in spanischer Uebersetzung erscheinen, und es nur als Ausnahme zu betrachten ist, wenn sich zuweilen ein Buch in französischer oder englischer Sprache in die Bücherstelle verliert.

Von Humboldts Werken waren bloß die 4 Bände seiner Reise in die Aequinoctialgegenden und zwar im Kastilianischen vorräthig, und selbst an spanischen Autoren zeigte der Bücherkatalog manche bedauerliche Lücke. Die Studierenden genießen die Begünstigung der unbeschränkten Benutzung dieser Büchersammlung, allein deren Vorstand scheint weit mehr mit dem Aufsuchen irrgelegter Bibliotheksschlüssel, als mit dem Hervorholen von Büchern für wißbegierige Jünglinge behelligt zu sein.

Das Lyceum in San José, eine Art Bürgerschule, wird von ungefähr 120 Schülern besucht, welche in derselben nach den verschiedenen Classen, sowohl in den Elementargegenständen, als auch in Geographie, Weltgeschichte, Sittenlehre u. s. w. Unterricht finden. Der Religionsunterricht wird nicht, wie in vielen Schulen Deutschlands, durch Geistliche, sondern durch weltliche Instruktoren er=

theilt. Die Leitung des Lyceums ist einem frühern Offizier der Armee von Ecuador, Don Manuel Andrade, anvertraut, welcher den Lehrstand mehr durch den Drang der Umstände, denn aus eigentlichem Berufsgefühl erfaßte. Don Manuel, der so eben eine hier gedruckte kastilianische Grammatik herausgiebt, und erst seit Einem Jahre in der Hauptstadt lebt, ist einer der wohlunterrichtetsten, feinmanierlichsten Männer des Landes, den seine frühere Carriere und eine fast an's Pedantische streifende Ordnungsliebe, welche sich bis in die kleinsten Einzelnheiten seiner Toilette äußert, in der gegenwärtigen Stellung wohl zu Statten kommen.

Allein, um mit Erfolg zu lehren, muß man nicht nur selbst viel wissen, sondern auch die Gabe der Mittheilung besitzen, wodurch allein die eigene Kenntniß im Lernenden wieder fruchtbar wird. Dabei kommt es zugleich auf ein gewisses System an, das sich nicht blos mit mechanischem Auswendiglernen begnügt, sondern den Schüler zum eigenen, selbstständigen Denken auffordert und aneifert. Dieses System des Unterrichts erheischt aber ein ebenso jahrelanges, gründliches Studium, wie jeder andere Beruf, in dem man es zu einer gewissen Vollkommenheit bringen will.

Don Manuel zollte uns die Artigkeit, während unseres Aufenthaltes in San José ein Examen mit seinen Schülern zu veranstalten, welches uns nicht nur über die Fähigkeiten seiner eigenen Zöglinge Aufschluß geben, sondern auch einen Blick in das Unterrichtswesen von Costa Rica überhaupt gewähren sollte.

Das Lehrzimmer des Lyceums ist ein verhältnißmäßig enger, dumpfer, dunkler Raum, worin die 120 Schüler nur mit Mühe und gedrängt Platz finden, und in dem sie unstreitig an Gesundheit einbüßen, was sie an Kenntniß gewinnen.

Die 112 beim Examen anwesenden Schüler waren mit einer Sauberkeit gekleidet, welche eine Art offizieller Vorbereitung auf unsern Besuch andeutete. Leider manifestirte sich auch auf den Schulbänken in San José schon die Ungleichheit der Stände, und

während die Kinder minder bemittelter Eltern barfuß, in geflickten Zwilchhosen und weißen Hemdärmeln auf den Bänken saßen, stachen die Söhne wohlhabender Väter durch die Glanzstiefel und den schwarzen Anzug, so wie durch ein gewisses Ansehen von Superiorität, das sie sich zu geben wußten, aus der rocklosen Menge heraus.

Beim Examen eröffnete die Geographie die Reihe der vorgenommenen Lehrgegenstände, und hier war es wieder hauptsächlich das europäische Staatengebiet, auf dem sich, wahrscheinlich zu Ehren des europäischen Besuches, die Fragen des Professors bewegten. Als auch auf Frankreich die Rede kam, und ob dieser Staat eine Republik oder eine Monarchie sei, zögerte der befragte Schüler einen Augenblick, zum großen Staunen und Aerger des Fragestellers, mit der Antwort.

Der Junge hatte vor einem Jahre gelernt, Frankreich sei eine Republik, jetzt wurde ihm wieder gesagt, es sei ein Kaiserreich, und wieder nach einem Jahr, — der Himmel weiß, was es dann ist! Wer darf sich bei der Wankelhaftigkeit der politischen Institutionen Frankreichs wundern, wenn ein Schuljunge mit der Antwort stottert. Es gab eine Zeit der Begriffsverwirrung, wo diese Frage selbst große Geister nicht zu beantworten gewußt haben würden.

Das hiesige Schulsystem scheint auf das Auswendiglernen zahlreicher Data und Thatsachen einen besondern Werth zu legen, und dies als den Gradmesser der Fähigkeit und Kenntniß eines Schülers anzusehen. Daher kommt es auch, daß die aufgerufenen Schüler, welche bei einer Prüfung in der Regel von dem Lehrer ausgewählt und gewissermaßen als die besten Köpfe der Schule angesehen werden können, ihre Antworten gemeiniglich mit der Raschheit eines schnurrenden Rädchens herunterplappern, dabei aber weder fühlen noch denken, und so recht klar die Schaalheit und Unfruchtbarkeit eines blos mechanischen Memorirens vor die Augen führen. Noch niemals früher hatten wir von Schülern das Eingehen in Spe-

cialitäten von Thatsachen bis zu einem solchen Exceß verfolgt gesehen. So z. B. stellte einmal der Lehrer die Frage: „wie viel Eisenbahnen es in Paris gebe?" „in welchen Direktionen diese Schienenwege laufen?" und „wie oftmals jeden Tag die dampfende Maschine darauf hinbraust?" Aehnlich mußte ein Schüler über die Eintheilung der Ministerien am päpstlichen Stuhle Auskunft geben, und zugleich die Namen der gegenwärtigen Minister hersagen! Wenn nicht mit dem Lyceum in San José und der Regierung in Rom ein Uebereinkommen besteht, in Folge dessen Ersteres von jedem neuen Ministerwechsel in Kenntniß gesetzt wird, so dürfte es wohl eines Tages in den Köpfen der Schuljugend von San José, zu großen Konfusionen kommen, und vielleicht Monseigneur Savelli noch immer wie jetzt als Polizei-Chef in einem Ministerium genannt werden, das vielleicht eine ganz andere Persönlichkeit als Pio Nono zum Staatsoberhaupt hat!

Auch in der Universalgeschichte war es immer nur die Aufzählung nackter Daten und Jahreszahlen, in welcher der aufgerufene Schülerkreis excellirte, ohne irgend ein tieferes Eingehen in die Ursachen, welche dieses oder jenes Ereigniß in der Geschichte der Welt herbeigeführt, oder einer ernsteren Begründung der ewigen Gesetze, die es bedingt.

Man darf indeß nicht aus dem Auge verlieren, welche große Schwierigkeit es hat, in einem Lande Geschichte zu lehren, wo der Sinn dafür noch so wenig geweckt ist, wo man — zwischen zwei Oceanen gleichsam eine blühende Welt für sich hat, — und nur wenig Verlangen trägt, auch andere Länder, andere Völker und ihre Sitten kennen zu lernen.

Die Schulknaben wurden alle mit Señor angesprochen, und jeder Frage setzte der Lehrer ein höfliches: „haga me el favor," voran. Auch unter den Zöglingen des Lyceums, wie in den andern Landschulen, befand sich kein einziges Kind protestantischer Eltern, obschon die meisten in Costa Rica lebenden ausländischen

Familien der Augsburger Confession angehören. Die Ursache davon liegt wohl hauptsächlich in jener Vorschrift, wornach jedes die Schule besuchende Kind im spanischen Katechismus Unterricht genießen, die katholische Kirche besuchen, und jeden Monat zur Beichte gehen muß *).

Zum Schlusse des Examens defilirten die Schüler an uns vorüber und präsentirten, jeder einzeln, ein Heft, in welchem verschiedene Schriftproben Zeugniß von einer größern oder geringern kalligraphischen Fähigkeit ablegen sollten. Leider schien man bei der Bildung der Handschriften, mehr auf Zierlichkeit als auf Deutlichkeit zu achten, und daher kam es auch, daß die meisten vorgelegten Proben mehr den Charakter kalligraphischen Schnörkelwerkes, als den, einfach deutlicher Schriftzüge an sich trugen. Im Ganzen aber ist in diesen Handschriften ein erfreulicher, bedeutender Fortschritt, im Vergleich mit jenen der ältern Generation sichtbar, und es ist daher die beste Aussicht vorhanden, daß auch Costa Rica in nächster Zukunft seine Federhelden aufzuweisen haben wird.

Als die Schüler mit ihren kalligraphischen Heften in der Hand, dicht vor uns vorbei marschirten, und, gleichsam mit Bestimmtheit eine aufmunternde Belobung erwartend, sich zuversichtlich uns gegenüberstellten, ward uns die erwünschte Gelegenheit, die Züge der Jugend näher zu betrachten. Es waren viele hübsche, intelligente, entschiedene Gesichter darunter, und man konnte genau wahrnehmen, wie in dem Maaße der Ausdruck der Intelligenz zunahm, als die weiße Farbe ihres Gesichts über die Braune den Sieg davon getragen hatte. Und bei den schwanken Verhältnissen, in denen sich hier das Un-

*) Diesem betrübenden Uebelstande, welcher bei zahlreicher Einwanderung viele Kinder von dem größten Segen, dem Unterricht, gänzlich ausschließen würde, dürfte schon in der nächsten Zeit, durch die Ankunft eines protestantischen Geistlichen, abgeholfen werden, welcher neben seinem religiösen Amte, auch die Stelle eines Lehrers versehen soll.

terrichtswesen noch befindet, bei den geringen Mitteln, welche auf die öffentliche Instruction verwendet werden, und so den Lehrstand zu einem wenig lockenden Beruf machen, ist man fast versucht, für den intelligenten Fortschritt in Costa Rica, eben so viel von der Zunahme des weißen Bluts in den Adern der Bevölkerung, als von dem Einfluß des Schulunterrichts zu erwarten*).

Am Lyceum zu San José beziehen die beiden Lehrer, der Director 50, der Gehülfe 30 Piaster monatlichen Gehalt, die Lehrer und Lehrerinnen in den Unterschulen, sind gar nur mit 10 und 20 Piaster monatlich honorirt. Dabei hat man weit mehr Achtung vor dem Kaufmann und Krämer, wie vor dem Lehrerstand, der hier noch blos als ein von den Europäern aufgedrungener Geschäftszweig gilt! Die Erziehung der Mädchen ist noch weit mangelhafter, als jene der Knaben, und beschränkt sich ausschließlich auf den Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, und den gewöhnlichsten weiblichen Handarbeiten. Geographie, Geschichte, Naturlehre 2c., bleiben dem weiblichen Geschlecht von Costa Rica völlig

*) Bei einer andern offiziellen Schulprüfung, der wir im Universitätssaal beiwohnten, wurden die Schüler von einem Comité hiesiger Advokaten examinirt, welche jedoch durch ihre ungeschickte Fragestellung die Schüler fortwährend verwirrten, und im Auditorium eine höchst peinliche Stimmung hervorbrachten. Von 140 anwesenden Knaben wurden nur 12 abwechselnd ausgefragt. Auch der Präsident, Don Juan Rafael Mora und der Bischof von San José, eine magere, häßliche, plebejische Gestalt, waren zugegen, bei dessen Eintritt die ganze Schuljugend auf die Kniee fiel. Grammatik, Geschichte, Geographie und Religion wurden langweilig abgeleiert, obwohl die Jungen der vordersten Bänke gut gedrillt waren, und mit automatenartiger Tacktmäßigkeit die Antworten auf die gegebenen Fragen herabschnurrten. So oft die Examinatoren die Gegenstände wechseln sollten, gab der Präsident mit einer Glocke das Zeichen. Gegen 11 Uhr wurden Erfrischungen gereicht, und draußen im Freien stiegen Raketen in die Luft, deren weckendes Gelärme auf das theilweise eingeschlafene Auditorium die wünschenswertheste Wirkung hervorbrachte. Von 200 geladenen Gästen waren indeß nur 25 erschienen. — Es war das langweiligste Examen, dem wir jemals beigewohnt, — und das will viel sagen!!!

fremd. Selbst der Minister des Innern, Don Bernardo Calvo, gesteht in seinem diesjährigen officiellen Jahresbericht (Informe) an die Regierung, die Mangelhaftigkeit der hiesigen Frauenerziehung im Vergleich mit den europäischen zu; allein der sanguinische Minister meint, daß, wie die Geschichte und das Leben ihre Stadien haben, so auch die Erziehung nur allmählich ihren Höhepunkt erreichen könne.... Wenn aber die Frauenerziehung in Costa Rica auf diesen Höhepunkt gelangen wird, auf diese Frage bleibt uns selbst die Weisheit des halbindianischen, mit dem päpstlichen Erlöserorden beglückten Ministers, die Antwort schuldig.

C. S.

XIV.

Cartago.

Vergangenheit und Gegenwart. Vulkanische und politische Katastrophen. Das letzte große Erdbeben. Die Frauen von Cartago. Die männliche Bevölkerung. Ein Blick in die Zukunft.

Die frühere Hauptstadt von Costa Rica ist eine der ältesten Niederlassungen der Spanier in Central-Amerika. Bereits im Jahre 1522 nahm Cartago eine so hervorragende Stelle ein, daß es nach der Aussage von Urkunden aus jener Zeit der Sitz eines Statthalters wurde, von dessen Dasein allerdings nur der Name, Don Diego de Astieda Chirinos der Nachwelt bekannt geworden ist. Im Jahre 1723 war Cartago von einer Eruption des Vulkans Irazú heimgesucht, an dessen grünem Fuß die alte Provinzhauptstadt sich traulich hinstreckt. Der alte Franziskanermönch Franz Gussmann soll der Erste gewesen sein, der das Feuersprühen des Vulkans gewahr wurde, und das imposant schauerliche Naturphenomen nicht mit der Deutung eines modernen Geologen, sondern mit dem begriffsengen abergläubischen Priesterverstand jener bigotten Zeit der zerknirschten Menge auszulegen versuchte. Es ist dies zugleich die einzige bekannte Eruption des Irazú, und selbst von dieser findet man in dem manuscriptarmen Archiv Cartago's nichts mehr als das Datum des Ereignisses verzeichnet. Indeß, so zerstörend auch die Macht des vulkanischen

Ausbruches gewesen sein mag, von dem die Hauptstadt damals heimgesucht wurde, gewiß haben jene Verheerungen weit tiefere, unauslöschlichere Spuren zurückgelassen, welche der alte Regierungssitz von den Menschen erfahren. Die zahlreichen räuberischen Einfälle von Piraten und habsüchtigen Abenteurern zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts, welche der rascheren Besiedlung und friedlichern Entwicklung Central-Amerika's im Allgemeinen so hindernd in den Weg traten, und wohl der wesentlichste Grund sein mochte, daß sich der Zug der spanischen Emigration mit Umgehung dieses wunderbar gesegneten Erdstrichs weiter nach Süden wandte, haben auch den Aufschwung Cartago's Einhalt gethan. Nach einer alten Chronik vom Jahre 1668, lagen Handel und Verkehr in dieser Provinzialhauptstadt dermaßen darnieder, daß 13 Pfund frisches Rindfleisch für 1 Real (18 kr. rh.) verkauft, und selbst dieser Bettelpreis nicht in baarem Gelde, sondern in Cacaobohnen bezahlt worden sein soll. — Gleichwohl erhob sich die alte Capitale von Costa Rica allmählich wieder zu einer gewissen Bedeutung, und zu Anfang des Jahres 1823 soll dieselbe wieder 37,716 Einwohner gezählt haben*).

Im Jahre 1825 wurde Cartago von einem Erdbeben heimgesucht, das die Stadt theilweise zerstörte, und Indianer und Weiße gewaltig erschreckte, die sich nach allen Seiten hin zerstreuten.

Während dieser Wechselfälle und dem Widerstand gegen brutale räuberische Horden, zu deren Bezwingung ein sorgsameres Mutterland als das kastilianische leicht ausreichende Hilfe zu bieten vermocht hätte, bewahrte das treue Cartago fortwährend seine monarchischen Gesinnungen, und als nach dem Abschütteln des spanischen Königsjoches, die Zukunft Central-Amerika's einen Moment lang zwischen Kaiserreich und Republik schwankte, da trat das

*) Vergl. W. Roberts A narrative of voyages and excursions in Central-America. London 1827. p. 93.

aristokratische Cartago, in dem das Unkraut spanischen Grandenstolzes bereits tiefe Wurzel gefaßt hatte, auf die Seite der Imperialisten oder wie das Volk sie nannte, der Servilen, während das damals noch unbedeutende Städtchen San José, mehr im Geist jener Zeit, die es gründete, den demokratischen Grundsätzen huldigte und ihnen anhänglich blieb.

Der 5. April 1823 entschied für lange, wenn nicht für immer die politische Zukunft Cartago's. An diesem Tage begegneten sich beide Parteien, die imperialistische (el partido servil) und die republikanische (el partido liberal) in der Nähe der Lagune Ochomogo, und lieferten sich die entscheidende Schlacht. Die Republikaner erfochten den Sieg, und der Regierungssitz wurde jetzt nach San José verlegt. Alle jüngeren, strebenden und intelligenten Elemente Cartago's wandten sich nun der neuen Residenz zu, und vielleicht mag die alte Hauptstadt für ihre betrübende Niederlage, in der Wahrnehmung einigen Trost finden, daß es fast ausschließlich Söhne Cartago's sind, welche in San José im Staatsleben, wie im Geschäftsverkehr, eine hervorragende Stellung einnehmen. Zu groß ist jedoch der Verlust, zu tief die Verletzung aller Interessen, welche durch diese Degradirung der alten Capitale verursacht wurden, als daß trotz mancher spätern Concession und Freundschaftsversicherung, an eine völlige Versöhnung beider Städte und ihrer Bewohner gedacht werden könnte.

Cartago zählt gegenwärtig kaum mehr als 15,000 Seelen, und obwohl noch der größte Theil seiner Bewohner barfuß geht, so ist doch unter den älteren Familien fortwährend ein so unbeugsamer, unverbesserlicher Patrizierstolz vorherrschend, daß diese Stadt trotz ihrer totalen Niederlage, und trotz ihrer heutigen Bedeutungslosigkeit noch immer mit Hochmuth und Geringschätzung auf das junge aufstrebende San José und dessen Bewohner, die Josefiner, blickt.

Der unglückliche Ausgang des Kampfes bei Ochomogo war

jedoch nicht das letzte tragische Geschick, welches das so vielfach heimgesuchte Cartago getroffen. Am 2. September 1841 zwischen 6 und 7 Uhr früh, zerstörte ein succussorisches Erdbeben fast alle Häuser der Stadt, und in weniger als Einer Minute lag der Besitz von Tausenden in Schutt. Nach den verschiedenen Mittheilungen, die mir im Laufe eines mehrmonatlichen Aufenthaltes in Cartago von Augenzeugen dieses Ereignisses gemacht wurden, muß es ein schaudererregender Anblick gewesen sein.

Es war ein gewöhnlicher, milder Morgen, der Himmel war klar, der Vulkan Irazú bis zu seinem Gipfel hinauf heiter und unumwölkt. Da geschehen plötzlich zwei oder drei senkrechte Erdstöße, Kirchthürme krachen zusammen, Dächer stürzen ein, Mauern fallen, die ebenen Straßen verwandeln sich in aufgeworfene Hügel, düstere, die Atmosphäre verdunkelnde Staubwolken steigen wie Pulverdampf aus der Erde. Die Bewohner, die sich kaum von ihrer nächtlichen Ruhe erhoben, Männer, Frauen, Kinder flüchten hastig, in verzweifelnder Angst, halbnackt nach dem freien, großen Marktplatz, fallen dort auf ihre Kniee nieder, beten, weinen, schreien und verhüllen sich das Gesicht.

Der Priester, der eben in der Kathedrale Messe las, der alte Padre Carazo, ist in's freie Feld geeilt; er hält die Monstranz in seiner bebenden Hand, seine Stimme versagt, seine Kniee zittern, aber rasch gewinnt seine Glaubenskraft über den alten, morschen Körper die Uebermacht, und aufgerichtet von jener christlichen Gottergebenheit und frommen Zuversicht, durch welche die katholischen Mönche vergangener Jahrhunderte so wunderbare Thaten gethan, ertheilt er der todesgeängstigten Menge, als sei Cartago's letzte Stunde gekommen, eine General-Absolution. Andere Padres sind inzwischen ebenfalls herbeigeeilt. Sie haben, weniger, um ihrer Priesterpflicht Genüge zu thun, als um durch eine so gottgefällige Beschäftigung, die eigene Angst zu beschwichtigen, ein Christuskreuz

oder eine Hostie erfaßt, und geben gleichfalls dem zerknirschten Volke die Benediction.

Den ganzen Tag lang verspürte man die Zuckungen der Erdrinde, une s währte geraume Zeit bis dieselbe wieder in ihre frühere Ruhe zurückkehrte. Nur 17 Menschen verloren jedoch durch diese Katastrophe ihr Leben. Die unbeschädigten Bewohner hatten den Verlust von nahe Einer Million Dollars zu beklagen!

Als sich einige Tage nach diesem Ereigniß die Padres wieder erholt und frischen Muth gewonnen hatten, erklärten sie dasselbe von der Kanzel herab dreist als eine Strafe Gottes, als eine himmlische Züchtigung der sündhaften Bewohner, die zu viel Aquardiente tränken und zu wenig in die Kirche gingen, die zu sehr an weltlichen Genüssen hingen und zu wenig Almosen spendeten. Das Volk weinte einen Augenblick über seine Sündhaftigkeit, hing aber bald darauf doch wieder seinen alten Gewohnheiten nach, und glaubte in seiner Einfalt genug Buße zu thun, wenn es häufiger wie sonst ein Almosen in den Kirchenbeutel werfe! Und so hatten die Padres durch ihre Donnerpredigten das Volk, wenngleich nicht gebessert, doch aus Furcht mildthätiger gestimmt und sich dadurch zu zwei neuen Kirchen verholfen, deren Bau nahe an 100,000 Pesos kosten soll.

Seitdem lebt Cartago das Leben eines stillen, friedlichen Dorfes. Seine Häuser sind wegen der größern Sicherheit bei Erdbeben einstöckig aus Backsteinen gebaut, und mit Hohlziegeln gedeckt; keine einzige seiner Kirchen ist, von irgend einer architektonischen oder historischen Bedeutung, es wäre denn, daß man das alte Gotteshaus am Marktplatz, von dessen Front das Erdbeben vom Jahr 1842, die beiden viereckigen Thürme umgeworfen, und welche noch immer des Wiederaufbau's harren, als eine moderne Ruine betrachten wolle. Die ziemlich regulären und parallel laufenden Gassen haben, außer der Calle Real, die nach San José führt, keinen besondern Namen. Die Stadt ist in Cuadras eingetheilt, große Vier-

ecke, worauf immer eine gewisse Anzahl Häuser steht, ähnlich den Blocks der neuen Stadtbauten in den Vereinigten Staaten. Die Bewohner von Cartago sind meistentheils Agriculturisten, die ihre Naturerzeugnisse alle Sonnabend auf den Markt nach San José führen, oder Kleinhändler, die mit den Nachbarsiedlungen Handel treiben, oder auch alte bemittelte Spießbürger, deren Rente hinreicht, auf einer Holzbank vor ihren Lehmziegelhäusern über den Verfall der alten Hauptstadt nachzusinnen und auf San José zu schmollen.

Von einer gemüthlichen Geselligkeit, wie man sie selbst im kleinsten deutschen Dorfe trifft, kann bei der angebornen Indolenz und Geistesträgheit der Eingebornen nicht die Rede sein. Schon das Innere der Wohnungen sieht so leer, unfertig und unheimisch aus, daß man fortwährend glaubt, die Bewohner seien im Umzug begriffen. Der weibliche Theil der Bewohner ist wenig gesellig und zugänglich; bei einem Familienbesuch sind sie zumeist in scheuverlegener Situation in der Küche zu finden. Die Mehrzahl sind kleine, aber kräftige Gestalten, mit wohlgewölbten Brüsten, aber unschönem, braunen Teint und ausdruckslosen Gesichtszügen. Man bemerkt bei ihnen häufig, wie bei den Männern, auf den Fingerspitzen der linken Hand garstig dunkelgelbe Flecken, die vom Halten der kleinen, dünnen Papiercigaretten herkommen, deren Tabackssaft die Haut braun färbt. Ihre Tracht ist bescheiden. Fast alle kleiden sich in dunkle Stoffe, und tragen lange, schwarze Seidentücher, die über Kopf und Schultern fallen und den größern Theil der Gestalt einhüllen. Schwarze Schleier über das Gesicht sahen wir blos von Fräuleins aus sogenannten Patricierhäusern tragen. Hüte sind völlig von den Köpfen der weiblichen Bewohner Cartago's ausgeschlossen, und gar viele europäische Ehegatten würden ihre hiesigen Schicksalsgenossen beneiden, wenn sie erfahren, daß es hier noch keine Marschandemodes-Contos und keine Florentinerhüte mit Reiherfedern und Pariserschleifen gibt. Dagegen sieht man die

Frauen häufig sich Kopf, Hals und Finger mit Goldgeschmeide zieren, wie sie überhaupt für allen Tand besondere Vorliebe zu haben scheinen.

Die Frauen von Cartago verbringen einen großen Theil des Tages mit Beten und Kirchengehen, und den Rest mit Anfertigung von Papiercigaretten, die sie für ihren eigenen Gebrauch aus kleingeschnittenen Tabacksblättern sich stets selbst bereiten. Ich habe während meines längern Aufenthaltes in Cartago auch nicht ein einziges Mal in der Hand einer einheimischen Frau eine andere Lektüre, als ein kleines Gebetbüchlein getroffen. Und selbst diese Lektüre ist nicht allgemein, weil ein großer Theil des weiblichen Geschlechtes des Lesens noch gar nicht kundig ist. Sogar in der Kirche sahen wir unter einer zahlreichen Versammlung selten mehr als 4 oder 5 weibliche Beter, die sich gedruckter Gebetformeln bedienten. Alle sagten ihre stereotypen Betphrasen mit einer Zungengeläufigkeit her, welcher selbst das geübteste Ohr nicht zu folgen im Stande war.

Die einzige Unterhaltung, welcher wir das sogenannte schöne Geschlecht Cartago's mit großer Vorliebe sich hingeben sahen, war das „Lotto," ein Gesellschaftsspiel, bei dem man auf einer vorliegenden Tafel diejenigen der darauf gedruckten Nummern mit Maiskörnern belegt, welche eine der Mitspielenden aus einem Säckchen zieht, und wobei man im Verhältniß gewinnt, als die gezogenen Nummern zufällig auf der Tafel in gleicher Reihe zu stehen kommen, und einen Terno bilden. Man spielt gemeiniglich nicht um Geld, sondern um Cacaobohnen, eine Frucht, die jedoch in diesem glücklichen Lande, wo es noch kein Papiergeld und auch keine schwerfällige Kupfermünze gibt, die einzige Scheidemünze des Kleinhandels ist.

Man kann sich unter solchen Umständen leicht denken, daß der gesellige Umgang mit Frauen, welcher in civilisirten Ländern so sehr das Leben würzt, hier für den Fremden nur wenig Anziehendes hat. Dazu kommt noch, daß nebst der geringen Bildungs-

stufe fast keine einzige Costaricenserin ein anderes Idiom als ihre Muttersprache spricht, und von edleren geselligen Genüssen so wenig Kunde hat, daß eine Conversation mit Frauen eher zur peinlichen Langweile, als zur heitern Erholung wird. Und ihrem Gefühle geistiger Inferiorität ist es wohl auch zuzuschreiben, daß dem Fremden, er mag mit noch so glänzenden Empfehlungsbriefen in's Land kommen, das Haus des Costaricensers in der Regel verschlossen bleibt. Ich habe Deutsche, Engländer, Amerikaner gesprochen, die schon Jahre lang im Lande leben, und bei denen sich der Verkehr mit den Familien des Landes gleichwohl auf einen zeitweiligen, sonntäglichen Frühbesuch beschränkt; aber weder zu einem Mittagsmahl, noch zu einem traulichen Vesperbrot sind sie von den Einheimischen gebeten worden.

Nicht minder einförmig und langweilig ist das Leben der männlichen Gesellschaft Cartago's. Wer nicht Landmann ist, hält wenigstens einen kleinen Kramladen (Tienda) neben seiner Wohnung, und wenn es darin auch nur Zündhölzchen und Papier für Cigaretten zu verschleißen gäbe; denn Handel und Tauschen ist ein eigenthümlicher Charakterzug aller Eingebornen.

C. S.

XV.

Der Wochenmarkt in Cartago.

Der wichtigste Tag ist für die Bewohner von Cartago der Donnerstag, wo am großen, grasüberwucherten Platz vor der Kirche Markt gehalten wird, wo vieles Volk vom Land herbeiströmt, und mancher Real in die stets empfangbereite Tasche der Cartagenser fällt. Da auf diesem Markt gemeiniglich die Einkäufe für die ganze Woche geschehen, so herrscht an diesem Morgen eine große Lebendigkeit. Der ganze weibliche Theil der Bevölkerung, während der übrigen Wochentage so schmutzig und nachlässig gekleidet, erscheint hier ganz sauber herausstaffirt, und es findet sich daher viel junges Volk auf dem Marktplatz ein, das gerade nicht zu Käufern oder Händlern, sondern zu einer andern Klasse von Spekulanten gehört. Die Mädchen vom „Campo," die allerhand Früchte zu Markt bringen, sind dabei fast immer am schmuckesten. Ihre sauberen, blendend weißen Hemden, ihre bunten, rauschenden Reifröcke, ihre rothen Halstücher, die, nachlässig über den braunen Nacken geworfen, eigentlich mehr verrathen, als sie verbergen; ihre neckischen, runden Panamahütchen, die auf den plumpen Männerköpfen so weibisch, und auf dem schwarzhaarigen Frauenköpfchen so burschikos aussehen: das naive, fast unschuldige Wesen mit dem sie neben den feilgebotenen Früchten auf der Erde kauern, und zuweilen auf die Waare, aber noch öfter auf die marktenden Käufer blicken, machen diese ländlichen Gestalten zu gar heiteren Erscheinungen.

Die Früchte, die man am Markte von Cartago feilbieten sieht, sind von der verschiedensten, seltsamsten Art. Unter die Erzeugnisse der Tropenzone mischen sich hier, in diesem grünen Repräsentantenhaus aller Klimaten gleichzeitig die Produkte der gemäßigten Zone, und gewähren dem Auge wie dem Gaumen die angenehmste Abwechslung.

Am zahlreichsten findet man die Banane oder Paradiesfeige, (Musa paradisiaca und Musa sapientum) dieses „erste Geschenk der Natur an den erwachenden Menschen;" welche hier in solcher Ueppigkeit gedeiht, daß sie beim Volke in gekochtem und geröstetem Zustande vielfach die Stelle des Maisbrotes vertritt. Die Platanos (wie die Spanier die Paradiesfeigen nennen) sollen nach Alexander von Humboldt auf gleicher Bodenfläche 44 Mal mehr Nahrungsstoff als die Kartoffel, und 133 Mal mehr als der Weizen enthalten. Man kauft eine Traube von ungefähr 50 Bananenfrüchten für ein Medio ($9^3/_8$ Kr. rh.).

Der Banane zunächst und an Lieblichkeit des Mundens, wenngleich auch nicht an Nützlichkeit, diese noch übertreffend, steht die Anone (Anona Humboldtii), eine große, ovale Frucht mit schwarzen Körnern, die gleichfalls sehr reichlich gedeiht und an Adel des Wohlgeschmacks vielleicht als die beste Frucht der Welt gelten mag.

Ananas und Orangen werden gleichfalls in reichen Quantitäten ausgeboten, und namentlich sind letztere von einer Güte und Milde, wie wir sie niemals früher, weder in den Orangenpflanzungen Hyeres und Nizzas, noch auf den Fruchtmärkten Neapels und Palermos verkostet hatten. Man erhält hier 25—30 Orangen für 1 Medio.

Und nun folgen im bunten Durcheinander die Guayavas, die Granadillas, die Membrillas, Pejevayas, die Früchte der Mauritius-Palme, Sapotes, Aguacates, Gayotes, Tacacos, Chirimoyas, Chilamotes, und noch zahlreiche andere Früchte, die alle ebenso wohl-

schmeckend als nahrhaft sind, und als Hauptttheil der Mahlzeiten des Volkes angesehen werden können. Auch die rübenförmige, weiße Wurzel der Yucca (Jatropha manihoca L.) eine besondere Lieblingsspeise der Kostaricenser, die fleischige Yam-Wurzel (Dioscorea), die oft 3 Fuß lang und mannsdick ist, 1 bis 30 Pfd. wiegt, die Camotes oder süße Kartoffel (Convolvulus Batata L.), und die Tomatos (Solanum Licopersicum L.) finden sich häufig unter den feilgebotenen Früchten zum Küchengebrauch.

Die gewöhnliche Kartoffel (Solanum Tuberosum L.) ist sonderbarerweise bei den Eingeborenen wenig beliebt. Sie wird verhältnißmäßig in geringer Quantität gebaut, und ist daher unter den am Wochenmarkt feilgebotenen Gemüsegattungen am spärlichsten vorhanden. Und es ist eine Erscheinung nicht unwerth der Beachtung, daß die Kartoffel, welche bereits im Jahre 1537 in der Provinz Velez gefunden, und schon im Jahre 1563 nach Europa eingeführt wurde, erst seit dem Jahre 1836 in Costa Rica gebaut wird, wohin sie, wie mir Minister Carazo erzählte, ein Engländer Namens Gent brachte. Die peruvianische Kartoffel (papa forastera) gedeiht hier vortrefflich, und wenn sie zuweilen entartet, so ist dieß nur den schlechten Knollen zuzuschreiben, die man zum Anbau verwendet. Denn das hiesige Landvolk meint, es sei besser, alle guten Kartoffeln theuer zu verkaufen, und gerade die schlechtesten, unverkäuflichsten für die Saat zu nehmen. Indeß gibt es hier von diesem Knollengewächs auch eine kleine runde Art (papa crioya), die im Lande einheimisch zu sein scheint, und nach welcher von den Eingeborenen weit mehr Begehr ist; daher dieselben auch theurer als die eingeführte Kartoffel, und zwar die Cajuela (24 Pfd.) durchschnittlich zu 2 Reales (37½ Kr rh.), verkauft wird.

Während das weibliche Landvolk zumeist in zierlichen Körben nur kleine Quantitäten von Früchten, Käse, Eier, Zuckerwerk, Reiswasser, Syrup u. s. w. feilbietet, bringt der männliche Theil

der Ackerbautreibenden die Hauptverbrauchsartikel, schwarze Bohnen (Phaseolus vulgaris L.) und gelben Mais (Zea Mais L.) in großen schweren Säcken zu Markt. Unter diese mischen sich Indianer mit ihren Weibern und Kindern, welche eines der Hauptprodukte der Ostküste, Cacao oder auch Cedronkörner feilbieten.

Der Cacao (Theobroma Cacao L.) dient den Bewohnern von Cartago nicht bloß als Lieblingsgetränk, das sie selbst dem Kaffee vorziehen, sondern wird auch, wie auf dem Markte von San José, als Scheidemünze verwendet. Bekanntlich ist die kleinste Münze des Landes ein Medio, der 16. Theil eines spanischen Dollars, ungefähr von der Größe eines preußischen Silbergroschen, im Werthe von $9\frac{3}{8}$ Kr. rh. gleichkommend. Um nun für Artikel des täglichen Lebens, welche einen geringern Werth haben, einen noch kleinern Theilungsbetrag zu erzielen, benutzt man die Cacaokörner als Münze, und zwar erhält man je, nachdem gerade größere oder geringere Quantitäten auf dem Markte vorhanden sind, 6—8 Manos (Handvoll) oder 30—40 Körner für einen Medio. Früchte wie Orangen, Bananen, Anonen u. s. w., die sehr billig sind, werden meistentheils nicht gegen Baargeld, sondern gegen Cacaokörner gekauft. Und so sieht man vielfach Spaziergänger, die mehr aus Vergnügen wie aus Geschäftslusta uf dem Markt herumschlendern, wenn ihnen ein Gelüste nach den Früchten ankommt, die so saftig grün aus den Körben heraufblicken, zu einem Cacaoverkäufer, den Bankiers dieser Berge eilen, und gegen einen silbernen Medio ein Paar Manos braune Cacaokörner eintauschen; gerade wie man in einer europäischen Stadt bei zufälligem Mangel an Silbermünze in eine der zahlreichen Wechselstuben treten, und einen Napoleonsd'or in blanke Frankenstücke umwechseln würde. Jedenfalls ist aber Cacao ein minder zerbrechliches Tauschmittel, als gewisse Scheidemünzen Perus, wo in mehreren Gegenden Hühnereier die Stelle der Theilungsmünze vertreten, von denen 50

Stück Einen Dollar repräsentiren *). Im Kleinverkehr cirkuliren in Cartago auch Eier, Cigarren u. s. w. als Scheidemünze, und man sieht vielfach Kleinigkeiten wie z. B. Papier und Federn gegen solche Eß- oder Schmauch-Artikel umtauschen.

Der Cedronsaamen (Simaruba Cedron), große, lichtbraune Körner von dem intensivsten Bittergeschmack, wird theils als Heilmittel bei Magenkrankheiten, theils auch als Antidot gegen die Bisse von Schlangen und giftiger Insekten gebraucht **). Der Cedronbaum wächst ziemlich häufig an der Ostküste von Costa Rica. Leider ist unsere nach der Küste des atlantischen Oceans unternommene Expedition nicht bis zu jenen Niederungen vorgedrungen, in deren tropischen Atmosphären allein der Cedron fortkommt.

Viele hiesige Einwohner, welche sich häufig in einsamen, noch unwirthbaren Gegenden aufhalten, führen fortwährend von diesem Saamen einige Körner bei sich in der Tasche, wovon eine geringe Quantität in geschabtem Zustande als ein vortreffliches Heilmittel gegen Schlangenbisse gilt. Auch gegen tertiäre Fieber werden zuweilen 2—3 Gran geschabten Cedronsaamens angewandt; indeß soll derselbe in diesem Falle, wie uns hiesige Aerzte sagten, in keiner Weise die schnelle und anhaltende Wirkung des Chinin ersetzen ***). Der Preis des Saamens ist ziemlich theuer. Man bezahlt am Markt zu Cartago oft 3 Cedronkörner mit 1 Real.

Mit Maaß und Gewicht nehmen es die Verkäufer auf dem Markte von Cartago nicht sehr genau, und ein deutscher Markt-

*) Vergl. Tschudi's Reisen in Peru. II. 165.

**) Von der Simaruba amara (Aublet), wurden bereits im Jahre 1713 Saamenkörner als amerikanische Drogue nach Europa gebracht, wo dieselbe 1778 zuerst von Dr. Wright gezeichnet beschrieben wurde.

***) Don Salvador Gutierrez am einsamen Zollhause der Garita versicherte mich, distellirten Cedronsaamen zu wiederholten Malen mit großem Erfolg gegen alle Arten der Fieber angewandt zu haben. 4 Körner genügen im geschabten Zustande für 1 Bouteille Weingeist, und 30 Tropfen, des Morgens in nüchternen Magen genommen, gewöhnlich hinreichend für die gewünschte Wirkung.

vogt würde wahrlich schaudern über die Primitivität, mit der man hier das Gleichgewicht der Waage herzustellen sucht. Ein Paar von der Straße aufgehobene und dann abgewogene Kieselsteine genügen, um der, aus zwei hölzernen Brettchen bestehenden Waage, als gesetzliches Gewicht zu dienen, und kein einheimischer Käufer, der es wohl gelegentlich gerade ebenso macht, findet Anstoß daran. Auch frisches Rindfleisch wird auf diese Weise nach Pfunden à 16 Unzen verkauft. Luftgetrocknetes Fleisch hingegen und Würste werden in langen schmalen Streifen, wie der Kattun im Modeladen nach der Elle (Vara) verkauft! Der Preis einer solchen Elle Selchfleisch beträgt 1 Real.

Aber nicht blos der Früchtenmarkt, auch die größeren Buden mit Tuch- und Wollartikeln, Riem- und Sattelzeug, Thonwaaren und Glassachen, und die vielen kleinen Ständer mit ihrem Allerweltskram sind für den Fremden von manchem Interesse. Die Verkäufer, welche dabei alle möglichen Artikel des täglichen Bedarfs mit vieler merkantilen Gewandtheit feilhalten und angreifen, sind gewöhnlich Knaben von 12 oder 15 Jahren, vielleicht die Sprößlinge des Vicepräsidenten der Republik, oder die Söhne von Aerzten, Advokaten, und anderer angesehener Bürger von Cartago. Daher ist auch an Markttagen das Schulhaus geschlossen, und der Schuljugend öffnet sich dafür der „laute Markt,“ für welchen der junge Nachwuchs Costa Rica's bei seinem angebornen Tausch- und Schachersinn, eine gar besondere Vorliebe zu haben scheint. Als Beispiel mag hier ein mir mitgetheilter Zug des Sohnes des Gouverneurs der Provinz Cartago, eines 12jährigen, barfüßigen Knaben, eine Stelle finden, der vor einem Jahre von seinem Vater eine Unze (17 Dollars) erhielt, um damit sein Geschick im Handel zu erproben, und nach kaum 12 Monaten durch alle möglichen Arten von Feilschen und Krämern am Wochenmarkt, nicht nur seinem Vater die geliehene Unze wieder zurückbezahlte, sondern noch überdies drei Unzen (51 Dollars), als sein Eigen zu erwerben ver-

stand. Diese Jungen beginnen ihre kaufmännische Carrière gewöhnlich mit ganz wenigen unkostspieligen Artikeln von der barocksten Auswahl; Nähnadeln, Spiegel, Eisenzeug, Knöpfe, Eier, Haaröl, wohlriechende Wasser u. s. w. Allmählich wird der Stand eleganter, die Auswahl größer, und der Junge ist gemeiniglich eher ein gewandter Krämer, als er tüchtig zu lesen und zu schreiben versteht.

Der Geldumsatz am Donnerstag-Markt zu Cartago in Waaren aller Art, wechselt zwischen 6 und 8000 Pesos, also ungefähr die Hälfte der Summe, die alle Samstag am Wochenmarkt zu San José umgesetzt werden soll.

---

*) In San José, wo der Wochenmarkt an Samstagen abgehalten wird, beobachtete ich häufig das Töchterchen des Finanzministers, ein Kind von 7 Jahren, das unter der Hausthür neben ihres Vaters Kramladen stand, und auf einem kleinen Tisch eine Art Spielwaaren für Kinder feilbot. — Das ist, was man in Costa Rica Kindererziehung nennt.

C. S.

XVI.

Die Gesellschaft in Cartago.

Für botanische und entomologische Ausflüge ist die Regenzeit in Cartago nicht sehr günstig. Man kann immer nur die Stunden des Vormittags mit einiger Bestimmtheit zu einem Gang nach den ziemlich entfernten Wäldern und Wiesengründen benutzen, ohne die Besorgniß, von einem heftigen Platzregen überrascht zu werden. Wir hatten daher bald nach unserer Einkehr in Cartago den Entschluß gefaßt, größere Sammlungen erst beim Beginn der trockenen Jahreszeit zu machen, und uns mit den Menschen und ihren Verhältnissen zu beschäftigen. Das verfallende Cartago, mit seinen Mißvergnügten, Trostlosen und Hoffenden, Krämern und Spekulanten, Patriziern, amerikanischen Doktoren, deutschen Feldmessern, englischen Zuckerpflanzern, bankerotten Straßenbaugesellschaften, intriguirenden Pfaffen, heirathstiftenden Weibern und kolonisirenden preußischen Baronen schien wie geschaffen zu anthropologischen Studien, und sogar die grausige Langweile, die zuweilen aus den Häusern und durch die Straßen gähnt, mochte dem Denker Stoff zu Betrachtungen bieten.

Wie man oftmals im Leben unbewußt eine Vorliebe für gewisse Personen und Orte nährt, so hatte auch ich, noch ehe ich den Boden Costa Rica's betrat, eine gewisse Neigung für Cartago gefaßt, ohne mir darüber irgend Rechenschaft ablegen zu können; wir schlu-

gen daher auch bald nach unserer Ankunft im Staate Costa Rica in Cartago unser Hauptquartier auf, und haben es nicht bereut.

Es leben hier bei weitem weniger Fremde, wie in San José, und darum trägt auch Alles noch mehr das urthümliche, nationale Gepräge. Die vier oder fünf Deutsche, die hier wohnen, sind häufig abwesend, und daher giebt es auch viel weniger Anlaß zu politischem Zank und Hader, wie in der Hauptstadt, wo Duelle oder wenigstens Herausforderungen unter den Deutschen nicht gerade selten sind. Auch gibt es hier keine Serenos, wie in San José, die einem mit ihrer heisern Nachtwächterstimme und durch ihr kreischendes Viva Costa Rica! La noche esta clara! von jeder Schlummerstunde wenigstens zehn Minuten wegstehlen, auch in ihrem übertriebenen Diensteifer wohl so weit gehen, selbst einen friedlichen, nächtlichen Straßenwandler für ein verdächtiges Subjekt zu halten und ihn in Gewahrsam bringen. — Mit Einem Wort, Cartago ist ein prächtiges Städtchen, wo man für 20 Piaster monatlich ein großes, steingepflastertes Zimmer, mit Bettstelle, Tisch und ein paar Stühlen, und eine Auswahl der besten, unverdaulichsten Nationalgerichte, wie Bossoll, Picadilla, Chancha, Repollo u. s. w. findet; wo es während der nassen Jahreszeit in der Regel jeden Nachmittag von 2 Uhr an dermaßen gewaltig regnet, daß man für den ganzen, langen Rest des Tages zu wohlthätigen Meditationen in's feuchte Zimmer gebannt bleibt, das gewöhnlich nur eine große, massive, hölzerne Doppelthüre, aber kein einziges Fenster besitzt, und wo überdieß die europäische Post monatlich zwei Mal mit einer Pünktlichkeit eintrifft, die selten mehr als acht Tage differirt!

Da Cartago nur äußerst selten von Ausländern besucht wird, so gibt es auch weder Gasthäuser, noch Kosthäuser, und der Fremde muß daher gewöhnlich die Gastfreundlichkeit einer Familie ansprechen, welche sich dieselbe jedoch ganz nach Recht und Ordnung bezahlen läßt. Wir mußten einen ganzen Tag lang nach Aufnahme

suchen, und fanden endlich durch die Verwendung eines deutschen Landsmannes, des Herrn Dibowsky, bei einer angesehenen Familie von Cartago ein Unterkommen. Unser Miethsherr war zwar kein „hijo del pais,“ wie man die im Lande Gebornen nennt, sondern ein Nicaraguenser; derselbe hatte sich aber schon vor längerer Zeit mit einer wohlhabenden Wittfrau der Stadt vermählt, und wurde so durch die Bande der Familie zum Bürger von Cartago. Das Haus bestand, wie alle hiesigen Häuser, nur aus einem ebenerdigen Geschoß, aber es besaß stattliche, große Räume, und im Hofe krähten beständig 8 oder 10 am linken Fuße angebundene stolze Zuchthähne, was immer auf eine Art Patrizierthum und Wohlhabenheit schließen läßt. Denn jeder dieser Hähne repräsentirt einen Kämpen für den sonntägigen Kampfplatz, auf welchen der Cartagenenser fast eben so stolz ist, als der Engländer auf sein edles Rennpferd . . .

Die innere Einrichtung des Hauses war überaus einfach. Die Zimmer waren alle mit kleinen, rothen Ziegelsteinen gepflastert, ihre Plafonds bildete das innere Holzgerippe des Dachstuhles, und was wohl am Besten für die Vortrefflichkeit des hiesigen Klima's spricht, anstatt wohlverglas'ten Fensterflügeln dienten große, weite Holzthüren, um frische Luft und Sonnenlicht in den geschlossenen Raum zu lassen. Ein Glaser würde hier zu Land zu den gewöhnlichen Proletariern zählen; denn es dürfte schwer halten, in der ganzen Stadt Cartago mehr als fünf oder sechs Häuser zu finden, die Fenster nach europäischem Baustyl mit Glasscheiben besitzen. Die meisten sind nur mit Holzläden versehen, die sich des Abends, wenn es dunkel wird, schließen, und dann allerdings dem Gemach eine unheimliche Abgeschlossenheit geben.

Den meisten Luxus entwickeln die Eingebornen an schwarzpolirten, goldbemalten Rohrstühlen, wovon stets eine unverhältnißmäßig große Anzahl mit einer gewissen pedantischen Ordnung dicht an die mit Kalk übertünchten Wände des Zimmers gerückt ist, und

die gewöhnlich hervorgeholt und in die öde Mitte des Zimmers gestellt werden, so oft ein Besuch kommt. Außer diesen Stühlen sind die Einrichtungsstücke selbst in den Häusern wohlhabender Familien ziemlich spärlich. Die kahlen Mauern zieren weder Spiegel noch Bilder, und nicht einmal Tische oder Kasten sind in der Regel vorhanden; höchstens daß in einer Ecke ein halbverstimmtes Querfortepiano steht, welches der Señorita des Hauses zugleich die einzige Gelegenheit bietet, den Ton anzugeben.

Als ich in das Haus des Don José Maria zog, hoffte ich, das innige Zusammenleben mit einer Familie des Landes würde mir nicht nur zu größerer Tüchtigkeit in der spanischen Sprache, sondern auch zu vielen Auskünften über Politik, Religion, Volkssitte, Landescultur u. s. w. verhelfen, die den flüchtig durchreisenden Fremden, der nur wenig mit den Einheimischen verkehrt, gewöhnlich völlig unbekannt bleiben. Allein ich hatte mich in so fern getäuscht, als die geringe Mittheilsamkeit der Eingebornen und deren geistige Armuth den geselligen Verkehr unendlich beschränken. Man kann sich mit den Unterrichtetsten von ihnen immer nur über die allergewöhnlichsten Dinge unterhalten, und findet sogleich vielfachen Anstoß, sobald sich der flatternde Geist der Conversation über die Atmosphäre der Alltäglichkeit erhebt. Unsere Hauswirthin war eine höchst ehrsame, fromme Bürgersfrau, die keine Frühmesse und keinen Rosenkranz versäumte, und mit einer Liebe und Hingebung an ihren beiden kleinen Kindern hing, welche selbst deren Unarten ihrem liebebefangenen Mutterauge als herzige Eigenschaften erscheinen ließen. — Aber das Conversationsvermögen dieser braven Frau reichte nicht über den Dunstkreis der Kinderstube hinaus. Ich sah sie niemals lesen, schreiben, oder sonst einer andern geistigeren Frauenbeschäftigung sich hingeben; sie begnügte sich damit, auf nicht gerade sehr schweigsame Weise das einfache Hauswesen zu bestellen, in Musestunden Papier-Cigarren zu wickeln, und sich zuweilen mit der Nadel zu beschäftigen.

Als ich einmal in's Zimmer trat, und dieselbe gerade mit der Anfertigung eines zierlichen Kinderröckchens thätig sah, erlaubte ich mir bei ihrem „interessanten Zustande" scherzweise auf dessen glückliche Bestimmung anzuspielen, worauf ich zu meinem großen Erstaunen zur Antwort erhielt, daß dieses niedliche, bändergeschmückte Kleidchen für „Nuestra Señora," eine der kleinen katholischen Holzfiguren der Hauptkirche bestimmt sei, und zwar als Austausch für ihren dermaligen Aufputz, durch dessen wunderthätigen Besitz der gläubige Sinn einer schwerkranken Freundin Heilung zu erlangen hoffte. Es ist nämlich in diesem streng katholischen Lande eine ziemlich allgemeine Sitte, in bedenklichen Krankheitsfällen den Leidenden mit allerhand Scapulas und Rosenkränzen zu belegen und verschiedene Toilettenstücke von Heiligenstatuen innerhalb des Siechbettes aufzuhängen. So besuchte ich einmal einen Kranken, der an einem Lungenleiden unrettbar danieder lag, und über dessen Bett an der Wand eine förmliche Auslage von Betschüren, Heiligenbildern und einer kleinen, braunen Mönchskutte angebracht war, welch letztere sichtbar irgend einem hölzernen Schutzpatron der Pfarrkirche entlehnt wurde, um hier am Siechbett als Mirakel zu dienen.

C. S.

XVII.

Navarro.

Zuckerkultur. Die Ausfuhr. Naturleben. Die Indianer von Brosi. Bestrafte Neugierde. Verlornes Maulthier und seltsames Wiederfinden.

Ein gar lieblicher Spazierritt in südöstlicher Richtung führt in ungefähr 3 Stunden von Cartago nach Navarro, eine einsam, aber äußerst romantisch gelegene Ansiedlung am Vereinigungspunkt dreier Flüsse, das Besitzthum eines Engländers, Mr. Young Anderson.

Navarro liegt ungefähr 800′ tiefer als Cartago und zugleich rings eingeschlossen von Bergen, besitzt es ein weit milderes Klima, eine mehr tropische Vegetation. Das Zuckerhaus und die Wirthschaftsgebäude liegen im Thale dicht am Rio Naranjo, der hier dem Rio Caliente und dem Rio Navarro begegnet, welche drei Flüsse zusammen die Quelle des Reventazon bilden. Dieser Fluß ändert jedoch früher auf seinem weiten Wege nach dem atlantischen Ocean noch mehrmals seinen Namen, bis er endlich bei Angostura als Rio Reventazon bereits in imposanter Größe und Strömung vorbeifließt. Die in den atlantischen Ocean mündenden Flüsse haben einen viel längeren Lauf, als jene des stillen Meeres; sind jedoch, gleich den letzteren durch die mächtigen Felsblöcke, die sich in ihren Flußbetten finden, für die Schifffahrt nur von geringer Wichtigkeit.

Das Wohnhaus ist auf einer Anhöhe erbaut, welche ringsum den reizendsten Fernblick nach den Bergen, Wäldern und Wiesen-

gründen der Umgebung gestattet. Die steinerne Stiege, die nach dem Hause führt, die Gartenanlage, die dasselbe zu beiden Seiten zieren, die Niedlichkeit der Baute selbst, alles trägt dermaßen den Charakter europäischen Geschmackes und europäischer Cultur, daß man bei dessen Anblick unwillkürlich an einen englischen oder deutschen Landsitz erinnert wird. Auch das Innere der Wohnung, obwohl noch nicht vollendet, beurkundet den an körperliches, wie geistiges Comfort gewohnten europäischen Besitzer. Da fehlen nicht eine kleine Bibliothek, Thermometer und Teleskop, behagliche Fauteuils, weiche Betten, gedielter Boden, Fensterverglasung u. s. w. Das Einzige, was vielleicht ein nordisches Auge vermißt, ist der Kamin; allein in diesem glücklichen Himmelsstriche, einer stets gleichmäßigen Milde der Temperatur, ist der unschöne schwarzgeräucherte Feuerherd im Zimmer völlig nutzlos. Niemals wird man aus Bedürfniß, sondern höchstens durch eine heimatliche Anwandlung daran gemahnt.

Die Hauptkultur der Besitzung besteht in Zuckerrohr, und daher ist der große Holzreichthum, den die Wälder der Nachbarschaft noch für Menschenalter bieten, ein unberechenbarer Vortheil. In den nach allen Seiten hin bereits gelichteten und angebauten Thälern von Cartago und San José, tritt schon jetzt zuweilen, namentlich wenn die Regenzeit die meisten Zufuhrswege unfahrbar macht, Holzmangel ein, der den Werth einer Caretta oder Ladung Brennholzes bis auf 2½ Piaster hinaufsteigert, ein Umstand, welcher die Zuckerproduktion in diesen Thälern, wenn nicht durch ausreichende Verbesserung der Verkehrswege, oder Auffindung eines mineralischen Brennstoffes Hilfe geschafft wird, in nicht gar sehr langer Zeit bedeutend beeinträchtigen dürfte. Um die Begasse oder Zuckerrohrabfall als Brennstoff zu gebrauchen, wie dies in den Zuckerplantagen der Louisiana geschieht, besitzen die Eingeborenen eben so wenig Kenntniß und Versuchslust, wie zur Einführung so vieler anderer Verbesserungen in der Agrikultur.

Mr. Anderson's Besitzung besteht aus ungefähr 200 Manzanen oder 400 engl. Acres Landes. Unter allen Gattungen Zuckerrohr, die man zu bauen versuchte, hat sich das Otaheiti-Rohr dem hiesigen Boden und Witterungsverhältnissen am zuträglichsten bewährt. Obschon das Zuckerrohr in Navarro auf einer Höhe über dem Meeresspiegel, auf welchem dasselbe gemeiniglich die Grenze seines Gedeihens erreicht, 14 Monate zur vollkommenen Reife bedarf, so liefert gleichwohl nach der Mittheilung des Mr. Anderson, welcher durch einen Zeitraum von 20 Jahren auf den westindischen Inseln lebte, ein mit Zuckerrohr bepflanzter Acre in Costa Rica verhältnißmäßig mehr Ertrag, als in Westindien, weil hier der Boden reicher, der Zuckerkultur zusagender und die Temperatur gleichmäßiger ist. Die Kosten, um 1 Manzane (= 2 Acres) abzuholzen, und mit Zuckerrohr zu bepflanzen, betragen ungefähr 100 Piaster, inclusive den Pflanzen, die ungefähr 24 Pesos ausmachen. Von 1 Manzane (2 Acres) gewinnt man durchschnittlich in 14 Monaten 11,200 Pfund Rohzucker (Dulce*), von welchen der Centner im Handel zwei Piaster kostet, während derselbe im Kleinverkauf in Stücken zu 3 Pfd. (Tapa) für ½ Real verkauft wird. Dieser Braunzucker oder Dulce, wie ihn die Eingebornen nennen, kommt dem sogenannten Mehlzucker, der in Europa hauptsächlich von den ärmeren Classen konsumirt wird, ziemlich gleich, und schmeckt, frisch von der Pfanne äußerst süß und angenehm, nur ist die große Masse Syrup, die derselbe enthält, Ursache, daß er stets in einer Art feuchten Zustand bleibt. Wird dieser Zuckerstoff raffinirt-krystallisirt, so liefert derselbe 40% Syrup (Molasses) und 60% Zucker. Dieser Ertrag gilt jedoch nur für

*) In der Louisiana, wo noch das alte französische Flächenmaß besteht, liefert ein Arpuit oder 180 Q.-F. (während 1 Acre 230 Q.-F. hat) Zuckerpflanzung 18—20 Karetten Zuckerrohr, welche 1000 Pfund Zucker und 500 Pfund Molasses geben. Für die Regiekosten wird gemeiniglich Ein Dritttheil des Ertrages abgerechnet.

Flachland; Hügelland liefert Ein Dritttheil geringern Ertrag. Die Ländereien in der Nähe von Aque Caliente und San José liefern höchstens die Hälfte des angegebenen Ertrages. Die Zuckerproduktion Costa Rica's geschieht ausschließend durch freie Arbeit. Man rechnet die täglichen Kosten eines Zuckerfeld-Arbeiters einschließlich die Verköstigung auf 2½ Reals.

Die wenigen Ausländer, welche sich gegenwärtig hier mit der Zuckerproduktion beschäftigen, und über alles was sich im Jahr ausgibt und einnimmt, in der Weise eines wohlgeordneten europäischen Haushaltes Buch und Rechnung führen, versicherten mich, daß, nach Abzug von 25 % für Unkosten, eine Manzane mit Zuckerrohr bepflanzten Flächenraums, einen Reingewinn von etwa 100 Piaster abwerfe.

Ein lohnenswerther Ausflug ist ein Gang von Navarro nach dem benachbarten Indianerdorfe Orosi, dessen kleine Hütten aus Rohrgeflecht sich, wenn man von den Bergen bei Navarro hinabsteigt, im lieblichen Thale von Ujarras traulich wie Schäflein um die stattliche Kirchenbaute herum ausbreiten. Die Indianer des Dorfes sind alle, wenigstens dem äußern Schein nach, christianisirt, tragen Scapula und Rosenkränze, die Insignien aller guten Katholiken dieses Berglandes, und leben großentheils von Maisbau und Viehzucht.

Gegen den Fremden, der sie besucht, zeigen sie sich scheu, unfreundlich, trotzend und selbst das Zusammenleben mit einem so leicht umgänglichen Volk, wie die spanischen Amerikaner, vermochte nicht ihre Hartnäckigkeit zu brechen. Gleichwohl siegte zuweilen das mächtige Gefühl der Neugierde über ihre angeborne Menschenscheu, und dann kamen sie, jedoch immer nur paarweise, auf mich zu, und frugen mich um die Absicht meines Besuches, und guckten ganz verwundert, bald in die Herborisirmappe, bald in die Gläser und Büchsen, die ich zum Insekten- und Reptilienfang bei mir führte. Ihr beschränktes Verstandesvermögen konnte sich durchaus

nicht erklären, zu was wohl diese Mappe voll Blümchen und Pflanzen, die Fläschchen voll gesammelter Käfer brauchbar sein könnten. Aber ihr Begriff verwirrte sich in dem Maaße, als ich mich bemühte sie aufzuklären.

Diese Neugierde und Fragesucht beschränkte sich jedoch keineswegs blos auf die Indianer von Orosi. Auf meinen Ausflügen nach allen Richtungen hin mußte ich von den Einheimischen aller Stände häufig: „Que busca Usted?“ und a quien sirve?“ fragen hören *). Für die in Weingeist aufbewahrten Schlangen, Eidechsen, Frösche u. s. w. fanden die Eingebornen selbst die Erklärung, und glaubten steif und fest, dieselben seien für medicinische Präparate bestimmt; weil Indianer, sowohl als Spanier, aus gewissen Theilen der Klapperschlange ein Mittel bereiten, deren Gebrauch sich bei Epilepsie, Wassersucht u. s. w., vielfach heilsam bewähren soll, und die Klappern der Schlange gar häufig als Amulette zum Schutze aller Arten menschlicher Unglücksfälle getragen werden. Dagegen vermochte man sich desto weniger die eigentliche Bestimmung botanischer, entomologischer oder geologischer Sammlungen zu enträthseln.

Als ich nach längerem Aufenthalt in Navarro wieder nach Cartago zurückkehren wollte, erfuhr ich zu meinem großen Schrecken,

---

*) „Was suchen Sie?“ — „Zu was dient es?“ — Wie wenig man sich in diesen Bergen noch über die wissenschaftliche Bedeutung eines Berufes Rechenschaft zu geben vermag, dürfte am besten folgendes Beispiel lehren. Wir hatten durch die freundliche Aufmerksamkeit eines deutschen Landsmannes, des Grafen Hermann zur Lippe, während unserer Anwesenheit in der Hauptstadt, dessen zahlreiche Bibliothek in unsere Wohnung zur Verfügung gestellt erhalten, und wurden nun vielfach, theils von Besuchenden, theils von Vorübergehenden, welche die schönen goldenen Einbände durch die Fenster glitzern sahen, gefragt, ob wir wohl die Bücher mitgebracht, um sie im Kleinhandel zu verkaufen, und einer der Passanten suchte sogar bei uns durchaus das „Secreto de la Naturaleza“ zu kaufen. An einen wissenschaftlichen Zweck unseres Aufenthaltes, an eine persönliche Benutzung der an Hülfs- und Nachschlagebücher reichen Bibliothek dachte auch nicht ein Einziger!

daß sich mein Maulthier in der vergangenen Nacht durch die Nachlässigkeit heimkehrender, die Schranke nicht wieder schließender Arbeiter verlaufen hatte, und trotz eifrigen Nachsuchens, nirgends mehr aufgefunden werden konnte. Mir war dieser Unfall um so peinlicher, als das Maulthier in Folge einer Verwundung meines eigenen, nur entlehnt war, und ich daher nicht blos eine Unzahl Unannehmlichkeiten, sondern auch im Fall der Nichtwiedererlangung einen Verlust von mehr als 100 Piastern zu besorgen hatte. Ich ließ wiederholte Nachforschungen anstellen, und obwohl dieselben kein directes Resultat lieferten, so erfuhr ich doch jetzt, daß das Thier von mehreren Arbeitern in der Richtung nach Cartago gesehen worden, und daher aller Wahrscheinlichkeit nach, zu Hause oder nach seiner Protrero gelaufen sei. Das Verlaufen von Maulthieren ist eine der Hauptplagen für Reisende in diesen Ländern, und man hat oft stundenlange Mühe, sie wieder zu finden. Fälle, daß Maulthiere des Nachts gestohlen werden, kommen indeß selten vor, weil Thierdiebstähle strenge bestraft werden und die Gefahr des Verrathens zu groß ist.

Es waren nun mit dem vergebenen Aufsuchen des verlaufenen Maulthieres bereits mehrere Stunden vergangen, und der Moment der Abreise drängte immer mehr, wenn ich noch vor Beginn des Regens Cartago erreichen wollte. Von allen Seiten stiegen Cumuli auf, die sich namentlich im Westen bereits in düstere Nimbuswolken verwandelten. Und Mr. Gage, der alte, brave Wirthschafter auf Navarro, ein Bergmann von Profession, der bessere Tage gesehen zu haben schien, versicherte mich wiederholt, daß die Gewitterwolken am Irazu stets das sicherste Zeichen des nahenden Regens seien. Der graue Haushälter aus Northampshire ließ mir nun mit derselben bergmännisch-biederen Gastfreundlichkeit, die mir während meines Aufenthalts so oft und so wohl zu statten kam, ein anderes Maulthier satteln, auf dem ich Cartago gerade im Momente erreichte, wo vom einfärbig trüben Himmel, die ersten

starken Regentropfen zu fallen begannen. Und wie ich über den weiten, grasüberwucherten Marktplatz reite, und mir bereits alle die Entschuldigungen überlegte und einstudirte, welche ich bei Don José Maria, meinem Hausherrn, wegen des Verlustiggehens seiner mir geliehenen Mula vorbringen würde, da erblickte ich plötzlich — welch' Erstaunen und welche Freude! — das braune, entlaufene Maulthier mitten am Platze friedlich und gemüthlich grasen. Nun war mit Einem Male alle Besorgniß verschwunden, und es galt nur noch, das Thier einzufangen. Mit einer Hand voll Salz, dem alle Maulthiere lüstern zueilen, war die Jaquima bald um den Kopf geworfen, der Sattel aufgesetzt, die Decke festgeschnallt und wenige Minuten darauf ritt ich, als hätte ich niemals auf einem andern Maulthier gesessen, in den Hof meines Absteigequartiers. Ja ich fühlte mich sogar gefaßt genug, meinem Hauswirth, auf die Frage, wie ich mit seinem Maulthier und dessen Trab zufrieden gewesen, ganz dreist zu antworten, sein Maulthier sei rascher als ich geglaubt, und sogar gewünscht hatte, von Navarro nach Cartago zurück gelaufen. — — — —

Wenn indeß Navarro uns noch lange in warmer Erinnerung bleiben wird, so trägt keineswegs dieses Maulthier-Abenteuer, das so bedenklich anfing und so scherzhaft endete, die alleinige Ursache daran. Es ist eine weit edlere Veranlassung, das selige Nachgefühl der reinsten ländlichen Freude, die wir in diesem grünen Juwel der Natur empfunden, die biedere englische Gastfreundschaft, welche wir hier genossen, und die allerdings in diesen urwäldlichen Bergen, bei der scheuen Zurückgezogenheit der Eingebornen, auch als eine Art „Abenteuer" angesehen werden kann. Und wahrlich es hat eine eigenthümliche Bewandtniß mit dieser edelsten der Sitten! Man weiß nicht, soll man dabei den mehr beneiden, welcher die Gastfreundschaft übt, oder den, der sie empfängt!

C. S.

XVIII.

Zur Geographie und Geologie Costa Rica's.

Bevor wir das Hochland von Costa Rica, wo der Sitz der Cultur, verlassen, um zur Schilderung der Küstengegenden am stillen Ocean überzugehen, tragen wir einige allgemeine Bemerkungen über die physische Beschaffenheit des Landes wie über die Einrichtung und inneren Verhältnisse des Staates nach, welche wir in unserer bisherigen Reiseschilderung übergangen, oder nur in Kürze angedeutet haben.

Das Gebiet des Freistaates Costa Rica erstreckt sich vom 8° (Cap Burica) bis 11° 16′ N. B. und vom 81° 40′ bis zum 85° 40′ W. L. nach dem Meridian von Greenwich.

Der Inhalt seiner Bodenfläche wird auf 2500—3000 spanische □Leguas (in Ermangelung bestimmter Berechnung) geschätzt. Seine natürlichen Grenzen sind im N.O. das atlantische, im S.W. das stille Meer. Die politischen Grenzen gegen S.O. und N.W. sind in Folge unbeendigter Streitigkeiten mit den Nachbarrepubliken Nueva Granada und Nicaragua noch schwankend. Trennende Gebirgsketten sind nicht vorhanden, da die Richtung der Cordilleras mehr dem Meridian, als der Breite folgt. Unter der spanischen Herrschaft bezeichnete das Flüßchen Chiriqui, welches von N.O. nach S.W., nicht weit von David, in den stillen Ocean fließt, und das Flüßchen Canna, östlich von der Bai Boca del Toro, die

Grenze der General-Capitänschaft Guatemala gegen Neugranada. Da dieses waldige Gebirgsland nicht von spanischen Creolen bewohnt, noch überhaupt cultivirt, sondern von schweifenden, unabhängigen Indianerstämmen nur sehr dünn bevölkert ist, so sind die Grenzstreitigkeiten beider Republiken um einen zur Zeit noch so sterilen Besitz nicht sehr ernster Art gewesen. Noch werden manche Jahrzehnte vergehen, ehe Boca del Toro und die andern schönen Naturhäfen in seiner Nähe, welche beide Staaten in Anspruch nehmen, besondere Wichtigkeit erlangen.

Anders verhält sich die Sache mit der Nordgrenze, wo die Nicaraguenser das schöne Gebiet Guana Caste, südlich vom großen Nicaragua-See reclamiren.

Mehr als einmal waren beide Republiken nahe daran, den Streit mit den Waffen auszufechten, da die diplomatischen Verhandlungen in Washington unter Vermittelung Englands und der Vereinigten Staaten sich lange erfolglos hinschleppten, und zuletzt nur zu einem provisorischen Vergleich führten, dessen Ratification Nicaragua verweigerte. Inzwischen hat Costa Rica den faktischen Besitz von Guana Caste behauptet. *) Der Rio San Juan und der Nicaragua-See gelten als Grenze bis zur Bai von St. Elena. Das waldige Gebirgsland, das sich von da bis an die Ufer des Sees hinzieht, ist fast unbewohnt, eine prächtige, aber ungesunde Wildniß, mit den schönsten Bäumen der tropischen Zone bedeckt.

Die Cordilleras de los Andes streichen von S. O. nach N. W. durch das Land, und nähern sich etwas mehr dem stillen Ocean, als dem atlantischen. Bekanntlich ist diese Kette eine Fortsetzung

*) Im Januar 1854 war Don Dionisio Chamorro als außerordentlicher Abgesandter Nicaragua's in San José angekommen, um diese Streitfrage endlich definitiv zu regeln. Nicaragua war bereit, gegen Empfang einer Baarsumme von 500,000 Peso's auf seine Ansprüche zu verzichten. Die Regierung Costa Rica's aber zeigte geringe Lust, auf diese Vorschläge einzugehen, und speiste den Gesandten mit Mahlzeiten, Bällen und dergleichen ab.

des großen Systems der Anden von Südamerika. In seiner größten Ausdehnung erstreckt sich dieses Hochgebirge von Cap Forward in Südamerika bis zu dem Ausfluß des Mackenzie-Flusses und dem großen Sklaven-See Nordamerika's, also in einer Länge von 1900 deutschen Meilen und auf einer Basis, die man auf 200,000 deutsche □Meilen schätzt.

Da, wo im Isthmus von Darien, südöstlich von Panama, das Festland von Südamerika sich dem Isthmus anschließt, zwischen dem Atrato und der Bai von Cupica, verschwindet das Gebirge fast gänzlich, oder zeigt nur eine sehr schwache Fortsetzung, und erhebt sich erst wieder in der Bai von Saint Blas. In zwei parallelen Bergreihen von mäßiger Höhe zieht es hier in einer veränderten Richtung von N. O. nach S. W. Die höchsten Gipfel dieser Berge erreichen in der Nähe von Panama etwa 1000′; bei Puerto Belo, an der Nordküste des Isthmus, sind sie beträchtlich höher. Im Westen dieses Bergzuges senkt sich das Land wieder in eine mit konischen Hügeln bedeckte Ebene, deren höchste Hügel nicht bis über 500′ ansteigen, und in welcher auf einer Linie zwischen dem Rio Chagres und dem Rio Chorrera die Hügel in der Art durch Einsenkungen getrennt sind, daß nach dem neuern Nivellement des französischen Ingenieurs Garella hier ein oceanischer $54\frac{3}{4}$ Kilometer (ungefähr $7\frac{1}{2}$ Meilen) langer Canal zwischen den beiden Meeren auszuführen ist, der bei einem größern Durchstich von 5350 Meter Länge und zwischen 45 bis 92 Meter Tiefe (durch den Hügel von Ahagayegua) mit seiner Theilungsschleuse in der Mitte nur 48 Meter über dem Niveau des hohen Wassers in der Südsee liegen, und von dieser Theilungsschleuse aus durch 17 Schleusen von 3 Meter Fall mit der Südsee und durch 18 Schleusen mit dem Antillischen Meere (dessen mittleres Niveau $2\frac{9}{10}$ Meter unter dem der Südsee liegt) in Verbindung stehen würde. Von dem höchsten Punkte in der Nähe dieser Canallinie, dem Cerro grande (zwischen Cruzes und dem Canal), der 954 Pariser Fuß hoch ist, sieht man

beide Meere. Westwärts von dieser Erniedrigung des Gebirges, d. h. westlich des Meridians der Punta Mala, des westlichen Theils der Bai von Panama, nimmt das Gebirge einen andern Charakter an, indem es sich zu einer breiten, ungebrochenen Bergmasse ausdehnt, welche mit ziemlich steilen Stufen von beiden Meeren aufsteigt, und im Innern das wahrscheinlich 2000—3000 Fuß über dem Meere liegende Tafelland von Veragua bildet, auf welchem einzelne zerstreute Gipfel, z. B. die Silta de Veragua, die Höhe von 8000 Fuß und darüber zu erreichen scheinen.

An das Gebirge von Veragua schließt sich das Tafelland von Costa Rica in einer durchschnittlichen Höhe von 4—5000 Fuß an.

Die Cordilleras in Costa Rica folgen der allgemeinen Richtung des ganzen Gebirgssystems von Central-Amerika und Mexico, nämlich von Südost nach Nordwest, mit geringen Abwechselungen. Sie spalten sich in mehrere Parallelketten, welche ausgedehnte Plateaux und Längenthäler einschließen, und, gegen das Gebiet von Nicaragua sich tiefer herabsenkend, die nordöstlichen Uferlandschaften der beiden großen Binnen-Seen dieses Staates umsäumen. Querjöcher schließen diese Längenthäler an ihren äußersten Enden ab, und Seitenketten laufen von dem Hauptgebirgsrücken in entgegengesetzten Richtungen nach Ost und West, mehr aber gegen den stillen Ocean, als gegen das karaibische Meer aus.

Der Hauptrichtung der Kammhöhen folgend, ist dem Tafellande eine Reihe von Pics und kleinen Berggruppen aufgesetzt, von denen die meisten unverkennbare Spuren einer frühern vulkanischen Thätigkeit von mehr oder minder langer Dauer tragen. Sie stehen zwar den Kolossen der vulkanischen Kette Südamerika's, besonders den berühmten Feuerbergen von Quito, an Höhe beträchtlich nach, bilden aber, wie diese, eine Reihe einzelner Essen, welche als Abzugscanäle für die im tiefern Feuerheerd sich erzeugenden Dämpfe und Gase dienen oder dienten, und deren mitunter gestörte oder gänzlich unterbrochene Thätigkeit (wie hier selbst der richtige In-

stinct des Volkes glaubt) die Ursache häufiger Erdbeben ist. In frühern Jahrhunderten, wo die Krater der Vulkane mehr Dämpfe ausstießen, waren diese Erderschütterungen wahrscheinlich viel seltener.

Der Chirrigui, der erste namhafte Kegelberg, mit welchem die Reihe der „Volcanos" von Costa Rica im Süden beginnt, erhebt sich 11,265 englische Fuß, der Rovalo 7021', der Blanco, der zuweilen Schnee trägt, 11,740'. Dann folgt nach einer längern Unterbrechung der Vulkan von Turrialva über dem schönen Thal, das denselben Namen führt, und der Irazu bei Cartago (11,100'). Einige der hervorragendsten Berggipfel dieser Cordilleras sind weder erstiegen, noch selbst trigonometrisch gemessen.

Als solcher verdient der obengenannte Vulcan Turrialva, den noch kein geographisches Handbuch nennt, einer besondern Erwähnung. Dieser prachtvolle, noch thätige Feuerberg, den man von Angostura, der projectirten deutschen Colonie am Revantazan, in seiner ganzen Größe und breiten Masse überblickt, überragt selbst den Vulkan von Cartago, und erhebt sich wahrscheinlich gegen 12,500'. Sein gegenwärtig thätiger Krater an der Nordostseite, etwas tiefer als der Gipfel, stößt fast ununterbrochen bald leichte, bald stärkere Rauchwolken aus, und scheint noch glühende Schlacken auszuwerfen, da der Rauch bei Nacht zuweilen mit einem feurigen Rande umgeben gesehen wurde. Der Dampf wechselt an Farbe, ist bald weißlich grau, bald dunkler. Niemand hat den Gipfel dieses Vulkans bestiegen. Die dichten Wälder, welche sich um seinen Fuß und seinen Rücken lagern, machen die Besteigung zwar nicht unmöglich, aber sehr schwierig und kostspielig. Der oberste Theil des Berges bis circa 1500' unter seinem Gipfel bildet eine kahle Steinmasse mit einem deutlichen Aschenkegel an der Südostseite.

Der nächste Nachbar des Turrialva-Vulkans ist der Irazu, dessen thätiger Krater viel schwächer raucht. Es ist auf diesem Berge noch ein zweiter älterer Krater vorhanden, welcher Schlacken auswarf, bevor der neue Krater sich bildete. Dem Irazu oder Vulkan

von Cartago reihen sich weiter gegen Nordwesten die langgestreckten Trachytkegel des Barba und Votos an, welche im Norden das blühende, große Hochthal überragen. Diesem gegenüber, auf der Südwestseite des Plateau's von San José, erhebt sich eine niedrigere Berggruppe, deren kraterlose Gipfel verschiedene Namen führen. Im Norden gegen den Nicaragua-See folgen die Vulcane Miravalles, Rimon del a Vinja und die beiden Orosi-Berge. Diese letztgenannten vier Vulkane erheben sich in der Provinz Guanacaste nordwestlich gegen die Grenze von Nicaragua. Sie sind nicht genau trigonometrisch gemessen, und scheinen eine mittlere Meereshöhe von 8000′ bis 9000′ zu haben.

Unter allen Feuerbergen Costa Rica's hat der Vulkan La Vieja, östlich von der Stadt Guanacaste, die meiste Thätigkeit bewahrt. Er ist gegen Süden durch ein tiefes Savannenthal vom Miravalles-Vulkan getrennt, und im Norden fast ohne Verbindung mit den Orosi-Vulkanen, also ein beinahe ganz isolirter Feuerberg der Cordilleras, welcher einen breiten, massenhaften Kegel mit vier Gipfeln bildet. Der jetzige Krater an der Nordostseite des Kegels, noch tief unter dem niedrigsten Gipfel, stößt fortwährend weißliche Dampfwolken aus, und soll nach der Aussage eines Mannes, der lange diese Gegend bewohnte, noch Lava und glühende Schlacken zuweilen auswerfen. Die Dämpfe sind bald schwächer, bald stärker, höchst selten, und nur in kurzen Pausen ganz unterbrochen. Die beiden schöngeformten Orosi-Berge, welche dann nördlich folgen, scheinen in historischer Zeit kein Zeichen ihres vulkanischen Lebens gegeben zu haben. Sie sind durch eine mächtige Gebirgsmauer verbunden und bis zu ihren höchsten Gipfeln mit Wald bedeckt.

Der südliche Theil des Staates Costa Rica, vom Vulkan Turrialva bis zum Pik Chirrigui und zur Grenze von Veragua, ist geographisch wie geologisch noch eine wahre terra incognita, welche fast zwei Breitegrade umfaßt. Diese ganze Strecke Landes scheint eine ungeheure, mit dichtem Urwald bedeckte Wildniß zu

sein, in welcher einige halbwilde, indianische Völker hausen, die sich neben der Jagd und dem Fischfang auch mit der Cultur des Mais und Pisangs beschäftigen sollen.

In dieser Zone sind die Cordilleras noch niemals von einem fremden Reisenden oder überhaupt gebildeten Beobachter überschritten worden. Man kennt nur die Namen einzelner Bergkuppen, welche man von der Seeseite gesehen (nach Form und den analogen Erscheinungen im nordwestlichen Theil der Anden von Costa Rica zu schließen) für Vulkane hält, ohne daß man je Rauch auf ihren Gipfeln gesehen, oder von erloschenen Kratern bestimmte Kunde hätte. Ihre Höhe wurde von der Küste aus trigonometrisch bestimmt. Gegen die Richtigkeit dieser Meßoperation sind theilweise gegründete Zweifel vorhanden. Die mittlere Höhe der Cordilleren ist auf dieser Seite ebenso unbekannt, wie deren plastische Form. Man weiß nicht mit Bestimmtheit, ob die Ketten schroffe Kämme bilden, oder — was wir für wahrscheinlicher halten — zu Plateaux und ausgedehnten Hochebenen sich erweitern, wie im Tafellande des Centrums.

Ebenso wenig ist etwas Näheres über den Lauf der Flüsse bekannt, welche von dieser Seite der Cordilleren beiden Oceanen zufließen, und deren Richtungen und Krümmungen von den bisherigen Kartenzeichnern größtentheils nach der Phantasie entworfen sind. Nicht einmal der schmalste Theil des Landes, zwischen Boca del Toro und dem Golfe Dulce, welchen Herr Lafont zur Anlegung einer Handelsverbindungsstraße besonders geeignet glaubte, ist genau untersucht worden. Wenige Gegenden Asiens sind so unbekannt, wie dieser Theil Central-Amerika's und fast das ganze Innere des Isthmus im Nordwesten und Südosten von Panama, wie schon Humboldt in seinem Werke über Mexico erwähnt. Gewiß nur scheint, daß eine tiefe Einsenkung der Kammhöhen und leichte Passage in Costa Rica nirgends vorhanden ist. Dr. Carl Scherzer sah vom Gipfel des Vulcans von Cartago bei ganz heiterer Atmo-

sphäre die große Gebirgskette gegen Südosten in unverminderter Höhe sich fortsetzen.

Die nördlichen Anden und die Berggruppen, welche das centrale Tafelland einschließen, bestehen aus einem hellgrauen Trachyt, der im allgemeinen von geringer Härte ist und als Baustein verwendet wird. Wir fanden dasselbe Gestein vorherrschend, sowohl auf den östlichen Abhängen des Gebirgs zwischen San Miguel und Desengaño, als auf der Westseite zwischen San Matteo und dem Berge Aguacate, der die mächtige Grenzmarke der Hochebene von San José gegen Westen bildet. Alle breiten Kämme oder scharfe Grathe der Cordilleren von Costa Rica, die ich auf meinen verschiedenen Ausflügen mit dem geognostischen Hammer untersuchte, bestehen (wie die Masse des Gebirgs) aus wahren Trachyt oder aus hellgrauen trachytischen Porphyr, in welchem der Feldspath sowohl in der Grundmasse als in den kleinen Krystallen vorwaltet. Annäherung zur porphyrartigen Structur ist im Allgemeinen überwiegend. Die schönsten Trachytporphyrfelsen fand ich in phantastisch-colossalen Formen am Bett des Revantazon bei Angostura.

Lange nach der Erhebung der Trachytketten dauerten hier vereinzelte vulkanische Durchbrüche fort, welche dunkler gefärbte vulkanische Gesteine mit vielen Augitkrystallen zu Tag förderten. Sehr interessante Durchbrüche dieser Art sind im Tafellande selbst, besonders zwischen Alajuela und la Garita zu sehen*). Die tiefe Schlucht des Rio Grande am östlichen Fuße des Aguacate, wo unterhalb dem Zollhause der Fluß durch sein enges Felsbett braust,

*) Diese merkwürdigen spätern Durchbrüche von vulkanischen Gesteinarten, bilden im westlichen Theil des großen Hochthales kleine Hügel von großen nebeneinanderliegenden oder übereinander aufgeschichteten Steinblöcken. Ueberall zeichnen sich diese spätern Erhebungen, die nur an Stellen zum Durchbruch kommen, wo sie an den ältern Bildungen weniger Widerstand zu bewältigen fanden, durch dunklere Färbung und größere Härte des Gesteins und durch häufige Augitkrystalloide aus. Eigentliche Krater sind hier nicht bemerkbar.

verdankt wahrscheinlich einem solchen vulkanischen Durchbruch ihre Entstehung. Das Wasser setzte dann durch Erosion das alte vulkanische Werk fort. Die steilen Felswände, die sich dort am rechten Ufer erheben und über welche der Weg nach Atenas führt, bestehen aus einem dunkelgefärbten, vulkanischen Porphyr, dessen Grundmasse und Krystalle zum Theil überwiegend augitisch sind, einen Uebergang von den trachytischen zu den doleritischen Gesteinarten andeutend, und in manchen Handstücken dem Melaphyr des berühmten Fassathales in Tirol zum Verwechseln ähnlich.

Die meisten Vulkane des Landes scheinen, wie die von Peru und Quito, aus ungeheuern aufeinandergethürmten Massen von Trachytblöcken zu bestehen, und zeigen nur ausnahmsweise Lavaströme. Sie haben sowohl die ältern Sedimente als die ungeschichteten Gesteine durchbrochen und sich über den Spalten aufgethürmt. Lange nach der Entstehung der Anden als Kettengebirge brachte die fortdauernde vulkanische Thätigkeit, jene verschiedenen krystallinischen Gesteinarten auf die Oberfläche. Die trachytischen Porphyre und die hellgrauen erdigen Trachyte sind die ältern Gesteine der Gebirge von Costa Rica; die dunkler gefärbten augitreichen, dem Dolerit oder dem Melaphyr ähnlichen Gesteinarten, die weit vereinzelter vorkommen, sind die jüngsten vulkanischen Bildungen. Zwischen beiden kommen Uebergänge von Gesteinen vor, welche je nach dem Vorwalten des Feldspaths oder des Augits, sich mehr zum Trachyt oder zum Augitporphyr neigen. Es ist diese Erscheinung mit ähnlichen Beobachtungen an den Gesteinarten des vulkanischen Territoriums von Neapel, wo es Abich zuerst mit Nachdruck hervorgehoben, zu vergleichen.

Auch die geologischen Verhältnisse der Anden von Costa Rica sind der Hypothese der Gebirgsforscher günstig, welche sowohl die Entstehung jenes ungeheuern Gebirgssystems, des ausgedehntesten unsers Planeten, als die ähnlicher Gebirge in der alten Welt, nicht als das Werk einer vereinzelten plutonischen Kraftäußerung,

sondern als das Resultat einer Reihe von Hebungen betrachten, welche anfangs unter dem Ocean stattgefunden, und durch eine Folge wiederholter plutonischer Revolutionen auf derselben Erdspalte, die ungeheuern Gebirgsmauern allmählich zu ihrer gegenwärtigen Höhe aufgethürmt haben. Den Schluß dieser Revolutionen bildeten die Durchbrüche einzelner Vulkangruppen, und das Oeffnen vieler Kegelberge zu einer mehr oder weniger langen kraterischen Thätigkeit.

Zum Studium der vulkanischen Durchbrüche und jener daraus hervorgegangenen Gebilde, welche bald aus mächtigen, aufgeschichteten Trachytmassen, bald aus kleinen Trachytkegeln, bald aus Tuffhügeln von beträchtlicher Ausdehnung bestehen, ist kein Theil von Costa Rica günstiger und instructiver, als die Provinz Guanacaste im Nordwesten des Staates. Hier sind neben den Bildungen von Erhebungskratern, auch die Produkte einer lang dauernden Thätigkeit der Eruptionskrater von hohem Interesse. An den Fuß der Vulkane reihen sich weit ausgedehnte Bildungen trachytischer Tuffe an, sehr ähnlich wie in den vulkanischen Gebieten von Neapel und Sicilien. Sie erscheinen zum Theil als die Produkte vulcanischer Schlammströme, die nach den Eruptionen begannen und der Neigung des Bodens entsprechend, in westlicher Richtung sich ausdehnten

Die unterirdischen Kräfte, welche in Mittel-Amerika noch heute durch die kraterische Thätigkeit der Vulkanreihe und durch vereinzelte Bildungen neuer Feuerberge (wie am Isalco im Staat San Salvador und an den Pilas in der Ebene von Leon) den Durchbruch versuchend wirksam sind, weisen deutlich auf die Existenz einer großen vulkanischen Spalte hin, als deren Lippen gleichsam die obersten Schichten der Cordilleren zu betrachten sind. Fast alle bisherigen Beobachtungen stimmen darin zusammen, daß die in den Cordilleren so häufigen Erdbeben meist nur in der Richtung des Streichens der Ketten, und oft sogar nur an der einen Lippe

der Spalte stattfinden. Es wiederholt sich in Central-Amerika dieselbe Erscheinung, wie an der Küste von Chile, wo der westliche Littoralstrich bis zur Höhe der Gebirgskette sehr häufig von Erdbeben heimgesucht wird, während das östliche Gehänge dieser Kette, auf welcher thätige Vulkane stehen, meist unerschüttert bleibt und ein Erdbeben in den Pampas eine große Seltenheit ist.

Außer den vulkanischen Gesteinarten und den später entstandenen Tuffen, deren Schichten wir allenthalben an der Oberfläche begegnen, finden wir sowohl an der Küste des stillen Oceans als auf den östlichen Terrassen zwischen Cartago und Turrialva und im Hochthale von San José selbst, besonders am Fuße des Berges San Miguel oberhalb Eskasu interessante ältere Sedimentgesteine, welche freilich verhältnißmäßig nur einen sehr schmalen Raum einnehmen, Muschelversteinerungen namentlich aus den Geschlechtern Pecten, Terebratula, Ostrea enthalten und wahrscheinlich in die Reihe der jurassischen Formationen gehören. Der dichte, hellgraue, harte Kalkstein mit splitterigem Bruche, der bei Eskasu in einer Meereshöhe von etwas über 5000′ vorkommt, sieht petrographisch dem Kalkstein der obern Juraschichten überaus ähnlich. Ein dunkler, gefärbter, minder compacter Kalkstein tritt in größerer Ausdehnung an der östlichen Wasserscheide zu Tag, und ist eine Meile von Cartago, in der Umgegend von Novarra, besonders schön aufgeschlossen. Nahe dem Centrum der Hochebene, selbst zwischen Cartago und San José wird ein merkwürdiger, dichter, hellfarbiger Kalkstein, durch Metalloxyde bänderartig durchsetzt und dadurch marmorähnlich gebrochen. Derselbe sieht seinem petrographischen Charakter nach gewissen Kalksteinen der Kreideformation ähnlich, und würde ein vortreffliches Material zu Ornamentirungen liefern.

Eine der interessantesten Gegenden zu geologischen Studien, bietet die Bai von Tarcoles am Golfe von Nicoya dar. Hier stehen trachytische Felsen im Contact mit Sedimentgesteinen spätern Ursprungs. Dieselben plutonischen Kräfte, welche die Haupt-

spalte der Andes öffneten, zerrissen die Erdkruste auch in vielen andern Richtungen, durch welche Seitenketten und Querjöcher des Gebirges entstanden. Sie zertrümmerten den Schichtenbau der vorhandenen neptunischen Bildungen, erhoben sich theilweise auf Höhen von 6000 bis 7000′ und drängten einen Theil der durchbrochenen Felsen nach der Küste des stillen Oceans. Zwischen Tarcoles und der Mündung des Rio Grande ragt ein mächtiger Fels in das Meer hinein, und wird unaufhörlich von den Wogen der Brandung gepeitscht; das Profil dieses Felsens ist sehr schön aufgeschlossen. In den obern Schichten ist ein grauer Kalkmergel mit starkem Thongehalt vorherrschend, dünnere Schieferschichten bilden die Basis. Der Schichtenbau dieses Felsens, der auch Versteinerungen enthält, ist wenig gestört. Viele von den Hügeln und Terrassen zwischen dem westlichen Abfall des stillen Meeres und dem Golf von Nicoya sind aus vulkanischen Tuffen gebildet, so die Waldhügel bei San Matteo und die malerische Umgebung der Hacienda von Pigres. Die Hauptstadt San José selbst steht auf Conglomeratschichten, die unter dem Einfluß des Wassers theils zerrieben, theils in Klumpen mit thonigem Bindemittel zusammen gebacken sind. Von Quarzrollsteinen ist darunter nichts zu sehen. Porphyre in verschiedenen Varietäten, bilden fast ausschließlich die eingeschlossenen Rollsteine in den verschiedenen Alluvialschichten der großen Hochebene.

Sehr merkwürdig ist die Einlagerung einer isolirten aber mächtigen Quarzschicht, welche am Fuße des Berges Aguacate eine bedeutende Strecke fortstreicht und ziemlich reich an Golderzen ist. Diese Goldlager, welche durchaus nur an den Quarz gebunden zu sein scheinen, sind noch wenig ausgebeutet; sie wurden 1822 entdeckt und lieferten anfangs einen bedeutenden Gewinn. Bei der Scheidung des Metalls ergaben sich 66% reines Gold, $33\frac{1}{2}$% Silber und etwa $\frac{1}{2}$% Kupfer. Don José Joaquin Mora, der Bruder des Präsidenten der Republik, welcher Eigenthümer des

Bodens ist, auf dem die zuletzt entdeckten edlen Metallgänge am Aguacate aufgefunden worden, zeigte uns sehr schöne Proben und versicherte, daß der durchschnittliche Goldgehalt in seinen Minen 25% des Quarzgesteines betrage, und daß er bei dem Beginn der Arbeiten aus 200 Pfund Gesteine 110 Unzen Gold gewonnen habe*). Kupferminen wurden in der Gegend von Cartago gefunden, andere Erzgänge sollen in verschiedenen Gegenden des Landes existiren.

Vor Jahrhunderten waren die Goldminen von Tisingal, unweit Boca del Toro, nahe der Grenze von Veragua, im ganzen Lande berühmt. Seitdem durch die räuberischen Ueberfälle von Piraten und die Aufstände der unterdrückten Indianer, die an der atlantischen Küste begonnene Kultur zerstört wurde, sind auch die Goldminen von Tisingal verschwunden. Molina führt unter den verschiedenen Metallen, die im Lande gefunden werden, Platin, Kupfer, Blei, Eisen und Zink auf. Auch spricht man von Steinkohlen östlich vom Golfo Dulce. All diese angeblichen Minenentdeckungen erheischen noch Bestätigung**). Außer den Goldminen des Aguacate werden nirgends im Lande Erzgänge bergmännisch ausgebeutet.

---

*) Die später entdeckten Zweige der ältern Goldgänge am Aguacate boten beim Anfang der Bearbeitung in der Regel einen ziemlich glänzenden Ertrag. Die Ausbeute in der Fortsetzung der Quarzgänge, entsprach aber selten oder nie den übertriebenen Hoffnungen, welche der reiche Goldgehalt der Oberfläche erregt hatte.

**) Herr Gutiarez von Cartago, brachte viel silberhaltige Erze vom Pacuar-Flusse mit. Steinkohlen wurden nur in einzelnen Nestern zwischen Kalkschichten gefunden. Die lästigen altspanischen Bergwerksgesetze, die noch in Costa Rica gelten, würden jedenfalls einer großartigen Ausbeutung der Minen im Wege stehen, selbst wenn man hier die Goldschätze Californiens fände.

M. W.

XIX.

Bemerkungen über Meteorologie und Klimatologie von Costa Rica und über den Naturcharakter der verschiedenen Regionen.

Das eigentliche Tafelland von Costa Rica, die glücklichste der verschiedenen Regionen dieses Gebirgslandes, hat eine mittlere Höhe von 4100—5200 englische Fuß. Der Anbau geht an den Abhängen der Berge noch beträchtlich über diese Höhe hinauf. Die Terrassen nach beiden Oceanen haben eine wechselnde Meereshöhe von 1000—3500′. Die Tiefebenen, die ungemein fruchtbar, zum Theil aber sehr ungesund sind (wie die Sumpfebenen von Matina), erheben sich nur wenige hundert Fuß über dem Spiegel des Oceans.

Das Klima wechselt natürlich auf einem Territorium von so mannigfaltiger vertikaler Gliederung und so verschiedenartiger plastischer Form. Man hat hier, wie in Mexico, Regionen mit den auffallendsten Contrasten der Temperatur und der Organismen. Die Tierras calientes oder die heiße Region, wo der Cacao, der unter allen Tropenpflanzen bekanntlich der meisten Wärme bedarf, vortrefflich gedeiht, ebenso die Vanilla, die Ananas, der Melonenbaum nnd die ächte Paradiesfeige (Musa paradisiaca); die Tierras templadas oder gemäßigte Region (3000—6000′), wo der beste Kaffee wächst, die besten und süßesten Orangen erzeugt werden, und das Zuckerrohr noch reiche Ernten liefert; endlich die Tierras frias oder die kühle Region (6000—8000′), wo Weizen, Gerste und Hafer mit Vortheil gebaut werden können. In den

zwei letzten Regionen ist das Klima gesund. Auf der Höhe des Tafellandes schwankt der mittlere Thermometerstand in den verschiedenen Tagestunden zwischen + 65° F. (14 R.) und 75° F. (19 R.); die höchsten Hitzgrade zwischen 12 und 3 Uhr übersteigen nicht + 82° F. (22 R.) und die tiefste Temperatur sinkt nicht unter + 57° F. (11 R.)*). Die Temperatur in den Tiefebenen gegen den stillen Ocean beträgt im Mittel + 72 bis 85° F.

Die Ostseite des Landes hat keine eigentliche trockene Jahreszeit. Es regnet dort mit sehr geringen Unterbrechungen fast jeden Tag, jedoch stärker von Dezember bis März, wo statt der Gewitterregen starke Landregen (Temporales), die mehrere Tage ohne Unterbrechung dauern, sich einstellen. Wenn an der Westküste die größte Trockenheit herrscht und der Staub unerträglich ist, regnet es an der Ostküste mit geringer Unterbrechung, und die Maulthierwege sind dann größtentheils wegen Koth und Nässe nicht zu passiren.

Im Tafellande und auf der Westseite dauert die trockene Jahreszeit, wo nur sehr wenig Regen fällt, von Anfang Dezember bis Mitte April; die Umgegend von Cartago macht hievon eine Ausnahme und ist zur östlichen feuchten Zone zu rechnen. Die Atmosphäre ist zwar in dieser Jahreszeit immer noch beträchtlich feuchter als in Nord-Amerika während des Sommers, aber der Boden ist sehr trocken. Die niedern Pflanzen versengen im Februar überall wo sie nicht Schatten und Feuchtigkeit haben, die schönen Wiesen verschwinden. Die Wälder aber behalten meist ihren grünen Schmuck, denn verhältnißmäßig haben nicht viele Bäume dieses Landes den Blattfall der nordischen Flora. Der vorherrschende kühle Nordwind jagt die Staubwolken auf den Straßen und Wegen auf, und der Stadtaufenthalt ist dann sehr unangenehm. Im

*) Der mittlere Thermometerstand in den Regenmonaten (Mai bis November) auf dem Plateau von San José war + 16—17° R. In der trockenen Jahreszeit ist wenig Unterschied, nur die Morgen sind kühler.

stillen Ocean, selbst im Golf von Nicoya, verursacht der Nordwind oft einen sehr wilden Aufruhr des feuchten Elements. Barken werden umgeworfen und Schiffe reißen von ihren Ankern. Mit dem Eintritt der Nordstürme, welche immer den Anfang der trockenen Jahreszeit verkünden, werden die Gewitter seltner und es stellen sich zuweilen Landregen ein. Die Kühle, welche diese Nordwinde begleiten, ist den Bewohnern dieser Tropenländer eben so lästig als schädlich. Die meisten Krankheiten herrschen in Costa Rica vom December bis März. Auch in den tiefern Regionen nehmen die Fieber überhand. Selbst von den Flächen von Guana-Caste sind die Nordwinde durch ihre Heftigkeit unangenehm.

Nach den ersten Regen, die im Mai schon ziemlich reichlich fallen, schmückt der Boden sich wieder mit frischem Grün. Die Wege und Landstraßen bleiben erträglich bis zum Monat August. Es finden zuweilen kurze Unterbrechungen von 5 bis 6 Tagen statt, die sich aber nicht immer regelmäßig einstellen. Im Ganzen aber hat die Witterung vom August bis Anfang November den regelmäßigsten Gang. Die Morgen sind heiter, der Horizont zeigt uns einzelne leichte Wolkenformen, unter denen der Cirrus und der Cirro-Cumulus die vorherrschenden sind. Von 9 Uhr Morgens an, wo die Sonne sichtbar auf den feuchten Grund des Waldes wirkt, kommen dichtere Wolkenformen zum Vorschein. Die Haufenwolke (Cumulus) bildet sich zahlreicher am Zenith.

Um die Kammhöhe der Cordilleras sammelt sich die Schichtenwolke (Stratus), die ganz so wie in den Alpen der Schweiz oft gespensterartig an den Abhängen der Berge bis tief in das Thal herabreicht. Gegen die Mittagstunde sind in der Regenzeit die Gipfel der Vulkane selten unverhüllt. Ueber dem Haupt des Irazu (Vulkans von Cartago) erhebt sich bereits der Strato-Cumulus oder die gethürmte Haufenwolke in dichter drohender Masse. Es ist als wenn dem Waldboden der Höhen überall der Wasserdunst in dichten Bläschen dampfartig entstiege. Zwischen 12 und 1 Uhr

hört man in der Regel die ersten fernen Donnerschläge. Der Nordostwind ist noch vorherrschend und treibt die dicken Gewitterwolken vom Irazu über die langgestreckten Kegelberge des Barba und Votos in nordwestlicher Richtung hin. Mit dem Eintritt des Gewitterregens, der gewöhnlich erst nach 2 Uhr beginnt, ändern sich die Luftströmungen, und der Wind jagt die Gewitterwolken in den verschiedensten Richtungen.

Unter den Breitengraden Deutschlands ist die gewöhnliche Höhe der Gewitterwolken 4 bis 6000′; auf der Hochebene von San José schätzten wir dieselben auf 8 bis 10,000′. Bei besonders heftigem Gewitter, wie am 1. September 1853, wo der Blitz in San José neben der Kathedrale in den Laden eines deutschen Kaufmanns einschlug, senkten sich die Wolken beträchtlich. Nach den heftigsten elektrischen Entladungen steigen sie gewöhnlich wieder empor. Mit dem niederstürzenden Platzregen verschwindet auch die gebirgsartige Form der Wolken und eine einfarbig graue Nimbuswolke bedeckt dann den ganzen Horizont. Im September und October, den stärksten Regenmonaten, dauert der Niederschlag 4 bis 5 Stunden und oft noch länger bis in die Nacht hinein. Genaue, jahrelange Messungen des Niederschlags sind uns nur von Angostura bekannt. Nach den Beobachtungen des Herrn Witting in Cartago, die aber nicht während der ganzen Regenzeit angestellt wurden, betrug der im Julius gefallene Niederschlag nur 2″ 3‴, und im August 4¼‴. Dieß würde auf keine bedeutende Regenmenge im Vergleiche mit andern Ländern der Aequatorialzone schließen lassen. Unter den Wendekreisen rechnet man bekanntlich die Masse des Niederschlags im Mittel auf 115 pariser Zoll im Jahr. Cartago, obwohl nahe dem Fuße des waldreichen Vulkans Irazu gelegen, ist aber aus physischen Ursachen, über die man nur vage Hypothesen aufstellen kann, während der eigentlichen Regenzeit, vom Julius bis November, vom Niederschlag ungleich mehr verschont, als die gegen die Mitte der Hochebene

gelegene Stadt San José und der ganze westliche Theil der Thalsohle bis zur Schlucht des Rio Grande an der Garita *). Im Hafen Punta Arenas regnet es auch nach sichern Beobachtungen weit weniger als in Esparza, San Matteo und in allen näher dem Gebirge gelegenen Gegenden. Die von der erhitzten Sandoberfläche der Halbinsel, auf welcher Punta Arenas steht, aufsteigende Strömung warmer Luft, verhindert dort wahrscheinlich die Zersetzung der Wolken. In der Hacienda von Miravalles, nahe am Fuße des Vulkans, stellen sich auch während der trocknen Jahreszeit mit den starken Nordwinden häufige Strichregen (Garuas) ein, und erhalten dadurch die Gramineendecke der Savannen bis zum März frisch.

Costa Rica ist unter den Bewohnern Central-Amerika's wegen seines vielen Regens übel berüchtigt. In einigen Theilen Nicaragua's ist der Niederschlag wahrscheinlich noch stärker. Am Rio San Juan soll fast täglich Regen fallen, während in San Salvador und Guatemala der jährliche Niederschlag sicher geringer ist. Man erkennt das an der Cultur des Indigo und der Cochenille, welche in Costa Rica wegen allzu großer Feuchtigkeit nicht gedeihen, während beide den Hauptexportartikel jener nördlichen Republiken bilden. Indeß hört man auch in Guatemala häufige Klagen über Fehlschlagen der Cochenille wegen einfallender Regen, und manche Nopalbesitzer gehen dort mit dem Plane um, die Cochenille, die bisher den Hauptexportartikel lieferte, durch den Kaffeebaum zu ersetzen, und den Kaffee als Tauschartikel gegen die europäischen Manufakturwaaren zu exportiren.

Jede der verschiedenen Regionen, die wir bezeichneten, hat

---

*) Dafür herrschen in Cartago vom November bis Ende Januar, wo in den westlichen Theilen des Tafellandes, von San José bis Atenas, die trockene Zeit bereits begonnen hat, Temporales (Landregen), die zuweilen mit feinem Regen ganze Wochen anhalten. Dieser feuchte Charakter der Luft, nimmt in derselben Zeit in östlicher Richtung zu.

einen andern Naturcharakter und eigenthümliche Organismen *). Wenn auch gewisse Culturpflanzen in verschiedenen Regionen vegetiren, so geben sie doch ungleichen Ertrag; wenn dieselben Thierarten am Meeresstrande und auf den Cordilleren erscheinen, so sind es doch nur wenige Ausnahmen. Die Ebenen an der atlantischen Seite haben eine etwas wärmere und constantere Temperatur, als der schmale Küstenstrich am stillen Ocean. Die Vegetation ist ungleich großartiger, die Bäume sind höher und dickstämmiger, als an der Westseite. Pflanzen, welche die heißeste Temperatur vertragen, gedeihen dort vorzüglich. Der Cacaobaum in der sehr fetten, aber ungesunden Ebene von Matina, welche Kenner an Fruchtbarkeit dem Nil-Delta gleichstellen, trägt Bohnen vom feinsten Aroma. Die kostbarsten Schmuck- und Farbehölzer: der Mahagonibaum und verschiedene Arten von Cedrelen, der Brasilienholzbaum (Caesalpinia echinata), der Gelbholzbaum (Brussonetia tinctoria), und die für den medicinischen Gebrauch wichtige Sarsaparille (Smilax sarsaparilla) gedeihen im Osten reicher und schöner, als am westlichen Fuße der Cordilleras. An beiden Küstenstrichen Costa Rica's ist der Vanillenstrauch mit seinen schmalen, schönduftenden Fruchtkapseln (Epidendron Vanilla), der Pfefferstrauch, der Melonenbaum (carica Papaia), der Seidenbaumwollenbaum (Bombax Ceiba), die Oelpalme (Elaeis Oleracea), die Fächerpalme (Mauritia flexuosa), die Kohlpalme und der Manglebaum gemein. Die Kokospalme gedeiht am Golfe von Nicoya, obwohl sie dort kein hoher, stolzer Baum ist, wie am See von Nicaragua. Die stachlichte Ananasstaude (Ananassa sativa) und der Pisang (Musa sapientum) gehen bis in die gemäßigten Regionen hinauf, geben aber lange nicht die gleichen ergiebigen Ern-

*) Wir behalten uns eine umständlichere Darstellung der Naturverhältnisse und ein Verzeichniß der wichtigsten Pflanzen und Thiere in den verschiedenen Regionen bei einer spätern speciellen Arbeit, vor. In obiger Darstellung geben wir dem Leser nur die allgemeinen Umrisse des Naturcharakters an.

ten, wie in der Tiefebene. Diese heiße Region ist zugleich durch die Ueppigkeit der Lianen und parasitischen Pflanzen, welche in einer Meereshöhe von 4000 Fuß schon beträchtlich abnehmen, auffallend charakterisirt.

Das Thierreich ist durch die größten und schönsten Formen der Aequinoctialzone an beiden Küstenstrichen Costa Rica's vertreten. Es kommen hier die meisten Arten der Quadrupeden Südamerika's: der Tapir, das größte Säugethier der neuen Welt, der Jaguar oder amerikanische Tiger, der Cuguar (Puma) oder amerikanische Löwe, kleinere Katzenarten, mehrere Affenarten, die aber hier doch viel weniger Mannigfaltigkeit zeigen, als am Orinoco und in Brasilien, kleine, südamerikanische Hirsche (Benaos), Nabelschweine, Agutis, Armadille u. s. w. vor. Von Vögeln sind besonders die buntfarbigen Arten zahlreicher, als auf dem Tafellande der Cordilleras. Die Papageien, die Tukane (Rhampsastos), die glänzenden Trogonarten, reichbefiederte Schmuckvögel (Ampelis), das Hokkohuhn (Crax alector), Löffelreiher und Trompetervögel sind die hervorragendsten Gattungen. Der Gelbschwanz (Cassicus Montezuma) ist am San Juan-Flusse und Sarapiqui der häufigste Vogel, durch seine Lebensweise und architektonische Kunst besonders interessant. Er kommt an der Westküste viel seltener vor. Einzelne derselben und manchmal ganze Schwärme von den Vögeln der Tiefebene kommen wohl auch in die gemäßigten Regionen auf die Hochebene von San José, erscheinen aber dort nur als verirrte Gäste, als Fremdlinge und Strichvögel. Bald ziehen sie wieder in die Tiefe zurück, deren wärmere Luft und gleichmäßigere Temperatur ihnen besser zusagen. Am auffallendsten ist der Unterschied beider Regionen in Bezug auf Reptilien. Keiner von den gewaltigen Sauriern, welche am Meeresstrande und an den Ufern der Flüsse, besonders in der Nähe ihrer Mündungen in so furchtbarer Zahl auftreten, geht bis zum eigentlichen Tafellande. Der Kaiman (Crocodilus Lucius) mit der Hechtschnauze, und eine ächte Kro-

kodilart, mit ganzen Schwimmhäuten an den Füßen, sehr gewölbter Schnauze und knorrigem Nacken, ähnlich dem Crocodilus rhombifer, kommen nur in den Flüssen der Tiefebenen vor, und scheinen am Rio grande und in den verschiedenen Gewässern, welche dem atlantischen Ocean zufließen, kaum bis zu einer Höhe von 500′ flußaufwärts zu gehen. Es sind hier ziemlich furchtsame Thiere, die den Menschen scheuen. Auch die großen, grauen Leguane halten sich nur in den wärmsten Gegenden, nahe dem Meere auf. Die Boas finden sich nur in den Wäldern der tiefen Region, und sind auch hier selten. Die Lurchen dieser warmen Region sind wahre Riesen im Vergleich mit derselben Amphibienfamilie, welche Sümpfe und Gebirgsflüsse des Plateau von San José beleben. An Landconchylien ist Costa Rica überaus arm, was der Seltenheit der Kalkgebirge zuzuschreiben ist. Jenseits des Golfes von Nicoya, in der Gegend von Capo Blanco, wie auch bei Tarcoles, spült das Meer jedoch eine bedeutende Menge von Muscheln an das Land, und es ließe sich von dort ein einträglicher Perlmutterhandel treiben. Außer verschiedenen Arten von Aviculaceen mit zweischaligen Muscheln, worunter auch eine Varietät der Avicula margaritifera (Meleagrina margaritifera), welche grünlich grau mit weißlichen Strahlen ist, deren Schalen die Perlmutter und deren tropfenartige Auswürfe bekanntlich die ächten Perlen geben, sieht man auch viele Conus, Oliva, Trochus, Cypraea, Cardium, Venusarten, Tellina u. s. w. am Strande. Zugleich fischt man dort vortreffliche Austern von ungemeiner Größe, welche in Punta Arenas mit Vorliebe gegessen werden. Unter den Insekten dieses Küstenstriches kommen viele tropische Prachtarten vor, besonders Bupreftiden, Elateriden, Cassiden u. s. w. Im Ganzen aber ist die Insektenfauna weniger großartig und brillant, als an der atlantischen Seite, und besonders steht sie an Glanz und Größe den Insekten von Brasilien und Guyana nach. Viele Formen, besonders aus den Geschlechtern der Sarperden, Lamien, Cerambi-

ciden ꝛc. erinnern auffallend an europäische Formen. Merkwürdiger Weise kommt hier nicht einer von den kolossalen Repräsentanten der Scarabäen vor, die sonst in keinem tropischen Lande fehlen, während an der Ostseite Central-Amerika's, nahe dem caraibischen Meere, mehre Species dieser Riesenkäfer erscheinen. Auch die gefährlichen Arachniden erinnern hier nicht an die großen Arten dieser Thierklasse in andern Tropenländern. Von den Spinnen sind nur wenig Arten von außerordentlicher Größe; darunter die sogenannte „Arana de los Caballos,“ d. h. die Pferdespinne, welche in den Llanos von Guanacoste heimisch ist, und dort viel Schaden anrichtet, indem sie ihre Eier über den Hufen der Pferde einsetzt, und damit den Tod vieler Pferde bewirkt. Die Taranteln und der zwölfäugige Scorpion (Androctonus), den wir in den Waldgegenden von Jesus Maria, zwischen San Matteo und Esparza, häufig unter dürren Baumrinden fanden, sind hier nicht größer als dieselben Thiergeschlechter in den weit nördlichern Breitengraden der Louisiana zwischen dem 30 und 33° N. B.

Auf der Höhe des Tafellandes, dessen Mitte die Hauptstadt San José einnimmt (4—5000′ Meereshöhe) ändert sich der Naturcharakter auf das Ueberraschendste. Der Wald bietet hier nicht mehr die finstere Majestät der mächtigen Urwälder, wie am Sarapiqui und am San Juan-Fluß, wo dickstämmige Riesenbäume mit gewaltigen Laubkronen sich bis 140′ erheben, und die Vögel, die sich auf denselben fröhlich schaukeln, dem Schrotschusse unerreichbar sind. Der primitive Wald der eigentlichen Hochebene von San José ist verschwunden, und hat der Cultur Platz gemacht. Die kleinen Wäldchen, welche in den Schluchten und den Abhängen der Flußrinnsale stehen geblieben, sind nur der karge Nachwuchs jener Urwälder, welche die Axt des neuspanischen Holzfällers ausgerodet hat. Erst auf den höhern Bergabhängen, welche die Wände des Plateau bilden, erscheinen wieder massenhafte Ansammlungen von Bäumen. Es sind viele neue Baumgeschlechter, die in der

heißen Region nicht vorkommen. Man findet Eichen von sehr fremdartigem Ansehen, Coniferen, die nicht mehr an unsere dünnnadligen Kiefern des Nordens erinnern, Weiden und Pappelarten und andere Repräsentanten eines kühlern Klima's, gemischt mit ächt tropischen Formen, von denen eine ziemliche beträchtliche Anzahl von Arten sich bis zur Meereshöhe von 8000′ verirrt, die aber in diesen Regionen bereits eine merkliche Verkümmerung ihres Wuchses nach oben erleiden.

Auch der Lianen- und Parasitenreichthum hat in der weniger heißen Atmosphäre des Tafellandes bedeutend abgenommen, sowohl in Bezug auf Masse der Individuen als auf Mannichfaltigkeit der Arten. Die Wäldchen sind daher sonniger und freundlicher, weil die ausgedehnten Schirme jener Hänge- und Kletterpflanzen, welche in den Wäldern der tiefern Region sich von Baum zu Baum fortziehen, hier weniger üppig sind und dem Sonnenlicht das Eindringen bis auf den Waldboden gestatten. Die candelaberartigen Schmarotzer, die einen so wunderbaren Schmuck der Baumkolosse am Sarapiqui- und Riogrande bilden, fehlen in den Wäldchen der Hochebene ganz, und sind in den höhern Urwäldern der Cordilleras (am Aquacate, bei Desengaño) wenigstens seltener. Viele Culturpflanzen, wie der Cacaobaum, der Vanillestrauch, der Indigo, der Brodfruchtbaum, die Sarsaparilla u. s. w. würden selbst durch Beihülfe der künstlichen Pflege hier nicht mehr gedeihen, da sie einer höhern und anhaltendern Temperatur bedürften, als hier im Mittel herrscht. An andern Pflanzen, wie dem Pisang, Ananas, verschiedenen Palmenarten sieht man bereits die Verkümmerung, obwohl sie noch vielfach gepflanzt werden. Wildwachsende Palmen und baumartige Farren fand ich auf Höhen von 7000—8000′ noch in Menge, aber es waren nicht die größten und schönsten Arten darunter. Selbst der Mais und das Zuckerrohr, obwohl sie noch bis zu einer Höhe von 6500′ recht gut fortkommen, geben nicht mehr einen so reichen Ertrag wie auf den Terrassen und Tiefebenen

vom Meeresstrande bis zu 3000′ aufwärts. Der Pisang, die nützlichste Nahrungspflanze für den Armen, wird in jeder Hacienda des Hochlandes kultivirt. Seine vom Winde stark zerfetzten Blätter haben bei weitem nicht die Pracht und Größe wie in den herrlichen Pisangwäldern in der Nähe von Tarcoles, wo auch die Bananen ungleich größer, süßer und schmackhafter sind und in noch weit dickern Trauben an den Bäumen hängen. Die geeignetste Temperatur soll für den Pisang unter dem Äquator an der Meeresküste sein, wo er bei einer Temperatur von + 27° R. den größten Ertrag liefert. Sein häufiges Vorkommen nicht nur bei Heredia, Kartago und an den meisten hochgelegenen Dörfern des Tafellandes, wo der Pisang noch immer den Schmuck der Hacienda bildet und gute Früchte trägt, sondern selbst bei Atenas und auf den höchsten Terrassen und Abhängen des Aguacate (6000—7000′ Meereshöhe), widerspricht aber der Behauptung jener Pflanzengeographen, welche die Temperaturgrenze, jenseits der die Frucht des Pisangs selten zur Reife kommen soll, auf etwa + 19° R. angeben, während hier im Tafellande von Costa Rica in Gebirgsgegenden, deren mittlere Temperatur nicht über + 12° beträgt, die Bananenernte noch immer ergiebig ist. Die Pflanzen, welche unter allen künstlich gezogenen Vegetabilien sich in der milden Region des Tafellandes am wohlsten befinden, sind der Orangenbaum, der hier beständig Blüthen treibt und Früchte ansetzt, und der Kaffeebaum, der in der Umgebung von San José den reichsten Ertrag gibt, und besser gedeiht, als auf den wärmern Terrassen jenseits des Aguacate.

Der Anblick der wilden Vegetation hat in dem angebauten Theile des Hochlandes von Costa Rica nur noch wenig Tropisches. Cactus und Agaven werden künstlich als Heckenpflanzen gezogen.

Der prächtige, senkrecht aufwachsende, säulenartige Cactus, dessen malerische Form uns in verschiedenen Küstengegenden am

stillen Ocean, besonders bei Punta Arenas und Tarcoles, so fremdartig auffiel, kommt hier nicht mehr vor. Die ungeheuren Blüthenstengel der Agaven, welche zwischen den Mündungen des Barranca und des Rio grande sich zu zahlreichen Gruppen mit kronleuchterartig gestellten Blüthen erheben, sind hier seltene Erscheinungen. Dagegen begrüßt man viele Bäume und Büsche, wie niedere Pflanzen, die uns an nordische Pflanzengestalten erinnern, obwohl sie abweichende Species sind. Eine Pappelart mit großen Blättern, die nicht hoch wird, ist die häufigste Heckenpflanze. Man sieht unter vielen Formen der gemäßigten Zone das Geißblatt, den Hollunder, die Saalweide, freilich in etwas südlicher Entwickelung; unter den niedern Kräutern die Milchdistel, die Nessel, den Hühnerdarm, Wegerich, die Goldruthe (Solidago), den Brombeerstrauch, die Winde (Convolvolus). Der gemeine Löwenzahn steht hier mit den Sinnpflanzen (Mimosa sensitiva, mimosa pudica) auf künstlichen Wiesen und natürlichen Savannen zerstreut. Im eigentlichen Urwalde ist auf dieser Höhe die Umwandlung des herrschenden Vegetationscharakters weit weniger bemerkbar. Doch erleiden die Bäume, besonders auf isolirt stehenden Vulkanen, wie am Miravalles und an der Vieja, eine bedeutende Verringerung ihres Wuchses nach Oben, während die Buschflora auf Höhen von 5—6000′ eher reicher wird. Die größte Ueppigkeit von Laub und Blüthen ist in dieser Höhe auf den Büschen entfaltet, während tiefer der größte Blattreichthum, die größten, vollsten und farbigsten Blüthen auf den Bäumen 50—60′ über dem Erdboden zu schauen sind.

Die Thierwelt hat auf dieser kühlen Andeshöhe eine ähnliche Metamorphose erlitten. Man bemerkt es besonders bei jenen Geschlechtern wirbelloser Thiere, denen ein geringes Vermögen der Ortsbewegung gegeben ist, wie bei den Landschildkröten, Landschnecken, den Scorpionen und vielen Insektenarten. Jaguare, Pumas (Felis concolor) und andere Katzen gehen bis zu einer

Meereshöhe von 8000′ in den Andeswäldern, welche das Tafelland umgeben. Jaguarhäute kommen auf dem Markte von San José nicht selten vor, und man kann hier ein schönes Fell für einen Piaster kaufen. Die dunkle Varietät des Jaguars scheint besonders den höhern Regionen der Cordilleren eigen. Die Wegarbeiter, die ich im December 1853 in einer einsamen Hütte auf der Höhe von Desengaño (7000′ Meereshöhe) traf, versicherten, daß sie immer nur diese dunkle Abart des „tigre“ gesehen. Im Ganzen scheint aber doch den Katzenarten die wärmere Region von 1500—2000′ behaglicher, und die meisten Tiger (Jaguare) finden sich in der Landschaft Miravalles und in den Waldebenen am San Carlosflusse, welche sich höchstens 1500—2000′ über dem Meeresspiegel erheben. Der Tapir liebt die Tiefen, steigt aber doch bis über 4000′. Die kleinen Hirscharten (Cervus rufus und mexicanus) sind seltener. Affen sind nicht zu finden, und die in Gefangenschaft gehaltenen Rollschwanzaffen, die man aus der warmen Region nach San José bringt, kränkeln hier, und leiden an Catarrh und Lungenschwindsucht, ganz ähnlich wie die Affen im Pflanzengarten zu Paris. Ein junges Aeffchen, das wir selbst in jener wärmern Region erbeutet und nach San José gebracht hatten, schien bei einer Temperatur von + 13° R. stark zu frieren. Dagegen kommen in dieser Region gepanzerte Gürtelthiere (Armadille), Beutelratten, eine Faulthierart von hellbräunlicher Farbe mit langen und dichten Haaren und zwei Krallen an den Vorderfüßen (Bradypus didactilus) und der südamerikanische Waschbär (Procyon cancrivorus), der sich durch höhere und schlankere Beine, durch kürzere Nägel und Ohren vor dem bekannten nordamerikanischen Waschbären auszeichnet, und sich sowohl von Früchten als Insekten nährt, noch ziemlich häufig vor.

Die gefiederten Bewohner dieses Hochthales haben im Allgemeinen nicht die bunte Farbenpracht, wie die Vögel der heißern Region. Den verschiedenen Papageiarten, den kolossalen Arassen,

deren massenhafte Prachterscheinung an den Küstenstrichen beider Oceane den von Norden kommenden Reisenden so seltsam überrascht, scheint die milde Luft des Hochlandes eben so kalt und unbehaglich wie den Affen. Auf unsern Streifzügen durch das Hochthal sahen wir nur selten einzelne Heerden von kleinen Papageien, die sich besonders in Zeiten einstellen, wo gewisse Lieblingsfrüchte reifen, aber sie erscheinen nie als Standvögel. Es sind flüchtige Wanderer, welche Neugierde oder Naschlust zuweilen verleitet, sich so hoch hinaufzuwagen, die aber das kühle Hochland wieder fliehen, sobald die Nordwinde der trocken Jahreszeit deren buntes Gefieder schütteln. Ampelis haben wir hier nie gesehen, und im Allgemeinen muß man sich wundern, daß bei solcher Nähe der heißen Region und bei der ungemeinen Leichtigkeit, womit die Vögel ihre Bewegungslust befriedigen können, so wenige Vogelarten der heißen Region sich in die Luft der terras templadas nach dem fruchtreichen und wohlcultivirten Hochthal dieses Tafellandes versetzen. Nur der schwarze, melancholische Aasgeier (Cathartes foetens), der große, gefleckte Ziegenmelker (Caprimulgus rufus) und die südamerikanische Schwalbe scheinen sich in beiden Regionen gleich wohl zu fühlen. Die feingezeichneten Turteltauben kommen etwas seltener vor, als in der Tiefe. Der prachtvolle Specht mit der scharlachrothen Haube (Picus princeps), der einen verschiedenartigen Temperaturgrad vertragen kann, und gern weite Reisen macht, ist gemein. Auf der Savanna in der Nähe von San José erscheint der südamerikanische Regenpfeifer in großen Heerden. Mehrere Ortyxarten, den nordamerikanischen Wachteln an Größe ähnlich, sahen wir häufig in den Wiesen bei Aserri. An Zahl wie an Mannigfaltigkeit ist die ornithologische Ausbeute für den Sammler auf dieser Höhe bedeutend geringer, als in der Küstenregion jenseits des Aguacate.

Noch auffallender ist die Verkümmerung der Formen in der Reptilienklasse wahrzunehmen, die vor Allem einen hohen Grad

von Wärme und Feuchtigkeit liebt. Die schönen, farbenschillernden Kammeidechsen, die wir in den Umgebungen von San Juan, und die großen grauen, schuppigen Leguane, die wir an der Küste des stillen Oceans so zahlreich beobachtet hatten, verschwinden schon bei einer geringen Meereshöhe. Die wenigen Saurierarten, die hier vorkommen, sind von unbedeutender Größe. Man badet in den Flüssen des Hochthales, ohne Kaimane oder gefräßige Fische zu fürchten. Nicht einmal Schildkröten haben wir in dieser Region gefunden. Auch die Riesenfrösche sind verschwunden, und statt ihrer treten kleine, aber sehr bunte und zierlich gefärbte Lurchenarten auf. Auch Schlangen sind selten, und obwohl die meisten Landbewohner mit nackten Füßen durch Wälder und Savannen gehen, kommen Unglücksfälle doch nicht häufig vor. Der furchtbare Trigonocephalus lanceolatus, das gefährlichste Reptil in den tropischen Zonen Amerika's, scheint wenigstens in diesem Theile Costa Rica's zu fehlen, obwohl Zuckerplantagen, sonst der Lieblingsaufenthalt dieser Schlangen, fast in jeder Hacienda sind. Wir fanden dagegen mehrere Arten der Korallenschlange. Die südamerikanische Klapperschlange (Crotalus durissus), die weniger hübsch über dem Rücken gezeichnet ist, als die nordamerikanische Art, aber ein noch schneller tödtendes Gift in ihren Zahndrüsen bewahrt, kommt zuweilen in den Kaffeeplantagen bei San José vor. Am übelberüchtigsten in Bezug auf Giftschlangen sind die Ebene von Matina und der Berg Aguacaste, Gegenden von sehr contrastirender Höhe. Die furchtbarste Giftschlange, welche die Eingebornen Calébra del sangre (Blutschlange, wegen ihres blutrothen Bauches) nennen (wahrscheinlich eine Elapsart), hält sich in den feuchten Niederungen der Cacaoplantagen auf, während die Toboba, eine im Lande vielgenannte Giftschlange, unter deren Benennung die Eingebornen wahrscheinlich verschiedene Species verwechseln, häufig am Aguacate vorkommt. Selten vergeht ein Jahr, ohne daß Menschen von ihnen gebissen werden und schnell sterben.

Unter den Land-Mollusken kommen einige Bulimusarten vor, die aber nicht viel größer sind, als in Nordamerika. Die Insektenfauna trägt einen auffallend nordischen Charakter. Die Prachtschmetterlinge der Tiefe sind auf dem Tafellande größtentheils verschwunden. Es fliegen Hipparchien und Coliasarten, wie auf unseren deutschen Wiesen, neben einzelnen Schmetterlingsformen der tropischen Zone. Die Käfer sind reich an Farben, aber auffallend klein. Mosquito's und Sandfliegen kommen nicht mehr vor. Dagegen sind Flöhe und Niguas (Pulex penetrans) eine unangenehme Plage. Die Heuschrecken, die im Monat Juli, als wir Tarcoles besuchten, zu Millionen auf den Waldwiesen hüpften, und in Guanacaste auf den Maisfeldern und Pisangpflanzungen beträchtliche Verheerungen anrichteten, haben sich noch nie auf das Hochland gewagt, und die Angst, welche sich aller Kaffeeplantagenbesitzer in San José bemächtigt hatte, welche ihre schönen Ernten durch diese gefräßigen Gäste ernstlich bedroht glaubten, hat sich als völlig unnütz erwiesen. Seit Menschengedenken hat die Wanderheuschrecke Central-Amerika's noch nie die Höhe der Andesthäler heimgesucht, während sie an den Küstenlandschaften von San Salvador, Nicaragua und Costa Rica sich immer weiter auszudehnen scheinen. Das Scorpionengeschlecht ist auf dieser Höhe nur durch kleine, nicht gefährliche Arten repräsentirt. Mehrere eigenthümlich charakterisirte Insektengattungen wiederholen sich in den verschiedenen Regionen, haben aber in der milden Region fast zwergartige Repräsentanten im Vergleich zu den Formen in der Tierra Caliente.

Die dritte Region der Tierras Frias, beginnt auf einer Höhe etwa 6500′. Cerealien, welche eine mäßig kühle Temperatur lieben, wie der Weizen und die Gerste, gedeihen schon auf einer Höhe von etwa 1000′ über der Thalsohle von San José (5000′ Meereshöhe) ziemlich gut, und geben hier doppelte Ernten. An Gramineen ist diese Region reicher, als die Tierra Templada und

die Tierra Caliente. Die Kultur reicht darum nur an wenigen Punkten bis in diese Region herauf, nicht als ob das Klima ihrem Gedeihen ernste Hindernisse entgegensetzte, sondern weil die Ertragsfähigkeit der landesbräuchlichen Kulturpflanzen dort etwas abnimmt, weil die Wege beschwerlicher sind, und weil die Bevölkerung noch zu wenig zahlreich ist, um in der mildern und fruchtbarern Region schon den Mangel an Raum zu empfinden. Der Wald geht bis zu den höchsten Gipfeln der Vulkane oder findet nur an der steinigen Beschaffenheit des Terrains, nicht an dem Klima ein Hinderniß. Die natürliche Baumgrenze läßt sich hier nicht bestimmen, da die höchsten Berge sich nur bis etwa 11000′ erheben. Animalische und vegetabilische Organismen erinnern mitunter an die Formen der subalpinen Region. Am Miravallesvulkane, der durch seine isolirte, dem Nordwinde stark ausgesetzte Lage ein kühleres Klima hat als die Vulkane, welche aus der Hauptkette der Cordilleras aufragen, beobachtete ich in einer Höhe von 5000—6000′ eine bedeutende Verkümmerung der Baumvegetation. Die Baumkronen erheben sich hier selten über 40′, die Aeste und Blätter sind am dichtesten nach unten, das Unterholz nimmt zu, die schöneren und größeren Parasiten, die Schlingpflanzen ꝛc. sind seltenere Zierden. Dagegen mehren sich die Flechten und Moose auffallend. Bäume und Aeste sind auf Höhen von 7000—10,000′ von einem dichten Cryptogamengewand überzogen.

Auf den Höhen des Irazu kommen mehrere nordische Käfergeschlechter, z. B. Meloe, Carabicinen und unter den Landschnecken Helix- und Bulimusarten vor, welche alle in den tiefern Regionen keine oder nur sehr wenige Repräsentanten aufzuweisen haben. Giftige Schlangen gehen am Aguacate und bei Desengaño bis 7000′. Die Klapperschlangen sind an den Savannen des Miravallesvulkanes nur bis zu einer Höhe von 5000′ zu finden. Höher oben fand ich nur kleine Eidechsen. Unter den Vögeln sind einige Drosselarten, Spechte, Finken und Sylviaden noch in der

höchsten Waldregion, darunter der wunderbare Silpero (Troglodytes leucophrys?), welcher der obern Cordillerasregion ganz allein anzugehören scheint. Raubvögel, Aasgeier, kleine Falken bewohnen ohne Unterschied die verschiedenen Höhenregionen. Von Säugethieren kann ich keine Art anführen, welche dieser Region in Costa Rica ganz eigenthümlich wäre.

M. W.

XX.

Flüsse. Seen. Verkehrswege.

Costa Rica als ein schmales Gebirgsland, besitzt in der plastischen Form seiner Oberfläche nicht jene unermeßlichen Vortheile des Verkehrs, welche die Natur den Vereinigten Staaten Nordamerika's in so reichem Maaße verliehen hat. Es giebt weder ausgedehnte Binnenseeen noch breite Ströme mit geringem Gefälle, die für eine großartige Binnen-Schifffahrt sich eignen, noch jene ungeheueren Ebenen, welche in dem großen Thalbecken Nordamerika's, zwischen dem westlichen Rücken der Apalachen und der östlichen Abdachung der Roky Mountains sich ausdehnend, den Bau von Chausseen und Eisenbahnen wunderbar begünstigen. Der fruchtbarste, gesundeste und bevölkertste Theil des Landes steht in Costa Rica auf dem hohen Rücken der Cordilleras selbst, der sich hier zwar nicht zu einer so massenhaften Breite verflacht, wie in den Hochebenen von Mexico, aber doch über zwei Dritttheile der Bodenfläche mit seinen Vulkangruppen und Abfällen, mit Hochthälern, Plateaus und Terrassen einnimmt. Die Flüsse, welche hier entstehen, sind nur in gewissen Jahreszeiten wasserreich, tragen den Charakter aller Gebirgswässer, sind reißend und von ungleicher Tiefe, und führen in wildem Laufe eine Menge von Rollsteinen und Felsblöcken mit sich, während ihr Bett je nach der Neigung des Terrains sich bald verengt, bald erweitert.

Von dieser Art sind im Osten der Chirriqui, der Chirripo, Matinafluß, Pacuar, Reventazon, Parasmina, Tortugero, Estrella und Talamanca, welche sämmtlich von den östlichen Abhängen der Cordilleras dem atlantischen Ocean zufließen. Das hohe Tafelland im Centrum selbst, bildet die Wasserscheide verschiedener Flüsse. Die höchste Thalerhebung, welche sich zwischen San José und Cartago befindet, trennt die Gewässer, die von der einen Seite dem atlantischen, von der andern Seite dem stillen Ocean zufließen.

Die Cordilleras nehmen vom Vulkan Irazú an eine mehr ostwestliche Biegung. Die hier von den Abhängen fließenden Gewässer bilden den Sarapiqui und den San Carlos, die beiden bedeutendsten Gebirgsflüsse, welche in nördlicher Richtung dem San Juan zufließen. Den Rio San Juan selber zählt Costa Rica theilweise zu seinem Gebiet, da er die Grenze des Staats gegen Norden bildet.

Nach dem stillen Ocean fließen der Alvarado, die Rios de la flor und de la culebra, die in den sogenannten Papageiengolf ausmünden, nachdem sie die schönen Savannen der Provinz Guanacaste bewässert haben. Der Rio de las Cañas, der Tembisque, die Barranca und der Rio Grande fließen in den Golf von Nicoya. Letzterer hat unter allen Landesflüssen den längsten Lauf. Er entsteht an den höchsten Stellen der Wasserscheide, welche das Plateau des Centrums in der Breite durchschneidet. Weiter südlich findet man den Pirris, den Rio Dulce, den Guamanche und den westlichen Chirriqui oder Chirriqui viejo genannt.

All diese Flüsse sind entweder gar nicht, oder doch nur bis zu einer nicht sehr beträchtlichen Strecke von ihrer Mündung schiffbar, und contrastiren in ihrem Naturcharakter und ihren Terrainverhältnissen außerordentlich gegen den Mississippi, Red River, Arkansas, Ohio, Illinois, Hudson und all die schönen Ströme der Vereinigten Staaten und Canada's, welche schon in geringer Ent-

fernung von ihren Quellen breit und wasserreich sind, und über das tiefe Bette in ruhiger Majestät hingleiten bei einem Gefälle, das oft kaum einen halben Fuß auf die englische Meile beträgt, und Dampfern von bedeutendem Tiefgang und geringer Dampfkraft das Stromaufwärtsfahren erleichtert.

Jenes mächtige Schauspiel auf- und abdampfender Riesenschiffe und eines ungeheueren Binnenverkehrs, das uns auf den Strömen der Vereinigten Staaten in Erstaunen setzte, wird Costa Rica niemals genießen. Gleichwohl scheint es, daß wenigstens einige der genannten Flüsse, und darunter glücklicher Weise die wichtigsten für kleine Dampfer von sehr geringem Tiefgang schiffbar sind. Auf dem Rio San Juan ist diese Schifffahrt bereits im Gang. Der Sarapiqui sollte nach einem mit dem Amerikaner Forest abgeschlossenen Vertrag von 1854 an beschifft werden. Der Rio San Carlos scheint der Dampfschifffahrt nicht unzugänglicher als der Sarapiqui. Unter den westlichen Flüssen ist wenigstens der Rio Grande bis zu einer Strecke von 8 Leguas von seiner Mündung, nahe der Stelle, die man las Trojas nennt, hinreichend tief, um Dampfschiffen, die nicht über 24″ Tiefgang haben, die Einfahrt zu gestatten. Eine Gesellschaft hatte sich während unsers Aufenthalts in San José zu dem Zwecke gebildet, den Rio Grande auf diese Strecke zu beschiffen, und den auf der Hochebene geernteten Kaffee nach las Trojas zu führen. Unter den östlichen Flüssen, scheinen der Matinafluß, der Pacuar, Reventazon und Parasmina noch die meisten Chancen zu einer Binnenschifffahrt in mehr oder minder großen Entfernungen von ihrer Mündung darzubieten. Für große Steamer aber ist keiner dieser Gebirgsflüsse zugänglich.

Hinsichtlich der Seen steht Costa Rica noch augenfälliger den Vereinigten Staaten nach. Der Socorro, der Surditor und Barba sind so winzige Seen, daß sie nicht einmal auf den bisherigen Landkarten eine Stelle fanden. Von dem großen und tiefen Nicaragua-See kann Costa Rica höchstens einen kleinen Theil auf

seiner Nordwestgrenze beanspruchen, und da das ganze Land von Miravalles bis Guanacaste nur eine bewohnte Waldwildniß bildet, so hat dieser See für die Bevölkerung bis jetzt noch wenig Werth. Wie reich sind dagegen die Vereinigten Staaten bedacht! Von den einsamen Ufern des großen Sklaven-Sees im hohen Norden bis zu den freundlichen zum Theil kultivirten Ufern der Seen Erie und Ontario, im Osten welch eine lange Reihe der schönsten, zum Theil zusammenhängenden Wasserbecken, wo die Kunst der Natur so leicht zu Hilfe kommt, um eine ausgedehnte Binnenschifffahrt in's Leben zu rufen.

Während in den Vereinigten Staaten die natürliche Beschaffenheit des Terrains, die Ausführung eines ausgedehnten Eisenbahnnetzes und die Anlegung von Landstraßen in allen Richtungen unterstützt und das Clima durch trockene Sommer und kalte Winter nicht wenig zur Erhaltung dieser Wege beträgt, stößt in dem gebirgigen und feuchten Costa Rica, wo an der Ostseite fast das ganze Jahr, an der Westseite während sieben Monaten tägliche Regengüsse fallen und der lehmreiche aus der Verwitterung des Trachyts hervorgegangene Boden die Feuchtigkeit an der Oberfläche zurückhält, der Straßenbau auf außerordentliche Schwierigkeiten.

Diese natürlicheu Hindernisse eines ausgedehnten Binnenverkehrs werden durch die schmale Längenform des Landes und die reiche Küstenentwicklung an beiden Oceanen mit einschneidenden Buchten und Golfen, und sehr guten natürlichen Häfen einigermaßen wieder ausgeglichen. Die Entfernung von dem Tafellande des Centrums, wo der Sitz der Cultur ist, nach beiden Oceanen ist so gering, daß Jeder, der nur einen Blick auf die Landkarten wirft, sich wundern muß, wie hier die Verbindungswege noch fehlen können. Die Indolenz der Regierung, wie der Nation von Costa Rica, trifft hier ein vollkommen begründeter Vorwurf. Vergebens sucht man mit nichtigen Gründen die Nichtexistenz von guten Fahrstraßen in einem Lande, wo es an Steinen und Holz nicht

fehlt, zu entschuldigen. Jede gute und tüchtige Regierung mußte die nöthigen Geldmittel für die Ausführung von Werken auftreiben, die zu den Lebensbedingungen eines aufblühenden und wohlhabenden Staates gehören. Die nöthigen Hände mußten ebenso für Arbeiten gewonnen werden, die noch wichtiger sind, als der Anbau von Kaffeeplantagen, weil jene nicht nur der Gegenwart, sondern allen künftigen Generationen zu gut kommen, und weil ohne dieselben eine starke Einwanderung und eine rasche Zunahme der Bevölkerung nicht möglich ist, während der Kaffeecultur selbst bei mangelnden Fahrwegen durch die Schwierigkeiten und Kosten des Landtransports sehr enge Grenzen gestellt sind.

Der einzige erträgliche Fahrweg, der eine längere Strecke umfaßt, führt von San José über den Aguacate auf einer Paßhöhe von über 6000′ nach dem stillen Ocean. Auf diesem Wege fahren die zweirädrigen Karren mit den Kaffeesäcken von der Hochebene nach dem Hafen Punta Arenas. Diese Straße ist 24 Leguas von je 5000 Varas lang, und ist während der trockenen Jahreszeit ziemlich gut zu befahren, während vom Mai bis Ende Juli die Communikation schwierig ist, und vom August bis zum November der Wagenverkehr ganz unterbleibt. Ueber die meisten Flüsse führen ziemlich solide steinerne Brücken, und der Staat soll an Zuschüssen bis zum Jahr 1848 für diese Verbindungsstraße die Summe von 150,000 Pesos ausgegeben haben. Der Wegbau steht unter der Leitung einer Commission, welche den Namen Junta Itineraria führt *).

Die Straße, welche in entgegengesetzter Richtung nach dem Sarapiqui führen soll, ist erst bis zur Höhe von Desengaño fahrbar und die Arbeiten schreiten äußerst langsam vorwärts. Außer-

*) An die Spitze dieser Wegbau-Gesellschaft hat die Regierung von Costa Rica seit 1854 den preußischen Baron von Bülow gestellt, um ihn für das Mißlingen seiner Colonisationsversuche in Angostura einigermaßen zu entschädigen.

dem existiren schlechte Fahrstraßen von San José nach Cartago und Alajuela. Maulthierwege bestehen von Desengaño nach dem Sarapiqui, von Cartago nach dem atlantischen Hafen Moine, von Esparza nach Guanacaste, und von da bis zur Grenze des Staates Nicaragua. Ebenso führt ein Maulthierweg von Atenas bis San Ramon auf der Westseite des Aguacate, wohin gegenwärtig eine ziemlich starke Auswanderung aus der Umgebung San José zieht, um dem Milizdienste zu entgehen; endlich ein sehr langer, aber äußerst schlechter Waldweg von San José nach Asseri über die Dota-Berge nach der Grenze von Neu-Granada. Diesen lebensgefährlichen Weg, der durch unwirthbare waldige Wildnisse führt, schlagen nur in der trockenen Jahreszeit einige Viehhändler ein, welche durch den hohen Gewinn verlockt, Hornvieh, Maulthiere und Pferde von Costa Rica nach Panama führen.

Während eine einheimische Wegbau-Gesellschaft (Junta itineraria del Norte), welche die Herstellung einer so wichtigen Fahrstraße von Cartago nach der atlantischen Küste zum Zwecke hatte, sich aus Mangel an den nöthigen Mitteln wieder aufgelöst, wurde unterm 14. Juli 1854 einem Engländer, Namens Richard Farrer, der seit vielen Jahren im Staate als Kaufmann und Grundbesitzer ansäßig, von der Regierung von Costa Rica für 99 Jahre das ausschließliche Recht zur Construktion einer Eisenbahn von der Hauptstadt San José nach dem Hafen Punta Arenas am stillen Ocean (Golf von Nicoya), ertheilt Die Entfernung beträgt 60 englische Meilen, und die Gesammtkosten der ganzen Strecke werden auf 160,000 Pfd. Sterl. (192,000 Fl. rh.) veranschlagt. Der Bau der Straße muß 18 Monate nach Unterzeichnung des Protokolles begonnen und 6 Jahre darauf vollendet werden, widrigen Falls Herr Farrer oder die von demselben gebildete Gesellschaft ihre Rechte wieder verliert. Man will mit der Herstellung einer Strecke von 10 engl. Meilen (vom Hafen nach dem Fluß Barranca) beginnen, welche, vor der Hand mit Thieren, statt mit Lokomotiven

befahren, und nach dem uns vorliegenden Ueberschlag 14,500 Pfd. Sterl. kosten, und in 1 Jahr vollendet sein soll. Bekanntlich geschieht der ganze Verkehr des Landes mit Wagen von Punta Arenas aus am stillen Ocean, wo alljährlich an 100,000 Zentner Kaffee verschifft, und dafür eine ähnliche Quantität Waaren aus England und Deutschland importirt werden.

Eine gute Straße, die selbst während der Regenzeit praktikabel wäre, würde allerdings von großen Vortheilen begleitet sein. Noch dringender aber wäre, wie schon bemerkt, die Verbindung beider Oceane durch einen tauglichen Fahrweg, eine Distanz von 120 englischen Meilen, wodurch die Landesprodukte, anstatt, wie jetzt, aus Mangel einer Straße nach dem atlantischen Ocean, sämmtlich von der pacifischen Seite übers Cap Horn nach Europa verschifft werden zu müssen, von der Ostküste mit weit weniger Spesen und Gefahr und noch viel kürzerer Zeit nach den europäischen Märkten geschafft werden könnten.

M. W.

XXI.

Die Bevölkerung Costa Rica's. Politische Institutionen. Finanzen.

Die Bevölkerung des Freistaates Costa Rica wurde zu Ende des Jahres 1853 von den besten Kennern des Landes auf 140,000—150,000 Bewohner geschätzt, worunter 7000 Indianer reinen Blutes, 1000 freie Neger und etwa 10,000 Mischlinge. Dieses Mischungsverhältniß ist ungleich günstiger, als in allen übrigen Staaten Central-Amerika's, besonders in Nicaragua, wo die Weißen nur 10, die Neger 6, die Indianer 32, und Mestizen 52 Procent der Bevölkerung ausmachen.

Jene Berechnung beruht freilich nur auf einer beiläufigen Schätzung, die auf die Zahl der Häuser basirt ist, für welche man durchschnittlich 5 Bewohner annahm. Ein genauer Census ist, wie uns der Finanzminister Carazo selbst versicherte, nie erhoben worden, und stößt bei der mangelhaften Organisation der Landschaft auf große Schwierigkeiten.

Felipe Molina, welchem nicht bessere Quellen als uns zu Gebote standen, schätzte die Bevölkerung des Staates im Jahr 1851 auf 150,000 Bewohner, worunter 15,000 Indianer mit Einschluß der Nomaden sein sollen.

Nach seiner ältern statistischen Angabe belief sich die Bevölkerung nach einem damaligen Berechnungsversuch auf 100,174 Bewohner, welche folgendermaßen vertheilt waren.

Departemente:	Städte:	Dörfer:	Bewohner:
San José,	San José Hauptstadt der Republik	Union Pacaca Escazû Asserri	31,749
Cartago,	Cartago	Turrialba Cot Quircot Tobosi Orosi Tucurriquï Térraba Borucca Paraiso	23,209
Heredia,	Heredia	Barba	17,289
Alajuela,	Alajuela	Esparza	12,575
Guanacaste,	Guanacaste	Cañas Bagaces Santa Cruz Nicoya	9,112
Punta Arenas,	Punta Arenas		1,240
	Wandernde Stämme		5,000
		Gesammtzahl:	100,174

Die Zunahme der Bevölkerung wäre in einem Lande, das so viel Bodenraum und im Allgemeinen ein gesundes Klima hat, noch weit beträchtlicher, wenn eine bedeutende Einwanderung, wie in den Vereinigten Staaten zur Vermehrung der Menschen und der Arbeitskräfte beitrüge, und wenn eine sorgfältigere Kinderpflege die Todesfälle der Individuen bis zum zehnten Jahre seltener machte. Dennoch ergiebt sich bei der großen Fruchtbarkeit der Menschen, welche Molina ohne Uebertreibung rühmt, nach demselben Schriftsteller eine jährliche Vermehrung, die seiner Angabe zufolge im Jahre 1850 über 3000 Individuen betrug.

Die politische Verfassung des Landes vom 1. Jan. 1847 gewährt allen Bewohnern ohne Unterschied der Farbe und der Religion eine vollkommen politische Gleichheit. Es gibt weder Sklaven noch privilegirte Stände. Jeder Eingewanderte kann nach 5jährigem

Aufenthalt naturalisirt werden und alle Rechte eingeborener Bürger genießen. Jeder mündige Bürger des Staats ist stimmfähig. Doch fordert ein neuerdings angenommenes Gesetz, daß jeder Wähler lesen und schreiben kann, was jedoch keine Rückwirkung auf die älteren Bewohner hat, die bereits im Besitz des Stimmrechts waren, ohne Schulunterricht genossen zu haben. Unter den Vergehen, welche den Verlust des Bürgerrechts nach sich ziehen, bestimmt diese Verfassung: Undankbarkeit gegen Vater und Mutter, das Verlassen seiner Frau und Kinder oder notorische Vernachlässigung der durch die Familie auferlegten Pflichten. Eine einzige Kammer oder Congreß (Congresso constitutional) aus 12 Mitgliedern gebildet, die durch indirekte Wahlen ernannt werden und worin der Vicepräsident der Republik den Vorsitz führt, übt die gesetzgebende Gewalt aus. Jeder Repräsentant muß über 25 Jahre alt sein. Ein Jahr vor seiner Erwählung ein Grundeigenthum von 3000 Pesos besitzen oder Titularprofessor sein. Die Funktion desselben dauert 6 Jahre. Alle drei Jahre werden die Deputirten zur Hälfte erneuert, zuerst durch Loos, dann nach Ancienneität. Der Congreß registrirt die Stimmen bei der Präsidentenwahl und empfängt den Verfassungseid der obersten Magistrate der Republik, berathet die Gesetzesentwürfe und Verordnungen 2c. 2c. An der Spitze des Staates steht ein durch indirekte Wahl für die Dauer von 6 Jahren ernannter Präsident. Derselbe soll in Costa Rica geboren, mindestens 30 Jahre alt, im Besitz eines Capitals von wenigstens 10,000 Pesos, und verheirathet oder Wittwer sein. Präsident und Vicepräsident dürfen während der Dauer ihrer Funktionen das Land nicht verlassen, und sollen nicht zweimal hintereinander wieder gewählt werden. Doch machte man bei dem gegenwärtigen Präsidenten eine Ausnahme, da man seine erste Wahl nur als eine provisorische Ernennung an der Stelle des durch eine Militärrevolution gestürzten Dr. Castro betrachtete. Der Präsident ist für Verletzungen der Verfassung verantwortlich. Auch die

Minister müssen in Costa Rica geboren, über 30 Jahre alt, und im Besitze eines liegenden Eigenthums von wenigstens 3000 Piastern oder Professoren irgend einer Wissenschaft sein.

Direkte Abgaben existiren nicht. Der Bauer ist nicht mit Grundsteuern, der Handwerker nicht mit Gewerbsteuern geplagt. Nur Kaufleute und Wirthe haben eine mäßige Steuer zu zahlen. Die Hauptresourcen der Staatseinkünfte liefern die Eingangszölle. Das Monopol des Tabaks und Branntweins wird von jedem einsichtsvollen Staatsökonomen, und vom Minister Carazo selbst als ein Uebel betrachtet, das den Aufschwung der Cultur eines sehr einträglichen Exportartikels hindert. Indeß fand die Regierung noch kein Mittel, diese Quelle des Einkommens durch ein anderes zu ersetzen. Die öffentliche Meinung ist entschieden gegen jede direkte Besteuerung und die gegenwärtig herrschende Partei verwirft auch jedes Anleiheprojekt, selbst um die nöthigen Communicationswege herzustellen.

Nach dem Berichte, welchen der Finanzminister im Jahr 1853 dem Congreß vorlegte, beliefen sich die Staatseinnahmen für dieses Jahr auf 521,156 Pesos, die Ausgaben auf 456,752 Pesos. Es ergiebt sich sonach ein Ueberschuß von 64,404 Pesos. Unter den Einkünften figuriren die Zölle mit 159,130 Pesos; das Tabak-Monopol mit 148,074 Pesos; das Branntwein-Monopol mit 125,000 Pesos.

Unter den Ausgaben sind die stärksten Summen: 85,000 Pesos für Besoldungen und Pensionen von Civilbeamten; 68,000 Pesos für die bewaffnete Macht; 10,000 für außerordentliche militärische Ausgaben; 10,000 für die Besoldung des Bischofs, der dafür das Recht der Zehnten aufgibt; 10,000 für den Bau des Nationalpalastes; 6000 für das neue Hospital; 2500 für Wege; 8500 für Schulen u. s. w. Der Präsident der Republik hat einen Jahresgehalt von 9000 Pesos mit Einschluß der Repräsentationsgelder. Jeder der beiden Minister hat einen Jahresgehalt von 2500 Pesos (6250

Gulden). Der Staat hat keine andern Schulden, als die für Contracte mit einzelnen Privatpersonen. Die darauf bezügliche Summe wurde im Budget von 1853 auf 50,000 Pesos angenommen. Costa Rica hat seinen Theil der Schuld, der auf die Föderativ-Staaten Central-Amerika's zur Zeit der Auflösung der Föderation lastete, an seine britischen Gläubiger abbezahlt.

M. W.

XXII.

Der Handel.

Es hält in einem Lande, wo noch so wenig für Statistik geschehen, ungemein schwer, bestimmte und zuverlässige Zahlenangaben über die einzelnen Zweige des Handels zu erhalten. Filipe Molina schätzt den Werth der Einfuhr im Jahr 1851 auf eine bis anderthalb Millionen Piaster, welcher Summe der Werth der Ausfuhr nach seiner Ansicht ziemlich gleich ist. Den Kaffee-Export schätzt derselbe Verfasser im Jahre 1851 auf 200,000 Centner. Wir halten diese Angaben nach Mittheilungen, die wir von guter Quelle erhalten, für sehr übertrieben. Der Import im Jahr 1853 betrug höchstens 900,000 Pesos, der Export, meist Kaffee, war um etwa 50,000 Pesos geringer. Der Kaffee-Export im Jahr 1852 betrug beiläufig 80,000 Centner, und wird auch 1854 kaum 90,000 Centner erreichen, ein Resultat, das in Betracht der kurzen Dauer der Kaffeekultur in Costa Rica, und im Verhältniß zur dünnen Bevölkerung immerhin nicht unbedeutend ist.

England lieferte bis jetzt die meisten Import-Artikel, worunter Vieles, das von Deutschland billiger und vortheilhafter bezogen werden könnte. Aber die ersten fremden Kaufleute, die sich hier niederließen, waren entweder Engländer, oder hatten wenigstens in England ihre meisten Geschäftsverbindungen. Vorzüglich sind es Baumwollwaaren, wohlfeile Kattune (prints), graue und weiße

Nessel (domestiques), gedruckte Tücher, Mousseline, Percalas, Drills von ordinärster Qualität, Strumpfwaaren, wollene Decken, Manchester, Buckskins und Tücher für Männerkleider, etwas Flanell und Teppiche, sehr feine Leinwand, seidene Sacktücher, Porzellan, Stahl- und Eisenwaaren von sehr verschiedener Art, besonders Matscheter, Messer, Scheeren, Roheisen als Ballast, gußeiserne Töpfe und Geschirre, seidene Strümpfe, Ale und Porterbier, Whiskey, holländischen Käs, Zwieback (crakers), raffinirten Zucker, Munition, Spiegel, Kerzen, Lampen, Schreibpapier, Uhren, Sopha's ꝛc.

Frankreich liefert vor Allem Wein und Cognac, die hier einen guten Absatz finden, Bordeaux mittlere und ordinäre Sorte, Champagner mittlerer und beste Sorte, schwere Stoffe von Lyoner Seide und Seidensammt, feine Tücher und Kattune, Casimir, Putzwaaren, Handschuhe, Parfümerien, Sardellen, feine Pariser Männerhüte, chirurgische und mathematische Instrumente.

Aus den Vereinigten Staaten war die Einfuhr bisher gering, nimmt aber im Verhältniß rascher zu, als aus irgend einem andern Lande. Außer den Erzeugnissen Nordamerika's selbst, versahen sich seit einiger Zeit einige unternehmende einheimische Kaufleute mit europäischen Waaren aus New-York, welche sie mit dem Dampfschiff nach dem Sarapiqui und von dort auf Maulthierrücken weiter nach San José schaffen. New-York bietet den Vortheil, daß man sich schnell dort mit jenen Waaren versehen kann, welche gerade in Costa Rica fehlen. Bei der Theuerung der Fracht rentiren auf diesem Wege natürlich nur die werthvolleren Artikel. Die meisten wirklichen Artikel der Vereinigten Staaten machen die Reise um das Cap Horn. Diese bestehen meist in Lebensmitteln: Schinken, gesalzenem Fleisch, Butter, Häringen, gesalzenen Fischen, Speck, Tabak, Seife, Kautschukwaaren aller Art, gemachten Kleidern und Schuhen, Regenschirmen, Agrikultur-Instrumenten, wohlfeilen Baumwollstoffen von Boston ꝛc.

Deutsche Waaren haben erst seit der Niederlassung des Gra-

fen Lippe in größerer Zahl Eingang gefunden. Molina führte 1851 nur musikalische Instrumente, Meubels, Spielwaaren und böhmische Glaswaaren als deutsche Importartikel an. Die drei Schiffsladungen, welche auf Bestellung des Hauses Lippe und Comp. direkt von Hamburg um das Cap Horn nach Punta Arenas gingen, hatten zum größten Theil nur deutsche Fabrikate, die einen sehr guten Absatz fanden. Viele deutsche Manufakturwaaren wurden sogar als englische verkauft, an welche das Publikum in Costa Rica sich gewöhnt hat. Die hier ansässigen deutschen Kaufleute versichern, daß die deutsche Industrie mit Ausnahme der Baumwollenzeuge und der Eisenwaaren fast in allen Artikeln mit der englischen in ganz Central-Amerika koncurriren könne. Nach den bisherigen Erfahrungen haben sich besonders folgende Importartikel aus Deutschland als gewinnbringend erwiesen: Nürnberger und rheinische Quincalleriewaaren, mittel und ordinäre Glaswaaren, wenig Crystall, billige Spiegel, Fensterglas, Meubel aller Art, musikalische Instrumente, etwas Handwerkszeuge, seidene Hals- und Sacktücher aus den rheinischen Fabriken, Merino, mittlere und feine Qualität, leichter und halbschwerer Buckskin, rother und türkischer Kattun, Westenzeuge von eleganten Sorten, Elberfelder Foulards, Barmer Bandwaaren, billige Bettzwilliche, wollene Bettdecken, sogenannte Schweizerwaaren von billiger Gattung zu Vorhängen, Pferdedeckenzeug, Wachstuch, Strumpfwaaren, fertige Kleidungsstücke, Damenschuhe, Rhein- und Moselweine, Selteserwasser, Schweizerkäse, Zündhölzchen, Spielkarten, Bleistifte, Bremer Seife, Nägel, Waffen aller Art, besonders Jagdgewehre in nicht zu großer Zahl, Pianofortes u. s. w.

Spanien liefert starke Weine und Liquöre, Olivenöl, einige Seidenwaaren, spanische Bücher.

Aus Chili wird sehr viel Mehl eingeführt, grobe Leinwand, Schafpelze zu Satteldecken, Käse, süßer Wein.

Von Peru kommen Palmenhüte, Schaffelle und ein eigenthümlicher dort bereiteter Branntwein. Der Staat Ecuador liefert Cacao, Palmenhüte, Cigarren=Etuis u. s. w.; Guatemala Wollwaaren, Hängematten; Nicaragua Hornvieh und Cacao, San Salvador Tabak.

Aus China wird Thee, Porzellan, Seide, bemalte chinesische Schachteln und Kästchen eingeführt.

Folgende Uebersicht des Importwesens aus den verschiedenen Ländern wurde uns von den erfahrensten Kaufleuten des Landes mitgetheilt. Es verdient bemerkt zu werden, daß die Resultate nur annähernd sind, und daß besonders Deutschland und die Vereinigten Staaten in den beiden letzten Jahren einen bedeutend höhern Import hatten als früher. Man kann die Einfuhr deutscher Waaren im Jahr 1853 auf 60—70,000 Pesos schätzen.

Einfuhr aus England:

von Manchester	350,000	Pesos	
= Birmingham	40,000	=	
= London	30,000	=	
= Glasgow	70,000	=	
Einfuhr a. Frankreich . .	40,000	=	
— = Deutschland . .	32,000	=	
— = Spanien . . .	8,000	=	Früchte, Wein, Oel
— = Nord=Amerika .	48,000	=	
— = Chili	7,000	=	
— = Ecuador . . .	9,000	=	Hüte, Strohdecken, Cacao
— = Guatemala . .	35,000	=	Wollwaaren
— = Nicaragua . .	16,000	=	Rinder, Cacao
— = San Salvador	25,000	=	Taback

Import=Summe: 710,000 Pesos.

Im Verhältniß zur Bevölkerung ist die Einfuhr überaus bedeutend, ein Umstand, der weniger einem in Costa Rica herrschenden Wohlstande, als dem Mangel aller Industrie zuzuschreiben ist. Selbst die reichsten Staaten Nord-Amerika's importiren verhältnißmäßig weniger. Unter den Importartikeln spielen Luxuswaaren im Vergleich mit andern Staaten Süd-Amerika's eine geringe Rolle. Der starke Verbrauch von Kattunwaaren, überhaupt Stoffen zu Kleidern findet theilweise in dem Klima seine Erklärung. Eine mit Wasserdünsten übersättigte feuchte Atmosphäre, scheint diese Stoffe früher abzunützen. Die Angabe des Herrn von Bülow, daß die Einfuhr Costa Ricas im Jahre 1846 die Summe von 1,250,000 Dollars betragen habe (fast 15 Dollars per Kopf), beruht auf ganz oberflächlichen Mittheilungen und ist arg übertrieben.

Unter den Export-Artikeln steht der Kaffee in erster Reihe. Der Costaricenser Kaffee ist erst seit wenigen Jahren auf den europäischen Märkten bekannt, hat aber in England bereits Gunst gefunden, und wird mehr und mehr auch in Deutschland und Frankreich Eingang finden. Rechnen wir die gegenwärtige Kaffeeausfuhr auf 90,000 Centner, so repräsentirt sie für das Hochland einen Werth von 450,000 Pesos. Dieser Werth steigert sich durch die Frachtkosten nach Punta Arenas, die dem Lande zu gut kommen, das die Fuhren übernimmt. Auf dem Liverpooler Markte beträgt der Mittelpreis des Costaricenser Kaffees 9 Pesos. Der beste und natürliche Absatzweg für den Costaricenser Kaffee ist der Westen, da weder West-Mexiko noch Californien eigenen Kaffee produciren. Hier würde sich die Fracht am günstigsten für Costa Rica als den nächsten Kaffeemarkt stellen.

Bis jetzt hat der Handelsstand Costa Ricas noch zu wenig Unternehmungsgeist, und die Verbindung zwischen San Francisco und Punta Arenas, ist sehr unbedeutend. Je mächtiger aber die Bevölkerung Californiens anwächst, desto natürlicher ist die künftige

Export-Richtung Costa Ricas auf San Francisco angewiesen, das mit seinem Golde jeden Einfuhrwerth decken kann *).

Nächst dem Kaffee sind die wesentlichsten Ausfuhrartikel:

Unraffinirter Zucker im Werth von	20,000	Pesos
Rindhäute im Werth von	6,200	"
Sarsaparilla im Werth von	3,200	"
Schildkrot im Werth von	3,200	"
Mais und Bohnen nach Panama im Werth von	10,000	"

Ferner etwas Tamarinde, Copaibabalsam, Perlmutter, Cocosnüsse, Mahagoniholz, Brasilholz, Ipecacuanha 2c.

Das Gleichgewicht zwischen dem Werth der Ein- und Ausfuhr ist noch nicht hergestellt. Die Bilanz war in letztem Jahr gegen Costa Rica. Einen bedeutenden Aufschwung müßte der Handel nehmen, wenn eine gute Verbindungsstraße zwischen dem Hochlande und dem atlantischen Ocean hergestellt würde. Durch Eröffnung einer Fahrstraße von Cartago nach Limon würde wenigstens ein Viertheil des Landtransports gewonnen, und den Schiffen die lange und gefährliche Reise um das Cap Horn erspart.

---

*) Folgende Calculation der Kaffeekosten in Punta Arenas und Hamburg wurde uns von sachverständigen Männern mitgetheilt.

1000 Säcke Kaffee à 125 Pfund franco San José (2 Pfund rechnet man für den Sack und 1 Pfund trocknet während der Reise ein) à 6 Realen	7,687	Pesos
1000 leere Säcke à 3 Realen	375	"
Fracht nach Punta Arenas	625	"
Ausfuhrzoll à 1 Real per Centner	156	"
Lagermiethe à $1/2$ Real per Centner	62	"
Verschiffungsspesen à $1/2$ Real per Sack	125	"
1000 Säcke Kaffee kosten daher in Punta Arenas	9,030	Pesos

Assecuranz à 2% per Werth.
Fracht bis Hamburg per Tonne à 16 Säcke 3 Pfd. Sterl. 10 Schillg.
Eingangszoll in Hamburg $1/2$% des Werthes
1000 Säcke Kaffee kosten in Hamburg . . . . 10,763 Pesos.

Bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge ist kaum zu hoffen, daß vor 5 oder 6 Jahren ein solches Resultat erreicht wird. Durch die Versetzung des pacifischen Hafens von Punta Arenas nach Tarcoles wäre nur wenig gewonnen. Schiffe, die von Hamburg direkt nach Tarcoles um Cap Horn fahren, bleiben durchschnittlich 3—4 Monate unterwegs.

M. W.

XXIII.

Die Landwirthschaft.

Der Landbau, welcher die reichste Erwerbsquelle dieses naturgesegneten Erdstriches bildet, ist nicht weniger, als alle Zweige der Industrie vernachlässigt, und selbst die Spuren sorgfältigerer Cultur, die in neuester Zeit allenthalben zum Vorschein kommen, sind nur das Resultat europäischer Einflüsse. Die Einheimischen haben weder Sinn noch Kenntniß für eine rationellere Bearbeitung des Bodens; alle jene geistreichen Erfindungen ihrer tüchtigen Nachbarn, der Nordamerikaner, welche darauf abzielen, die Natur zu unterstützen, um besser, rascher und in reicherer Masse zu produciren, und den Ackerbau aus seinem rohen Urzustande zu erheben, sind ihnen noch völlig fremd. Man kennt hier weder Säemaschinen noch Dresch- und Mähmaschinen, noch die Unzahl von Ackerbauwerkzeugen nordamerikanischer Farmer. Die Hand des Costaricensers führt weder Schleichpflug noch Schwingpflug, weder Pferdehacke noch Egge. Ein krummes Stück Holz aus dem Wald und eine Deichsel daran, ohne Räder, ohne Vordergestell und ohne Streichbrett ist der einzige Pflug, dessen sich die hiesigen Ackerbauer zur Cultur des Bodens bedienen, und nirgends besser als bei ihnen bewährt sich der alte Bauernspruch: „Zeige mir deinen Pflug, und ich will dir sagen, was du für ein Landwirth bist.“ — Neben diesem primitiven Hakenpflug, aus dem allerdings die besten Pflüge unserer

Zeit sich bildeten, ist es hauptsächlich ein langes, scharfes, fast sichelförmiges, nach außen gebogenes Messer, welches den Arbeiter bei seinen verschiedenen Verrichtungen auf dem Felde unterstützt. Mit diesem Messer klärt er den Wald, befreit damit die junge Wiese von dem wild aufschießenden Gestrüpp, und wenn die verschiedenen Culturpflanzen zur Ernte reif sind, dient es ihm als Sense zum Mähen derselben. Die wirklichen Culturpflanzen beschränken sich in Costa Rica auf eine weit geringere Zahl, als die Fruchtbarkeit des Bodens, die Milde des Klima's zulassen würden. Der Eingeborne baut am liebsten nur das, was die geringste Händearbeit erfordert, und wobei die Natur das Meiste thut. Dadurch erklärt sich's auch, warum trotz der besondern Gunst der Naturverhältnisse, die Kaffee-Cultur erst in neuester Zeit von einem Deutschen eingeführt, warum Waizen, Kartoffeln und noch andere Nahrungspflanzen erst durch die Ankunft der Fremden im Lande Anbau und Pflege fanden. Es ist kaum mehr als 30 Jahre, seit der erste Fremde, ein Engländer, nach Costa Rica kam. Gegenwärtig leben vielleicht 200 Ausländer, Deutsche, Engländer, Franzosen im Lande, und schon ist der Einfluß des fremden Elementes auf Agricultur und Handel nach allen Richtungen hin fühlbar. Der Grundbesitz namentlich hat den großartigsten Vortheil daraus gezogen, und Grundstücke und Cerealien haben gegenwärtig fast den zwanzig- bis dreißigfachen Werth dessen, was sie vor der Ansiedelung fremder Kaufleute kosteten. Vor einigen dreißig Jahren konnte man noch jedes beliebige Grundstück auf irgend einem beliebigen Punkte um 2—5 Piaster per Acre kaufen, gegenwärtig kostet ein Acre eingezäuntes Culturland, je nach Verhältniß der Lage, der Güte des Bodens, der Nähe eines Marktes und der Art der Bepflanzung 20—100 Piaster; in der Umgebung von San José und Cartago sogar 200 Piaster *). Ein hier ansässiger Franzose kaufte im Herbst

---

*) Der Verkaufspreis eines Grundstückes bestimmt hier zu Land gewöhn-

1853 eine Hacienda für Viehzucht um 9490 Piaster, welche, wie die noch vorhandenen ältern Kaufurkunden (titulos antiguos) darthun, im Jahre 1826 noch um 500 Piaster verkauft wurde, und im Jahre 1786 gar nur einen Kaufswerth von 50 Piastern darstellte. Aehnlich verhält es sich mit den Preisen der Cerealien. Eine Fanega (24 Cajuelas) Mais kostete im Jahre 1835 durchschnittlich 20 Realen, gegenwärtig hat dieselbe Quantität einen Werth von 12 Piastern; eine Fanega Bohnen, die im Jahre 1835 nur 4 Piaster kostete, verkauft sich dermalen für 18 Piaster. Zu jener Zeit kosteten 24 Eier einen halben Real, jetzt bekommt man für den gleichen Preis höchstens 5—6 Stück. Ein fettes Schwein stieg seither von 4—5 Piaster bis auf 40 Piaster u. s. w.

Ein näheres Eingehen in die einzelnen Zweige der hiesigen Landwirthschaft dürfte indeß am besten geeignet sein, den Leser nicht nur mit dem dermaligen Agriculturzustand des Landes, sondern auch mit jenen glänzenden Aussichten bekannt zu machen, welche sich dem Ackerbau in diesen fruchtbaren, milden Hochebenen durch europäischen Fleiß und Tüchtigkeit noch darbieten.

I. Kaffeekultur.

Der Kaffeebau ist derjenige Zweig der Landwirthschaft, welchem Costa Rica hauptsächlich seinen gegenwärtigen gedeihlichen Zustand verdankt, und bei dem triumphirenden Zug, den die braune Kaffeebohne von ihrer einsam wilden Urheimath Caffa in Afrika aus über alle Länder der civilisirten Welt unternommen, wo sie jetzt, nach kaum 5 Jahrhunderten, viele hundert Segelschiffe be-

---

lich der einjährige Reinertrag. So rechnet man z. B., daß ein Grundstück, das jährlich 1000 Piaster abwirft, 4000 Piaster werth sei, was der Annahme gleich kommt, daß sich in einem Lande, wo man bis 25% Interessen erhält, jeder Artikel binnen 4 Jahren verdoppelt haben muß. Käufe werden gewöhnlich gegen äußerst lange Zahlungstermine, oft auf 10—20 Jahre hinaus, geschlossen.

frachtet, mit einem Gewicht von mehr als 400 Millionen Pfunden, Tausenden von Händen Arbeit verschafft, und durch Verkehr, Zölle und Genuß auf das Schicksal von ganzen Staaten und Völkern Einfluß nimmt, dürfte es wohl gerechtfertigt erscheinen, daß wir dieser wichtigen Colonialpflanze eine ausführlichere Besprechung widmen.

Der Kaffee (Coffea arabica) wird erst seit 1832 in Costa Rica als Handelsartikel gebaut, in welchem Jahre dessen Cultur von Eduard Wallerstein, ein zu jener Zeit in San José als Kaufmann etablirter Deutscher, unter der Aegide des damaligen Präsidenten Braulio Carillo eingeführt wurde. Dieses jugendliche Datum der Kaffee-Cultur in Costa Rica ist um so überraschender, als Klima und Boden dieses tropischen Hochlandes sich ganz besonders für den Bau der Kaffeepflanze eignen, welche zwischen 3000 und 4500 Fuß Meereshöhe und einer mittlern Temperatur von 65° F. gerade ihr gedeihlichstes Fortkommen findet.

Die Kaffeesorte, die man in Costa Rica baut, ist der sogenannte blaue Kaffee aus St. Domingo.

Man pflanzt in Costa Rica die Kaffeebäume nicht so weit von einander wie in Westindien, wo gewöhnlich nur 600—650 Bäume einen Acre füllen, sondern berechnet auf einen Acre Kaffeeland ungefähr 1000 Bäumchen. Dieselben sind durchschnittlich 3—4 Fuß hoch, und haben durch ihre glänzendgrünen, ovalen, scharfspitzigen, 3—4 Zoll langen Blätter viel Aehnlichkeit mit Citronenbäumen. Nach 3 Jahren, wenn die Bäumchen zu tragen beginnen, und eine Höhe von 5—6 Fuß erreicht haben, werden sie des leichtern Pflückens der Früchte wegen zugeschnitten, und es dehnen sich dann die reichbelaubten Aeste mehr in die Breite aus. Häufige Säuberung des Kaffeegartens (Cafetale) ist eine Hauptbedingung für dessen Fruchtbarkeit.

Die Blüthezeit der Kaffeepflanze, die nur wenige Tage währt, fällt in die erste Hälfte des Monats Mai, wo sodann die ganze

weite Umgebung von San José wie mit einer blendend weißen Decke erscheint. Mitte December beginnen die Früchte zu zeitigen. Wenn die Beere reif ist, besitzt sie die Größe und das röthliche Ansehen einer Kirsche. Jeder Baum hat ungefähr 30—40 tragbare Aeste, deren gesammelte Früchte ungefähr $1\frac{1}{2}$—3 Pfund Kaffeebohnen ergeben.

Die gepflückte Beere erfordert noch große Sorgfalt, eh' dieselbe, in Säcke gefüllt, nach den europäischen Märkten, und von da in die häusliche Kaffeemaschine wandert. Ist die Beere gewaschen, enthülst und auf einer großen, ausgemauerten Fläche (patio)*) getrocknet, so wird sie noch ein zweites Mal gewaschen, und mittelst einer Maschine (trillas) von einer schleimichten Haut (gommes) gereinigt, worauf dieselbe erst zum Versenden tauglich wird.

Eine Kaffeepflanzung besteht durchschnittlich aus 27—30,000 Bäumen. Die Eigenthümer der größten Kaffeegärten gewinnen jährlich 4—5000 Centner, und die gesammte Kaffee-Ernte von 90,000 Centner und 1000 Bäumchen pr. Acre zur Grundlage genommen, dürfte sich dermalen die Kaffee-Cultur von Costa Rica über 10,000 Acres Landes erstrecken, die mit 10 Millionen Kaffeebäumen bepflanzt sind **).

---

*) In Westindien babicol genannt.

**) Vielleicht ist für manchen wohlhabenden Leser, der aus der Heimath der vierprocentigen Haussätze mit lüsternem Auge nach dem Lande blickt, wo man nicht nur immerwährende Frühlingsluft einathmen, sondern auch sein Kapital ganz sicher zu 12—15 Prozent verzinsen kann, die folgende Wirthschaftsrechnung nicht uninteressant, welche uns von einem angesehenen, tüchtigen und verläßlichen Kaffeeplantagenbesitzer in San José mitgetheilt wurde: Ein Kaffeegarten von 29,000 Bäumen (29 Acres) ergab im Jahre 1852 eine Ernte von 620 Centner Kaffee, welche im Hafen von Punta Arenas zu 8 Piaster per Centner verkauft wurden. Die Arbeitskosten betrugen im Laufe des Jahres 500 Piaster, die Versendungsspesen und Zölle außerdem $1\frac{1}{4}$ Piaster per Centner. Es wurden also von dieser Caffetal nach Abzug aller Unkosten eine Jahresrente von 3685 Piaster gewonnen, oder da das Grundstück einen Werth von 15,000 Piaster repräsentirt, circa 24 Prozent vom Capital.

Im Jahre 1833 betrug die Kaffee-Ernte in Costa Rica 200 Centner; im Jahre 1845 steigerte sich dieselbe bereits auf 70,000 Centner, und würde nicht das plötzliche Fallen der Kaffeepreise auf den englischen Märkten im Jahre 1848 einen solchen panischen Schreck unter den hiesigen Kaffeepflanzern zur Folge gehabt haben, daß viele von ihnen die Bäume umhauen und die jungen Kaffeegärten wieder in Maisfelder umpflügen ließen, so würde dermalen die Kaffee-Ernte Costa Rica's bereits über 200,000 Centner betragen. Es sind gegenwärtig ungefähr 2000 Arbeiter mit der Kaffee-Cultur beschäftigt, welche in den letztern Jahren 80—90,000 Centner producirten, oder circa 40—50 Centner pr. Kopf. Ein Arbeiter genügt für die Pflege von 5000 Bäumen, oder 5 Acres Landes. Ein ausgewachsener Baum liefert bis 4 Pfund Kaffee, welcher gleichzeitig weit theurer verkauft wird, als der in Java und Brasilien erzeugte, wo der Baum zwar 5—6 Pfund Bohnen gibt, jedoch nur zu 3 Dollars pr. Centner in Handel kommt. In Cuba liefert ein Kaffeebaum durchschnittlich 1½ Pfund.

Bei der Vortrefflichkeit des hiesigen Bodens für die Kaffeepflanze, welche zugleich die lukrativste Kapitalsanlage bildet, steigert sich deren Cultur, und mit ihr die Production von Jahr zu Jahr; und wenn erst von der Hauptstadt aus eine Fahrstraße nach der atlantischen Küste führt, und der Kaffee nicht mehr die lange, gefährliche und kostspielige Reise um das Cap Horn machen muß, wodurch derselbe viel an Güte und Geschmack einbüßen soll, wird die Kaffeebohne von Costa Rica auf dem europäischen Markte nicht nur durch ihre Vorzüglichkeit, sondern auch durch ihre Massenhaftigkeit eine bedeutende Stelle einnehmen. Und wahrlich, keine Cultur ist besser geeignet, das Aufblühen und den Reichthum des kleinen Berglandes von Costa Rica zu fördern, als der Kaffeebau; denn die Consumtion des Kaffee's hält mit der Entwickelung der Civilisation und der Industrie gleichen Schritt, und der liebliche, unwiderstehliche Duft dieses so wohlig aufregenden Getränkes fängt

sogar an verschiedenen Orten bereits an, den Thee zu verdrängen. Nicht nur in Deutschland und seinen unzähligen räucherigen Kaffeehäusern beträgt der jährliche Kaffeeverbrauch bereits 7 Pfund pr. Kopf, sondern auch in den Vereinigten Staaten hat sich die jährliche Consumtion im Laufe von 10 Jahren, 1843—53 von 85,816,616 Pfund auf 180,531,489 Pfd. Kaffee erhöht, und selbst England, die Adoptivheimath des Thees, konsumirte nebst 54,724,615 Pfd. Thee im vergangenen Jahre 35,044,376 Pfd. Kaffee, oder ein Sechstel mehr als vor 10 Jahren. Man sieht aus diesen Angaben, daß die Costaricenser noch viele Acres ihres fruchtbaren Bodens mit Kaffeebäumchen bepflanzen können, ohne auch nur im Geringsten eine Ueberfüllung des Marktes befürchten zu müssen. Vielmehr sind Preis und Nachfrage um die hiesige Kaffeesorte fortwährend im Steigen. Vor fünf Jahren bezahlte man den Centner Kaffee noch mit 20 Realen oder 2½ Piaster. Gegenwärtig vermögen die hiesigen Kaufleute, welche den Kaffee anstatt Baarschaft für bezogene Manufakturwaaren nach Europa schicken, selten zu einem geringern Preise als 8½ Piaster pr. Centner einzukaufen. Die Kosten bis zum Hafen Punta Arenas, von wo aus der größte Theil der Kaffee-Ernte verschifft wird, betragen an Fracht und Zoll 1½ Piaster, und die Verschiffungskosten 14 engl. Schillinge oder 3 Piaster pr. Centner. Im Kleinhandel kostet der Kaffee 1 Real pr. Pfund, und ist ein um so kostspieligeres Getränk, als man in der Hauswirthschaft mit dessen Bereitung sehr verschwenderisch umgeht. So ist uns selbst ein Fall bekannt, daß drei Personen in Einem Monat 35 Pfd. Kaffee consumirten! — Die Einheimischen haben seltsamerweise wenig Geschmack für jene braune Bohne, die mehr wie politische Institutionen und Naturschönheiten ihrem Vaterlande zu solch glücklichem Gedeihen und solchem Renomée verholfen, sie ziehen zum Frühstück wie zum Abendbrod bei Weitem den Genuß einer Tasse Cacao vor, der zugleich den einzigen Luxusartikel auf ihrer frugalen Tafel bildet, und zum größten Theil von

Nicaragua und Ecuador eingeführt wird, daher auch weit theurer zu stehen kommt, als der einheimische Kaffee. Und vielleicht gerade, weil der Cacao kostspieliger und ungewöhnlicher ist, und zumeist vom Auslande bezogen werden muß, genießt derselbe bei den Eingebornen mehr Ansehen, als der bei Weitem wohlschmeckendere Kaffee, den man hier fast in jedem Hausgärtchen aus dem Boden sprießen sieht. —

II. Maisbau.

Der Mais (Zea Mais L.), welcher unter den Getreidearten sich über die größte Temperatursphäre ausdehnt, und dessen Kultur vom 49° nördlicher Breite bis zum 40° südlicher Breite reicht, ist durch den Einfluß, welchen dessen Kultur auf die geistige, physische und selbst moralische Entwicklung der Volksklassen nimmt, von mehr als blos landwirthschaftlicher Bedeutung. Der Zustand von Costa Rica wäre sicher ein ganz anderer, wenn anstatt Mais und Bohnen, animalische Substanzen*), die Hauptbestandtheile der Nahrung der Bevölkerung ausmachen würde; wenn die 15,000 Weiber, die den langen Tag über, Jahr aus Jahr ein, sich mit der Bereitung der flachen Maiskuchen (tortillas) abmühen, einer andern nützlichern Beschäftigung hinzugeben vermöchten**). Auch die erstaunliche Sterblichkeit der Kinder, die häufigen Magenleiden der Erwachsenen, die träge Schwerfälligkeit, wie der harmlose Cha-

---

*) In Costa Rica beträgt der jährliche Fleischconsumo nur 15 Pfund per Kopf; in London 170 Pfund, in Frankreich 80, in Belgien 89, in Deutschland 100 Pfund.

**) Die Bevölkerung von Costa Rica wurde zu 150,000 Seelen angenommen und für je 10 Personen eine Weibsperson gerechnet, welche die von derselben täglich verzehrten 25 Pfund Mais zwischen 2 Steinen wohl zerreibt, sodann in die flachen runden Kuchen (Tortillas) formt, und am offenen Feuer auf einer concaven Eisenplatte leicht röstet. Somit erfordert die Bereitung dieser, wie das ungesäuerte Brod der Juden, ermüdenden Speise, die Hände Arbeit von 15,000 Weibern.

rakter der Eingebornen, dürfte bis zu einem gewissen Grad auf Rechnung des übermäßigen und fast ausschließlichen Maisgenusses kommen.

In der kalten Region (tierra fria) wird der Mais in der Regel im Februar gesäet und im December geerntet. Eine zweite Saat, die man „Socorro" nennt, weil dieselbe als eine Art Aushülfe für den Fall einer ungünstigen ersten Ernte betrachtet wird, geschieht im Monat December oder Januar, und wird im August geerntet. Man säet gemeiniglich eine Cajuela (25 Pfd.) auf die Manzane (2 Acres), welche 250 bis 300 Cajuelas oder 6000 bis 7500 Pfd. Ertrag liefert*).

In der heißen Region (tierra caliente), wie z. B. in Turrialba giebt der Mais sogar drei Ernten jährlich; ist jedoch weit weniger zur Aufbewahrung geeignet, als der Mais der kälteren Region, welche drei Jahre lang im unverdorbenen Zustand erhalten werden kann. Obwohl hier weder der Felgpflug das Feld in den Reihen lockert, und von Unkraut reinigt, noch der Häufelpflug die Pflanzen häufelt, so gedeiht der Mais doch allenthalben in außerordentlicher Güte.

Baron Bülow erzählte uns, im Dorfe Cot, 2 Stunden von Cartago, Maiskolben bis zu 700 Körner gesehen zu haben. Das Entkörnen der Kolben geschieht nicht durch Entkörnungsmaschinen, sondern durch eine Art Dreschen mittelst eines Stockes, oder auch blos mit der Hand, was unendlich viel Zeit und Mühe kostet, und wodurch auch viel Frucht verloren geht**).

---

*) In Nordamerika gibt 1 Acre jährlich 40—50 Bushels (à 65 Pfund) Mais, in der Louisiana sogar 100 Bushels, welche zu 95 Cents bis 1 Dollar per Bushel verkauft werden.

**) Nach Alexander von Humboldts Untersuchungen zu Anfang dieses Jahrhunderts betrug der jährliche Maisverbrauch Neu-Spaniens mit einer Bevölkerung von ungefähr 5 Millionen Menschen mehr als 1600 Millionen Pfund. Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika erzeugen gegenwärtig jährlich 387 Millionen Bushels (à 65 Pfund).

Der Marktpreis einer Cajuela Mais, der im Jahre 1836 noch 1 Real betrug, wechselt gegenwärtig zwischen 3 bis 6 Realen. Man rechnet, daß eine Manzane Maispflanzung circa 45 Piaster jährlich Reingewinn trägt. Im ganzen Staate dürfte sich die gegenwärtige Maiskultur über 15 bis 18,000 Manzanen Landes ausdehnen, welche jährlich einen Ertrag von ungefähr 3,600,000 Centner Mais geben. Würde man den Mais wie in den südlichen Staaten der nordamerikanischen Union mit Mehl vermischen und Brod daraus backen, so gäbe derselbe auch hier eine vortreffliche nahrhafte Speise; bei der gegenwärtigen Bereitungsweise aber ist derselbe eben so geschmacklos, unverdaulich und ungesund.

III. Bohnen (Frijoles).

Die schwarzen Bohnen (Phaseolus vulgaris L.), bilden nächst Mais die hauptsächlichste Nahrung aller Klassen, und deren Kultur erstreckt sich wohl über mehr als 20,000 Manzanen Landes. Man kann den Verbrauch dieses beliebtesten aller Nationalgerichte auf 1/2 Pfd. pr. Kopf den Tag veranschlagen, was auf die Gesammtbevölkerung berechnet, einen Bedarf von 75,000 Pfd. täglich oder 18,250,000 Pfund Bohnen des Jahres ausmacht. Die Bohne wird von den Eingebornen auch aus dem Grund mit besonderer Vorliebe gebaut, weil sie die wenigste Arbeit erfordert, und im Verhältniß zur Mühe und Capitalsauslage den reichsten Ertrag liefert. 2 Cajuelas (50 Pfd.) Aussaat pr. Manzane geben zwei Mal des Jahres 20 bis 24 Cajuelas Ernte*), der Marktpreis wechselt von 2 bis 4 Realen pr. Cajuela. Die Aussaat der Bohne, die man in Europa ihrer großen Empfindlichkeit gegen Frost wegen, nicht vor Ende April wagen darf, unterliegt auf dem Plateau der

---

*) In Europa erntet man nach Fraas auf einen Morgen Land von 1 1/2 bis 2 Metzen Aussaat zwischen 3—5 Scheffel oder 740—1400 Pfund Bohnen.

Cordilleren, unter dem milden Lufthauch der Tropen keinerlei Vorsichtsmaßregel gegen die Witterung. Man säet, wenn gerade ein Acker brach liegt, und der Himmel thut das Uebrige.

IV. Weizen.

Der Weizen, die Brodfrucht der alten Welt, dessen Produktion von circa 400 Millionen preuß. Scheffel zugleich den Hauptnahrungsstoff der Bevölkerung von Europa ausmacht, hat in Neuspanien noch wenig Kultur und Pflege erfahren; der größere Theil des hiesigen Bedarfes, ungefähr 1000 Centner, in einem Werthe von 7 Piaster pr. Centner, wird jährlich in schon gemahlenem Zustande von Chili eingeführt. Die Hauptursache der bisher vernachlässigten Weizenkultur ist wohl weniger in der Ungunst des Klimas, wie in dem Mangel an Bedarf und an Kenntniß, und in der Indolenz der Eingebornen zu suchen. Die Temperaturverhältnisse der Hochebenen und Hochthäler Costa Rica's, zwischen 3000—5000 Fuß über dem Meeresspiegel und bei einer Durchschnittwärme von 69° F. scheinen dem Fortkommen dieser vortrefflichen Getreidepflanze vollkommen zuzusagen. Dieselbe gedeiht unter ähnlichen klimatischen Verhältnissen auf dem Plateau von Mexico wie auf den Weizenfeldern des südlichen Peru's bis zu einer Höhe von 9000 Fuß, und liefert sogar 3—4 Mal reicheren Ertrag wie im mittleren Europa, in Ungarn, in Sicilien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika*), wo die Vervielfältigung der Aussaat von 5 bis 12 Körnern wechselt.

In der Umgebung von Heredia und Alajuela, wo man in neuerer Zeit angefangen hat, zur Bereitung des beliebten Süßbrodes (pan dulce), Weizen in größerer Quantität zu bauen, giebt

*) Die Gesammtweizenkultur der Vereinigten Staaten beträgt dermalen jährlich 60 Millionen preußische Scheffel.

eine Cajuela-Saat 7—10 fältigen Ertrag. Man gewinnt von einer Cajuela Getreide 15 Pfd. Mehl und 10 Pfd. Kleie. Da es hier noch keinen Beutelapparat giebt, so muß sich jeder Landmann das Mehl selbst reinigen, der Müller zerreibt blos die Körner und wirft dann das Geriebene in den Sack. Für dieses Geschäft erhält der Müller 1 Real pr. Cajuela. Auf den Märkten von San José und Cartago wechselt der Preis einer Cajuela Weizen zwischen 8 und 14 Realen.

Zwei Deutsche aus Leobschütz, die überdies keine Landwirthe waren, sondern dem Müller- und Braugeschäft angehörten, säeten Ende Oktober 1851 in der Nähe von Cartago 3 Cajuelas Weizen, die Ende Februar 52 Cajuelas Ernte gaben. Die zweite Saat auf demselben Boden geschah im Monat Mai zu Anfang der Regenzeit, und fiel schlechter aus, weil der Weizen während seiner Blüthezeit durch Thau stark gelitten hatte. Im Ganzen aber haben alle bisher in den Hochebenen von San José und Cartago mit dem Weizen angestellte Versuche nur ermunternde Resultate geliefert, und sobald erst eine größere fremde Einwanderung die Nachfrage nach Weizen lebendiger macht, wird auch dessen Kultur wesentlich zunehmen. Gegenwärtig ist die Zahl der Europäer, welche im Staate zerstreut leben, noch viel zu gering, um auch nur einen Einzigen Bäcker reichlohnenden Erwerb zu verschaffen, obwohl es keinen Einzigen Ausländer giebt, der nicht das kernige Weizenbrod der Heimath den faden Tortillas Neuspaniens entschieden vorziehen würde. Selbst in der Hauptstadt, wo die meisten Fremden leben, findet nur ein Einziger Bäcker ohne Gehülfe hinlängliche Beschäftigung, und als dieser vor Kurzem plötzlich starb, hatte man mehrere Tage lang kein Weizenbrod. Ein Franzose, der kürzlich aus Kalifornien hier ankam, und sich als Bäcker niederlassen wollte, versicherte uns, trotzdem daß er selbst backt und hierauf persönlich das gebackene Brod in die Häuser zum Verkauf herum trägt, kaum seinen Lebensunterhalt verdienen könne. In der alten Welt rechnet

man Müller und Bäcker zu denjenigen Gewerben, mit denen es der Mensch am schnellsten und sichersten zu einer gewissen Wohlhabenheit bringen kann; in Neuspanien hingegen gehörten sie bisher gerade zu den entbehrlichsten, unvortheilhaftesten Gewerbszweigen, und stehen in gleicher Kategorie mit Hutmachern, Handschuhmachern, Optikern, Instrumentenmachern, Juwelirern ꝛc., nach welchen Gewerben bei der Bedürfnißlosigkeit der Eingebornen noch keine Nachfrage herrscht.

Außer Mais und Weizen werden dermalen noch keine anderen europäischen Cerealien gebaut, jedoch sind im Kleinen schon mehrfache Versuche mit Roggen, Gerste und Hafer gemacht worden. Dieselbe fielen für die erste Getreideart sehr ungünstig aus, während der Anbauversuch der beiden letzteren vortreffliche Resultate lieferte. Auch von Hülsenfrüchten baute man bisher nur Bohnen und Erbsen, obschon sich Boden und Klima zu deren mannigfaltigster Cultur zu eignen scheinen. Ein ähnliches gilt von europäischen Knollengewächsen, von denen die Kartoffel allein seit dem Jahre 1835 gebaut wird, wo selbe von einem Engländer aus Peru mitgebracht wurde. Die Kartoffeln werden gewöhnlich im Mai gebaut, (16 Cajuelas pr. Manzane), und geben nach 4 Monaten 18—20 fachen Ertrag (288 Cajuelas pr. Manzane); der Marktpreis ist 2—3 Realen pr. Cajuela. Auch mit keinerlei europäischen Obstarten wie Trauben, Pflaumen, Pfirsichen, Aprikosen, Birnen, Kirschen ꝛc., sind ernstliche Versuche in großem Maaßstabe gemacht worden. In der vorgefaßten Meinung, daß diese Produkte einer kälteren Zone unter den Tropen nicht fortkommen können, unterläßt man selbst die kleine Mühe des Versuches.

V. Bananen.

Eine der nützlichsten und wichtigsten Pflanzen für die Völker der Tropen ist der Pisang (musa Sapientum und Musa para-

disiaca L.), der Platano der Neuspanier, welcher in vielen Gegenden selbst den Mais und die Bohnen ersetzen muß, und namentlich den Bewohnern der Küste oft wochenlang als einzige Nahrung dient. Wenige, um eine einsame Waldhütte gepflanzte Pisangstämme genügen, um eine ganze Familie vor Noth und Hunger zu schützen. Keine Nahrungspflanze giebt auf gleichem Raum so viel Nahrungsstoff als die Banane, welche nach Alexander v. Humboldt 133 Mal mehr Nahrungsstoff giebt, als selbst der Weizen.

Man pflanzt durchschnittlich 100 Pisangstämme auf eine Manzane. Ein Stamm trägt im zweiten Jahr 4—5 Trauben, jede mit 50—60 Früchten, und wiederholt diese Fruchtbarkeit 3—4 Mal im Lauf eines Jahres. Es giebt Trauben, welche bis zu 90 Bananen Früchte enthalten. Auf dem Markte bezahlt man gewöhnlich eine Traube von ungefähr 30—40 Früchten mit 1/2 R. Die Banane wird sowohl roh, als auch gekocht oder gebraten genossen, in welch letzterem Zustande dieselbe jedenfalls der Gesundheit zuträglicher erscheint. Sie ist vielleicht von allen Tropenfrüchten die am wenigsten fiebererzeugende, und ersetzt Einheimischen wie Fremden häufig Gemüse und Brod. Die Eingebornen haben das Vorurtheil, der Genuß der Banane erzeuge Fieber, sobald man unmittelbar darauf Branntwein oder Cognac trinke; es ist mir indeß während meines hiesigen Aufenthalts nicht ein Einziges diese Annahme rechtfertigendes Beispiel bekannt geworden.

Der Zuckerkultur, welche dermalen, trotz der einladenden Gunst des Bodens und des Klima's noch sehr beschränkt ist, haben wir bei unserem Besuche von Navarro bereits ausführlich Erwähnung gethan. Reis wird nur in geringer Quantität ungefähr 3—4000 Centner gebaut, obschon die Feuchtigkeit des hiesigen Bodens der Reiskultur außerordentlich zusaget, und der Verbrauch ein sehr bedeutender ist. Auf den Märkten von Costa Rica werthet der Centn. Reis 3 Piaster.

Der Tabaksbau ist in Folge des Mangels an Arbeitskräften und der Erhebung desselben zum Staatsmonopol in jüngster Zeit völlig eingegangen, und selbst der eigene Bedarf nach der Mittheilung des Finanzminister Carazo ungefähr 200,000 Pfund jährlich, wird vom Auslande von St. Salvador und Virginien bezogen. Gleichwohl wäre der Tabakbau im Stande, nicht nur eine lukrative Kultur abzugeben, sondern auch die Zahl der Ausfuhrartikel in vortheilhafter Weise zu vermehren. Diese Pflanze, deren Samen zuerst im Jahre 1560 von Nicot, französischem Gesandten am Hofe zu Portugal nach Frankreich gesandt wurde, woher sich auch deren botanischer Name Nicotiana schreibt, während Hernandez de Toledo, welcher diese Pflanze zuerst nach Portugal und Spanien schickte, dieselbe Tobacco nannte, findet in Costa Rica ein außerordentlich gedeihliches Fortkommen. Ein Arbeiter ist genügend für die Pflege Eines Acre Landes, der durchschnittlich mit 2500 Pflanzen bebaut wird und 1000 Pfd. Tabak Ertrag giebt.

Man raucht in Costa Rica den geschnittenen und in kleine Papierstreifen gewickelten Tabak (cigarettos) häufiger, als die aus ganzen Blättern bereiteten Cigarren (Puros), und selbst das Frauengeschlecht nimmt an dieser Sitte regen Theil. Man verkauft im Kleinhandel ein Paket von 36 Papiercigarettchen zu einem medio (1/2 Real), und geübte Hände verstehen aus 1 Pfund kleingeschnittenen Tabak 500—800 zierliche Cigarrchen zu wickeln.

Auch für die Cultur der Baumwolle liefert der Boden der Westküste, wo die Regenzeit mit größerer Regelmäßigkeit eintritt und aufhört, ein reiches dankbares Feld.

VI. Viehweiden (Potreros).

Das Lichten des Waldlandes geschieht, unter dem milden Himmel der Tropen mit viel weniger Umständlichkeit, als im rauhen nordamerikanischen Hinterwald. Hier wo kein Markt für Brenn- und Bauholz in der Nähe ist, wo die Lieblichkeit des Klimas niemals

ein Gelüste nach Kamin- oder Ofenfeuer aufkommen läßt, und die Hütten statt aus schwerfälligen Urstämmen, aus leichtem Rohr oder Palmen gebaut werden, haben Holz und Kohlen nur geringen Werth.

Man fällt die Bäume so gut es eben geht, hilft mit der Matschete nach, zerhaut das Unterholz, und setzt, sobald die Tropensonne die gefällte Holzmasse etwas getrocknet und brennbereiter gemacht hat, den ganzen Plunder in Feuer. Ein Arbeiter lichtet in dieser Weise binnen 8 Tagen 2 Acre Waldland. Da fast alles Holz auf dem gelichteten Grundstücke verbrennen und verrotten muß und noch keine Wurzelzieher in Anwendung kommen, so dauert es gemeiniglich 2 Jahre, bis ein Acre Waldland in eine gute Weide verwandelt worden ist. In dieser ganzen Zeit, nimmt jedoch der Wiesenbau alljährlich nicht mehr als 5 bis 6 Arbeitstage in Anspruch, während welcher die junge Lichtung mit der Matschete von den neuen Schößlingen gesäubert und das noch übrige dürre Holz verbrennt wird.

Das Lichten Einer Manzane (2 Acres) Waldlandes kostet hier 5—10 Dollars; in den Vereinigten Staaten 10—20 Dollars. Bis ein Potrero aber ertragfähig ist, kann man die Kosten pr. Manzane immerhin auf 20—25 Piaster veranschlagen. Auch die Asche, von welcher ein Acre gutbewachsenen Waldlandes immerhin 70—150 Bushels liefert, wird hier nicht wie in Nordamerika gesammelt und zu Potasche verwandelt*), sondern bleibt auf dem Grundstück liegen, der neuen Lichtung zum Dünger. Im dritten Jahr wird endlich der Samen einer einheimischen Grasart, gengibrillo, zuweilen auch Zatilla, oder gar beide zusammen gesäet und der Potrero ist fertig. Die Besäung der Wiesen mit 9—11 verschiedenen Grasarten, wie in Deutschland, England u. s. w. ist hier nicht Sitte. Ebenso fehlt die Düngung gänzlich, und die

*) 400 Bushels Asche geben nach Fleischmann 2000 Pfund Potasche.

Asche, die vom Verbrennen der Waldbäume übrig bleibt, wie der von den weidenden Thieren erhaltene Dünger, sind die einzigen Stoffe, welche der natürlichen Produktionskraft zu Hilfe kommen. Hier braucht nicht der Landmann wie in Deutschland auszurufen:

„O Herre Mist
Wo Du nicht bist
Ist Alles Narrethei!"

Auch ohne Dünger gedeiht hier alles vortrefflich, unterstützt von der unendlichen Fruchtbarkeit des Bodens, der andauernden Befruchtung während der Regenzeit, und der gleichmäßigen Milde des Klima's. Das System der Ueberrieselung und Ueberstauung der Wiesen, das in der trockenen Jahreszeit von so großem Vortheil wäre, und bei dem bedeutenden Wasserreichthum sich ziemlich leicht ausführen ließe, findet noch nirgends im Lande Anwendung. 1 Manzane guten Wiesengrunds ist hinreichend für den jährlichen Unterhalt von zwei Stück Vieh; in den Hochebenen von Turrialva sogar für 4 Stück Maulthiere, Pferde oder Rinder*). Man bezahlt durchschnittlich zwischen 9—12 Piaster jährliches Weidegeld pr. Stück; in Turrialva nur 5—6 Piaster pr. Stück. Für eine nur theilweise Benutzung von Potreros rechnet man in der Regel monatlich 1 Piaster für jedes Stück Vieh; in der Nähe der Hauptstadt für Ein Maulthier sogar 2—3 Piaster. — Die Thiere bleiben hier, wo man weder Reif noch Frost kennt, das ganze Jahr auf dem Weideplatz, der allerdings während der 5 trockenen Monate von seiner sonstigen Frische und Grasüppigkeit einbüßt, gleichwohl aber fortwährend den Thieren hinreichende Nahrung liefert.

Das Futter, dessen man sich noch außer dem frischen Wiesengras (saccate) bedient, besteht hauptsächlich in Mais und dessen Blättern (guate), und den grünen Abfällen des Zuckerrohrs (co-

---

*) In Deutschland rechnet man für 1 Kuh 4 Morgen fettes Weideland, für 1 Pferd 4½ Morgen, für Fohlen, Kälber, Ziegen u. s. w. 1 Morgen; von magern Weiden sogar 8—10 Morgen.

gollo). Es fällt hier dem Landmann gar nicht ein, durch künstliche Futtererzeugung gewissen Nothständen zu begegnen, die sich in einer großen Wirthschaft, trotz aller Fruchtbarkeit des Bodens dennoch zuweilen einstellen.

VII. Viehzucht.

Unter allen Wirthschaftszweigen ist die Viehzucht in Costa Rica noch am weitesten hinter dem Fortschritte derselben in der alten Welt und in Nordamerika zurückgeblieben. Der hiesige Rinderstock ist eine schlechte, verkümmerte Race, die weder Mastfähigkeit, noch große Tauglichkeit zum Zuge, noch reiche Milchergiebigkeit besitzt. Der gesammte Rindviehstand Costa Rica's besteht aus ungefähr 140,000 Stück Kühen, Kälbern und Ochsen. Der jährliche Verbrauch an Rindfleisch repräsentirt durchschnittlich 18,000 Stück Schlachtvieh. Von diesen werden ungefähr 12,000 Stück aus Nicaragua eingeführt, und der Rest von 6000 Stück im Lande selbst gezüchtet.

Die von der Nachbar-Republik importirten 12,000 Stück Rindvieh kosten durschnittlich 15 Piaster, und werden meistens auf den Potreros der Provinz Guanacaste noch ein Jahr lang gemästet, bevor man sie nach den Märkten von San José und Cartago bringt, wo dieselben gewöhnlich zu 32 Piaster pr. Stück verkauft werden*). Ein Joch Zugochsen kostet 70—100 Piaster. 50 Manzanen Portreros reichen hin, um 100 Stück Rinder permanent zu nähren. Man bedient sich hier zur Mästung ausschließlich der Weide. Heu- oder Dürrfuttermast, Wurzelwerkmast, Körnermast, Schlempe-, Träbern- oder Trestermast, wie solche in Holland, England, der Schweiz, Deutschland u. s. w. Sitte, sind unter den Einheimischen noch völlig unbekannt. Man denkt hier

*) Ein Ochs wiegt in Costa Rica durchschnittlich 250 Pfund, in England 656, in Deutschland 400 Pfund.

nicht an eine Veredlung der Race, und kümmert sich wenig um den Bau der Flanken, der Lenden, der Hüften oder der Brust der Thiere. Ja es dürfte unter dem hiesigen Landvolke höchstens ein ungläubiges Lächeln erregen, wenn man erzählen würde, daß z. B. Lord Althorp's Kalbin Clarion wegen der schönen Ausbildung ihres Kreuzes, ihrer Lenden und Hüften sogar die Auszeichnung genoß, portraitirt zu werden, und der Bulle „Firby" wegen seines „stark ausgedrückten männlichen Wesens" von vielen englischen Züchtern zum Muster genommen wurde. Die gegenwärtige Race des Zuchtviehes verschlechtert sich mit jedem Jahre und diesem Uebel kann nur abgeholfen werden, wenn man einen tüchtigen Devonshire oder Schweizer Stamm einführte, der zugleich dem hiesigen Klima und Boden angemessen ist.

Wie die Zucht, so ist auch die hiesige Milchwirthschaft, äußerst mangelhaft, und man wird kaum glauben, daß in einem Lande, dessen gleichmäßige Wärme und Feuchtigkeit der Erzeugung der Milch so wohl zu Statten kommen, die Kühe durchschnittlich weniger Milch geben, als in den kältesten und trockensten Gegenden Europa's. Die verschiedene Fütterungsweise kann nicht allein die Ursache davon sein. Denn fehlt hier auch trockenes und mehliges Futter, wie Häcksel, Heu, Kleie, Hülsenschrot und selbst Klee, so finden sich doch andere grüne und zuckerhaltige Nahrungsstoffe genung, die auf reiche, wenn gleich dünne Milch schließen lassen.

Die Kühe werden durch das ganze Land nur Einmal des Tages gemolken, und geben durchschnittlich nicht mehr als 3—4 Maaß Milch; 6 Maaß gilt schon als seltene Ausnahme, und wird als vorzügliche Ergiebigkeit angesehen.

Vergleicht man diesen Ertrag mit jenem des Melkviehes in Deutschland und England, wo von einer Kuh 30 Maaß und darüber an einem Tag gewonnen werden kann *), und bringt noch

---

*) Mit Einrechnung der Milch, welche das Kalb saugt, haben nach Fraas

außerdem die Gunst der hiesigen Naturverhältnisse für Milchwirthschaft in Anschlag, so kann man sich leicht einen Begriff von dem mißlichen Zustand derselben und den Vortheilen machen, welche von tüchtigen deutschen Milchpächtern noch daraus gezogen werden könnten. Ein Maaß Milch kostet einen halben Real; ein Pfund Butter 3 Realen. Letztere wird verhältnißmäßig in geringen Quantitäten erzeugt, und ist gewöhnlich so schlecht bereitet, daß man sogar schon zu verschiedenen Malen Versuche gemacht hatte, sie in hermetisch verschlossenen Blechbüchsen aus England einzuführen. Hingegen wird ein großer Theil der gewonnenen Milch auf Käseerzeugung verwendet, von welcher Speise unter den Eingebornen große Consumtion herrscht. Der hier bereitete Käs ist eine einzige weiße, fette Sorte, ohne irgend hervorstechenden Geschmack, welcher in runden Laiben zu 2 Pfund für 3 Realen verkauft wird.

Ein Hauptgrund des nur einmaligen Melkens der Kühe darf allerdings nicht unerwähnt bleiben. Das Vieh des hiesigen Landwirthes befindet sich nämlich nicht in Ställen, oder wenigstens geschlossenen Räumen, sondern dasselbe weidet auf den verschiedenen Wiesenplätzen, oder gar in den Waldungen der Umgebung. Jeden Abend und Morgen, die übliche Melkstunde, kommen die Kühe von allen Ecken und Enden herbei, und melden sich selbst zur Melkung; denn der Landmann hält die Kälber in einer eingezäunten Portrero zurück, und der mächtige Drang der Mutterliebe läßt selbst nicht einer Kuh ihre Säugungspflicht vergessen. Es ist fast rührend, die Pünktlichkeit zu sehen, mit der sich die Mütter jeden Morgen im Pacht versammeln, und ihre Kälber liebkosen. Erst wenn das Kalb einige Zeit gesaugt, beginnt der Melker sein Geschäft. Hierauf laufen die Kühe wieder nach ihren Weideplätzen, und ver-

---

Holländerkühe das ganze Jahr hindurch 2810 Maas, Steyermärkerkühe 1400 Maas, Schweizerkühe in Hofwyl 2450 Maas, und Voigtländerkühe in Sachsen 1500 Maas Milch gegeben.

schwinden bald dem Auge des Farmers, der sich nun des Tages über keine weitere Sorge um sie macht, sondern vielmehr von ihren waldlichen Excursionen eine Fettzunahme ihres gewöhnlich schmächtigen Körpers erwartet.

Während man in Deutschland Kälber, die man nicht aufzieht, nur 8—14 Tage, und die zur Zucht bestimmten höchstens 6—8 Wochen saugen läßt, werden in Costa Rica die Kälber gar nicht abgewöhnt, sondern man überläßt das Abgewöhnen der Natur selbst. — Die hiesigen Kühe kalben nur alle 3 Jahre, und daher wird junges Kalbfleisch hier niemals genossen, weil man die Kälber nur ausnahmsweise schlachtet, und sie in der Regel zur Zucht verwendet.

In einem Lande, wo sich selbst die Rindviehzucht noch auf einer solchen niedern Culturstufe befindet, läßt sich wohl nicht viel Besseres von der Pferdezucht erwarten. Die meisten hiesigen Pferde sind klein, dürr und unansehnlich, ähnlich den steirischen Kleppern, mit denen sie indeß mehr die Magerkeit als die Ausdauer gemein haben. Zu kleinen Ritten sind sie wohl geeignet, aber zu Wettrennen, wie zu „Mahlzeiten" ist ihr Ansehen nur wenig einladend. Im ganzen Lande soll es ungefähr 10,000 Pferde geben, von denen jedoch kaum mehr als 2000 Stück brauchbare Reitpferde abgeben. Der Preis spricht am besten für die Qualität. Für 25 Piaster kauft man schon ein Pferd der bessern Sorte, und 80 Piaster ist der höchste Betrag, um den ich ein im Inland gezüchtetes Pferd verkaufen sah. Der Unterhalt eines Pferdes, das auf einem Portrero genährt wird, kostet höchstens 1—1½ Piaster monatlich. Wird dasselbe hingegen zu Hause mit herbeigeschafftem Grünfutter genährt, so kommen die monatlichen Erhaltungskosten wohl auf 6 bis 8 Piaster zu stehen, weil man in größern Städten den täglichen Saccatebedarf mit 1½ bis 2 Realen bezahlen muß.

Mehr als Pferde werden in Costa Rica Maulthiere zur Beförderung von Menschen und Lasten verwendet, und ihre Importation bildet einen nicht unbedeutenden Handelsgegenstand mit

dem Nachbarstaate Nicaragua. Die Maulthiere eignen sich durch ihren sichern, bedächtigen Schritt, und ihre kräftige Ausdauer weit besser für die steilen Wege dieses Berglandes, als die Pferde. Dem Reiter bieten sie mehr Bequemlichkeit, dem Kaufmann mehr Vortheile durch ihre größere Belastungsfähigkeit. Ein Maulthier trägt 250 Pfund Gepäck oder Frachtstücke mit großer Sicherheit über die schmalsten Pfade, über die steilsten Bergrücken; jedoch müssen dieselben außerordentlich genau, sorgfältig und gleichmäßig gepackt sein. Je mehr man auf den Reisen durch diese Urwaldgegenden, wo die Maulthiere noch fast der ausschließliche Verkehrsvehikel sind, mit denselben vertraut wird, desto mehr lernt man die vortrefflichen Eigenschaften dieser Thiere schätzen und bewundern. Bei einem Ritt auf den breiten, glatten Straßen civilisirter Länder leitet gewöhnlich der Reiter das Pferd, hier aber, auf der Reise durch den Urwald, am Rande gähnender Abgründe, oder über schroffe Bergabhänge leitet das überlegend schreitende Maulthier den Reiter. Die Maulthiere stehen daher auch viel höher im Preise als die Pferde, und seitdem man es vortheilhaft gefunden, einen großen Theil der eingeführten Maulthiere wieder nach Panama auszuführen, wo dieselben zum Transporte von Passagieren und Waaren über den Isthmus verwendet werden, sind sie sogar um das Fünffache im Werth gestiegen. Man kann gegenwärtig ein gutes, junges Maulthier nicht unter 70 Piaster kaufen, vorzüglichere Mulas kosten sogar 100—250 Piaster *). Wir sahen sogar für ein Maulthier erster Klasse 19 Unzen (323 Piaster) bieten. Der dermalige Stock der hiesigen Maulthiere dürfte schwerlich 2500 Stück übersteigen.

---

*) Trotz dieser hohen Preise thut ein Reisender gleichwohl viel besser, sich ein eigenes Maulthier mit Riemzeug und Geschirr zu kaufen, als blos Thiere zu miethen. Jeder einzelne Ritt, selbst von nur wenigen Stunden Entfernung, kostet 4—6 Realen, und dabei muß man das Sattelzeug immer selbst besorgen. Ein gutes Thier, das man nur mit einiger Sorgfalt behandelt, kann man fast immer um den Ankaufspreis wieder loswerden. Beim Ausleihen muß man immer die Garantie für alle Art Eventualitäten übernehmen.

Die Wegebaugesellschaft, welche die Sarapiqui-Straße baut, soll gegenwärtig die Absicht haben, zum bessern Transport schwerer, unförmiger Laststücke die Einführung von Kameelen zu veranlassen. Diese Absicht scheint sich jedoch sowohl wegen des bergigen Terrains des Landes, als auch der Vegetation des Urwaldes wegen, durch welchen meistentheils die neuzuöffnende Straße führen wird, besonders aber wegen der Feuchtigkeit, die das Kameel nicht verträgt, als völlig unausführbar zu erweisen. Uns scheint überhaupt jede Art Einführung fremdländischer Lastthiere vorzeitig; denn ist man nicht im Stande, die Straßen für den Verkehr mit Fuhrwerken herzustellen, so wird deren Benützung ohnedies immer nur eine höchst beschränkte bleiben.

Die Schweinezucht ist ziemlich allgemein im Lande gebräuchlich, doch leidet sie an demselben Uebel der Sorglosigkeit und Unkenntniß, wie die meisten andern Wirthschaftszweige. Die Zahl der sämmtlichen Zuchtschweine im ganzen Staate dürfte sich auf circa 12,000 Stück belaufen. Die jährliche Consumtion soll durchschnittlich 2000 Stück betragen. Der Preis eines wohlgemästeten Schweins wechselt zwischen 20—40 Piaster.

Auffallend ist der völlige Mangel an Ziegen, jenen genügsamen, abgehärteten Bewohnern steiler, gestrüppreicher Berge, welche in den hiesigen Wäldern so reiche Nahrung finden würden, und mit dem Vortheil geringer Anschaffungskosten zugleich den eines ungewöhnlichen Nutzenertrags vereinten. Man kann von einer guten Ziege durchschnittlich 600 Maaß Milch für das Jahr rechnen, so daß ungefähr 3 Ziegen dem Milchertrag einer guten Kuh gleich kommen. Dabei liefern die kleinen Ziegen, deren meist zwei geworfen werden, eine vortreffliche Speise, und Häute wie Flaum, von dem die Thibetziegen jährlich 5 bis 18 Loth geben sollen, sind sehr begehrt.

Auch an Schafen ist das Land arm, und es dürften sich wohl schwerlich im ganzen Territorium mehr als 100 Stück finden.

Die Landwirthschaft in Costa Rica scheint von der zahlreicheren Ansiedelung europäischer oder amerikanischer Farmer ihre Hebung zu erwarten. Eine fremde, ackerbautreibende Emigration wird nicht nur ihren Fleiß, sondern auch ihre Intelligenz mit in's Land bringen, welche selbst den edelsten Boden noch zu veredeln vermag.

C. S.

XXIV.

Kolonisations-Versuche.

Französische, englische, deutsche Kolonisations-Gesellschaften. Sonstige Projekte die Arbeiterbevölkerung künstlich zu vermehren. Naranjo. Turrialba.

Was den Staat von Costa Rica trotz der Gunst seiner Naturverhältnisse hauptsächlich von einem raschen Gedeihen zurückhält, ist der Mangel an Arbeitskräften und Kapitalien. Staatslenker und Publikum klagen über die täglich fühlbarer werdende Noth an „Brazos y Capitales“ und wenn diesem natürlichen Bedürfniß nicht durch das künstliche Mittel fremder Einwanderung abgeholfen wird, so lassen sich wirklich schon in den nächsten Jahren schlechte Folgen für den National-Wohlstand voraussehen. Der angestrengteste Fleiß der vorhandenen Kräfte reicht jetzt schon nicht mehr hin, den Segen des Bodens ganz zu gewinnen und zu verwerthen, und es könnte sich somit wohl im Unmuthe über die Unmöglichkeit, den Reichthum der Pflanzungen ernten und in Sicherheit bringen zu können, das traurige Ereigniß vom Jahre 1848 wiederholen, wo ein großer Theil der Kaffeepflanzer vom Schrecken über das plötzliche Sinken der Preise am Londoner Markt, ergriffen, die Kaffeebäume mit ihrem glänzenden Blätterschmuck niederhauen, und die verwüsteten Grundstücke wieder in minder pflegbedürftige Viehweiden verwandeln ließ.

Die Regierung, nicht minder als das Volk von der Wichtigkeit eines Zuflusses von Arbeitskräften überzeugt, läßt daher auch kein Mittel unversucht, europäische Einwanderung zu unterstützen und dieselbe durch Prämien und Zugeständnisse zu fördern. So hat dieselbe in den jüngst verflossenen Jahren, französischen, englischen und deutschen Kolonisations-Gesellschaften ansehnliche materielle Vortheile gewährt, und bedeutende Länderstrecken unter der Bedingung geschenkt, daß dieselben bis zu einem bestimmten Zeitraume, mindestens theilweise, von einer Anzahl Kolonisten urbar gemacht und besiedelt sein müßten.

Die französische Gesellschaft, Compagnie du Golfe dulce wurde vor einigen Jahren von dem frühern Generalconsul Gabriel Lafond gegründet, und hatte hauptsächlich den Zweck, in der Nähe von Boca del Toro, wo sich der Isthmus bis auf ungefähr 18 englische Meilen verengt, eine Kanal- und Eisenbahnverbindung mit dem stillen Ocean herzustellen. Sie erhielt zu diesem Behuf von der Regierung zwischen Boca del Toro und David Ländereien im Flächenraum von 240 Acres, nebst bedeutenden Privilegien zugestanden, verlor aber seither dieses bedeutende Geschenk wieder durch die Nichterfüllung der Besiedlungs-Verpflichtungen in dem kontraktlich bestimmten Zeitraum.

Bevor jedoch die französische Kolonisations-Gesellschaft ihrer Privilegien verlustig wurde, gingen dieselben cessionsweise an englische Spekulanten, an die Costa Rica-Atlantis-Pacific-Junction- und Kolonisationscompagnie über. Allein auch diese unterließen die Ausführung des Projektes, und verzichteten auf die bereits eingezahlten Summen, nicht weil sie das Unternehmen für unzweckmäßig hielten, sondern weil sie vielmehr bei den zu erwartenden Vortheilen desselben in den noch immer schwebenden Grenzstreitigkeiten zwischen Costa Rica und Neu-Granada Unsicherheit und Gefahr für die auf die streitigen Ländereien ausgelegten Fonds zu erblicken glaubten.

Die deutsche, respektive Berliner-Kolonisations-Gesellschaft

für Central-Amerika, hat nach dem Wortlaut ihres Statuts vom 16. Februar 1850 die Begründung einer deutschen Handels- und Ackerbaukolonie in einer der Republiken Central-Amerika's zum Zwecke. Dieselbe beauftragte ihren Agenten, den bekannten Kolonisationspartisan, Baron A. v. Bülow, mit der Auswahl des entsprechendsten Terrains, und nachdem sich mehrfache Projekte und Landankäufe zerschlagen hatten, wählte der Gesellschafts-Bevollmächtigte endlich einen fruchtbaren Landstrich, der sich von den Hochebenen Turrialva's bis nach der atlantischen Küste hinzieht, zur Ausführung des ebenso humanen als großartigen Unternehmens.

Unbebaut und unbewohnt, wie der größte Theil von Costa Rica noch ist, sind die meisten Ländereien noch Staatseigenthum und die Unterhandlungen zur Erwerbung des Kolonisirungsdistriktes mußten daher mit der Regierung gepflogen werden. Man kann sich leicht vorstellen, daß diese unter den bereits dargelegten Verhältnissen sich eilig bereit erklärte, die gewünschte Bodenstrecke in einem Flächenraum von 9 Quadrat Leguas oder 80,000 Acres Landes der Berliner-Gesellschaft zu Kolonisationszwecken unter der Bedingung geschenkweise zu überlassen, daß selbe im Verlauf von 48 Jahren mindestens theilweise von Kolonisten urbar gemacht und besiedelt sein müßten, widrigenfalls sämmtliche Ländereien wieder in das Eigenthum der Staatsverwaltung von Costa Rica zurückfallen würden. Zugleich wurden der Gesellschaft von der Regierung für jeden einzelnen, durch ihre Vermittelung, Einwandernden, 32 Acres Landes als Prämie zugesichert, und endlich noch das Recht zugesprochen, das sich 3 Leguas im Umkreis von jedem Punkte, auf welchem die Gesellschaft ansiedelt, keine andere Kolonisations-Gesellschaft begründen dürfe.

So vortheilhaft die Verleihung eines so großartigen Flächenraums in einem kultivirten Lande wäre, wo sie dem Besitzer zu einem der reichsten Männer der Welt machen würde, so darf doch dessen Werth in den urwäldlichen Bergen von Costa Rica nicht

zu hoch angeschlagen werden, denn hier, wo alles ausschließend auf die kluge und glückliche Verwendung des gebotenen Grundbesitzes ankommt, ist derselbe sehr relativ und problematisch. Gelingt der Gesellschaft die schwierige Aufgabe, die fruchtbaren, aber urwilden Thäler und Hochebenen ihres Besitzes, in dem allerdings nicht sehr kurzen Zeitraum von 48 Jahren zu kultiviren, und mit Kolonisten zu bevölkern, so gestaltet sich das Unternehmen zu einem äußerst glänzenden Geschäft; bleibt indeß der weite Flächenraum in seinem naturwüchsigen Urzustande, oder bevölkert sich derselbe durch schlecht geleitete Einwanderung nur in spärlicher Einzelnheit, dann gehen alle Vortheile des Klima's und des Bodens dem deutschen Unternehmeu verloren, und es bleibt ihm höchstens die traurige Poesie, in der üppigen Tropenvegetation der ewig grünen Urwälder Costa Rica's unter so hoffnungsvoll gefällten Riesenstämmen begraben zu liegen.

Das Wirken der Berliner-Gesellschaft zählt erst Ein Jahr, und man kann gerade nicht sagen, daß sie diesen 48. Theil ihrer Lebensfrist thatlos zugebracht habe. Von der richtigen Ansicht ausgehend, daß ihre Ländereien am schnellsten und gewinnbringendsten durch eine Verbindung mit der atlantischen Küste und der Gründung eines Hafenplatzes daselbst verwerthet werden können, haben sich die Berliner-Aktionäre mit einer der hiesigen Wegebaugesellschaften *)

*) Ganz entgegengesetzt den politischen und national-ökonomischen Grundsätzen anderer Länder, welche in der Eröffnung und Verbesserung von Verkehrswegen die Hauptquelle der Entwicklung des nationalen Reichthums erkennen, überläßt es die Regierung von Costa Rica ausschließlich Privatgesellschaften, die Sorge und Mühe einen Ausweg und Einweg nach diesem noch völlig urzuständlichen Bergland zu finden und zu eröffnen. Bei den geringen einheimischen Geldmitteln, dem Mangel an Arbeitskräften und der angebornen Läßigkeit schreiten daher solche Unternehmungen trotz der Wichtigkeit und Vortheile, die sie gewähren, nur höchst langsam vorwärts. Die Sociedad Itineraria del Norte, die es sich zur Aufgabe gemacht, eine ungefähr 18 Leguas lange Verbindungsstraße zwischen Cartago der zweiten großen Stadt des Landes und der atlantischen Küste herzustellen, hat von der Regierung nebst anderen Pri-

vereinigt, und durch verschiedene Stipulationen das Interesse derselben mit ihrem eigenen zu verschmelzen gesucht. Der Berliner Verein gewährte der hiesigen Sociedad Itineraria del Norte eine 6jährige 6% Anleihe von 30,000 Dollars zur leichtern Vollendung eines Lastthierweges nach der nur 18 Leguas von den Kolonisations-Ländereien entfernten Ostküste, und vermehrte durch Abtretung einer Anzahl von Aktien seinen Grundbesitz um 150,000 Acres Landes, so daß gegenwärtig das Gesammtbesitzthum der deutschen Kolonisations-Gesellschaft in Costa Rica an geschenkten und erworbenem Land ungefähr 230,000 Acres Flächenraum beträgt.

Nebst diesen verschiedenen Kolonisationsgesellschaften haben auch einzelne Spekulanten versucht, dem Lande fremde Arbeitskräfte zuzuführen. So macht sich erst kürzlich ein Engländer, Namens Courtans, anheischig, gegen eine Zufuhrprämie von 90 Dollars pr. Kopf mit 3000 Söhnen aus dem Reiche der Mitte an der Westküste Costa Rica's zu landen, und deren Arbeitskräfte auf eine

---

vilegien das Einhebungsrecht eines Straßen-Zolles von 2 Realen für jeden Centner Fracht, welcher den von derselben gebauten Weg entweder nach der Küste oder landeinwärts passirt, bewilligt erhalten.

Ist ein nur einigermaßen fahrbarer Weg nach der Ostküste eröffnet, so wird sich der ganze Handel Costa Rica's, der jetzt ausschließlich am stillen Ocean stattfindet, dem weit zweckmäßigeren Hafen des atlantischen Meeres zu wenden, wohin Schiffe aus Europa die Reise in 40—50 Tagen zurückzulegen im Stande sind, während dieselben gegenwärtig durch die eben so gefährliche wie zeitraubende Umschiffung des Cap Horns meist erst 5 Monate nach ihrer Abfahrt von Europa in Punta Arenas, dem einzigen Hafen Costa Rica's am Pacific Anker werfen. Da die jährlich sich mehrende Ausfuhr dermalen an Caffee allein 90,000 Centner beträgt und die Einfuhr an Manufacturwaaren ꝛc. dieselbe Gewichtzahl erreicht, so ist die Einnahme der Wegebaugesellschaft an Ein- und Ausfuhrzöllen, mindestens auf 50,000 Dollars anzuschlagen. Die Herstellungskosten des ganzen Weges dürften schwerlich über 200,000 Dollars, und dessen Regie und Erhaltung kaum mehr als 15,000 Dollars betragen. Und trotz dieser augenscheinlichen Rentabilität wird die Ausführung dieses vielfach wichtigen Weges mit nur wenig Unternehmungslust und Geldunterstützung betrieben.

bestimmte Anzahl von Jahren dem Lande zu gewinnen. Auf Grund dieses Antrages erklärte sich die Regierung bereit, für jeden einzuführenden chinesischen Arbeiter bei dessen Landung im Staate 30 Dollars aus dem Staatsschatze zu bezahlen, und eine Anzahl Kaffeepflanzer verpflichtete sich, den noch fehlenden Rest der verlangten Prämie unter der Bedingung beizusteuern, daß ihnen dafür eine Anwartschaft auf eine gewisse Anzahl Arbeiter werden sollte, die sich gegen einen Monatslohn von 6—8 Dollars für eine bestimmte Anzahl Jahre auf ihren Hacienden verdingten.

Mit diesem Uebereinkommen in der Tasche, und durch die große Anzahl chinesischer Arbeiter in den Goldminen Californiens die Erfüllung seiner Absicht mit Leichtigkeit voraussetzend, verfügte sich Mr. Courtans nach der Küste des himmlischen Reiches, um frisch und wacker die versprochenen 3000 Chinesen anzuwerben. Allein der kluge Engländer fand bei seiner Ankunft daselbst zu seinem großen Erstaunen, daß die Chinesen nicht mehr die Chinesen waren, wie ehemals, sondern durch die vielfachen Kniffe und unerfüllten Vorspiegelungen europäischer Spekulanten gewitzigt, die Armuth ihrer Heimath einem unsichern Geschick in der Fremde vorzogen, und nur wenige Einzelne ließen sich zur Verdingung auf mehrere Jahre in ein fernes Land verleiten.

Durch diese plötzliche, unerwartete Starrköpfigkeit der Chinesen zerschlug sich das ganze Projekt, und nach den letzten uns darüber bekannt gewordenen Nachrichten weilt der getäuschte Spekulant bereits wieder in New-York, wahrscheinlich auf neue Pläne sinnend, das Interesse eines händebedürftigen Landes auf die vortheilhafteste Weise für seinen Geldsäckel zu wahren . . . .

Fast zu gleicher Zeit mit der Einfuhr von Chinesen tauchte ein anderes Projekt, die Importation von Cooli-Hindus auf, die sich, ähnlich wie in Isle of France, Borneo und Mauritius mit ihrer Handarbeit auf 3 Jahre gegen einen Lohn von 8—10 Dollars monatlich an hiesige Pflanzer vermiethen, und nach Ablauf

dieser Dienstzeit nach Wahl entweder kostenfrei wieder nach Hause geschafft, oder ein Grundstück zu ihrer Niederlassung zum Geschenk erhalten sollten. Der Unternehmer, ein Mr. Cauty, verlangte von der Regierung zur Ausführung seines Planes eine Vorausbezahlung von 20,000 Dollars, wogegen derselbe die unentgeltliche Einfuhr von 400 Cooli-Indianern auf sich nehmen wollte.

Auch dieser Plan scheiterte an mehrfachen Bedenken und Schwierigkeiten, und die Blicke wendeten sich nun hauptsächlich auf das arme, übervölkerte Deutschland, in dessen einzelnen Gebieten so viele überschüssige Kräfte in mehr als Einer Noth schmachten. Da vergaß sich im Juni 1853 ein anwesender Deutscher, ein gewisser Herr Marr aus Hamburg, so weit, mit der Regierung in Costa Rica einen Vertrag zu schließen, der bei ernsterer Ueberlegung mit dem Sklaven-Export Afrika's gar manche Aehnlichkeit hat. Der deutsche Menschenhändler will nämlich in Hamburg oder Bremen ein Schiff miethen, und die hungernde Arbeiterbevölkerung culturarmer Landstriche Germaniens in die fruchtbare Einsamkeit des händebedürftigen Costa Rica leiten. Für diesen scheinbaren Liebesdienst soll aber jeder Mitziehende nebst der Ueberfahrtsgebühr zugleich die sklavenhafte Verpflichtung übernehmen, sich und die arbeitsfähigen Seinen während der ersten 3 Jahre des hiesigen Aufenthalts gegen einen Tagelohn von 3 Realen (45 Xr.) den Eingebornen und ihrer Willkür zu verdingen. Der Menschenspekulant erhält zugleich von der Regierung für jeden eingeführten Arbeiter 10 Dollars Kopfgeld, und streicht den leichtgezogenen Geldgewinn wohlgefällig in die Tasche, nicht fühlend, daß es der Schweiß der deutschen Brüder ist, der ihn dem Lande abverdienen muß! . . . . Armes Costa Rica! wenn du nur durch solche Mittel im Stande bist, deine Bevölkerung zu vermehren!!!

So standen die Colonisations-Verhältnisse Costa Rica's, als der Verfasser im Juni 1853 auf einem mit zahlreichen Apparaten zur naturwissenschaftlichen Ausbeute bepackten Maulthiere von sei-

nem Standquartier in Cartago nach dem, eine lange Tagereise davon entfernten ersten deutschen Kolonisationspunkt Angostura ritt.

Unterwegs passirten wir mehrere Weiler, die nur aus wenigen, zerstreut umher liegenden, aus Lufziegeln (adobes) erbauten Häusern bestanden. Die Natur nahm in dem Maaße an wilder Schönheit und Großartigkeit der Bergzüge zu, als wir höher und höher stiegen, und uns dem Alto de Cubero näherten.

Der Weg, anfangs vortrefflich, wurde immer holpriger und felsiger, zuweilen mußte das Maulthier eine Stufenleiter von Steinen hinaufklimmen, und es gehöre dann eben so viel Vorsicht als Glück dazu, daß sich nicht Thier und Reiter die Beine brachen. Trotz der Ungunst dieses Weges, selbst für den einzelnen Reiter, begegneten uns doch zahlreiche, schwerbelastete Maulthiere, Zugochsen, mächtige Cedernstämme aus den benachbarten Urwäldern an eisernen Ketten hinter sich nachziehend, und ganze Heerden stattlichen Schlachtviches, alle auf ihrem Wege nach den Hauptconsumtionsplätzen Cartago und San José. Gegen 4 Uhr Abends erreichten wir endlich ermüdet Navanjo, eine kleine Ansiedelung von nur 3 Gehöften, wo wir auf dem Besitzthum des Vice-Präsidenten der Republik, Don Francisco Oriamunoz, schon seit Wochen zum Besuch geladen und gemeldet waren. Wir trafen indeß nur wenige Arbeiter und eine Hausmagd anwesend; sogar der Mandador, der landsittlich auf allen Besitzungen die Geschäfte leitet und Hausherrnstelle vertritt, war abwesend, und diesem fatalen Zufall müssen wir es wohl mehr, als der Ungastlichkeit des Dienstpersonals zuschreiben, wenn wir so wenig Aufmerksamkeit und Comfort fanden, und man uns nichts als gesottene Bohnen und Maispalette anbot. Doch hatten wir, durch frühere Erfahrung bereits vorsichtig geworden, selbst verschiedene Lebensmittel nnd Eßwerkzeuge mit uns geführt. Am auffallendsten war uns in einer Hacienda, wo 25 Kühe auf den üppigsten Wiesengründen weideten, der gänzliche Mangel an Milch. Es ist uns diese Erscheinung nur

dadurch erklärlich, daß man in Costa Rica die Kühe nur Einmal des Tages zu melken gewohnt ist, und den ganzen Vorrath zu Käseerzeugung verwendet. So werden von der von den hiesigen 25 Kühen gewonnenen Milch täglich 4 Laibe eines weißfarbigen, aber höchst unschmackhaften Käses bereitet, die zusammen 9—10 Pfund wiegen, und auf dem Markt von Cartago für $1\frac{1}{2}$ Realen (24 Xr.) das Pfund verkauft werden.

Ein ziemlich großes, steingepflastertes Gemach, in dem ein leeres, hölzernes Bettgestelle, ein paar große Tische und einige Bänke an den Wänden die gesammte Einrichtung ausmachten, wurde uns zur Nachtruhe angewiesen. Wir breiteten sogleich unsere Wolldecken, die in Central-Amerika jeder Reisende mit sich führt, über die harten Bretter, und machten bereits unsere Ruhestelle für die Nacht zurecht, obwohl es noch kaum Abend war, und uns noch eifrig nach einem Ausflug nach den dicht ans Haus gränzenden Wäldern gelüstete. Das von uns jetzt bewohnte Zimmer war nach genauerer Besichtigung die beste Räumlichkeit des ganzen Hauses und offenbar diejenige, in welcher die Familie des Vice-Präsidenten bei ihrer Anwesenheit den Tag über verweilt und die Mahlzeiten einnimmt. Alle anderen Gemächer hatten ein weit unwohnlicheres Aussehen, und befanden sich in einem noch dürftigeren Zustande.

Wir wollen durch diese Schilderung durchaus keinen Tadel aussprechen, und noch weniger möge man aus ihr blos das verletzte Gefühl über eine vielleicht mit der Dringlichkeit der Einladung kontrastirende, rücksichtslos nothdürftige Aufnahme herauslesen; es liegt derselben durchaus keine andere Absicht zu Grund, als unsern Lesern zu zeigen, wie weit der Landsitz des Vice-Präsidenten der Republik, einer der angesehensten und reichsten Männer des Landes, an Einfachheit selbst der bescheidensten Sommerwohnung eines deutschen Kleinstädters zurücksteht. Es liegt in diesem Erlebniß für den denkenden Beobachter eine tiefere, ernstere Wahrnehmung, als die

Entbehrung eines labenden Milchtrankes, oder der momentane Mangel einer gehäbigen Schlafstelle, — es spiegelt sich in dieser dürftig bescheidenen Zufriedenheit der Charakter und die Geschichte eines ganzen Volkes. Man sieht, wie hier der Reichste, gleich dem minder Bemittelten, nicht das geringste Bedürfniß nach größerer Gehäbigkeit, nach der Entfaltung eines gewissen Comforts empfindet, und wie den verschiedensten Gesellschaftsschichten dieselbe Gleichförmigkeit der Lebensweise, dieselbe armselige Genügsamkeit eigen ist.

Es ist nicht Geiz oder Mangel an Mitteln, welche so manchen Bürger zurückhalten, die Wände seines Zimmers mit Tapeten, mit Bildern und Spiegeln zu schmücken, die kalten Ziegelsteine des Fußbodens mit Teppichen, oder auch nur Brettern zu belegen, die Räumlichkeiten seiner Wohnung mit bequemen und nützlichen Einrichtungsstücken zu versehen, in einem ruheförderndem Bett, statt auf harter, nur mit einem Thierfell überdeckten Bretterlage zu schlafen, sich bei den Mahlzeiten statt der natürlichen, angebornen Eßwerkzeuge der mehr civilisationsmäßigen Bestecke zu bedienen, es ist, weil er selbst nicht das leiseste Verlangen darnach trägt, weil ihm jeder Sinn für Comfort und Luxus noch völlig fremd ist.

Wir waren kaum etwas ausgeruht, hatten unsere Instrumente an passender Stelle aufgehängt, und der braunen Köchin aus unserem Alforgas *) von den mitgebrachten Lebensmitteln, Reis, Kaffee und Zucker zur Bereitung gegeben, als wir uns mit zwei Arbeitern zu einem kleinen Waldgang anschickten. Wenige hundert Schritte oberhalb des Wohnhauses befanden wir uns bereits am Waldessaume. Rings herum streifte der Blick nur über gewaltige

*) Quersäcke aus Hanfgeflechten und Agavenfäden, die man gewöhnlich mit Lebensmitteln oder nöthigsten Effekten, dem Maulthier vorne am Sattel überhängt.

Berge und dichte Wälder. Die Vegetation ist hier bedeutend wilder und primitiver, als in der bereits mehr cultivirten Umgebung von Cartago, und das Gebrülle zahlreicher Congo's tönt unheimlich aus ihren grünen Urwaldverstecken.

Abends, als es bereits dunkel geworden war, begleiteten wir ein paar Arbeiter, welche in eine benachbarte Hacienda auf Besuch gingen. Es war eine Zucker- und Kaffeeplantage eines Bürgers von San José, die ungefähr 50 Arbeiter beschäftigt. Der Anblick dieses Besitzthums war von dem unseres Hauswirthes wenig verschieden. In einem der Fabrikations-Schoppen lagen bereits zahlreiche Arbeiter in ihre Wolldecken eingehüllt, theils auf der bloßen Erde, theils auf Bänken hingestreckt, und pflegten der Nachtruhe. Der Mandador der Hacienda führte uns in ein einstöckiges Bretterhaus, zündete in einem ärmlichen Zimmer des obern Stockwerks ein Talglicht an, und bat uns Platz zu nehmen. Sogleich waren wir von allen Seiten von Männern, Frauen und Kindern umgeben, die ihre Neugierde befriedigen wollten, den Fremdling zu sehen, der hier eine Seltenheit zu sein scheint. Noch mehr aber, als wir, wurden die beiden Arbeiter, die uns begleitet hatten, mit wißbegierigen Fragen bestürmt. Einer der Aufseher, ein Halb-Indianer, schwatzte unendlich viel, konnte mir aber weder über Boden-Ertrag noch Zuckerfabrikation irgend eine gewünschte Mittheilung machen. Für einen Reisenden, der sich nicht,, wie die Eingebornen, sobald es finster geworden, was hier unter dem 10. Breitegrad, wie schon bemerkt, zwischen 6—7 Uhr der Fall ist, zur Nachtruhe anzuschicken Lust hat, ist es ein wichtiges Bedürfniß, stets sein eigenes Kerzenlicht mit sich zu führen. In den einschichtigen Gehöften namentlich, in welchen der forschende Reisende während seiner wissenschaftlichen Excursionen so häufig zu übernachten in die Lage kommt, ist das Brennen selbst des ärmlichsten Talglichtes eine nur selten getroffene Gewohnheit, und der Fremde bleibt, sobald die Nacht hereinbricht, seinem finstern Schicksal überlassen. Auch auf der Besitzung des

Vice-Präsidenten war der Gebrauch von Talgkerzen nicht in Uebung, doch hatte das Bedürfniß nach Licht einige lichtfreundliche Pionen zur Anwendung einer ganz eigenthümlichen Beleuchtung gebracht. Sie hatten nämlich 30—40 enthülſ'te Ricinusbohnen an Holzstäbchen gereiht, und auf dem Steinpflaster in der Nähe ihrer Schlafstellen angezündet. Die ölichte Substanz dieser Frucht, welche auf den Wiesengründen der Umgebung überreich gedeiht, gibt einen vortrefflichen Leuchtstoff, den sie higuerillas nennen. Allein ein solches Stäbchen brennt nicht länger als 10—15 Minuten, und es ist fast die Arbeit eines ganzen lichten Tages nöthig, um den flüchtigen Leuchtstoff für Eine finstere Nachtstunde zu bereiten.

Wir hatten kaum unserere Kerzen angezündet und Tagebuch und Schreibutensilien hervorgeholt, als bereits alle Hausleute bis auf die Köchin herbeikamen, und sich um uns herum auf den Tisch lehnten. Alles, was sie an und neben uns sahen, schien ihnen fremd und neu, und das klare Kerzenlicht, für das wir — gleich den Pariser Studenten des Quartier Latin — aus dem Hals einer leeren Champagnerflasche ein Gestell improvisirten, die Taschenuhr und der Revolver, die vor uns auf dem Tische lagen, das Tintenzeug, das sich nach Willkür öffnete und schloß, waren für sie Gegenstände von nicht geringer Bewunderung, ja selbst unsere flüchtige Schreibweise erregte ihr Erstaunen, da keiner der Umstehenden weder des Lesens noch des Schreibens kundig war.

Gegen 9 Uhr Abends trat bei einem Thermometerstand von 72° F. ein Nebel ein, welcher die gewaltigen Berge der Umgebung völlig umhüllte, und der ganzen Gegend mit einem Male das Ansehen einer flachen Wiesenlandschaft gab. Da gerade Vollmond war, so gewann durch diese leichte Nebelschicht das fahle Licht der verhüllten Scheibe noch mehr an magischem Effect, wie jeder Einfluß, von dem wir nur die Wirkung wahrnehmen, etwas zauberhaft Imponirendes hat.

Das Volk hält im Allgemeinen viel von der Wirkung des Mondes auf die Witterungsverhältnisse, und richtet besonders in der Regenzeit seine Geschäftsreisen nach den Mondesvierteln. Die Zeit des Neu- und Vollmondes wird namentlich zu weitern Reiseunternehmungen benutzt, weil man da angeblich am zuverlässigsten auf günstige und stabile Witterung zählen kann. Ebenso benutzen die hiesigen Kaffee-Pflanzer die Zeit des Vollmondes zum Trocknen ihrer Kaffeebohnen, weil sie dann, wie wir wiederholt erzählen hörten, mit größerer Zuversicht auf eine Stabilität der Witterungsverhältnisse rechnen könnten. Aber auch andere Bauern-Regeln der alten Welt haben sich in die neue verpflanzt, und das hiesige abergläubische Volk hat nicht weniger Loostage und Wetterpropheten, wie das katholische bäuerliche Europa.

Am Morgen nach unserer Ankunft in Navanjo war Sonntag. Wir versuchten noch einen zweiten Streifzug in die Berge der Umgebung, und zwar bahnten wir uns diesmal, von zwei tüchtigen Arbeitern begleitet, mit der scharfen Matschete, mitten durch wildverschlungenes Urwald-Dickicht, den Weg. Es war ein eigenthümlicher, geheimnißvoller Gang. Ringsum herrschte eine feierlich ruhige Stimmung, die durch das schauerliche Geheul der Alluaten, das Gelärme scherzender oder geängstigter Micos, oder durch den eintönigen, schwermüthigen Ruf der Caccio's eher erhöht als unterbrochen wurde. Einmal klang's dicht an unserem Ohr wie das Gebrumme einer Sabbathglocke vorbei — es war ein riesiger Vogel des Urwaldes, der durch die Gewalt seines Auffluges mit einem bebenden Tone die Luft erschütterte. Wir fanden einige schöne Orchideen, aber eine nur geringe Ausbeute an Insekten. Interessant war uns zu bemerken, wie der Sinn unserer beiden Führer, trotz ihres unaufhörlichen Verkehrs in der Natur, im Auffinden von Pflanzen und Insekten so wenig geübt war. Oft nahmen sie eine Blume oder einen Käfer ganz in ihrer Nähe selbst dennoch nicht

wahr, nachdem wir bereits wiederholt ihr Augenmerk darauf hingewiesen hatten.

Die Mittagsstunde traf uns auf dem Wege nach Turrialva. Der Thermometer stand auf 75° Fahrenheit. Man kann sich keine prachtvollere Berglandschaft denken, als die, welche der Reisende erblickt, der über die Höhe von Colorado . . . nach Turrialva reitet. Was den Reiz dieser Gegend noch vermehrt, ist der Segen der Kultur, der sich ringsum kund giebt, während in weitem Hintergrund üppig bewaldeter Höhen gleich dunkelgrünen Riesenmauern in ihrer wilden Urthümlichkeit noch gar manche Natur-Schätze zu verbergen scheinen.

Das fruchtbare Hügelland von Turrialva mit seinen ewiggrünen saftig strotzenden Wiesengründen (Portreros) wird hauptsächlich zur Viehzucht verwendet. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist hier so groß, daß eine Manzane (2 Acres) zur jährlichen Weide für vier Thiere ausreicht, während dieselbe in allen andern Punkten des Landes nur für 2 Thiere genügend Futter gewährt. Mais und Bohnen geben hier zwei bis dreifache Ernten im Jahre, daher die so flüchtig gereifte Bodenfrucht nicht so haltbar wie jene in den Thälern von San José und Cartago, und verdirbt schon nach 3—4 Monaten.

Obwohl sich bereits die Niederlassungen von mehr als hundert Familien im Thale und auf den Höhen von Turrialva zerstreuen, und die großartig betriebene Viehzucht einen lebendigen Verkehr mit dem Hauptplatze des Landes unterhält, so ist doch der Werth der Grundstücke noch bedeutend geringer, wie im Thale von Cartago und man kann in Turrialva eine Manzane Viehweide durchschnittlich auf nicht mehr als 10—25 Dollars veranschlagen; desgleichen kostet das Weidegeld für ein Thier, das in Cartago jährlich 9—12 Dollars beträgt, hier nicht mehr als 5—6 Dollars, indeß sich das Erträgniß der Grundstücke durch die doppelte Zahl

der Zuchtthiere, welche in Turrialva auf gleichem Flächenraum Weide finden, ziemlich gleichstellt.

Vormals wurde in der Nähe von Turrialva auch Cacao gebaut; das Klima hat sich jedoch für diese zarte Pflanze, welche unter allen Kulturpflanzen das Maximum an Wärme erfordert, wenig mild und gleichmäßig erwiesen.

C. S.

XXV.

Angostura, die projektirte Kolonie der Berliner Kolonisations-Gesellschaft in Costa Rica.

Wollte man die passendste Lage einer deutschen Ansiedlung in Costa Rica nach dem Eindruck beurtheilen, den die malerischen Reize einer Gegend auf den empfänglichen Naturfreund üben, so wäre nur Günstiges von der Stelle zu berichten, welche die Berliner Colonisationsgesellschaft durch ihren Agenten Baron Alexander v. Bülow zu ihren Zwecken auserkoren hat. Angostura ist wunderschön gelegen in einem Andesthal von mäßiger Ausdehnung über den Ufern des Reventazon, der sein moosgrünes Wasser durch Trachytfelsen windet. In tiefer Schlucht unter unsern Füßen braust derselbe, — ein wilder Sohn des Gebirges — und bäumt sich gewaltig gegen die steinerne Zwangsjacke, welche ihn hier in die „Enge" gebracht, und der deutschen Colonie zu ihrem Namen verholfen*). Die eintönige Wassermelodie scheint uns recht hübsch geeignet mitteleuropäische Abkömmlinge des Philosophenvolks in tröstende Träume zu wiegen, für den Fall, daß ihnen hier die mittelamerikanische Realität nicht so ganz behagen sollte, wie sie gewünscht und gehofft haben.

Mächtige Baumkolosse, saftstrotzend und im Vollschmuck ihres grünen Gewandes, trotz dem December-Monat, erheben sich auf

---

*) Das spanische Wort „angostura" heißt Enge.

beiden Seiten des Flusses amphitheatralisch auf steilen Ufern; aber die Scenerie ist ungleich prachtvoller und übersichtlicher flußabwärts gegen Nordosten, wo der Reventazon sich in Schlangenwindungen weiter nach dem Thal von Turrialva wälzt. Man überblickt viele Bäume auf ihrer grünen Höhenstaffelei, fast von den Wurzeln bis zu den höchsten Wipfeln. Ein Baum scheint auf dem Kopfe des andern zu stehen, „ein Wald über dem Walde." Gerade vom Fenster des Blockhäuschens, welches ich in Abwesenheit des Herrn Baron bewohne, habe ich die schönste Aussicht auf das dichtgedrängte grüne Riesenheer. Es sind hochherrliche Gestalten, die zum Theil so kerzengerade stehen, wie ein russischer Gardegrenadier, der eben das Gewehr präsentirt. Andere stehen etwas gebückt unter der Last ihrer Tillandsien, ihrer Lianen und Schmarotzerpflanzen; aber alle haben ihre schönste Entwicklung nach oben, alle gehorchen dem mächtigen Lichtreiz der vom Himmel kommt. Ihre tausend grünen Arme, Hände und Händchen strecken sie wie liebend oder betend nach dem strahlenden Gestirn aus.

Es fehlen leider nur die hohen gekrönten Häupter der Aequinoctialflora*), um das Waldgemälde eben so grandios und vielleicht noch reizender zu machen, als am Sarapiqui. Die Palmen, die hier vorkommen, gehören zu den kleinern Arten, die durch die Laubschirme mächtigerer Nachbarn verdeckt werden, und daher zum Schmuck des Landschaftsgemäldes im Großen nichts beitragen. Immerhin aber ist dieses Waldgemälde eines der schönsten von allen, die wir kennen, und ein deutscher Landschaftsmaler würde uns Dank wissen, wenn wir ihm unser Blockhäuschen auf ein paar Tage abtreten würden für seine Studien der Bäume und Büsche,

*) Am Sarapiqui fand ich 13 Palmarten, bei Angostura nur 7, worunter nicht eine von den hochaufstrebenden Arten. Mauritiuspalmen (Mauritius flexuosa) mit schönen rothen eßbaren Früchten werden bei Turrialva gepflanzt. Dort kommt auch die Oelpalme (Elaeis oleracea), und selbst die Cocospalme, letztere kultivirt, in einzelnen Exemplaren vor.

die er weder im baierischen Hochlande, noch im Albanergebirge von Rom in so mannigfaltigen und pittoresken Formen findet.

Herr v. Bülow versteht die Kunst, einsame und augenentzückende Punkte für die Directionshäuser Berliner Colonisations-Gesellschaften zu wählen, so gut wie Kartäuser und Kamaldolenser. Für das beschauliche Leben frommer Eremiten hätte sich wohl keine Stelle passender geeignet als Angostura. Wie entlegen ist der Ort! Wie einsam die Gegend! Wie geeignet für weltmüde Seelen! Wie dick ist die Schanze des Urwaldes, die Angostura vom Geräusche der Gesellschaft scheidet! Was ist gegen die Ruhe dieses entlegenen Thales der Cordilleras die berühmt-einsame Lage der Grande Chartreuse im östlichen Frankreich! Nicht bloß, daß dort die Bäume nicht in so hehrer Majestät und im ewigen Jugendglanze prangen, und daß kein rauchender Vulcan, die Perspective der Landschaft schließt, wie hier der große Feuerberg von Turrialva, dessen zackiges Felshaupt über ewigen Wäldern thront. Nach dem französischen Karthäuser-Kloster führen auch bequeme Fahrwege. Es kommen täglich reisende Besucher, und die Post bringt Briefe und Journale zur Zerstreuung der schweigsamen Zellenbrüder. In Angostura ist von all dem nichts. Die Wege, die hieher führen, sind der Art, daß, wer einmal hier gewesen, gewiß so bald nicht wieder kommt. Das Schweigen ist zwar kein Gebot, versteht sich aber fast von selber, da man außer mit den grünen Papageien, die eben auf dem Mahagonibaume unter meinen Fenstern eine lange Morgenconversation führen, wenig Gelegenheit zum Plaudern findet, es sei denn, daß man auch die Congo-Sprache rede, und mit der mächtigen Lunge und der knöchernen Halstrommel, dieses interessanten Brüllaffen gesegnet sei*). Eine halbe Meile

*) Der Congo von Costa Rica scheint eine dunkelgefärbte Spielart von Mycetes Senicutus, der in den Wäldern Guyana's in Heerden lebt, und dort Guariba, in andern Provinzen Süd-Amerika's Araguato genannt wird. Vielleicht ist er auch specifisch ganz von diesem zu trennen, und mit den von Spix

weit hören wir jeden Morgen die furchtbare Baßunterhaltung dieses haarigen Waldbruders. Sonst verkehrt man in Angostura der Zeit wenig mit lebendigen Wesen, ausgenommen mit dem sehr ehrenwerthen und gemüthlichen Herrn Lammich, Exschulmeister aus Kreisewitz bei Leobschütz, gegenwärtig in des Hrn. v. Bülow Diensten, der auch ein recht interessantes Tagebuch über Costa Rica veröffentlicht hat. Briefe, Zeitungen oder sonstigen Bedarf aus der civilisirten Welt kann man nur durch Extraboten von Cartago beziehen. Von europäischen Neuigkeiten über die Welthändel, die immer sehr veralteten Datums sind, vernimmt man nur ein fernes mattes Echo, und das kann den europamüden Ansiedlern nur lieb sein. Gottlob auch die deutschen Klatschereien und Stänkereien, welche in San José und Cartago so wenig als an irgend einem andern Punkte fehlen, wo Deutsche sich nieder gelassen, prallen von diesen dicken Urwaldklötzen ab!

Ob Plätze, welche den Weltmüden, den Carthäusern und Congos so ungemein zusagen, auch für die Prosperität deutscher Colonieen sich eignen, ist eine Frage, über die uns der deutsche Baron Antwort und Aufklärung schuldig ist. Wir gehören wahrlich nicht zu seinen persönlichen Gegnern. Seinem Eifer, seiner Begeisterung für die große Angelegenheit deutscher Colonisation in Amerika lassen wir gern Gerechtigkeit widerfahren. Wir wünschten nur Günstiges von Angostura erzählen zu können, zum Dank für die freundliche Aufnahme, die wir hier gefunden; aber die rücksichtslose Wahrheit zu sagen, erschien uns immer als die erste Pflicht eines Reiseschriftstellers.

Costa Rica ist nicht nur das schönste und fruchtbarste Land, das wir während eines langen Reiselebens gefunden, sondern auch das beste und vortheilhafteste für eine deutsche Colonie. Möchten

---

beschriebenen Senicutus niger identisch. Die Indianer im Süden von Costa Rica nennen den Congo „Necoe.“

wir die nöthige Beredtsamkeit besitzen, unsern auswanderungslustigen Landsleuten diese Wahrheit so überzeugend zu verkünden, wie sie's verdient. Es leitet uns dabei kein anderes Motiv, als die Liebe zur Sache, und die Ueberzeugung, daß wir unserm Vaterland damit einen Dienst erweisen. Ja, hier hat das deutsche Element, wenn es sich massenhaft einfindet, eine unfehlbar gedeihliche, glückliche Zukunft. In Costa Rica findet der Ansiedler nicht blos ein Klima von ewiger Frühlingsmilde*), und einen Boden von unerschöpflicher Fruchtbarkeit, sondern auch Ordnung, persönliche Sicherheit und politische Freiheit. Was in unsern Augen aber diesem Lande eine noch höhere Bedeutung giebt, ist die Wahrschein-

---

*) Ein lieblicheres Klima als das von Costa Rica ist — ich kann es nur wiederholen — vielleicht in der Welt nicht bekannt. Die Temperatur im ganzen Tafelland ist sogar milder und constanter, als die von der Insel Madeira, welche ihres angenehmen Klimas wegen weltberühmt ist. In allen südlichen Ländern der alten Welt, die ich besucht habe, fand ich, daß der Sommer zu heiß, der Winter zu kühl sei. Auf dem Plateau von Costa Rica allein fand ich nie lästige Wärme, noch unangenehme Kühle. Die Mitteltemperatur des kühlsten Monats ist von der des wärmsten kaum um 2 Grade R. in San José und Cartago verschieden. Ich habe hier auch Einsicht in die meteorologischen Tagebücher des Herrn v. Bülow in Angostura und des Herrn Oppeln in Moine an der östlichen Küste genommen. Andere Beobachtungen hat Herr v. Bülow früher veröffentlicht. Die mittlere Temperatur ist an der Ostküste während der eigentlichen Regenzeit + 19° R. während der trockenen Monate (eine eigentlich trockene Jahreszeit, wie an der Westküste existirt, hier nicht) + 20° R. In Punta Arenas (an der Westküste) ist die mittlere Temperatur in der Regenzeit, vom Mai bis November, + 20° R, in der trockenen, vom December bis Mai, + 22° R. Das ist wahrscheinlich die wärmste Gegend Costa Rica's. In Angostura ist die mittlere Temperatur vom Junius bis October + 18°, vom October bis März + 17°, vom März bis Junius + 18° R.; hier, wo eine eigentlich regelmäßige Jahreszeit gleichfalls nicht vorkommt, herrscht die geringste Schwankung des Thermometerstandes. In der Louisiana empfindet man im Winter nicht selten das Bedürfniß eines Kohlenbeckens. Hier zieht man zu Weihnachten nicht einmal einen dickern Rock an, und das sehr comfortable Wohnhaus hat keine Fensterscheiben, die man gerne entbehrt. Im Hochthal von San José war die mittlere Temperatur des Jahres im Juni + 16° R., im September, gewöhnlich die stärkste Regenzeit, + 16½°, im December, wo die trocknen Nordwinde beginnen, + 15° R.

lichkeit, daß unter günstigen Verhältnissen die deutsche Nationalität sich hier lange erhalten und in diesem so dünn bevölkerten Lande sogar die herrschende werden könnte.

In den Vereinigten Staaten und in allen übrigen Ländern, wo wir deutsche Ansiedler gefunden, ist hiezu nicht die geringste Aussicht, aus Ursachen die zum Theil schon bekannt sind und die wir später noch einmal besprechen werden. Die Einwanderung nach Costa Rica ist nur ganz armen Leuten zu widerrathen, die nicht für eigene Rechnung, sondern in fremdem Sold arbeiten. Menschen, die nicht so viel hieher mitbringen, um bis zur ersten Ernte leben zu können, auch keine den Bedürfnissen des Landes entsprechende Profession haben und nichts einzusetzen vermögen, als die Kraft ihrer Knochen, thun immer noch besser nach den Vereinigten Staaten zu ziehen. Fast allen übrigen bietet Costa Rica einen günstigern Boden als Nordamerika. Daß Herr v. Bülow den Boden dieser schönen Republik mit seinem milden Himmel, seiner paradiesischen Fruchtbarkeit und seinem zwar schlaffen und indolenten, aber friedsamen und harmlosen Volke der Berliner Kolonialgesellschaft, als das passendste Feld ihrer praktischen Thätigkeit empfohlen, macht seinem Scharfblick Ehre. Warum er aber in diesem Lande selbst einen so entlegenen Fleck in einer weglosen Wildniß, wo die dichte Vegetation primitiver Wälder unendliche Hindernisse entgegenstellt, zu seinen ersten Experimenten wählte, darf uns von einem so erfahrnen Mann billig Wunder nehmen. In Cartago versicherten uns freilich wohlunterrichtete Leute, der Hr. Baron habe, angelockt durch die Aussicht auf große materielle Vortheile, welche die dortige Weggesellschaft, die eine Verbindung mit dem atlantischen Ocean, durch Actien projectirt, zwar nicht für die deutsche Kolonie, wohl aber für die Actionäre der Berliner Gesellschaft versprochen, den unglücklichen Vertrag mit dieser Junta itineraria von Cartago unterzeichnet, noch bevor er Angostura selbst gesehen hatte. Sei dem nun wie ihm wolle, so hatte Herr v. Bülow wenigstens sicher die

Inconvenienzen der großen Entfernung von allem Handelsverkehr, den Mangel fahrbarer Straßen, die Nachtheile eines frisch gelichteten Waldbodens für die Gesundheit, und die Schwierigkeiten der Urbarmachung in einem Lande, wo die Klage über den Mangel an Arbeiterhänden allgemein ist, zu gering, die Vortheile, die ihm der Wegeverein für den Fall des Gelingens einer Straßenverbindung mit Limon geboten, zu hoch angeschlagen. Ein Kapital von nahe bei zwanzigtausend spanischen Piastern, wurde nicht zu vorbereitenden Arbeiten zu Gunsten der Kolonie verwendet, wie es sicher in der ursprünglichen Absicht der Actionäre lag, sondern fast ausschließlich für das Experiment einer Wegeverbindung mit Limon am caraibischen Meer, das in Folge unerwarteter Terrainschwierigkeiten völlig mißlungen ist, auf die unverantwortlichste Weise vergeudet.

Die Berliner Gesellschaft konnte in San Miguel, am östlichen Fuße der Cordilleras und nur eine starke Tagereise vom Landungsplatze des Sarapiqui entfernt, ein herrliches Terrain zu einem billigen Preise acquiriren. Dort ist der Wald schon auf eine bedeutende Strecke gelichtet, und viele Manzanen Boden sind theils in Wiesen verwandelt, theils mit Mais und Bohnen bepflanzt. Cacao, Bananen, Kaffee, Vanille, Zuckerrohr, Baumwolle und die meisten Erzeugnisse der Tropen gedeihen dort ebenso gut, wie der Reis und der Mais, die in einem Jahr zwei gute Ernten geben. Das Klima ist gesund, und die deutschen Colonisten, denen die Luft dort zu warm, könnten sich ganz nach Belieben in der Nähe ein kühleres Klima wählen, auf eine der höher gelegenen Andesterrassen sich zurückziehen, in Cariblanco oder in Varablanca sich Wohnungen bauen, und das Land cultiviren. Die Gebirgsscala bietet dort Stufen der verschiedensten Klimate ganz in der Nähe dar, und auf der Höhe von Desengaño (etwa 7000 Fuß) ist es fast das ganze Jahr so gleichmäßig mildkühl, wie in Meran im Monat Oktober. Es gedeihen dort Gerste und Kartoffeln mit dem Weizen und dem

Mais, und der geklärte Waldboden läßt sich in die schönsten Wiesen verwandeln.

Was San Miguel noch unendlich mehr empfahl als der gute Boden und ein bereits gemachter Anfang von Cultur, ist seine günstige Lage für den Verkehr. Der Weg des Sarapiqui und der Hafen von Greytown sind bis auf diese Stunde die einzigen Punkte, welche den Verkehr zwischen der schönen, kaffeereichen Hochebene, auf welcher die Hauptstadt San José liegt, mit der atlantischen Küste vermittelt. Die Straße ist von San José nach Desengaño fertig, und rückt, wenn auch langsam, doch sicher gegen San Miguel vor. Die Reisenden, welche von Costa Rica nach Europa oder den Vereinigten Staaten gehen, oder die von dorther kommen, schlagen fast ausschließlich diese Richtung ein. Hier konnten die deutschen Einwanderer nach zurückgelegter Wasserfahrt schon nach einer Landreise von höchstens anderthalb Tagen ihren Bestimmungsort erreichen, ohne das Gebirge zu passiren, während sie jetzt auf einem langen und zum Theil sehr beschwerlichen Wege über Gariblanco, Desengaño, Heredia, San José, Cartago und Turrialba 8—10 Tage nach Angostura brauchen, — eine Reise, die ziemlich kostspielig und sehr ermüdend ist. Ihre Erzeugnisse konnten die Ansiedler in San Miguel mit Vortheil an die Durchreisenden verkaufen, oder auf die Märkte von Heredia und San José bringen. Mit dem Transport der Waaren und der Weiterbeförderung der Reisenden auf Maulthieren war den Kolonisten durch den Landbau eine überaus lucrative Erwerbsquelle eröffnet.

Von San Miguel aus konnte man Filial-Niederlassungen längs des ganzen Sarapiqui-Weges gründen. Zwischen El Virgen und Heredia sind viele Punkte einladend. Herr v. Bülow hätte sich durch die Gründung einer solchen Niederlassung, welcher der Erfolg nicht entgehen konnte, den Dank aller redlichen Ansiedler erworben. Er und die Berliner Kolonisations-Gesellschaft würden den Ruhm gehabt haben, die glückliche Lösung einer der wichtigsten

Fragen der deutschen Gegenwart vorbereitet, und den Strom der deutschen Emigration in einer Richtung, wo sie ein besseres Ziel erwartete, als sie bis heute irgendwo gefunden, geleitet zu haben, auf einem Boden, wo sie ebenso leicht gedeihen und zu Wohlstand gelangen, als ihre Sprache, Sitten und den Wechselverkehr mit Deutschland bewahren konnte.

Man sagt, daß San Miguel mit all seinen schönen Wiesen und seinem geklärten Boden dem Herrn v. Bülow zu dem mäßigen Preis von 4000 Piaster angeboten ward. Dagegen hat derselbe eine viermal größere Summe in der entlegenen, undankbaren Wildniß am Reventazon nicht zu vorbereitenden Kolonialarbeiten, sondern zu einer Wegebau-Speculation verwendet, die man als völlig verfehlt betrachten kann.

Die Berliner Gesellschaft konnte, im Fall einer besondern Abneigung gegen San Miguel, welche sicherlich kein hinreichender Grund motivirte, auch anderwärts günstigen Boden für ihre Kolonisationsplane finden. Auf der Höhe des Tafellandes, selbst in der milden Region der Tierras Templadas, ist an der Grenze der Cultur noch in so manchen günstigen Gegenden Boden um mäßigen Preis zu acquiren, z. B. oberhalb Alajuela und Heredia, oder auch in den Umgebungen von Atenas oder jenseits des Aguacate, einige Leguas oberhalb des Fleckens San Matteo. Ich habe alle diese Gegenden besucht, und genaue Erkundigungen über den Preis und den Ertrag des Bodens eingezogen, und bin zur festen Ueberzeugung gelangt, daß dort überall gut geleitete deutsche Ansiedelungsversuche eben so sichere Aussicht auf Erfolg haben, als ihr Untergang in Angostura wahrscheinlich ist *). Alle jene Punkte liegen

---

*) Die Kolonial-Gesellschaft, oder vielmehr ihr Agent, Herr Baron von Bülow bietet in Angostura den Waldboden zu 5 Piastern per Manzane an deutsche Kolonisten aus. Den Wald zu lichten kostet 10 Piaster per Manzane. Das eigentliche Reinigen, d. h. die Verbrennung und Wegschaffung der gefällten Bäume, die hier beim Mangel einer eigentlich trocknen Jahreszeit weit

in der Nähe fahrbarer Straßen, und sind in direktem Verkehr mit den Hauptmärkten des Landes. Ueberall findet man dort bereits urbar gemachtes Land oder geklärten Wald, und hat dabei doch den primitiven Hochwald nahe genug, um fortwährend neues Land zu cultiviren und der Wildniß Boden abzugewinnen. Auf beiden Abhängen des Aguacate haben Ansiedler überdies den wichtigen Vortheil, den höchst einträglichen Transport der Waaren zwischen der Hauptstadt San José und dem Hafen Punta Arenas am stillen Ocean in ihre Hände zu bekommen. Sie haben die Wahl, ihre landwirthschaftlichen Produkte in der einen oder andern Stadt abzusetzen. Der Boden ist an all den benannten Punkten bei einer beträchtlichen Erhöhung über der Meeresfläche ebenso fruchtbar, als das Klima milde und gesund.

Zur Ehre der Berliner Kolonisations-Gesellschaft wie des Herrn von Bülow wollen wir gern glauben, daß nicht selbstsüchtige Spekulation das Grundmotiv ihrer Kolonisationsversuche in Mittel-Amerika war, daß ihr wirklich das schöne Ziel vorschwebte, welches sie in ihrer Schrift *) der Welt verkündigt hat: „Im Interesse

---

schwieriger sind, als auf der Westseite der Cordilleras, 15 Piaster per Manzane, zusammen also 30 Piaster per Manzane, was uns für eine so abgelegene Gegend sehr theuer scheint. Zwischen Esparza und Atenas, auf der Westseite, findet man gereinigtes Terrain ganz nahe der Hauptverkehrsstraße, zwischen San José und Punta Arenas, zu 25—30 Piaster per Manzane. In der Hochebene, selbst oberhald Alajuela und Heredia, bezahlt man die Manzane guten gereinigten Boden, der sich nicht für Kaffee, aber für Mais, Waizen, Bohnen 2c. vortrefflich eignet, mit 25 Piastern. Man hat da überdies den Vortheil, einheimische Tagelöhner weit billiger zu bekommen, weil diese Gegenden zu den gesündesten des Landes gehören, während die Leute auf dem frisch gelichteten Waldboden in dem wärmern Klima von Angostura das Fieber fürchten. Die mittlere Jahrestemperatur in jenen höhern Gegenden ist 13 bis 14 Grad R. Wären deutsche Ansiedler nicht Thoren in dem entlegenen Angostura den Boden eben so theuer zu kaufen wie in der Hochebene, selbst ziemlich nahe den Märkten.

*) „Die deutsche Ansiedlung in Mittel-Amerika." Berlin 1850. In Kommission bei G. Hempel.

der Humanität und der Nationalehre die vom Mutterlande aus organisirte Kolonisation im Ausland zu regeln, und dem Uebelstand zu begegnen, daß die deutschen Auswanderer fast durchgehends in den fremden Nationalitäten verschwinden, indem sie deren Arbeits- und Kapitalkraft in der Concurrenz mit dem Mutterland verstärken."

Wenn aber auch ein Theil der Actionäre, nach den Vorschlägen und Mittheilungen des Herrn v. Bülow über Central-Amerika, ihr Actienkapital bei diesem Unternehmen nicht nur nicht verlieren, sondern noch zu vergrößern, oder doch wenigstens vortheilhaft zu placiren, also ein gutes Geschäft zu machen hoffte, so war der Vertrag mit der Junta Itineraria von Cartago, durch den man in den lucrativen Besitz einer bedeutenden Strecke Landes zu kommen glaubte, immerhin einer der bedeutendsten Mißgriffe, die Herr von Bülow begehen konnte. Wäre diese Speculation auch theilweise gelungen, so würden jedenfalls die eingezahlten Kapitalien ihrem ursprünglichen Zweck entfremdet, und die Kräfte der Gesellschaft zersplittert worden sein. Alles Geld, alle Thätigkeit wurde auf jenen seltsamen Wegbau verwendet, der das Danaidenfaß war, durch welches die preußischen Thaler nutzlos in den Schlamm des Urwaldes rollten. Selbst Herr Ingenieur Kurze gesteht jetzt ein, daß er sich in seiner frühern Schätzung der Schwierigkeiten und der Kosten dieses Weges getäuscht habe. Die Weggesellschaft von Cartago hat ihrerseits ihre Zahlungsunfähigkeit und die Unmöglichkeit, ohne die wirksame Hülfe fremder Kapitalisten das Unternehmen weiter zu führen, halb und halb eingestanden. Ein Kapital von mindestens 300,000 Dollars wäre für eine Fahrstraße von Cartago über Angostura nach dem Hafen Limon erforderlich, und dieselbe würde im günstigsten Falle erst in sechs Jahren vollendet sein.

Der Fehler der Berliner Kolonisations-Gesellschaft wäre heute noch theilweise gut zu machen. Herr v. Bülow scheint längst schon in der Stille selbst einzusehen, daß er in der Wahl der Lokalität einen Mißgriff begangen, und daß er sich bei jenem Wegbau in

Spekulationen eingelassen, welche weit über den Betrag des Berliner Actienkapitals hinausgehen. Der Herr Baron gestehe seinen Irrthum der Gesellschaft offen ein, wie viel das auch seiner Eigenliebe kosten mag. Durch eine Umkehr von dem falschen Wege, den er eingeschlagen, kann er der Kolonisationssache, welcher er seine Thätigkeit gewidmet, immer noch einen großen Dienst leisten. Man betrachte die in Angostura begonnenen Arbeiten, die sich auf den Bau eines Directionshauses und auf die Lichtung von höchstens 14 Manzanen Landes beschränken, als ein für die Zukunft der Kolonie zurückgelegtes Capital, welches dereinst noch Zinsen bringen kann in dem glücklichen Falle, wenn englische Kapitalisten den Wegbau von Cartago nach Limon in ihre Hände nehmen sollten. Die neue Niederlassung und die vorbereitenden Arbeiten dazu lege man nach einem der erwähnten, günstiger gelegenen Punkte, nahe dem Markt und dem Verkehr, um Gotteswillen nicht in eine einsame Waldwildniß, die nichts für sich hat, als ihre Fruchtbarkeit *).

Die Terrasse von Angostura steht, wie das ganze Thal des Reventazon, auf trachytischem Porphyr, der mitunter in der Grundmasse, wie in den eingeschlossenen Krystallen, auch viel Augit enthält, und dann ein Uebergangsgestein zum Melaphyr bildet. Aus Feldspath besteht indessen gewöhnlich die Hauptmasse der Krystalle. Die aus der Verwitterung dieser Felsart hervorgehende Lehmerde ist, vermischt mit dem Humus der verwes'ten Organismen, eine sehr fruchtbare Erde, die unter der obern schwarzen Humusschicht die Feuchtigkeit lange zurückhält. Am günstigsten ist der Boden von Angostura für Reis, Bananen, Zuckerrohr, ganz besonders

---

*) Der ganze wesentliche Inhalt dieses Capitels, wurde vor der Absendung mehreren erfahrenen Männern des Landes und bewährten Kennern der hier angeführten Gegenden mitgetheilt. Alle billigten die in diesem Capitel ausgesprochenen Ansichten und Thatsachen. Ich bin bereit, deren Namen zu nennen. Will Herr v. Bülow mich widerlegen, so bin ich zur Antwort bereit. M. W.

aber für Wiesen und Viehzucht, wegen der nie fehlenden Feuchtigkeit, während bei San José vom Februar bis April die Wiesen bei Regenmangel verdorren. Von Reis erntete man den 52fachen Betrag. Der Pisang (Bananenbaum) wächst überaus schnell, und trägt schon nach 8 bis 9 Monaten Früchte. Die Fruchtbarkeit dieses Baumes ist außerordentlich. Es kommen hier die beiden Arten Musa paradisiaca und Musa sapientum vor, erstere hat größere Früchte. Die schwersten Bananentrauben, die wir in Angostura gefunden, wogen 3 Arrobas (75 Pfund). Die Banane, welche, unreif gepflückt und gekocht, ganz ähnlich der Kartoffel schmeckt, und auffallend mehlig ist, in reifem Zustande aber eine eben so liebliche Frucht, als, nach einheimischer Art zubereitet, das angenehmste Gemüse bietet, das ich kenne, ist nächst dem Mais das wohlthätigste Produkt dieser Zone. Humboldt hat nachgewiesen, daß der Bananenbaum auf derselben Grundfläche 44mal mehr Nahrungsstoff als die Kartoffeln und 133mal mehr als der Weizen enthält. Der Mais liefert zwar in Angostura drei Ernten im Jahr, aber die Kolben sind lange nicht so schwer und körnerreich, wie in der Hochebene von San José. Der Kaffeebaum gedeiht zwar vortrefflich und hängt voll Bohnen, hat aber den Nachtheil, daß er das ganze Jahr fort Blüthen und Früchte treibt, und daß es hier in Ermangelung trockener Monate keine bestimmte Erntezeit gibt, wie bei Cartago und San José. Dies ist bei den eigenthümlichen Verhältnissen des Landes ein schwerer Nachtheil, wozu noch der Mangel einer Fahrstraße nach einem atlantischen Hafen kommt. Um den Kaffee von Angostura nach Punta Arenas am stillen Ocean zu führen, würde man die dreifache Landfracht bezahlen müssen, wie von San José. Die Cultur des Cacao wurde in der Nähe von Angostura bei Turrialba versucht, liefert aber keinen reichen Ertrag. Dem Cacaobaum ist es hier bereits zu kühl; unter allen Tropenerzeugnissen bedarf er der meisten Wärme. M. W.

XXVI.

Eine Entdeckungsreise durch die Urwälder der Cordilleras.

Antritt und Zweck der Expedition. Rastag am Pacuar. An den Ufern des Redencion oder Erlösungs Flusses. Erster Blick gegen das atlantische Meer. Zunahme der Reiseschwierigkeiten. Die Ufer des Cherripo. Erkrankung des Ingenieurs und mehrerer Lastträger. Resultatlose Umkehr und Hauptursache derselben. Die Möglichkeit der Ausführung einer Straße nach der Ostküste und deren Wichtigkeit für den europäischen Handel.

Zur Zeit, als wir unsere Absicht, die atlantische Küste zu bereisen, in Ausführung bringen wollten, wurde von Seite der hiesigen Nord-Wegbau-Gesellschaft eine Expedition abgeschickt, um für den noch fehlenden Theil des Weges nach dem projektirten Hafen der Ostküste die geeigneteste Richtung zu ermitteln. Von mehrfachen Seiten zum Anschluß an dieselbe aufgefordert, und durch das Interesse gereizt, welches ein wochenlanges abenteuerliches Streifen durch nie betretene Urwaldstrecken gewähren müsse, änderten wir unsern ersten Plan, den Weg nach der Küste durch das Sumpf-Thal von Matina zu nehmen. So gesellten wir uns jener technischen Expedition bei, welche am Morgen des 9. Juli 1853 unter der Leitung des Ingenieurs Kurze, von Angostura aus nach jenen Waldgegenden aufbrach, die gegenwärtig noch den Ausweg nach der Ostküste hemmen.

Wir zählten im Ganzen 32 Mann, von denen der bei weitem größte Theil zum Tragen der Lebensmittel bestimmt war; denn bei der Unsicherheit des Unternehmens mußten wir uns mindestens auf 20 Tage mit den nöthigsten Nahrungsmitteln versehen, und obschon wir hauptsächlich nur Bohnen, Zwieback, Kaffee und Zucker mit uns führten, so wog doch der mitgetragene Mundvorrath nahe an 1000 Pfund. Die Arbeiter (Peones) trugen durchschnittlich jeder 75 Pfund, theils an Lebensmitteln, theils an Geräthschaften und Arbeitszeug auf dem Rücken, und nur diejenigen, welche mit der Matchete in der Hand den Weg (Picatura) durch das Walddickicht aufzusuchen und auszuhauen hatten, blieben von dieser Last verschont. Die Expedition war in üblicher Weise in 3 Cuadrillas, jede zu 6—10 Arbeitern nebst einem Vormann (Mandador) eingetheilt, und bei dem Umstande, daß derartige Unternehmungen stets große Strapazen, Entbehrungen und oft sogar lebensgefährliche Krankheiten im Gefolge haben, konnte jeder einzelne Arbeiter nur gegen den hohen Monatslohn von 15—20 Dollars gewonnen werden. Die Vormänner erhielten sogar 25 Dollars. Diese Preise erscheinen um so übertriebener, wenn man sie mit dem gewöhnlichen hiesigen Arbeitslohn vergleicht, der durchschnittlich nur 4—5 Dollar monatlich nebst Kost beträgt, und selbst in der händebedürfdigsten Zeit, nicht 8 Dollar übersteigt. Als wir einige der Arbeiter um den Grund befragten, warum sich dieselben so ungern zu einer solchen Waldreise verdingten, antworteten sie, es habe dieß weniger in den drohenden Beschwerden und Fiebergefahren seinen Grund, als in der Furcht vor den Montaños und Viseitas, jenen wilden Indianerstämmen, die in den Bergen der Küste entlang hausen, und gegen Reisende, die sich ihnen nähern, „muy bravos“ sein sollen. Nach den Exemplaren aber zu urtheilen, denen wir im Walde von Angostura begegneten, scheint der Anblick dieser rohen Menschen eher mitleiderregend, als furchteinflößend zu sein. . . .

Der erste Tagmarsch gehörte zu den weniger beschwerlichen,

weil derselbe auf bereits gebahntem Pfade über ein nur allmählig sich erhebendes, wellenförmiges Hügelland führte. Gegen 9 Uhr früh erreichten wir das Tuis-Thal. In diesem herrlichen, fruchtbaren Landstrich trafen wir ein Dutzend Arbeiter, welche auf Kosten der Berliner Kolonisations-Gesellschaft mit Lichtung der Wälder beschäftigt waren. Dieselben erhalten für das Lichten von je 1000 Varas (3000′) Waldland, 50 Dollars. Dort wo der Wald seiner Baumpracht beraubt ist, und der Naturcharakter zahmer, erscheint der Weg trockner, straßenähnlicher und hat eine Breite von 60′.

Mittags 1 Uhr, nach ungefähr 5 Stunden schwerfälliger Fortbewegung, wurden wir auf einer kleinen Anhöhe (Questa de Tuis) durch plötzlich eintretenden Regen an der Fortsetzung der Reise gehindert; denn es herrscht nun einmal in diesem Lande die Sitte, mit dem ersten Regentropfen nicht mehr weiter zu gehen, sondern sich ein grünes Obdach zu bauen, und im süßen Nichtsthun den Sonnenblick des nächsten Morgens ruhig und geduldig abzuwarten. Diese Sitte hat wohl ihren Ursprung in der Furcht des Volkes vor Körperdurchnäßungen, so wie in der Scheu vor Anstrengung.

Sogleich geschahen jetzt alle Anstalten, um aus Baumstämmen und Palmenblättern Waldhütten (Ranchos) zu errichten, die beiden mitgeführten Kautschukzelte aufzuspannen, kurz möglichst regengeschützte Nachtlager zu bereiten, und ehe eine Stunde vergangen war, lagen wir bereits in einer zwischen zwei alten Cedrelen gespannten Hängematte, über die sich ein wasserdichtes Kautschukzelt spannte. Unter demselben hatte auch ein junger Amerikaner Obdach gesucht, welcher weniger aus Forschungsdrang, als zur Befriedigung abenteuerlicher Gelüste, und in der Absicht der Expedition sich beigesellt, um an dem Reichthum einer verschwenderisch üppigen Urwald-Vegetation sich für andere Verluste, die er in San José gehabt, zu entschädigen.

Es war eine wilde Pflanzernatur aus Virginien, ganz der

Typus des amerikanischen Südländers. Lustig, sorglos, freigebig, aber roh in Sitten und Manieren, schreiend, auffahrend, bei der unscheinbarsten Veranlassung fluchend, dem Wein, dem Spiel, der Schwelgsucht huldigend, im leichtfertigsten Nichtsthun den Schweiß seiner Sklaven vergeudend!

Unter einem zweiten, größern Kautschukzelt hatte der Ingenieur der Expedition sein Nachtlager auf einer eisernen Bettstelle, die er sich von einem Indianer nachtragen ließ, bereiten lassen. Dadurch genoß er allerdings den beneidenswerthen Vortheil, jede Nacht in einer gewissen Höhe über dem feuchten Erdboden auf weichem Lager gemächlich sich hinstrecken zu können; aber auch das Gepäck der Expedition hatte dadurch wesentlich an Gewicht gewonnen, und die Fortbewegung wurde nur noch mehr erschwert. Der übrige Theil der Expedition bivouakirte unter grünen, aus frisch gefällten Baumstämmen und Palmblättern improvisirten Schutzdächern, und es war ein ganz eigenthümlicher Anblick, wenn Abends das kleine Kochfeuer flackerte, und dessen fahles Licht auf diese bunte Nachtscene seinen dürftigen Schimmer warf.

Je mehr es nachtete, desto lustiger und lebendiger wurde es ringsum im Wald, und bald vermochte man nicht mehr die einzelnen Sänger und Zwitscherer zu unterscheiden, sondern vernahm bloß ein Unisono-Geschrei ausgelassener Waldbewohner, die uns damit zu necken schienen, nach Herzenslust zu schreien, ohne gesehen zu werden.

Am auffallendsten zeigte sich der „Schmied (Errero)" durch sein Schnabelhämmern, mit welchem derselbe den Schlag eines Hammers auf einen Ambos so virtuosenhaft nachzuahmen die Fähigkeit besitzt. Mit diesem Namen bezeichnet man hier einen der größten Spechtarten von buntfarbigem Gefieder. Oft wenn wir in der Umgebung von Angostura durch den Urwald streiften, und das Hämmern des „Errero" zu unserm Ohr drang, glaubten wir uns in der Nähe von Arbeitern zu befinden, welche die eiserne Axt auf

einen Stamm fallen ließen; aber bald überzeugten wir uns von der neckenden Täuschung des kleinen Errero, dessen lustiger Hammerschlag wie eine industrielle Mahnung an die halbcivilisirte Bewohnerschaft durch den Urwald dringt.

Das Hämmern des „Errero" soll erst im Mai gehört werden, und im November wieder verklingen.

10. Juli früh 6 Uhr. Thermometer 65° Fahrenheit. Diesen Morgen überschritten wir die steilsten Punkte der Questa de Tuis, eines südlichen Ausläufers des Isarco-Gebirges, und kamen gegen 9 Uhr in Sinsal an, einer freundlichen Lichtung mit einigen Ranchos für die Arbeiter, welche hier mit der Entwaldung des Bodens beschäftigt sind. — Mancher Leser wird uns vielleicht Dank wissen, wenn wir hier gelegentlich auf die Veranlassung hindeuten, welche auf diesem jungfräulichen Boden zur Namenstaufe verschiedener bereits gelichteter Stellen beitrug. So hat Sinsal nichts weiter zu bedeuten, als daß die ersten Wanderer, von stürmischem Wetter überrascht, einige Tage auf diesem Punkt ohne Salz (Sinsal) zubringen mußten. Aehnlich ist es der Fall mit dem Fluß Redencion, an dessen Ufern der Ingenieur nach mehrtägigen Urwaldmühsalen in „Rancho del Duelo" von seinen Leiden Erlösung (Redencion) zu finden hoffte. — Der Leser aber mag sich durch diese verschiedenen Schmerzensnamen leicht einen Begriff von der Beschaffenheit und der Beschwerde des Weges machen, dessen rauhe Durchwanderung eben vor uns lag.

Noch waren wir kaum zwei Stunden gegangen, als uns der Regen bereits überraschte, und unter einem Arbeiter-Rancho, am Ufer des Tagor-Flusses, Unterkunft suchen ließ. Es war ein Sonntag Morgen, und die Arbeiter saßen sabbath-gehäbig, mit der verschiedensten Toilette-Aufbesserung beschäftigt, ringsherum auf den harten Bänken der luftigen Waldhütte. Das einzige weibliche Wesen, eine gelbe baarfüßige Köchin, zerquetschte zwischen zwei Steinen den zur Bereitung der unentbehrlichen Tortillas benöthigten

Mais, und an einem offenen Feuer prasselte in einem riesigen Topf der nationale Lieblingsbrei der schwarzen Bohnen.

Um 11 Uhr setzten wir unter zeitweiligem Regen die Reise über die ziemlich steile Pacuar-Höhe nach dem Rancho am Ufer des Pacuar-Flusses fort, an welchem Stationspunkt wir endlich durchnäßt und ermüdet in der zweiten Nachmittagsstunde anlangten.

Die innere Einrichtung der einsamen, aus Rohr zusammengefügten Waldhütte, in die wir vom Platzregen gejagt, mit so viel Befriedigung einzogen, bestand aus nur zwei Tischen, wenigen Stühlen und Bänken und einigen Proviantkästen zur Aufbewahrung von Mais und Bohnen für die am Pacuar-Fluß beschäftigten Arbeiter. Ein schräg liegender Baumstamm mit eingehauenen Tritten dienten als Stiege nach einem unterschlagenen Raum der zur Schlafstätte und Proviant-Aufbewahrung seine Verwendung fand. Trotz ihres dürftigen Ansehns gestaltete sich diese Holzhütte in der Phantasie der müden Urwald-Reisenden rasch zu einer gemüthlichen Behausung. Harte Breter erschienen als behagliche Ruheplätze, und die magenbeschwerenden Hülsenfrüchte wurden zu einem gar köstlich mundenden Mittagsmahl.

Die andauernde Ungunst des Wetters hatte nicht nur die schon einige Tage früher hier angelangten Arbeiter an der Vollendung eines provisorischen Ueberganges über den Pacuar gehindert; dasselbe zwang auch uns, einige Tage hier Halt zu machen und das Trocknen unserer ganz durchnäßten Kleider und des Proviants zu besorgen.

Da sich unter den Leuten der Expedition bald die Kunde verbreitete, daß wir eine kleine Apotheke mit uns führten, so verschaffte uns dies rasch nicht nur den Ruf des Expeditions-Arztes, sondern auch zahlreiche Patienten.

Montag 11. Juli früh 6 Uhr 66° Fahrenheit. Wir wurden während der Nacht häufig von den Sancudos und ihren peinlichen Stichen behelligt, die unsern Körper mit kleinen Beulen

gleichsam übersäeten. Die Sancudos sind zwar winzige unscheinbare Thierchen, aber je weniger man sie sieht, desto mehr sind sie fühlbar. Sandflöhe und eigentliche Musquitos waren dagegen seltsamer Weise völlig verschwunden.

Schon frühzeitig am Morgen schliffen sich die Arbeiter wacker ihre langen Matchetes, um im Walde Schlingpflanzen und dünne Holzstämme für den Brückenbau zu sammeln. Dieses bunte Geklirr hatte nicht umsonst viel Aehnlichkeit mit einer kriegerischen Rüstung. Ging's doch auch in der That in eine Baumschlacht, zu einem Lianenkampf.

Während sich ein Theil der Arbeiter an der Brücke beschäftigte, sammelten andere aus den Stämmen der Gummibäume (Jatropha elastica L.) eine milchartige Flüssigkeit, in dem sie sich dabei eines Verfahrens, wie in deutschen Fichten- und Tannenwäldern, bedienten. Zelte, Hüte, Stiefel wurden sorgfältig mit dieser klebrigen Substanz übertüncht, und wenig fehlte, so hätte die Beschmierungs-Manie der Arbeiter von diesem Nässe-Präservativ auch eine körperliche Anwendung versucht.

Dieser Baumsaft (spanisch, ule), welchen die englische Industrie auf so wohlthätige Weise nutzbringend gemacht, verwandelt seine anfänglich weiße Farbe in dem Maße, als derselbe eintrocknet in einen gelben, und endlich in einen schwarzen Ton, und liefert in weniger als zwei Stunden auf der übergossenen Fläche eine dünne hautartige nässetrotzende Schichte.

Man bestreicht den mit Gummi überzogenen Gegenstand gewöhnlich noch mit Unschlitt oder einem andern Fettstoffe, um so, namentlich bei Zelten, die Unannehmlichkeit des Zusammenklebens zu verhindern.

Die Sonne ging in diesem Wäldermeer schon um 6 Uhr unter. Um 7 Uhr zeigte der Thermometer noch 74° Fahrenheit.

Dienstag, 12. Juli brachen wir um 6 Uhr früh von unserm Rancho auf, und überschritten eine Viertel Stunde später auf

einer schmächtigen aus dünnen Baumästen und Schlinggewächsen zusammengefügten Brücke den Pacuar. Dieser Fluß hat hier eine Breite von 60 Fuß, und obwohl gewöhnlich von so geringer Tiefe, daß derselbe durchwatet werden kann, so erreichen gleichwohl seine Wasser zuweilen eine dermaßen gewaltige Höhe, daß dieselben in ihrem wild dahin brausenden Gewoge sogar der auf riesige Felsblöcke sich stützenden Ueberbrückung gefährlich werden und diese zuweilen mit fortreißen.

Ehe wir die Waldhütten in Pacuar verließen, geriethen einige Arbeiter auf den Einfall, ihr Gewicht auf der vorhandenen Wage zu erproben, um bei ihrer Rückkehr den durch die ausgestandenen Strapazen erlittenen Verlust an Körpermasse desto genauer bestimmen zu können. Die meisten der Arbeiter, obwohl anscheinbar von derbem Knochenbau, wogen durchschnittlich nicht mehr als 140 bis 150 Pfd.

Am höchsten Punkt den wir überstiegen, zeigte der Anéroid-Barometer 25 . 18″. Es war ein schauerlicher Waldgang. Je tiefer wir in die Berge drangen, desto wüster und undurchdringlicher, aber auch desto imposanter wurde der Anblick der Vegetation. Der Pfad, auf dem wir gegenwärtig mühsam vorwärts drangen, war erst einige Monate früher mit der Matschete gelichtet, aber die Ueppigkeit der wildwuchernden Tropen-Natur hatte nur wenige Spuren mehr übrig gelassen. Man hätte nicht geglaubt, daß eines Menschen Fuß jemals früher diese Stelle betreten.

Während riesige Baumwurzeln und am Boden hinkriechende Lianen häufig Veranlassung eines ermüdenden Fortstolperns wurden, und mehr als Einmal Worte des Aergers heraufbeschworen, erschienen uns dieselben gleichwohl wieder da, wo sie wie Strickleitern über schroffe Felsmassen herabhingen, oder zwischen losem Erdgerölle gleich Kletter-Hacken hervorstachen, als gar willkommene Weiterhelfer.

Bewundernswerth und staunenerregend war für uns die Sicherheit und Ausdauer, womit die Arbeiter mit ihrer schweren Rückenlast durch diese grünen Wirrnisse sich fortschoben. Sie mußten mit ihrer schon auf gutem Wege drückenden Last oft noch hohe, steile Berge erklettern, an jähen Abhängen sich zuweilen über breite glatte Felsstücke nach der nächsten sichern Trittstelle schwingen oder weite Strecken lang, schlüpfrige Bergrücken hinabgleiten. Die meisten der Peonen trugen unter den Knie- und Handgelenken umgeknüpfte Bindfäden, in der guten Absicht, sich damit das Tragen zu erleichtern, den schädlichen Einfluß nicht ahnend, den dieser Gebrauch auf Blut-Circulation äußert.

Gegen 9 Uhr, als wir eben wieder ein äußerst beschwerliches Stück Weges zurückgelegt hatten, machte wir in der Nähe eines Wasserfalls kurze Rast. Die Träger setzten ihre Last auf umgefallene Baumstämme und die ganze Expediton pflegte einen Augenblick erquickender Ruhe. Die Schönheit des Urwaldes, die wilde ungezähmte Ueppigkeit der Natur ringsumher bewundernd, entschlüpften uns einige Worte des lautesten Enthusiasmus. Das Gleiche verspürte unsere übrige Begleitung nicht im geringsten, der es vielmehr bei ihrer entgegengesetzten Anschauungsweise gar komisch vorkam, unsererseits eine Situation reizend zu finden, bei welcher so viel materieller Genuß vermißt und entbehrt wurde. Der Eine, welcher reichliche Taggelder empfing, betrachtete die Reise als Geschäftssache. Für ihn hatte sie keinen andern Reiz, als alle Abende die Anzahl der Geldstücke zu addiren, um die sich bei jedem Sonnen-Untergang sein Besitz vermehrte. Der andere, der eben gewaltige Summen am Spieltisch vergeudet hatte, betrachtete diesen Urwaldzug keineswegs von einer edleren instructiven Seite. Derselbe schien ihm nichts weiter als eine Abwechslung, sich für neue Excesse empfänglicher zu machen. Als wir die traurige Gleichgültigkeit, den völligen Mangel an Interesse unserer Umgebung für großartige Erscheinungen sahen, welche ein urthümliches Vegeta-

tionsleben in so reicher Fülle entfaltete, erschien uns erst die Gabe eines naturempfänglichen Gemüthes ein recht theures Kleinod.

Den ganzen Tag über hatten wir mit Wegschwierigkeiten zu kämpfen, und das fortwährende schlechte Wetter trug noch mehr dazu bei, die Stimmung der Arbeiter zu drücken. Mehrere meldeten sich krank und glaubten dadurch um so leichter, die Erlaubniß zur Umkehr zu erhalten, andere murrten über zu große Belastung, und wieder andere, welche keine Körperleiden vorzuschützen vermochten, meinten wenigstens, es sei räthlich an eine Umkehr zu denken, eh' die Lebensmittel sämmtlich aufgezehrt wären. Gleichwol standen diese Klagen bisher noch vereinzelt da, und waren nur das rasche Aufflackern des Unmuths in einem trüben Moment, das sich bald wieder in die heiterste Laune verwandelte, so bald sich Weg und Witterung nur einiger Maßen günstiger gestalteten.

In den Nachmittagsstunden sahen wir unter grottenartig ausgewaschenen Felsblöcken die Spuren von Wildschweinen, die unter diesem regenschützenden Obdach wahrscheinlich hie und da unterkriechen. Aus der Ferne tönte unaufhörlich das unheimliche Geschrei der Brüllaffen. Zu Gesicht hatten wir bisher noch kein gefährliches Thier bekommen, obwohl die Volksphantasie vielfach von Tigern, Pumas &c. schwärmte, von denen die von uns durchzogenen Urwälder überfüllt sein sollten. Auch Schlangen begegneten wir nicht, und nur hochrothe Frösche der niedlichsten Art hüpften zuweilen munter über den schmalen Pfad, in's nebenseitige dunkle Gebüsche.

Um 2 Uhr Nachmittags fing es an heftig zu regnen, was trotz der Blätter-Wucht des Waldes, die über unsern Häuptern hing, eine völlige Durchnässung zur Folge hatte. Der Pfad wurde jetzt so schlüpfrig, daß die Träger häufig schwankten und ihr unsicherer Fuß mit der schweren Last auf dem Rücken oft tief hinabglitt.

Auch uns traf diese Wetterunbill ziemlich hart; denn obschon unser Rücken lastfrei war, so hatten wir uns doch freiwillig mit einer Bürde beladen, die in einem breiten Sacke über den Oberkörper hing, und durch ihre zerbrechliche Beschaffenheit uns nicht wenig Sorge bereitete. Es war ein Barometer und ein Thermometer, die wir zu hypsometrischen Messungen und meteorologischen Beobachtungen mit uns führten, und deren Verlust in einem Lande der Halbkultur, wie Costa Rica, für den Moment unersetzbar gewesen wäre.

Gegen 4 Uhr gelangten wir endlich an den Fuß eines Berges, und fanden daselbst genugsam Wasser zu unserm Bedarf. Sofort wurde die Aufrichtnng von Ranchos beordert, und eine Stunde später saßen wir bereits trocken und wohlig unter einem ausgespannten Kautschukdach, und verzehrten unser dürftiges Mehl mit einer Lüsternheit, als bestände es aus den Leckerbissen der Pariser Küche. — Die Zelte, wie man sie in Central-Amerika gebraucht, sind von jenen Nord-Amerika's so völlig verschieden, daß wir es am Platze halten, hier einige Worte über dieselben beizufügen. Man bedient sich unter den Tropen nur einer Dachung aus Leinwand oder Kautschuk, die auf einem leichten Gerüst von theils in die Erde geschlagenen, theils quer übergelegten Baumstämmen ruht. Da die Temperatur eine höchst milde ist, so erachtet man die Bedeckung an den Seiten für unnöthig, und es ist daher mehr ein Dach unter dem man ruht, als ein wirkliches Zelt. Uns scheint aber die nordamerikanische Art zu kampiren, bei weitem empfehlenswerther. Man ist dadurch mehr gegen Regen und Feuchtigkeit geschützt, vermag sich die Unzahl kleiner Hautpeiniger leichter vom Halse zu halten, und ist in der Lage seine Effektstücke besser und trockner verwahren zu können.

Obschon es den ganzen Abend gewaltig fortregnete, so büßte dadurch unser Bivouac gleichwol nicht allen Reiz ein. In einem prächtigen Palmenwald zwischen moosbewachsenen Bäumen und

Lianen verschlungenen Gehängen, in der Nähe eines lieblich dahin rauschenden Baches bei 69° Wärme, sich mit gewechseltem trocknen Anzug in einer wiegenähnlichen Hängematte zu schaukel, gehört wahrlich nicht zu den unangenehmsten Situationen, in welchen sich ein Mensch versetzt. — Ja wir empfanden bald ein solches Behagen in des Waldes „düstern Gründen", daß wir alle Strapazen der vergangenen Tage vergaßen. Schweifende Gedanken, die uns hinübertrugen in die europäische Gegenwart und ihre Verhältnisse stellten sich auch mitunter ein. Aber wie man oft des Nachts plötzlich aus einem düstern Traum auffährt, sich den Schweiß von der Stirne wischt, und eine gar helle Freude darüber empfindet, daß die geträumte Lage nicht die wirkliche ist, so kehrten auch unsere Gedanken von jenseits des Weltmeeres rasch wieder in den dunklen Urwald und sein rauhes Abenteuerleben zurück.

Mittwoch 13. Juli, 6 Uhr früh. Obwol wir uns täglich mit dem ersten Morgenstrahl zum Aufbruch anschickten, so verließen wir doch niemals vor 7 Uhr das Nachtquartier. Eine Expedition, die aus 30 Menschen besteht, hat immer etwas Schwerfälliges in ihrer Fortbewegung. Bis das Frühstück bereitet und eingenommen, die geöffneten Gepäcksstücke wieder geordnet, und das Heer der Träger in Gang gebracht war, vergingen jeden Morgen regelmäßig nahe an zwei Stunden. Hierauf marschirten wir freilich den ganzen langen Tag wacker fort, bis uns Regenfall oder der nahende Abend zum Aufsuchen einer passenden Nachtstation zwang. Doch kam manchen Tag der Regen schon so frühzeitig, daß wir oft kaum ausgegangen, schon wieder an den Bau neuer Ranchos für das Lager der nächsten Nacht denken mußten, um durch länger andauernde Nässe nicht die Möglichkeit einer Feuerbereitung einzubüßen. Traf uns aber der Regen auf einer Berghöhe, so mußten wir, trotz allen Ungestüms der Witterung, unsere Waldreise so lange fortsetzen, bis wir in einer Schlucht oder an einem Abhang irgend einem wohlthätigen Bächlein begegneten. Und

konnte durch den Hereinbruch der Nacht solche rieselnde Labung nicht mehr erreicht werden, dann mußten sich die dürstenden Wanderer wohl mit dem Auffangen jener Flüssigkeit begnügen, die beim Regen von dem Gummidach des Zeltes herabtriefte, oder in den kleinen Höhlungen benachbarter Felsblöcke mit noch viel andern Ingredienzien sich angesammelt hatte.

Die Erlebnisse unserer heutigen Reise waren blos eine Fortsetzung der Mühsale und Beschwernisse der früheren Tage, und vielleicht noch drückender, weil dieselben empfindlicher wurden, je länger sie anhielten. Wir hatten zwar nicht mehr so gewaltige Berge, wie während der früheren Tage, zu übersteigen, es waren nur Hügel von 80 bis 150 Fuß Höhe, aber von solch steiler, felsiger Beschaffenheit, daß deren Ueberkletterung eine ungewöhnliche Kraftanstrengung erheischte. Darum wurde auch immer der erste Lastträger, der auf einer so mühsam erklommenen Höhe ankam mit Auszeichnung begrüßt, die Avantgarde erwartete ihn mit Spannung, rief laut seinen Namen und überhäufte ihn mit Hurrah's! Doch diente dieses feurige Lob dem ermatteten Peon zu weit geringerer Satisfaction als der Schluck Branntwein, den man ihm reichte, wie denn auch der Ingenieur die blanken Dollars, die ihm die Strapazen eintrugen, höher zu schätzen schien, als den Ruhm, der sich vielleicht an eine gelungene Ausführung seines Projectes knüpfte.

Diese rauhen Bergbarrikaden waren gleichwohl nicht die einzigen Hindernisse, die überwunden werden mußten; es schien vielmehr in diesem wilden Naturleben auf die unterhaltendste Weise, für eine reiche Abwechslung von Terrainschwierigkeiten gesorgt. Bald gab es tiefe Schluchten auf einem umgestürzten halbmorschen Baumstrunk zu überschreiten, bald Bäche von 2 bis 3 Fuß Tiefe zu durchwaten; oder dieselben mußten, was noch bedenklicher schien, auf einzelnen glatten Rollsteinen, zwischen denen das Gewässer lustig durchrauschte, übersprungen werden.

Unter solchen Umständen war es allerdings nicht zu wundern, wenn der rohen Anschauungsweise unserer Umgebung dieses beschwerdevolle Vorwärtsdringen durch die Waldgeheimnisse einer jungfräulichen Schöpfung, wie ein Bußgang gläubiger Katholiken nach dem Gnadenbilde einer hoch auf steilen Fels erbauten Wallfahrtskirche vorkam. — Die Gnade aber, die ich ersehnte, war die Erreichung der atlantischen Küste, das Bild das ich zu schauen hoffte,— der Hafen von Limon! — —

Um 3 Uhr des Nachmittags wurden wir wiederholt durch mächtige Gewitterregen genöthigt, die Weiterreise einzustellen, und Vorkehrungen für Nachtlager und Mahlzeit zu treffen. Wir kamen gerade an einem Waldbach vorüber, der sich in wilder Hast über terrassenförmig geschichtete Felsmassen stürzte. Sofort beschäftigten sich die Arbeiter Bäume zu fällen, den Boden von dem wildwucherndsten Unterholze zu säubern; Zelt und Ranchos wurden errichtet, und mittelst einer mitgebrachten Kohle ein Feuer — zum Kochen und Kleidertrocknen — anzufachen versucht.

Der größere Theil der Träger war mit den Gepäckstücken in Folge des schlechten Pfades ziemlich weit zurück geblieben, und wir empfanden dadurch das peinliche Ungemach, den ersehnten Wechsel unserer regendurchnäßten Kleider von ihrer Ankunft abhängig gemacht zu sehen.

Als es dunkel wurde, und die Träger noch immer nicht kamen, mußten wir uns bequemen, uns auf feuchtem Boden mit Palmenblättern ein Lager für die Nacht zu bereiten. Einer der Mandadoren, welcher mit uns die Avantgarde bildete, war freundlich genug, uns eine dicke Wolldecke abzutreten, und da die Nacht warm und regenlos blieb, so hatte dieses Ereigniß außer einem feuchten Unbehagen keine weitern üblen Folgen.

Die ganze Dunkelheit hindurch ließ sich ein bunter Chor von Waldsängern aus grünen Urwaldverstecken mit ohrbetäubendem, schlafraubendem Geschrille vernehmen. Am nächsten Morgen, als

wir uns eben zur Weiterreise anschickten, traf der Rest der Träger ein, die uns in weit größerem Vorsprung glaubten, und ohne es zu ahnen, ganz in unserer Nähe, kaum eine Meile weit entfernt, die Nacht zubrachten.

Seit mehreren Tagen hatte sich der Wald nicht mehr gelichtet, und nur ein fahler Schimmer, der durch die dichte Blätternacht brach, verkündete die Tageszeit. Als wir unter gleichen Wegbeschwerden, wie an den vorhergegangenen Tagen, einige Stunden gegangen waren, erblickten wir eine Lichtung, die dem Auge so erheblich erschien, als würde sie ein breites, offenes Thal erschließen. Je mehr wir uns jedoch derselben näherten, desto sichtbarer wurde die Täuschung, und endlich befanden wir uns zwischen zwei Gebirgsrücken, die knapp einem bescheidenen kleinen Bächlein so viel Raum gewährten, um mühsam seinen Weg durchzufinden.

Die Höhe, die wir heute in östlicher Richtung überschritten, wurde uns vom Ingenieur als angeblich der höchste Paß der ganzen Wegstrecke bezeichnet. Unser Barometer zeigte 25—37″. Im Laufe des Vormittags hatten wir häufig Berggewässer zu durchwaten, worunter ein Gießbach von majestätischem Ansehen, den einer der Vormänner uns bat, Bonaventura zu nennen. Derselbe, ein frommer Katholik, dachte vermuthlich dabei an seinen Schutzpatron, und wir meinten, man könnte es füglich ein „buena aventura" heißen, ohne Beinbruch über die felsigen Höcker dieses Baches gelangt zu sein! —

Um Ein Uhr des Nachmittags erreichten wir endlich den Fluß Redencion, dessen brausende Stimme wir schon mehrere Stunden früher, hoch oben auf der Berghöhe, vernommen hatten. Der Leser weiß bereits, daß die Erlösung von mehrtägigem, qualvollen Aufenthalt im Urwalddickicht, welche der Ingenieur auf seiner ersten Reise beim Ansichtigwerden dieser heitern Flußufer zu finden hoffte, Anlaß zu diesem weihevollen Namen gaben. Der Redencion ist ungefähr 50—60 Fuß breit, und besitzt eine mächtige Strömung,

doch nützen leider seine herrlichen Gewässer, wegen gewaltiger Felsblöcke und zahlreicher Untiefen seines Flußbettes, gleich den übrigen Flüssen, die ihren Lauf nach der Ostküste nehmen, zu Navigationszwecken gar nichts. Unser Quartier am rechten Ufer des Redencion, aus fünf grünen Rancho's und zwei Kautschuckzelten bestehend, bot einen freundlichen, obschon eigenthümlichen Anblick dar. Es trug fast den Charakter eines militärischen Feldlagers, nur daß es friedlicher, stillbürgerlicher zuging. Alles putzte, säuberte, wusch und trocknete am sonnigen Ufer entlang und frohlockte, nach so manchem düstern Tag im Urwalddunkel sich wieder einmal nach Herzenslust sonnen zu können. Kurz, es herrschte eine Geschäftigkeit und ein Leben, wie es die Ufer des Redencion wohl schwerlich jemals gesehen.

Um den Festtag voll zu machen, wurden noch Bohnen gekocht, ein Gericht, das wir seiner langen Bereitungsdauer wegen schon manchen Tag entbehren mußten; denn jetzt, wo wir zeitig die Nachtstation erreichten, hinlänglich Holz zur Feuerung fanden, und die Aussicht auf einen Rasttag vor uns lag, mochten manche Gelüste ihre Befriedigung finden. Freilich durften dieselben nur nach einer Schüssel Hülsenfrüchte, nach Mais, Zwieback oder Kaffee, die einzigen Lebensmittel, die wir in großer Quantität besaßen, gerichtet sein! —

Am Abend nach unserer Ankunft am Redencion verspürte ich einen heftigen Schmerz in der rechten Hand, die sich sichtbar in zunehmender Anschwellung befand. Da ich nicht das geringste Bewußtsein von der Veranlassung dieses heftigen Schmerzes hatte, und nach sorgfältiger Untersuchung weder einen Insektenbiß, noch eine andere Verwundung wahrzunehmen vermochte, so machte ich von einem Universal-Remedium für ähnliche Fälle, von Ammoniakgeist, Gebrauch, indem ich den leidenden Theil damit bestrich, und ihn durch leinenen Verband vor äußerer Beschädigung zu schützen suchte. Gleichwohl empfand ich die ganze Nacht das peinlichste Wehgefühl, die Hand schwoll immer stärker, und jeder Gebrauch

derselben blieb versagt. Einen Augenblick lang kam mir der Zweifel an, ob es doch nicht der Giftstich eines Skorpions oder gar einer Schlange sei, der mich quälte, und ich vielleicht in dieser traurigen Waldeinsamkeit rettungslos verenden müsse. Glücklicherweise ging die Gefahr vorüber.

Der 15. Juli war ein Rasttag. Der Barometer zeigte am Flußufer 27′ 13″, der Thermometer um 7 Uhr früh 72° F. Der Ingenieur hatte die Absicht, einen Theil der Mannschaft als Verbindungsglied zwischen Angostura und der Expedition an unserem gegenwärtigen Rastorte zurückzulassen, und nur mit zwei Cuadrillas (16 Arbeitern und zwei Vormännern) weiter vorwärts zu bringen. Als es sich darum handelte, wer mitgehen und wer bleiben sollte, entschied sich die Majorität der Lastträger für das Hierbleiben, und es schien kein anderes Mittel zu geben, als jeden der Arbeiter einzeln vorzunehmen, seinen Gesundheitszustand zu prüfen, und ihm seine eingegangenen Verpflichtungen in's Gedächtniß zu schärfen. Gleich nach dem Frühstück war das Zelt des Ingenieurs von Arbeitern umlagert, die aus ihren verschiedenen kleinen Rancho's der Nachbarschaft in Hemd und Leinwandhosen, mit Matchetes bewaffnet, herbeigeeilt waren, die Entscheidung zu vernehmen. Es war eine malerische Scene, mehr geeignet für den Pinsel, als die Schreibfeder. Der Schluß war, daß wir zwanzig der kräftigsten Männer durch Zusicherung einer Prämie von 5 Dollars, für den Fall wir Limon erreichten, zur Weiterreise bestimmten.

Die ganze Nacht hindurch regnete und stürmte es unaufhörlich, und die Entmuthigung der Leute nahm mit der Hartnäckigkeit der Wetter-Ungunst zu.

16. Juli. Gegen 7 Uhr früh verließ die Expedition, im Ganzen noch 21 Personen zählend, und mit Lebensmitteln (Bohnen, Zwieback und Kaffee) für 14 Tage versehen, die Rancho's an den Ufern des Redencion. Als wir eben im Aufbrechen begriffen wa-

ren, erlegte ein Arbeiter eine Schlange, die erste, die uns bisher zu Gesicht gekommen. Sie war klein, von grünlich brauner Farbe, der Bauch roth gefleckt. Nach der eckigen Form des Kopfes zu urtheilen, schien es eine Giftschlange. Sie war indeß von ihrem Tödter dermaßen zugerichtet worden, daß sie für unsere Sammlung verloren ging. Die Eingebornen haben im Allgemeinen eine große Furcht vor Schlangen. Ein Vormann, der mit seiner Arbeiter-Cuadrilla am Redencion zurückblieb, um Lichtungen vorzunehmen, Rancho's aus Holz zu bauen, und eine Verbindung mit der vorrückenden Expedition und dem Proviant-Depot am Pacuar zu unterhalten, bat uns, geängstigt durch diesen Schlangenfund, um etwas Schießpulver, dessen Einreibung, seiner Meinung nach, ein besonders wirksames Mittel gegen Schlangenbisse abgebe.

Um 11 Uhr Morgens hatten wir von der schmalen Lichtung eines steilen Bergabhanges aus den ersten Anblick des Meeres. Es war ein wunderbar aufregendes Gefühl der Hoffnung und Sehnsucht, das uns jetzt mit Einem Male ergriff, und namentlich unter der kleinlaut gewordenen Mannschaft einen wohlthätigen, belebenden Eindruck hervorbrachte. Die griechischen Heerschaaren, als sie nach langen Kämpfen heimzogen, und beim ersehnten Wiedererblicken des Meeres in überströmenden Freudegefühl Thalatta! Thalatta! schrieen, konnten schwerlich mehr Hoffnung an dieses Ereigniß knüpfen, als wir, denen dieser Anblick eine neue Gewähr zu sein schien, daß wir die vielfachen Beschwerden einer Urwaldreise nicht umsonst erlitten, daß wir das so qualvoll angestrebte Ziel bald und sicher erreichen würden! —

Die Entfernung von der Küste mochte jetzt in nordöstlicher Richtung kaum mehr als 8 Leguas betragen. Von dieser, die ganze Umgebung beherrschenden Höhe konnte man über zahllose kleine, dichtbewaldete Bergrücken hinweg nach der weiten Ebene blicken, die sich gegen das Meer zu ausbreitet, und manche Augen glaubten sogar die Bäume entlang der Küste wahrnehmen zu können.

Nebst der Hoffnung, welche der Blick auf den Ocean in uns erregte, hatte derselbe auch den Vortheil, eine großartige Terrain-Uebersicht zu bieten, und einen Wink zu geben, wie sich in einer mehr südlichen Richtung als der von uns eingeschlagenen der Ausführung des Straßenprojekts nach der Küste weniger erhebliche Schwierigkeiten entgegenstellen dürften. Für unsere Expedition kam dieser Wink freilich schon zu spät, auch schien es dem Ingenieur dermalen mehr um die Feststellung einer direkten Linie nach Limon zu thun, als um eine Richtung ausfindig zu machen, in welcher die geringsten Naturhindernisse auftraten. Und dieser Umstand dürfte auch zur erklärenden Ursache dienen, warum unsere Reise mit so großen und harten Bedrängnissen verbunden war; denn in der vorgefaßten Absicht, in möglichst gerader Richtung Limon zu erreichen, ging es fort über schroffe Hügel und steile Berghöhen, unbekümmert um jegliche Pfadschwierigkeit, wenn sich diese nicht in unabsehbaren Schluchten, Schlünden oder kolossalen Felsenmassen äußerte.

Wir nannten die Höhe, von der wir zuerst den erhabenen Blick auf den atlantischen Ocean genossen, Vista del Mar.

Wie an den vorhergegangenen Tagen begann auch heute schon gegen 1 Uhr ein mächtiges Donnergerolle, und wir hatten kaum einen dürftig gelichteten Fleck erreicht, als es in Strömen zu regnen begann. Wir flüchteten uns unter einen halbverfaulten Rancho aus Palmenblättern in dem wenige Monate vorher eine kleine in gleicher Absicht ausgesandte Expedition von schaurigen Stürmen heimgesucht, fünf qualvolle Tage und Nächte zuzubringen bemüßigt war. Darum haftet auf diesem Punkt auch der Trauername: Rancho del Duelo.

Die Wärmeverhältnisse der Gegend trugen viel bei, dem fortwährenden Regen und die Feuchtigkeit minder empfindlich zu machen. Das Thermometer zeigte fast beständig 70—72°, und ließ selbst während der Nacht nur eine leise Variation bemerkbar wer-

den. Diesem Umstande schreiben wir es auch, nächst einer vortrefflichen Kautschuk-Kleidung hauptsächlich zu, daß wir uns so lange diesen schädlichen Erddünsten auszusetzen vermochten, und daß selbst dann keine Krankheitssymptome eintraten, als wir, um bei der immer wachsenden Beschwerde des Weges den Trägern das Weiterkommen zu erleichtern, alles nur einigermaßen Entbehrliche, selbst Zelt und Hängematte zurückließen.

Wir mußten nun die Nächte auf der Erde zu bringen, und hatten gegen die sumpfige Nässe des Bodens keinen andern Schutz, als feuchte Palmenblätter und Wolldecken. Zuweilen, wenn noch Zeit war, dienten einige gefällte Baumstämme dazu das Lager minder naß zu machen, allein die Härte desselben wurde durch diese Vorkehrung keineswegs weniger fühlbar.

Sonntag 17. Juli. Die Richtung, die wir gegenwärtig einschlugen, war Ost und Nord-Ost. Je mehr wir uns der Küste näherten, desto tropischer, desto üppig wilder und undurchdringlicher wurde die Vegetation. Palmen und Palmittos traten immer häufiger auf, und schienen den Eingebornen mehr noch als der Blick von der Berghöhe ein Anzeichen der Meeresnähe. „La palmitta de la costa!“ rief uns diesen Morgen mit heiterer Zuversicht ein Träger zu, indem er auf eine niedere Palmart deutete, und stehen blieb, um mich, den Nichtbefrachteten vorausgehen zu lassen. Es galt dieß als ein Freudeausbruch, daß wir uns der Küste näherten.

Von einem der Bergrücken, die wir im Laufe des Vormittags hinabstiegen, genossen wir eine imposante Fernsicht auf die Flüsse Chirripo und Zent, und waren im Stande ihren Lauf bis weithin in die Thalebene zu verfolgen.

Schon um 12 Uhr begann heute Regenfall. Wir hatten noch fast zwei Stunden zu gehen, bis wir an eine Stelle kamen, wo sich etwas Wasser vorfand. Frost und Durchnäßung, in welchem die meisten von uns anlangten, ließen bei dem Mangel einer trocke-

nen Garderobe zum Wechseln, ernste Erkrankungsbefürchtungen aufkommen.

In einer Bergschlucht, so schmal und eng, daß sie nicht einmal für uns Alle Raum zur Bereitung eines Nachtlagers gewährte, sondern ein Theil der Mannschaft in einem benachbarten Abhang die regenschützende Blätterdachung aufschlagen mußte, wurden flüchtig einige Ranchos bereitet, Palmenblätter herbeigeschafft und alle mögliche Sorge zur Zustandebringung eines Kochfeuers aufgeboten.

Nach vier Stunden der verschiedensten, mühsamsten Versuche, gelang es endlich, eine kleine Flamme anzufachen, und daran allmählig Reis und Kaffee zu kochen. Nun trat eine andere Sorge ein. Der Wasserbedarf für 21 Personen war so groß, daß der kleine Vorrath, der sich in den ausgehöhlten Felsen der Umgebung angesammelt hatte, schneller als man anfangs dachte, getrunken war, und schon gegen Abend an dieser labenden Flüssigkeit Mangel eintrat. Da jedoch der Regenfall inzwischen stärker geworden war, so fand man für diesen Nothstand bald den glücklichen Ausweg, die Regenmenge, die theils von der Schlucht, theils von dem Zelt des Ingenieurs hinabrieselte, als ein freilich dürftiges Surrogat für klares Quellwasser aufzufangen.

Trotzdem daß uns der Regen so zeitig zur Rast nöthigte, hatten wir doch in Betracht der Schwierigkeiten, einen tüchtigen Marsch gethan. Wir waren nach unserm Pedometer 7000 Schritte ($^3/_4$ Legua) in nordöstlicher Richtung gegangen, eine Entfernung, die zu den bedeutenderen zählt, welche man im Laufe eines Tages durch wegsperrendes Urwaldgestrippe zurückzulegen im Stande ist.

In der Nacht entlud sich ein gewaltiges Gewitter. Mit schauriger Hast fuhr der Blitz durch den Urwald; der grollende Donner schallte aus zahllosen Bergrücken der Cordilleras in wilden unheimlichen Echo's wieder; uralte Cedrelen stürzten mit fürchterlichem Gekrache zusammen, und der Regen ergoß sich in Strömen. Nun fingen einige Arbeiter, wahrscheinlich um ihre Gewitterangst leichter

zu bergen, mit Einem Male lustig zu singen an. Da rief der jüngste der sieben Pionen, die in ihre Wolldecken gehüllt, eng zusammen in unserem Zelt auf der Erde lagen, von einem weit natürlicheren Gefühl ergriffen, plötzlich den Sängern zu: Es wäre wohl mehr an der Zeit, in so schauriger Sturmesnacht sich im Gebete Gott zu empfehlen, als solche weltliche Lieder vernehmen zu lassen! Hierauf sagte der junge Mensch ein paar katholische Formeln herab, küßte brünstig die Scapula aus Tuchabfällen, die um seinen Hals hing, und bekreuzte sich dabei unzählige Male; die Sänger aber verstummten und steckten die Köpfe noch tiefer unter ihre Wolldecken. Nachdem der fromme Jüngling seine gläubige Aufopferung beendet hatte, fing er ebenfalls zu singen an, gleichsam als fühlte er sich jetzt stark und zuversichtlich, daß ihm nun kein Leid mehr widerfahren könne. Der dramatische Effect dieser Scene wurde noch gesteigert durch die Fluchausbrüche, welche der Ingenieur im Unmuth über die Wetterunbill von seinem bequemen Lager aus herübergeiferte. — Wir sahen hier, wie der Menschengeist auf dreifach verschiedene Weise die Wuth der Elemente zu zähmen und zu beschwichtigen wähnt; — durch Singen, durch Beten, durch Fluchen! der Donner aber grollte unerbittlicher fort als je, der Regen stürzte in noch gewaltigeren Massen, die altersmorschen Bäume des Waldes fielen mit noch grauenderem Gekrache! — —

18. Juli. Das Gewirre und Unbehagen, welches diesen Morgen in unserm Bivouac herrschte, ist schwer zu beschreiben. Selbst die wenigen bisher noch trocken gebliebenen Kleider waren durch den nächtlichen Regenfall naß geworden; ein großer Theil der Lebensmittel durch die in die Säcke eingedrungene Feuchtigkeit schimmelig und verdorben, und was davon noch in gutem Zustande blieb, schien rasch demselben Schicksale entgegen zu gehen. Es war ein trauriger, wildverstörter Abzug, als wir gegen 7 Uhr früh diese erinnerungsschwere Nachtstätte verließen. Fünf Stunden lang hatten wir bergauf zu steigen, bis endlich nach unsäglicher Mühe

der Gipfel des Berges erreicht wurde. Die Ersteigung dieses riesigen Gebirgsrückens war um so mühseliger, als der größte Theil der Mannschaft noch schwer belastet war. Obschon der beherrschende Punkt, auf dem unser Fuß jetzt stand, alle übrigen Punkte in pygmäenhaften Ansehen erscheinen ließ, so verloren wir dennoch durch einen starken Nebelfall den Genuß einer weitern Fernsicht. Unten im Thale, so meinte der Ingenieur, müsse der Chirripo fließen. Wir hatten also nunmehr diese steile Berghöhe hinabzugleiten. Quien sabe! — — — —

Der Barometer zeigte jetzt 25′ 18″. Wir befanden uns somit auf einer Höhe, welche jener von San José ziemlich gleichkam. Der Berg, dessen majestätisch grünes Haupt noch im herrlichsten Urwaldschmuck prangte, führte noch keinen Namen. Wir nannten, wiederholt zum Pathen aufgefordert, diese imposante, allen Naturreichthum der Umgebung überragende Spitze, Juliens-Höhe; und wir hatten unsern guten Grund dazu.

Heute vermögen wir den Ersten Tag während unserer ganzen Reise zu verzeichnen, an dem kein Regen fiel. Bis 4 Uhr Nachmittags waren wir rüstig fortgewandert, hatten nach dem Zeugniß des Pedometer 9000 Schritte (1 Legua) zurückgelegt, fortwährend bergab, und doch noch immer nicht den Fuß des Berges erreicht. Einige Male vernahmen wir tief unten das Rauschen eines mächtigen Stromes, aber der Blätterreichthum des Urwaldes verhinderte das Hinabsehen. Bereits überkam uns der Abend und zwang uns in einer schmalen Bergrinne, mitten zwischen Felsgestein, Rast zu machen und den Morgen abzuwarten. Wir mochten uns jetzt nur noch 500 Fuß über dem Wasserspiegel des Flusses befinden, dessen fernes Wogengemurmel schon seit mehreren Stunden so hoffnungsstärkend an unser Ohr tönte. — —

Auch heute litten wir großen Wassermangel. Der Vorrath, der sich in den Höhlungen ausgewaschener Felsen vorfand, reichte kaum hin, etwas Kaffee zu bereiten. Aber die Erwartung, am

nächsten Morgen die Ufer des Chirripo zu erreichen, ließ jede Entbehrung, und selbst das Ungemach eines felsigen Lagers leicht ertragen, Alles athmete nur Freude und Hoffnung. Ein einziger Träger, ein alter Mann, ward vom Fieber befallen, und ließ uns noch spät Abends um ein „remedio" bitten. Wir reichten ihm 3 Stück zweigranige Chininpillen, die er in dreistündigen Intervallen einnahm, und wir haben ihn während der ganzen weitern Reise nicht mehr über einen Rückfall klagen hören. Thermometer, Abends 6 Uhr, 73° Fahrenheit.

Dienstag 19. Juli. Da es die Nacht hindurch nicht geregnet hatte, so war auch am Morgen derselbe Wassermangel fühlbar, und wir mußten jetzt aufbrechen, ohne uns vorher noch ein Frühstück bereiten zu können. Dennoch war es schon 7 Uhr als wir und zwei Picadores mit Matcheten zur Wegbahnung, über die steilen Felsblöcke unsern Marsch fortsetzten. Das „Componez", wie die Pione das Zusammenpacken und Festschnüren des Gepäcks nennen, nimmt jeden Morgen viel kostbare Zeit weg. Die Leute sind in derlei Verrichtungen äußerst langsam, und beurkunden dabei, obwohl dies ihr Handwerk ist, wenig Geschick.

Je mehr wir uns dem Flußufer näherten, desto unüberwindlicher wurden die Weghindernisse. Der Versuch, entlang eines steilen Bergabhanges hinab in's Thal zu gelangen, schien mit jedem Schritt unausführbarer. Mehrfach mußten verwachsene Schlingpflanzen dazu dienen, den Körper über einen jähen Abhang hinüber auf eine sichere Stelle zu schwingen, oder sich, ein paar Fuß tief, über glatte Felswände hinabzulassen. Was bei diesem mühevollen Vorwärtsdringen die Sorge und die Gefahr noch vermehrte, waren die zahllosen Rollsteine, die sich, nur dürftig im Erdreich festsitzend, durch den schweren Tritt der Lastträger häufig loslöſ'ten, und den Vorangehenden auf die bedrohlichste Weise nachrollten. Bei einer Passage erschien die Schwierigkeit hinüberzukommen dermaßen groß, daß die meisten der Pionen Bedenken trugen, die Reise

fortzusetzen. Vier von uns hatten sich bereits mit Kriechen und Klammern darüber hinweggeholfen, als es endlich einem Mandadoren gelang, das Ueberschreiten dieser gefährlichen Stelle durch einen Umweg zu vermeiden.

Als wir uns kaum mehr, denn 100 Fuß über dem Flusse befanden, sahen wir plötzlich die vorausgegangenen Picadores und mehrere denselben gefolgte Träger wieder mit der Trauerkunde zurückkommen, daß an ein Hinabsteigen an diesem Punkt nicht zu denken sei. Riesige, steile Felsbarrikaden verweigerten selbst dem kühnsten Wanderer den Tritt, und nur an Seilen, länger als wir sie mit uns führten, wäre eine Möglichkeit vorhanden gewesen, sich in die Tiefe gleiten zu lassen.

Ganz verstimmt über den verunglückten Ausgang eines so hoffnungsvoll begonnenen Tages, wurden nun, mitten im ärgsten Regen, der sich inzwischen einstellte, auf der Waldstelle, auf der wir uns gerade befanden, Rancho's gebaut, und manche neue Pläne für den nächsten Morgen gemacht.

Nach längerem Debattiren hielt man endlich am Gerathensten, zeitig am nächsten Morgen einige tüchtige Arbeiter zur Ausforschung eines tauglichen Hinabweges auszusenden, und so lange in diesem Waldgelage zu verbleiben, bis es einem oder dem andern der Sendlinge gelungen, einen für die Last, die wir mit uns führten, geeigneten Pfad zu finden.

Mittwoch 20. Juli, 7 Uhr früh, 69° F. Heute fiel der Regen schon in aller Frühe, und Donner rollte in der Ferne. Gleichwohl wurden drei Arbeiter in östlicher Richtung ausgesandt, einen Weg zu suchen. Ein rasches Vorwärtsrücken erschien in dem Maaße dringender, als sich unsere Provisionen verminderten. Wir besaßen jetzt nur noch 500 Gewicht an Lebensmitteln. In Zeiten, wo wir aus irgend einem Umstand nicht vorwärts rückten, und die meisten Arbeiter den ganzen Tag lang im süßen Nichtsthun unter dem grünen Ranchos lagen, wurde in der Regel immer mehr auf-

gezehrt, als an Tagen, wo wir uns auf ermüdendem Marsch befanden. Den ganzen Tag sah man dann die Arbeiter Frijoles bereiten, und die erst noch so verstimmten Gesichter der Pionen heiterten sich gar wohlbehaglich auf, sobald das Wasser im bohnengefüllten Kochtopf am Feuer zu sieden begann. Die Eingebornen sind so bescheiden in ihren Lebensanforderungen, daß die Befriedigung der einfachsten Bedürfnisse auch zur Befriedigung ihrer Wünsche hinreicht. Wenn sie nur dreimal im Tag Bohnen und Zwieback essen können, und nicht viel zu arbeiten brauchen, so fühlen sie sich gar wohl und zufrieden. Nirgends hatte ich noch, wie hier, eine so treffende Illustration des Robert Burns'schen Wortes gefunden: „Man wants but little here below!" Ein Volk mit solch spartanischer Genügsamkeit mag Einen Augenblick vielleicht bewundernswerth erscheinen, aber Tüchtiges und Großes wird es mit seinen geringen Ansprüchen an's Leben nimmer leisten!

Im Laufe des Vormittags waren mehrere Arbeiter unaufhörlich damit beschäftigt, zu verschiedenen Zwecken Bäume zu fällen, und da sie seltsamerweise mit besonderer Vorliebe den Bergabhang, dicht an unseren grünen Blätterdachungen, wählten, so waren wir fortwährend in Gefahr, durch den Umsturz gefällter Baumstämme beschädigt zu werden. Weder Drohung noch Mahnung half, dieselben von ihrem Vorhaben abzubringen, und sie von der Gefahr in so unmittelbarer Nähe zu überzeugen; — sie blieben unbedacht und unbesorgt, wie Kinder.

Um die Mittagsstunde kamen die drei ausgesandten Arbeiter im ärgsten Regen, durchnäßt und athemlos zurück, und erzählten zur großen Freude der sie neugierig Umringenden, daß sie einen minder beschwerlichen Hinabweg zum Fluß gefunden, welcher in weniger als einer Stunde zurückgelegt werden konnte. Das war eine fast betäubende Freudenbotschaft! Unwillkürlich griffen wir nach unserem Apothekerkästchen aus Blech, in dem sich noch unversehrt ein Fläschchen Franzbranntwein befand, und ließen jedem der mu-

thigen Wegkundschafter einen erwärmenden Trunk thun. Nachdem jedoch der erste Freudentaumel sich verflüchtigt hatte, stieg uns die Frage auf, ob der Fluß, der schon zwei Tage lang zu unsern Füßen braus'te, ohne daß wir an dessen Ufer zu gelangen vermochten, wirklich der Chirripo sei?

Als des Nachmittags eine Anzahl Arbeiter, im traulichen Kreise scherzend und schwatzend, unter unserem Rancho saßen, vermochten wir den Wunsch nicht zu unterdrücken, daß Einer oder der Andere von ihnen ein heiteres Peonenliedchen zum Besten geben möchte. Die Sangweisen eines Volkes sind immer ein sicheres Kriterium für die Höhe seines Gemüthslebens und seiner geistigen Cultur.

„Wo man singt, da laß dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder!"

Wir wissen nicht, war es Sprödigkeit, oder das Bewußtsein eines dürftigen musikalischen Vorraths, jedenfalls ließen sich die Aufgeforderten unendlich lange Zeit bitten, bis endlich einer der muntersten und begabtesten unter ihnen, mit einer Stimme, wie ein Kanarienvöglein, begann:

Una tarde, en un prado dichoso
Me jurastes que era, fiel tu amor,
Ni el cielo con sus fuertes lluvias
Apago amor que incendió.
O ingrata, que yo te hago un juramente
El nunca volverte amar;
Recuerda tus amables caricias
Para nunca poder olvidar!

Das war ein gar sentimentaler Anfang; aber es sollte noch ärger kommen.

O hermosa Lizarda
Dulce incanto mio,
Por estos tus lindos ojos,
De un favor te pido;
Y sê no me lo haces
Me voy a un retiro,
A donde solo fieros
Hoygan mis suspiros!

Der Leser wird aus diesen angeführten Beispielen leicht merken, daß auch in den Bergen von Costa Rica das erotische Element eine Hauptingredienz der Volkslieder bildet.

Um wie viel biederer und sinniger aber spiegelt sich das deutsche Volk in den Weisen seiner Barden! Welche kindliche Einfalt, welch schwärmerische Sehnsucht, welch geistreicher Humor, welch elegische Schwermuth durchhaucht in gefälliger Abwechselung die meisten seiner Gesänge!

Nach mehrstündigem Regen trat ein lieblich heiterer Nachmittag ein, und das Stückchen Himmel, das von unserem dichten Waldversteck aus gesehen werden konnte, nahm sich wie ein schmaler, dunkelblauer Streifen aus. Als es bereits Abend zu werden anfing, schoß einer der Mandadores einen braunen Klammeraffen. Es war ein Männchen, 3′ lang, fett und dick, das sich zu tief auf den schlanken Stamm einer Palme herabgewagt hatte, während dessen Familienglieder noch rechtzeitig vor der tödtlichen Waffe die Flucht ergriffen. Sogleich wurde diese Jagdbeute abgebalgt, der eßbare Theil des Fleisches geräuchert, theils, wie z. B. Leber und Nieren, frisch am Feuer gebraten und sofort verspeis't. Dasselbe soll in jeder Bereitungsweise einen süßlichen Geschmack haben, und schwer verdaulich sein; eine Brühe davon aber soll wie Hühnersuppe schmecken.

Auch uns hatte man die Ehre angethan, ein Stück gebratenen Affenfleisches zu präsentiren. Wir konnten es indeß nicht über uns bringen, davon zu kosten. Aus dem getrockneten Felle des erlegten Affen machte sich einer der Arbeiter eine zierliche Mütze.

21. Juli. So viel man von den wenigen lichten Stellen, welche vom dunkeln Waldgebüsch aus einen Aufblick in's Freie gestatteten, wahrnehmen konnte, schien sich das Wetter für die Weiterreise heiter zu gestalten. Gegen 7 Uhr brachen wir vom Lager der vorigen Nacht auf, und versuchten über einen steilen Bergabhang von ungefähr 300 Fuß nach dem Flußufer vorzurücken.

Nach anderthalb Stunden mühsamen Hinabgleitens näherten wir uns dem Flußbett. Obwohl die Natur hier zahmer, lieblicher und zutraulicher wurde, so verlor sie doch nichts von ihrem tropischen Charakter. Es war derselbe edle Pflanzentypus, die gleiche imposante Physiognomie im heitern bräutlichen Schmuck. Jede braune Baumrinde, jedes graue Felsgestein kleidet sich in niedlich grüne Moostoilette. Lianen hingen jetzt nicht mehr, gleich Stricken am Schnürboden eines Theaters, in kahler Länge auf die Erde, sondern wanden sich moosbeschmückt in traulicher Umschlingung von Baum zu Baum, und waren in ihrer zierlichen Niedlichkeit jenen grünen Festgewinden nicht unähnlich, mit denen man bei deutschen Volksfesten die Wände eines improvisirten Ballsales zu schmücken pflegt.

Angefeuert durch den Wunsch, der Erste zu sein, der diesen Fluß in seinem wilden Gebrause erblickt, vermochte ich nicht, erst den Troß der Träger abzuwarten, der sich nur schwerfällig langsam fortbewegte, und drängte mich mitten durch wildverschlungene Gesträuche allein aus der drückenden Urwald-Atmosphäre hinaus in's luftige Weite, wo ein schöner Strom in wunderlichen Windungen durch die Berge sich den Weg bahnte, und, eingeschlossen ringsum von mächtigen grünen Wänden, nur ein kurzes Stück seines Bettes sehen ließ. Riesige Felsblöcke lagen in wilder Zerstreuung im Flußbett, als hätte einst ein Gigantenvolk eine Brücke über den Fluß bauen wollen, und wäre in seiner Herkules-Arbeit plötzlich erlahmt. Es blieb jetzt bei der Richtung und Größe des Flusses nicht lange mehr zweifelhaft, daß es der langersehnte Chirippo sei, an dessen Ufer wir uns befanden. Seine Breite beträgt ungefähr 70 Fuß, die Höhe der ihn umgebenden Berge 700—1000 Fuß. Der Vulkan Chirripó, der sich in südlicher Richtung von uns befand, war von unserem Standpunkte aus nicht sichtbar.

Kaum waren wir im Stande gewesen, die Gegend einigermaßen zu recognosciren, als es schon wieder zu regnen anfing.

Es war jetzt 9 Uhr Morgens. Ohne diesen Wolken-Erguß, der uns während der ganzen Reise mit so hartnäckigem Trotz verfolgte, wären wir noch in der Lage gewesen, einen geeigneten Uebergang zu suchen, jetzt aber mußten wir schon wieder auf den Bau von Rancho's bedacht sein, um nicht die kaum trocken gewordene Garderobe neuerdings zu durchnässen. Am Flußufer selbst war es für die Herstellung unseres Lagers zu felsig und steinig, wir ließen daher in einiger Erhöhung einen Fleck Gestrüppes lichten, und Vorkehr für unsern Aufenthalt treffen.

Auch heute erhob ganz dicht in unserer Nähe eine wandernde Affenfamilie ein jämmerliches Gelärme, und wurde dadurch an sich selbst zum Verräther; doch versagte in Folge dauernder Feuchtigkeit der Gebrauch der affenfeindlichen Waffe, und die jungen, unvorsichtigen Schreier kamen diesmal mit dem bloßen Schrecken davon.

Gegen Abend erkrankte der Ingenieur Kurze, welcher allein die Leitung der kleinen Expedition führte, so bedenklich, daß wir nicht nur ein weiteres Vorrücken einstellen, sondern sogar im Falle einer Verschlimmerung auf eine gänzliche Umkehr gefaßt sein mußten. Derselbe hatte sich in Folge wiederholter Durchnässung eine Erkältung zugezogen, und klagte über heftiges Seitenstechen.

Eine Erkrankung im Urwald, nach allen Richtungen hin viele Meilen von jeder Civilisation entfernt, aller Wetterunbill Preis gegeben, ohne schützende Sorgfalt, ohne wartende Pflege, ohne die nöthigen Hülfsmittel, gehört unstreitig zu den trübseligsten Erfahrungen, und ist häufig nicht nur für das leidende Individuum, sondern für die ganze Umgebung von den nachtheiligsten Folgen. Von dem Augenblicke an, wo sich der Ingenieur siech und gebrochen auf sein Lager streckte, sank auch der Muth und das Vertrauen der Leute. Sie wurden kleinlaut und ängstlich, und in Folge dieser moralischen Verstimmung auch körperlich leidend. Nach einigen Stunden zählten wir bereits sechs Kranke.

Freitag 22. Juli, Morgens 6 Uhr 70° Fahrenheit.

Der gesunde Theil der Arbeiter brachte heute, trotz zeitweiliger Regengüsse den ganzen Tag mit Versuchen zu, über den 70 Fuß breiten Chirripo einen Uebergang zu finden. In solchen Fällen wird gewöhnlich ein Punkt am Ufer gewählt, wo sich hohe Bäume vorfinden, die mit einer gewissen Berechnung gefällt werden, um bei ihrem Hinabstürzen in den Fluß, mit ihren Wipfeln das jenseitige Ufer zu erreichen, und so eine natürliche Brücke über das Wasser zu bilden. Dieses Experiment, das in seiner Ausführung immer von so vielen Zufälligkeiten abhängt, wurde hier noch durch den Umstand erschwert, daß sich in der Nähe des Ufers kaum Ein einziger Baum vorfand, dessen Höhe und Umfang auch nur einige Wahrscheinlichkeit für das Gelingen des Versuches geboten hätte. Dennoch wurden zwei der am geeignetsten scheinenden Bäume gefällt und in den Fluß hinabgestürzt, aber beide Mal mißglückte das Experiment, und die damit beschäftigten Arbeiter kamen gegen Abend schweiß- und regendurchnäßt, erschöpft und trostlos, ohne jedes andere Resultat in das Lager zurück, als mit der traurigen Erfahrung, daß sich in einer Länge von 1 Legua (3 Meilen engl.) stromaufwärts für die Anwendung dieser schnellsten aller Ueberbrückungsarten wenig Aussicht darbot.

Je mehr wir durch diese verschiedenen Vorfälle, die Hoffnung an ein rasches Erreichen unseres Reisezieles schwinden sahen, je mehr sich mit jedem Tage unser Proviant-Vorrath verminderte, desto dringender wurden wir an die Herbeischaffung unserer Nahrung durch Flinte und Angel gemahnt. Leider hatte die fortwährende Nässe, unsere Gewehre in einem wenig schußfähigen Zustand versetzt, und was noch schlimmer war, es fehlte an Wild. Nicht günstiger ging es mit der Angel, und in den Strömungen des Pacuar, wie in den Fluthen des Redencion erschienen bisher Blutegel als die einzigen Wasserbewohner, die angebissen hätten. Dennoch ließen wir es nicht an fortgesetzten Versuchen fehlen, und die Arbeiter hatten im Laufe des heutigen Tages sogar das bisher

unerlebte Glück, im Chirripó vier Fische (bobos) zu angeln, und einen jungen Affen zu erlegen. Bei dieser Jagd ereignete sich der nicht gewöhnliche Fall, daß die Affen-Mutter, statt mit ihren Jungen den letzten Herztropfen zu verbluten, gegen alles Naturgesetz entwischte.

In den Gesundheitsverhältnissen der Expedition war keine wesentliche Aenderung eingetreten. Das Leiden des Ingenieurs war ein längst im Körper schlummerndes, das nur eines so günstigen Momentes, wie die dermaligen Reisestrapazen ihn darboten, zu seiner Erweckung und Entwicklung bedurfte. An eine rasche Herstellung war daher nicht zu denken, vielmehr schien es genug bewirkt, wenn durch Anwendung gewisser Heilmittel, die Krankheit in ihrem Fortschreiten gehindert zu werden vermochte. Und es scheint wohl leicht erklärlich, daß jetzt bereits der Ingenieur eingeschüchtert durch die beharrliche Ungunst des Wetters, durch den immer bedrohlicher werdenden Mangel an Lebensmitteln, durch den steigenden Trotz der Weghindernisse und eine gebrochene Gesundheit, in seinem Gespräch eine leise Neigung zur Umkehr verrathen ließ, obschon wir in gerader Linie nur mehr 8 Leguas von der Küste entfernt sein mochten. — —

Samstag 23. Juli, 6 Uhr früh 69° Fahrenheit. Heute ist es bereits der 15. Reisetag und wir befinden uns noch in unsicherer Lage hinsichtlich des Zieles. Am Morgen meldeten sich wieder mehrere Arbeiter krank, darunter ein Mandador, der ähnlich, wie ich vor einigen Tagen, an einer heftigen Handentzündung in Folge eines Dornenstiches litt. Bald nach dem Frühstück begannen wiederholte Versuche, den Uebergang über den Chirripó zu bewerkstelligen, und eine große Anzahl Arbeiter gingen jetzt mit Aexten und Matscheten stromabwärts. Man hatte in dieser Richtung ungefähr zwei Meilen, ohne die geringste Aussicht auf Erfolg zurückgelegt, als der Ingenieur den Vorschlag machte, am jenseitigen rechten Ufer einen letzten Versuch zu wagen. Dazu war

aber vor Allem nöthig, daß sich ein paar Arbeiter zum Ueberschwimmen des Flusses entschlossen, und das schien bei der mächtigen Strömung desselben, und den riesigen Felsblöcken seines Bettes ein ziemlich gewagtes Unternehmen. Gleichwol folgten einige Indianer der wiederholten Aufforderung, nachdem diese durch eine hinzugefügte Geldversprechung ihren Ohr verständlicher und wohlklingender gemacht worden war. Drei beherzte Gesellen sprangen nakt in die am Gestein sich brechenden Wellen. Einen Augenblick waren sie zwischen starren Steinmassen und der schäumenden Wasserfluth verschwunden, bald aber kamen sie wieder am jenseitigen Ufer zum Vorschein, und besahen sich jetzt am ganzen Leib, als schienen sie selbst erstaunt, daß sie nichts mehr als naß geworden waren! Nun galt es aber auch, Arbeitszeug über den Fluß zu praktiziren. Es wurden sofort mehrere Aexte und Messer an zusammengebundenen Baumstämmen festgemacht und mittelst grünen, als Wurfseil dienenden Lianensträngen hinüber zu befördern versucht. Es gelang. Die Urwald-Attribute langten ebenso unbeschädigt an, als deren Träger, welche sich jetzt in's Dickicht verloren, um mit kundigem Auge an rechter Stelle den rechten Baum heraus zu spähen. Eine fieberhafte Spannung herrschte am andern Ufer.

Eine Stunde mochte in dieser Ungewißheit unter Regen und Donnergeroll verflossen sein. Nichts als dumpfe Axtschläge hatten aus den Wäldern herübergetönt, als die herzhaften Schwimmer am jenseitigen Ufer wieder ansichtig wurden. Und wieder stürzten sie sich in die Wellen und kamen auch, wenn gleich erschöpft und athembeengt, doch glücklich herüber, — aber um die Weiterreise nach der Küste wars jetzt geschehen.

Eine Ueberbrückung durch Baumfällen mußte von nun an in einer Entfernung von 5 engl. Meilen als unausführbar betrachtet werden; jede andere zeitraubendere Art des Uebergangs war aber bei den geringen Lebensmitteln, die uns noch zu Gebote standen, bei der Ungunst der Jagd und dem Gesundheitszustande der Expe-

dition nicht leicht zu wagen. Gleich der Kunde einer verlorenen Schlacht traf uns das Scheitern dieser letzten Hoffnung.

Wie gerne würden wir manche mühevolle Tage, manche durch eigenen Fleiß erworbene Summe darum gegeben haben, hätten wir dadurch eine Umkehr, die mit Einem Male so viele schöne Reiseplane vernichtete, zu vermeiden vermocht!

Der nächste Morgen traf uns bereits auf dem Rückzug nach Angostura — — — — — — — —.

Sonntag 24. Juli, 6 Uhr früh 70° Fahrenheit. Der Ingenieur war jetzt wieder so weit hergestellt, um die Rückreise in kurzen Etappen ohne Gefahr für eine Verschlimmerung seines Gesundheitszustandes antreten zu können. Auch trägt in solchen Fällen die Sehnsucht nach der zärtlichen Pflege eines liebenden Weibchens, nach ausreichenderer Hülfe und behaglichern Verhältnissen nicht wenig dazu bei, die Schritte weniger beschwerlich zu machen. Ein ähnlicher Umstand herrschte bei den meisten Gliedern der Expediton. Sie hatten alle ein Weib, ein Liebchen, Eltern, Brüder, Freunde zu Haus, die mit ängstlichem Herzschlag ihre Heimkehr erwarteten und an deren glücklichen Wiederbegegnen ihr kindlicher Sinn ein weit höheres Interesse knüpfte, als an die Herstellung eines Weges durch die grüne Verworrenheit des Urwaldes nach der atlantischen Küste! Und wenn wir jetzt sahen, wie dieselben Maulhelden, die beim Auszug von Angostura „lieber Sterben" riefen, als „nicht Limon erreicht zu haben"*), jetzt die ersten beim Aufpacken, die weitesten voran waren, als es wieder nach Hause ging, da lag das Gleichniß zu nahe, als daß nicht die Erinnerung an das „revolutionäre" deutsche Bauernvolk und an sein „Aufstehen und sein Sitzenbleiben wie Ein Mann" gleich einen kalten Nachthauch durch unsere Seele zog.

---

*) Mejor morir, que volver sin ir a Limon; das Feldgeschrei der Lastträger bei unserem Auszug von Angostura.

Nur zwei von der Expedition richteten noch immer, wenn gleich aus verschiedenen Ursachen, ihre Blicke sehnsüchtig zurück nach Osten. Der Eine war der Schreiber dieser Blätter, den es mächtig nach dem reichen Naturleben der Küste und deren geheimnißvollen indianischen Bewohnern zog, der Andere war der Virginier, den der Spielverlust von mehreren tausend unbezahlten Dollarstücken, die Rückkehr nach der verführerischen Hauptstadt Costa Rica's weit unheimlicher machte, als das Erreichen eines Hafens der Ostküste, von dem allwochentlich ein sicherer, bequemer Schooner nach den Vereinigten Staaten absegelt. — — — —

Unser Rückweg war in so fern minder beschwerlich, als wir jetzt bereits einen ausgehauenen Pfad vorfanden, und eine Wegstrecke, deren Ueberschreitung früher die Mühen eines langen Tages in Anspruch nahm, jetzt in einigen Stunden zurückgelegt werden konnte. So gelangten wir schon nach zwei Stunden tüchtigem Bergaufsteigens an vorletztem Nachtlager an und hatten somit eine Reise hinter uns, die beim Hingang zwei volle Tage erheischte.

Um 11 Uhr früh erreichten wir Juliens-Höhe, den hervorragendsten Punkt auf der ganzen von uns bereisten Strecke. Aber auch diesmal war keine Fernsicht ins Weite gestattet, vielmehr trat gerade im Moment, wo wir schweißtriefend und erschöpft diese majestätische Höhe erklommen, ein gewaltiger Regenfall ein, und unbarmherzige Wolken entluden sich in Strömen über unsern matten, fröstelnden Körper.

Man kann sich den schädlichen Einfluß leicht denken, den eine derartige Durchwaschung auf den Gesundheitszustand der Expedition üben, und wie sie Leib und Seele in gleich trübe Stimmung versetzen mußte.

An allen Flüssen beobachteten wir einen verhältnißmäßig niedern Wasserstand. Die Waldbäche stürzten nicht mit jugendlich übermüthiger Vergeudung ihres Natursegens über das Felsgestein, sondern gingen in altklug bedächtigem Schritt ihren Weg; die Bergwasser waren entweder ganz ausgetrocknet oder fristeten nur im dürftigen Hinrieseln ihr Leben.

Behauptet sich indeß auch im Allgemeinen die Annahme, daß die Ostküste den Wechsel der Jahreszeiten mehr mit der gemäßigten Zone theilt *), während am stillen Ocean der Winter, oder wie man sich in einer Welt dauernder Milde besser ausdrückt, die Regenzeit gerade von Mai bis December dauert, und der Sommer, die trockene Saison, von December bis Ende April währt, so bleibt doch noch immer faktisch die Grenze festzustellen, wie weit diese klimatische Verschiedenheit die atlantische Seite, und wie weit dieselbe die pacifische Küste berührt; ob z. B. die Urwälder des Chiripó den Wechsel der Jahreszeiten mit der atlantischen, oder mit der Küste des stillen Oceans theilen u. s. w.

Gegen 3 Uhr schlugen wir zwischen zwei Bächlein unser Nachtquartier auf. Die unbehagliche Durchnässung, in der wir uns alle befanden, ließ Jeden bereitwilligst Hand an's Werk legen, um sich durch die rasche Bereitung einer trockenen Lagerstätte von diesem unleidigen Frostzustande zu befreien, und so entwickelte sich bald die vielfältigste Thätigkeit. Während einige Arbeiter im Walde ringsum Bäume fällten, um daraus ein Gerüst zur Aufstellung des Inge-

---

*) Ein Bürger von Cartago, welcher mehrere Jahre lang beständig an der atlantischen Küste lebte, und als dortiger Militär-Commandant genugsam Muße zu Wetterbeobachtungen hatte, erzählte uns, daß die trockene Saison der Küste kaum drei Monate im Jahre, nämlich August, September und Oktober, dauert, der ganze Rest des Jahres hingegen, in Bezug auf Witterung äußerst unsicher und unstät sei. Nach einer andern Mittheilung des gegenwärtigen Commandanten im Hafen von Moine, Herrn v. Oppeln, einem Deutschen von Geburt, hat es in den ersten 5 Monaten des Jahres 1853, vom Januar bis incl. Mai, während 77 Tagen und 74 Nächten geregnet. Die Mitteltemperatur betrug in dieser Zeit 89° Fahrenheit. Im Monat Mai, wo an der Westseite gewöhnlich mit heftigen Regengüssen die nasse Jahreszeit eintritt, fiel an der Ostküste während 18 Tagen und 15 Nächten Regen. Die vorherrschenden Winde waren Nord und Nordwest, die Mitteltemperatur desselben Monats 80° Fahrenheit — Eine meteorologische Tabelle vom Jahre 1845, welche uns zufällig zu Gesicht kam, gibt die Regentage dieses Jahres an der atlantischen Küste auf 105, die völlig regenlosen auf 30, die unveränderlichen auf 120, und die trockene Jahreszeit auf 110 Tage an.

nieurzeltes zu bilden, waren andere bemüht, sich selbst aus dünnen Stämmen Rancho's zu bauen, und deren schräges, bis zum Ende reichendes Dach mit breiten Palmenblättern zu überlegen. Dabei wurde nicht verabsäumt, dürres Holz aufzulesen und Feuer zu machen, und in weniger als Einer Stunde prasselte es im improvisirten Kochheerd so lustig, und heimelte Einem unter der grünen Blätterdachung in frischgewechselter, trockener Kleidung so wohlig an, daß für einen Augenblick wohl ein Zweifel aufsteigen mochte, ob man denn wahrhaftig in der wilden Naturverworrenheit des Urwaldes, auf hartem Erdenlager, weit weg von jeglicher Cultur und Civilisation hause? — Und es mag wohl den besten Beweis für die Milde und Lieblichkeit des hiesigen Klima's abgeben, wenn, trotz einer so andauernden Feuchtigkeit der Atmosphäre und des Bodens, eine leichte Blätterdachung uns Wanderern hinreichenden Schutz für eine gehäbige, frostfreie Nachtruhe gewährte.

Montag 25. Juli, 6 Uhr früh 68° F. An vielen Punkten, wo noch kurz auf der Hinreise die Matschete sich im kühnen Schwung einen Durchweg haute, war jetzt das Unterholz schon wieder in wilder Ueppigkeit aufgeschossen, und wir hatten vielfach Mühe, die Spuren unserer Passage auf dem erst jüngst verlassenen Waldboden wieder zu erkennen. Des Vor- und Nachmittags regnete es wiederholt mehrere Stunden. Gegen Abend brach unter fürchterlichem Leuchten und Donnergekrache ein gewaltiges Gewitter los, und der Blitz fuhr kaum 1000′ von unserem Nachtlager mit schauerlichem Getöse in einen Baum. Die Nacht war sternenhell. Thermometer Abends 7 Uhr 75° Fahrenheit.

Dienstag 26. Juli. Eine seltsame Erscheinung war die Schlaflosigkeit, von der sich alle Mitglieder der Expedition während der verflossenen Nacht befallen fühlten. Trotz der schlafnährenden Mühen des Tages vermochten diesmal auch die Pionen nicht eines kräftigenden Schlummers zu genießen, und verplauderten den größten Theil der nächtlichen Ruhezeit. Die Kranken fühlten sich auf-

geregter, leidender, und in jedem von uns schien ein eigenthümlicher, geheimnißvoller Einfluß thätig gewesen zu sein.

Die Mehrheit wußte sich über diese unfreiwillige Nachtwache entweder gar keine Rechenschaft zu geben, oder schrieb dieselbe bald einem allzureichen Kaffeegenusse, bald dem frevelhaften Beginnen eines übermüthigen Kobolds zu. Einem ernsteren Nachdenken konnte indeß nicht lange verborgen bleiben, daß bei dieser seltsamen Erscheinung allerdings ein unsichtbarer Geist, aber ein weit gewaltigerer, als die beschränkte Phantasie der abergläubischen Bergbewohner sich ihn vorstellte; ein Geist, der sogar den aufgeklärtesten und vorurtheilsfreiesten Männern unserer Zeit viele schlaflose Nächte verursachte, wirksam gewesen sein dürfte, — die Elektricität!

Während des Vormittages hatten wir mehrere Bäche von 1 bis 2 Fuß Tiefe zu durchwaten. In der Nähe eines solchen Baches wollte einer unserer Begleiter menschliche Fußtritte bemerkt haben, die, nach der Frische der Spuren zu urtheilen, sich erst ganz kurz dem Boden eingeprägt haben mußten. Es erweckte diese Mittheilung in uns die Vermuthung, daß man vielleicht Leute mit Lebensmitteln uns nachgesendet, und diese uns während einer nächtlichen Rast im Waldesdickicht unbemerkt passirt haben dürften. Um 11 Uhr erreichten wir die Ufer des Redencion, und der Leser kann sich wohl leicht die Verwunderung und Neugierde der daselbst zurückgebliebenen Arbeiter-Cuadrilla denken, als diese uns in langsamem Nachzüglerschritt, einer nach dem andern, erschöpft und verstimmt über den riesigen Cedernstamm, welcher in horizontaler Lage die Brücke über den Redencion bildete, nach den Rancho's am linken Ufer wanken sahen. Da war des Fragens und Erzählens kein Ende, und mancher klatschsüchtige Peone vergaß sogar im Drange der Mittheilung sich seiner schweren Bürde zu entledigen, und schwatzte, unfühlend den Druck einer gewichtigen Rückenlast, stehend, mit schwankenden Knieen, die wichtigsten Ereignisse heraus.

Wir fanden am Redencion Briefe und Journale, die uns der

Baron, nebst einigen Leckerbissen, durch einen Boten nachgesandt hatte. Ein Abonnent der „Weserzeitung," hatte Herr v. Bülow uns die Aufmerksamkeit erwiesen, einen eben erhaltenen Pack dieser Zeitung beizuschließen. Die Briefe an uns führten die, jetzt wie Spott klingende Adresse: „in, oder auf dem Wege nach Limon!"

So wünschenswerth es im Ganzen erschien, durch den, bei den Arbeitern am Redencion vorgefundenen Proviant unsern völlig erschöpften Vorrath an Lebensmitteln zu completiren und zu vermehren, — denn wir litten seit zwei Tagen bereits Mangel an Schiffszwieback und Zucker, und konnten uns nur von bitterem Kaffee und Bohnen nähren, — so erwies sich doch die plötzliche Begegnung eines reichgefüllten Kochtopfes für manche Glieder der Expedition höchst nachtheilig. Gesunde und Fieberschwache vergaßen die doppelte Pflicht der Diät, nach so zahlreichen Tagen wenig gestillten Hungers, und da sich zufällig auch einige Flaschen inländischen Branntweins (Aguardiente) vorfanden, so wurde nicht nur dem Kochtopf, sondern auch der Flasche in ungebührlicher Weise zugesprochen. Die natürliche Folge davon war, daß bereits Abends ein ziemlich allgemeiner K . . . . jammer herrschte, und die Krankenliste wieder neuerdings an Aspiranten zugenommen hatte. Wir ließen es weder an Zugpflaster, noch an Purganzen fehlen, um die Leidenden für den nächsten Morgen wieder reisefertig zu machen, und die spekulativen Erben des Rettlinger'schen Pillen-Geheimnisses müßten wahrlich ein wohliges Gefallen empfunden haben, hätten sie die kostbaren Massen ihrer monopolisirten Heilkügelchen zu sehen vermocht, welche diesen Abend an den Ufern des Redencion von reuigen Diätsündern mit feierlich-saurer Miene verschluckt wurden.

Mittwoch 27. Juli, 6 Uhr früh 68° F. Als wir diesen Morgen vom Redencion abzogen, hatte sich unsere Karavane um jene 12 Arbeiter vermehrt, die, wie wohl noch erinnerlich, bei unserer Hinreise am Redencion zurückgeblieben waren. Wir zählten jetzt wieder 34 Wanderer, und darunter neun Kranke. Schon um 11

Uhr zwangen uns heftige Regengüsse, wieder Quartier zu machen. Diese ewige Regendurchnässung im Schweißzustande, die zu erwähnen wir fast schon ebenso müde werden, wie der Leser, davon erzählen zu hören, traf uns bei den dermaligen Gesundheits-Verhältnissen der Expedition doppelt schwer. Kranke wie Gesunde mußten aus Mangel an trockener Wäsche in ihrer regenfeuchten Kleidung auf sumpfiger Erde die Nacht zubringen, und waren in ihrer Hoffnung bereits so tief gesunken, daß sie es schon als ein Glück ersehnten, unter nicht noch fürchterlicheren Wetter-Auspicien zu erwachen. — — Dennoch konnten wir nicht, und mit uns kein gebildeter Leser, die brutalen Fluchausbrüche billigen, welche gerade der verständigere Theil der Expedition ausspestete, so oft in der Ferne ein drohender Donner grollte, oder der Himmel seine Schleußen zu öffnen begann. Unläugbar war unsere Lage durch fortwährende Regenströme zuweilen eine höchst peinliche und verzweiflungsvolle, — aber sie wurde um keinen Deut besser durch diese Wuthäußerungen roher Gemüther. Gerade, als ob die Bewohner von Cartago oder San José während der nassen Jahreszeit jeden Nachmittag in einen Zorn gegen die Elemente ausbrechen wollten, weil es dann die meisten Tage zu einer bestimmten Stunde in Strömen zu gießen beginnt. Niemand empfindet gewiß schmerzlicher als der Europäer den Mangel heiterer Abende, wenn er dieses Land zufällig während der Regenzeit betritt. Es ist ein großer Zauber, der dem Tage fehlt, von dem der Reisende, wie vom Spargel, nur den obersten Theil genießen kann. Strahlt aber am Morgen wieder die Sonne heiter und warm, dann vergißt der Naturfreund, der nur im Augenblick lebt und fühlt, die Unbill des vergangenen Abends, und er meint, daß der Genuß eines einzigen solchen Wonnemorgens wohl vieler düsterer Abendstunden werth sei. — —

Donnerstag 28. Juli, früh 6 Uhr 65° F. Unterwegs begegneten wir heute einigen Boten mit Briefen und einem Kist-

chen mit Zwieback, gedörrtem Obst und Wein, welche uns nachgeschickt worden waren. Die Nachrichten, die wir damit erhielten, bestätigten nur unsere Vermuthung, daß man uns, in Folge des langen Zeitraumes, der schon seit unserer Abreise verstrichen war, längst in Limon wähnte. — Solche Voraussetzung konnte nur beitragen, jetzt die Enttäuschungen bei den Erwartenden um so schmerzlicher zu machen! — Gegen 2 Uhr trafen wir in dem Rancho mala legna (schlechtes Holz) ein, fanden aber seltsamerweise, diesmal seinem Namen zum Trotz, ziemlich gutes und hinreichendes Holz. Im Zustande der Kranken war eine wesentliche Besserung eingetreten. Wir zählten dermalen nur mehr 4 Peonen, welche noch unfähig waren, Proviant und ihre eigenen Siebensachen selbst zu tragen; auch in dem Leiden des Ingenieurs war keine Verschlimmerung bemerkbar, vielmehr schien sich das Uebel in dem Maaße zu heben, als wir uns dem behaglichen Leben der zweiten Hauptstadt der Republik näherten.

Nur der Virginier, der sich bis jetzt, trotz mehrfacher Entbehrung fortwährend ziemlich wohl befunden hatte, klagte heute mit Einemmal über Fieber und Kopfweh. Derselbe wußte sich während 20 Reisetagen durch eine tüchtige Portion Cognac in beständiger Nervenaufregung zu erhalten; jetzt aber, wo dieses Reizmittel allmählig seine Dienste versagte, trat um so mehr Erschlaffung und Unthätigkeit ein. Franzbranntewein, Kaffee, Thee sind vortreffliche Stärkemittel auf beschwerlichen Reisen, wenn man dieselben mit kluger Mäßigung gebraucht, sie verlieren hingegen jeden wohlthätigen Einfluß, wo dieselben in allzu großen Quantitäten und in langer Fortsetzung genossen werden. So hatte uns seither der Genuß heißen, starken Kaffee's vortreffliche Dienste der Erwärmung und behaglichen Aufregung geleistet, heute jedoch, am 20. Reisetage, fühlten wir dessen stimulirende Wirkung, in Folge zu langen fortgesetzten Gebrauches, bereits bedeutend schwächer werden. Im Ganzen mochten wir indeß mit unserem Befinden während dieser

anstrengenden Urwaldreise wohl zufrieden sein; waren wir doch einer der Wenigen, dem in stiller Ergebenheit seinen Weg gehend, mit Ausnahme einer Verwundung der Hand durch einen giftigen Dorn, nicht das geringste physische Leiden zustieß. Die Arbeiter schrieben diesen, bei der Ungewohnheit der rauhen Reise- und Lebensweise so auffallenden Umstand unserer „doktorlichen" Eigenschaft zu, und glaubten „der Geist der Medizin" habe doch sicherlich etwas vor andern Menschenkindern voraus. Die wahre Ursache aber bestand in der großen Mäßigkeit, mit der wir lebten, in dem Schutze, den uns ein vollständiger Kautschuckanzug gewährte, und in dem sorgsamen Wechsel der naßen Kleider so oft wir in ein Standquartier kamen.

Unterwegs trafen wir einige Boten, welche uns Briefe und ein Kistchen mit Weinvorrath brachten. Wie rasch die Eingeborenen reisen, wenn sie ihrem eigenen Willen überlassen bleiben, mag man daraus ersehen, daß die unterwegs begegneten Boten bereits vor 10 Tagen von Angostura abgegangen waren; eine Strecke, die, obschon immerfort im Urwald und über schroffe Felshänge führend, dennoch in 2—3 Tagen leicht zurückgelegt werden kann!!

Freitag 29. Juli früh 6 Uhr Thermometer 65° F. Der Regen dauerte die ganze Nacht fort, und erst gegen 7 Uhr Morgens, als wir von unserer feuchten Nachtruhe aufbrachen, fing das Wetter an heiterer zu werden. Unser Zug, wie er sich jetzt nach seinem Ausgangspunkte zurückbewegte, gewährte einen gar unheimlichen Anblick. Voraus gingen einige 20 Lastträger, denen die Sehnsucht nach Hause selbst den schweren Urwaldschritt beflügelte; dann folgten der marode Ingenieur und seine übrige Begleitung, und endlich wankten in feierlich-langsamem Gang, von ein Paar Mandadoren excortirt, 4—5 Kranke, ohne Gepäck, den Kopf verbunden, in weißen, von der Arbeit unbeschmutzten Kleidern, einher, nicht unähnlich jenen Unglücklichen, die zum Richtplatz geführt werden. — Gegen Mittag erhielt der Zug ein noch tragischeres An-

sehen. Ein Indianer, von der am Redencion zurückgebliebenen Arbeiter-Cuadrilla, den wir bei unserer Rückkehr schon im fiebernden Zustande trafen, hatte unter dem Einfluß der Volksmeinung: der Kranke müsse verhungern, wenn er nicht täglich drei Mal esse, unserer wiederholten Warnung zum Trotze, nebst der gereichten Arzenei zugleich eine Anzahl der unverdaulichsten Dinge, wie zähes, schimmliges Salzfleisch, halbgekochte Bohnen und harten Maiszwieback zu sich genommen, und erlitt dadurch eine derartige Verschlimmerung in seinem Zustande, daß derselbe, völlig marschunfähig, von einem Arbeiter auf dem Rücken weiter über die Berge getragen werden mußte. Dieser Vorfall hinderte neuerdings so wesentlich unser Fortschreiten, daß es fast schon das Ansehen gewann, als müßten wir eine Nacht mehr auf feuchtem Urwaldlager zubringen, und konnten erst am nächsten Morgen die Holzbaute am Pacuar erreichen. Indeß schien es eine harte Ungerechtigkeit, daß die ganze Expedition die tolle Gefräßigkeit eines Einzelnen durch eine neue Verzögerung büßen sollte, und es wurde daher beschlossen, den kranken Indianer unter der Obhut von 3 vertrauenswürdigen Peonen, und versehen mit den für den Moment nöthigsten Medicamenten zurückzulassen, und die Reise unverzögert weiter fortzusetzen. —

Den ganzen Tag war der Wald finster, und ein düsteres Gewölk, das sich mit jedem Augenblicke zu entladen schien, hing fortwährend drohend über unsern Häuptern. Die Arbeiter, stundenlang in der beständigen Sorge, nochmals naß zu werden, ehe sie die schützende Dachung am Pacuar erreichen konnten, verdoppelten daher ihre Schritte, und einer der Peonen schrie sogar einmal in seiner abergläubischen Befangenheit ganz ärgerlich einem lustig vor sich hintrallernden Genossen zu: „Singe nicht, du Toller, sonst regnet es, du verschreist das Wetter!“ Indeß regnete es nicht, und wir gelangten noch trocken gegen 3 Uhr des Nachmittags (Thermometer 75° F.) in die Waldbaute am Pacuar. Der Gesundheitszustand der Expedition hatte sich in dem Maaße, als wir

uns den Spuren der Civilisation näherten, merklich gebessert; der Ingenieur machte sogar, wir wissen nicht, ob im Ernste oder blos um sein Pflichtgefühl noch mehr zu beschwichtigen, fortwährend Pläne, vom Pacuar aus, in einer mehr südlichen Richtung, wiederholt vorwärts zu bringen, und gegen Abend kam sogar der gefährlichste Patient, der braune Indianer, daher gewankt, der es doch für gerathener zu halten schien, seine Kräfte nicht ganz durch Todesangst erlahmen zu lassen, und unser trockenes Lager zu theilen, anstatt die Nacht im Urwalde auf feuchter Erde zu verjammern. Abends 7 Uhr Thermometer 73° F.

Samstag 30. Juli, früh 6 Uhr. Thermometer 66° F. Noch lag Ein Reisetag vor uns. Zwar ging er über einen minder beschwerlichen Pfad, als während der vorhergegangenen Wanderungen, aber eine 3½ Leguas weite Strecke durch den Urwald bleibt nach 21 harten Reisetagen immerhin eine beschwerliche Aufgabe. Der größere Theil der Arbeiter wurde beordert, am Pacuar seine weitere Bestimmung abzuwarten, indeß sich die Reconvalescenten jener kleinern Abtheilung anschlossen, die jetzt nach dem Ausgangspunkt der Expedition, nach Angostura, sich aufmachte.

Wir hatten ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt, und waren am sogenannten Rancho Bonillo angelangt, als den Ingenieur und den Virginier plötzlich eine solche Erschöpfung befiel, daß eine Fortsetzung der Reise für dieselben unmöglich wurde. Wir schlugen nun unsern invaliden Gefährten vor, in dieser ziemlich guten Waldbaute zu übernachten, und boten uns an, den Weg nach Angostura allein fortzusetzen, um die Herbeischaffung von Maulthieren zur Weiterbeförderung der Marschunfähigen am nächsten Morgen zu veranlassen.

Als wir jetzt, ohne den lärmenden Troß von Lastträgern, durch den Urwald wanderten, kam uns dieser noch herrlicher, noch genußeinladender vor, und statt unsere Schritte nach dem ersten Ansiedelungspunkte zu beschleunigen, hielten wir vielmehr oftmals

inne, in unserem Bestaunen der erhebenden Naturpracht nicht mehr gestört oder belächelt durch eine unfühlende Begleitung. Gar viel Schönes und Liebliches erschloß sich uns jetzt in dieser nachtenden Urwaldstille, was beim Hingang unter dem Einflusse eines störenden Menschengetriebes unserer Wahrnehmung verloren ging, und Aug und Ohr waren unaufhörlich beschäftigt mit dem Genusse eines reizenden Naturdaseins. Thierstimmen namentlich ließen sich in dieser vollendeten Ruhe in der wunderlichsten Mannigfaltigkeit vernehmen. Bald war es der Sapilotillo der im Gebüsch, wie ein schlechtgeschmierter Schiebkarren, beim Fortbewegen knarrte, bald das Holzklopfen des Carpintero, bald das metallische Gehämmer des Errero, das an unser Ohr drang. — Zuweilen hörte man auch einen langen, einsamen Ton, wie einen tiefen Seufzer, und dazwischen klang es wieder so eigenthümlich bizarr, daß man diese Stimmübung munterer Waldbewohner ebenso gut bald mit dem Aufziehen einer großen Uhr, bald mit der Entkorkung einer festverstopften Flasche verwechseln mochte. Diese Thierstimmen klangen bereits wunderbar genug, und es bedurfte wahrlich nicht erst der seltsamen Formen schlanker Palmen, riesiger Cedern und wunderlicher Cauhiniens, der kolossalen Blätter der Oja de Patta *) und anderer fremdartiger Tropengebilde, um die Phantasie des denkenden Wanderers in eine Zauberwelt zu tragen. — —

Gegen 4 Uhr Nachmittags traten wir in das Directionshaus in Angostura. Wir hatten gerade 3 Wochen nöthig gehabt, um die Reise von Angostura nach dem Chirripo (10 Leguas) und zurück, zu vollenden. Es war ein fatales Wiedersehen, denn sowohl wir selbst, wie die uns Empfangenden, hätten uns viel lieber in weiter Ferne, in Limon, gewünscht. Als wir jetzt, zum Zeugniß der er-

*) Wir sahen von diesem nützlichen und schönen Strauch der zur grünen Ueberdachung der Wald-Ranchos fast das meiste und beste Material liefert, einzelne Blätter, die fast 1/4 Pfund an Gewicht hatten.

littenen Strapazen, wie früher beim Auszug, unser Körpergewicht wieder auf die eiserne Wagschale legten, hatten wir während dieser 22tägigen Urwaldreise nahe an 7 Pfund verloren. —

Der so unerwartet ungünstige Ausgang einer Reise, welche durch die Länge ihrer Dauer bereits so viele Hoffnung auf ein günstiges Resultat anregte, brachte bei allen Betheiligten eine gleich unbehagliche Stimmung der Enttäuschung hervor. Ja, man ging in seiner Bestürzung so weit, nicht nur diese einzelne Expedition durch das unglückliche Zusammentreffen ungünstiger Zufälle als mißglückt, sondern den ganzen Wegbau nach der Ostküste für unmöglich und unausführbar zu betrachten. Und dieser Umstand, der unter vielen Bewohnern Cartago's und San José's ein lautes, gläubiges Echo fand, ist es, der uns veranlaßt, hier zum Schluß noch einige Bemerkungen über den Weg nach dem atlantischen Ocean und die wichtigsten Bedingungen für dessen rasche Ausführung beizufügen.

Vor Allem müssen wir vorausschicken, wie es durch mehrfache Untersuchungen über jeden Zweifel erhaben ist, daß die Terrain-Verhältnisse zwischen Cartago und dem Hafen von Limon nicht an allen Punkten unüberwindbar, oder große, nur mit unrentabelm Kostenaufwande zu beseitigende Hindernisse darbieten. Die Hauptschwierigkeit besteht in einem Uebergang über die hohen Gebirgszüge zwischen den Flüssen Redencion und Chirripo! Und diese ist ziemlich gehoben durch die im Laufe unserer Expedition erlangte Ueberzeugung, daß sich in mehr südlicher Richtung weit geringere Natur-Hindernisse ergeben. Es ist sogar die Gewißheit vorhanden, daß bereits bis zur Küste mehrere Indianer-Pfade bestehen, die nur in Folge der menschenscheuen Bewohner dieser noch völlig unwirthbaren Gegenden dem Bergvölkchen Costa Rica's unbekannt, oder wenigstens verschlossen geblieben. Auch begegneten wir auf dem von uns betretenen, frischdurchhauenen Urwaldpfade häufigen Spuren eines früher bestandenen Weges, dessen Bau in eine Zeit zu-

rückdatirt, wo über Costa Rica noch der kastilianische Königsscepter herrschte. Andererseits hat Don Franzisco Guttieraz, ein unternehmender Patriot, von Cartago bereits vor 4 Jahren auf seine eigene Faust einen Pfad von Angostura nach den Ufern des Chirripó und von da nach dem Indianerdorf Viseita eröffnen lassen, welcher von 9 Arbeitern und deren scharfgeschliffenen Matscheta's bis zum Chirripó in 12 Tagen und von da nach Viseita in 5 Tagen, also zusammen in 17 Tagen vollendet wurde, und in seiner ganzen Herstellung zum Bereisen mit Maulthieren, ungefähr 4000 Dollars Kostenaufwand verursacht haben soll.

Um jedoch jene schönen Versuche bürgerlicher Betriebsamkeit, die sogar nicht scheuen durch rauhes Urwalddickicht hindurch mit den Bewohnern jenseitiger Thäler Handel und Verkehr anzuknüpfen, zu einer großartigen Verbindung zweier Oceane und zweier Welttheile auszudehnen, bedarf es natürlich großartigerer Arbeiten und gewaltigerer Mittel, als die bescheidene Börse eines bescheidenen Privatmanns. Die Wegbaukosten, vom Ingenieur Kurze auf die unbegreiflichste und unverantwortlichste Weise nur auf 30,000 Dollars angeschlagen, würden sich zur Herstellung einer fahrbaren Straße von Cartago nach Limon mindestens auf 300,000 Dollars belaufen. Die Eingänge an Zölle für exportirte und importirte Waaren werden sich jedoch bald, wie wir bereits in einem frühern Kapitel ausführlicher erörterten, zu einer so bedeutenden Summe steigern, daß dieser Straßenbau zwischen 40—50,000 Dollars jährlich eintragen würde.

Es müßte ferner Sorge getragen werden, einige tüchtige Ingenieure und 3—400 europäische Arbeiter für den Straßenbau zu gewinnen, welcher von beiden entgegengesetzten Seiten zugleich begonnen werden müßte. Diese Arbeiter würden nicht nur den Bau wesentlich beschleunigen, sondern, einmal mit den Vorzügen des Landes und seinen klimatischen Verschiedenheiten vertraut zugleich die ersten Ansiedler bilden und die Lichtung der Wälder zu beiden

Seiten der neueröffneten Straße zum großen Vortheil für spätere Einwanderer in einer großartigeren Ausdehnung veranlassen.

Ueber die Vortheile und die Nothwendigkeit dieses Straßenbaues können wohl nur mehr ganz beschränkte oder engherzige Naturen einen Zweifel hegen. Kultur, Handel und Industrie, alle ringen nach neuen Verkehrswegen, nach neuen Quellen für ihre Thätigkeit. Und wahrlich; nicht besser läßt sich die Wichtigkeit dieser öffentlichen Baute schildern, als in der Wiederholung jenes vortrefflichen Wortes, das Michel Chevalier vom Isthmus von Panama gebrauchte: „Une zone de vingt lieus de large sans chemin opposé à l'avancement de l'esprit comme aux innovations materielles, est une barrière plus insurmontable, que l'inflexible volonté du Tyran le plus habile et le mieux servi."

Gleichwohl wollen manche Eingeborne behaupten, daß nicht blos beschränkte oder engherzige Naturen die Vortheile und die Wichtigkeit dieses Straßenbaues in Frage stellen, sondern daß sogar angesehene Männer des Staates, Mitglieder der Regierung in dessen Ausführung Gefahr für die Ruhe und die Existenz der kleinen Berg-Republik zu erkennen glauben. Man meint befürchten zu müssen, daß mit der Lichtung der Urwälder der Küste nicht nur ein schönes Naturleben, sondern auch die kräftigste Schutzmacht fällt, und der Reichthum und die Fruchtbarkeit der enthüllten Natur Bruder Jonathan bald verleiten würden, lüsterne Blicke nach diesem prächtigen Smaragd zu werfen. Das Gelüste, aber so meint man weiter, steigert sich leicht zur unbezwingbaren Sehnsucht, namentlich wenn es ein wohlgeschulter Riese mit einem einfaltsvollen Kinde der Natur zu thun hat.

Diese Befürchtungen scheinen indeß gegenwärtig noch allen Grundes zu entbehren, und wären sie auch gerechtfertigt, so sollte dieß dieselben zaghaften Gemüther nur um so mehr zur Ausführung eines Unternehmens anspornen, dessen Vollendung die Beziehungen der kleinen Republik zu andern Nationen vermehren, die

Aufmerksamkeit ganzer Welttheile auf sie lenken, und mit dem materiellen Interesse auch den loyalen Antheil fremder Völker an ihrem Schicksale verkräftigen würde. Mit der Eröffnung dieser Heerstraße, deren Ausgangspunkt zwei Weltmeere bilden, würde sich allmählich die Riesenwoge europäischer Auswanderung nach der Ostküste Central-Amerikas wälzen, fremdländischer Fleiß und Intelligenz würden sich segenvoll mit dem Bodenreichthum Costa Rica's paaren, die Civilisation würde bis tief in die Nacht der Urwälder dringen, und selbst den in thierische Apathie versunkenen wilden Indianerstämmen ein menschenfreundliches Wach auf! zu rufen; und nicht mehr das kindische Nationalgefühl eines kleinen, ohnmächtigen Bergvölkchens, sondern das Universal-Interesse gewaltiger Nationen würde sorgsam klug über den gesicherten Fortbestand der kosmopolitischen Republik von Costa Rica wachen!

C. S.

XXVII.

Reise von San José nach dem stillen Weltmeer. Alajuela. La Garita. Der Rio Grande. Der Aguacate. Der Vulkan von Herradura. San Matteo. Esparza. Der erste Anblick des stillen Oceans. Punta Arenas und die Umgebungen. Der Golf von Nicoya.

Am 26. Juni verließ ich San José in Begleitung des englischen Vicekonsuls Mr. Schedel, der einen Ausflug nach Tarcoles am stillen Ocean beabsichtigte, und eines jungen deutschen Kaufmanns, Herrn Nanne aus Hamburg, welchen Handelsgeschäfte nach Punta Arenas führten. Es hatte die Nacht zuvor stark geregnet. Der Morgen aber war sonnenduftig, die Büsche glänzten lustig grün, und der Himmelsdom zeigte jenes klare, tiefe Blau, welches unter den Tropen jeder Regennacht regelmäßig folgt, und bekanntlich der Zone zwischen den Wendekreisen bei einer überaus durchsichtigen Atmosphäre eigen ist. — Nur leichte Cirruswölkchen schwebten über dem Gipfel des herrlichen Vulkans von Cartago, und ein linder Nordost trieb sie von Irazú über den langgestreckten Waldkegel des Barba hin, wo sie hängen blieben und gegen Mittag zum drohenden Gewitter sich gestalteten.

Wir durchritten das Plateau von San José in seiner größten Längenausdehnung. Zu beiden Seiten der Straße nach Alajuela zogen sich Hacienda's mit weißen Häuschen und glänzend grünen Kaffeebäumen, Pisangpflanzungen, Maisfelder und umzäunte Wiesen hin. Nur am Rande der kleinen Flüsse, welche im muntern

Laufe, je nach den Jahreszeiten, wildbrausend oder sanft murmelnd durch das Längenthal fließen, sind diese Hacienda's durch Buschwald unterbrochen. Ein liebliches Wäldchen dieser Art bedeckt eine kleine Stunde von San José die Ufer des Rio Virillo, und bildet einen der reizendsten, natürlichen Spaziergänge ohne Beigabe der Kunst. Am Rande der Landstraße bilden mexicanische Pappeln mit dreieckigem Cactus, Kokotenbäume, Agaven, Anonen, Lonicera und verschiedenerlei Fruchtbäume die lebendigen Zäune, und strotzen in diesem Monat von frischem Leben. Diese Pappel, die nicht, wie die italienische schlanke, Riesensäulen bildet, sondern von bescheidener Höhe bleibt, ist einer der wenigen Bäume des Landes, welcher dem Blattfall des Nordens unterworfen, und ihr freundliches Laub gewöhnlich gegen Ende November verliert. Man erkennt daran den Fremdling, der hier nicht ursprünglich zu Hause, sondern von einer kühlern Region nach dem Aequator versetzt worden ist. Er wurzelt hier fast auf jedem Boden, treibt schnell seine grünen Zweige, und ist die bequemste Heckenpflanze, gedeiht aber in höheren Regionen besser als in der Tiefe. Dieser fremde Pflanzengast, den erst die Regentage vom Mai wieder mit frischem Laube schmücken, contrastirt mit seinen schlanken, langstieligen, leichtbeweglichen Blättern gegen die altgrünen, starren und steifen Pflanzenformen der Tropen, des Cactus und der Agave, seiner Nachbarn, welche nie in ihrer Farbe wechseln, und mit ihren feinspitzigen Stacheln, die schon zur Zeit des Montezuma den Eingebornen als Stecknadeln dienten, selbst den Vögeln zuwider sind, die sich nur ungern darauf niederlassen.

Gegen 1 Uhr waren alle Gipfel der Volcanos von Irazú bis zum Votos mit dräuenden Gewitterwolken umhüllt. Wir spornten unsere Maulthiere, um Alajuela noch vor dem Regen zu erreichen. Aber der Nordost war flinker, und breitete den finstern Himmelsmantel bis nach dem waldigen Berg Aguacate aus. Blitze zuckten, Donner krachten, und wir wären ohne unsere soli-

den Kautschuckmäntel bis auf die Haut durchnäßt worden. So kamen wir nur mit einer oberflächlichen Befeuchtung davon, wurden aber doch für die Saumseligkeit, die wir des Postabgangs wegen von San José gezeigt, empfindlich genug gestraft. Die Fahrstraße von San José nach Alajuela ist ziemlich gut, wenn die Sonne nur einige Stunden Zeit hat, den Boden zu trocknen; bei jedem einfallenden Regen aber wird dessen lehmige Oberfläche so glatt, daß alte und unsicher gehende Maulthiere mit Bein- und die Reiter mit Halsbruch bedroht sind. Man muß dann im Regen nur Schritt für Schritt reiten.

Von Alajuela ist fast nichts Bemerkenswerthes zu sagen, als daß es die eigentliche Residenz des ältesten deutschen Ansiedlers in Costa Rica, Herrn Johann Barth, des Münzdirectors, ist. Derselbe bewohnt nur von Amtswegen die Hauptstadt, und reitet jeden freien Tag nach Alajuela, wo er Haus, Hof, Gütchen, Frau und ein halb Dutzend Kinderchen hat. Dieser würdige Landsmann nahm uns sehr gastfreundlich auf, und wir schliefen hier zum Abschied für ziemlich lange Zeit auf guten Matratzen in eisernen Bettstellen. Der Abend wurde mit Gesprächen über Costa Rica's Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugebracht. Herr Barth ist ein praktischer und wohlerfahrener Mann, nicht nur mit ganz gesundem Menschenverstand, sondern auch mit der beneidenswerthen Gabe, Pesos zu machen, gesegnet. Er kam als armer Bergmann in's Land, und hat jetzt einträgliche Kaffeeplantagen und Portreros mit schmuckem Hornvieh. Er hat die Cultur des Landes noch im Keime gesehen, freut sich jetzt der schönen Blüthe, und hofft mit dem Beistand einiger hunderttausend kräftiger deutscher Ansiedlerhände auch die schönern Früchte noch zu erleben.

Mit Anbruch des Tages standen unsere Mulas gesattelt. Ich benutzte die erste Frühhelle, um das Städtchen zu durchstreichen. Alajuela hat etwa 2500 Einwohner, und ist der Hauptort eines eigenen Departements. Straßen und Bauart der Häuser sind ganz

so, wie in Heredia, mit dem es auch einen großen, viereckigen, unkrautwuchernden Platz und eine Kirche mit Thürmen gemein hat. Die Umgebungen sind ebenso fruchtbar, und die Manzane ziemlich guten Maisbodens bis zur Entfernung eines halben Stündchens vom Städtchen wird mit 30 bis 40 Pesos bezahlt.

Auf halbem Wege von Alajuela nach la Garita nimmt der Boden sichtbar an Ertragsfähigkeit ab. Mais und Bohnen werden nur noch stellenweise gebaut, und das meiste Land ist dem weidenden Vieh überlassen. Hier bietet sich dem Geologen reicher Stoff zur Beobachtung dar. Plutonische Durchbrüche von späterem Datum als die Erhebung der großen Cordillerakette haben einzelne Hügel mit vorherrschend pyronomischen Gesteinarten aufgethürmt. Gegen Mittag erreichten wir das Zollhaus am Rio grande. Eine kurze Strecke zuvor hörten wir diesen Fluß in der Tiefe brausen, und Herr Nanne machte mich auf einen Fernblick nach der Schlucht des Rio aufmerksam, wo man am südöstlichen äußersten Horizont bereits die blaue Fläche des stillen Oceans durch eine schmale Felslücke erblickt. Das Zollhaus (la Garita) hat den günstigsten Standpunkt, den ich je zu solchem Zwecke gesehen. Vom hohen Ufer aus beherrscht das Auge die Schlucht und die Abhänge des gegenüber sich erhebenden Berges Aguacate. Steile Porphirklippen fallen vom rechten Ufer beinahe senkrecht in das Flußbett. Schmuggler können von keiner Seite die Schlucht umgehen, oder den Fluß durchwaten, und keine Contrebande ist hier ohne das Einverständniß der Zollwächter möglich.

Während die Zollbeamten ein mageres Mittagsessen für uns bereiteten, und mein junger Landsmann aus Hamburg sich in der bunten Hängematte wiegte, machte ich mit meinem Hammer einen Ausflug nach dem Flusse. Das Gestein des mächtigen Felsens, dessen Spalte hier der Fluß bis zu einer bedeutenden Tiefe ausgewaschen, ist ein dunkelgrauer Porphyr. Die Rollsteine im Rio Grande bestehen fast sämmtlich aus vulkanischen Felsarten, unter-

mischt mit wenigen Kalksteinen, aber ohne eine Spur von Quarz, der erst auf der Westseite des Aguacate vorkommt. Unter den Pflanzen und Insekten sammelte ich manche Arten, welche den Umgebungen von San José fehlen. Die Cultnr des Hochthales hat hier ihre äußerste Grenze erreicht. Die Fahrstraße steigt jenseits des Rio grande gleich ziemlich steil empor. Man reitet öfters durch Gehölze und kommt wieder an baumlose Stellen, wo man das ausgedehnte Plateau in seiner ganzen Länge übersieht, mit all den schönen Bergen, die es umgeben. Am äußersten östlichen Hintergrund trat die mächtige Kegelgestalt des Vulkans von Turrialba links vom Irazú hervor.

Zwei Leguas (6 engl. Meilen) westlich von La Garita liegt das Dörfchen Atenas ziemlich hübsch von Wiesen und Maisfeldern umgeben. Zuckerrohr und Pisangs gedeihen noch sehr gut, und in der Nähe sahen wir ein wunderschönes Orangenwäldchen, dessen sehr hohe Bäume mit Früchten ganz überdeckt waren. Die Wiesen sind weniger schön und frisch, als in dem nördlich von Atenas gelegenen Ort San Ramon. Man bezahlt hier die Manzane Boden mit 30 Pesos. Wir ritten ohne Aufenthalt ungeachtet der drückenden Mittagshitze weiter, da wir vor dem Anfang des Gewitters die Paßhöhe des Aguacate zu überschreiten wünschten. Eine halbe Stunde oberhalb Atenas führt ein Seitenweg durch den Wald, den wir einschlugen, da der Hauptweg noch schlechter und durch die Karrenräder verdorben war. Gegen 3 Uhr hatten wir die äußerste Paßhöhe des Gebirges erreicht. Der Wald war links vom Wege gelichtet, und wir genossen einen herrlichen Fernblick nach dem stillen Ocean. Jenseits der grünen Waldterrassen des Aguacate und der Thalschluchten der Flüsse Turrubres, Jesus Maria und Barranca lag duftig blau der schöne Golf von Nicoya ausgebreitet. Zur linken im Südwesten erhob sich der Doppelkegel des Vulkans von Herradura, der in seiner Form viele Aehnlichkeit mit dem Vesuv und der Somma hat, aber bis an den

Rand seines Gipfelkraters mit dichtem Walde bedeckt ist. Man soll zuweilen eine dünne Rauchsäule über seinem Gipfel sehen und ein heftiger Donner läßt sich in bestimmten Perioden aus seinem Krater hören. Es ist eine um so merkwürdigere Erscheinung als diese regelmäßigen Detonationen niemals von Steinauswürfen oder größeren Eruptionen begleitet sind. Oft macht der alte Feuerberg Pausen von mehreren Monaten. Dann fängt er wieder an so laut zu brüllen, daß man ihn sehr deutlich in San Mateo hört, obwohl die Entfernung in gerader Linie mindestens 6 Leguas oder 18 engl. Meilen beträgt. Niemand hat diesen räthselhaften Vulkan bis heute bestiegen. Es ist nicht die Höhe, sondern die Dichtigkeit des weglosen Urwaldes, welche die Besteigung der Vulkane hier so mühsam, so schwierig und kostspielig machen würde.

Wir hatten uns des Fernblicks nur wenige Minuten zu erfreuen. Ein heftiger Nordostwind jagte die Schichtenwolken über den Aguacate hin, welche die ganze Hochterrasse in Nebel einhüllten. Die Temperatur änderte sich und wurde empfindlich kühl, ohne daß gleichwohl ein Niederschlag erfolgte. Ganz nahe der äußersten Paßhöhe fanden wir eine kleine Hacienda, in der noch Zuckerrohr und eine Pisangart (Musa sapientum), die mehr Kälte als die echte Paradiesfeige (musa paradisiaca) verträgt. Es war die höchste Stelle, an der ich diese Kulturpflanzen beobachtet habe, nahe bei 6800′ über dem Golf von Nicoya. Man steigt an der Westseite des Aguacate fast noch steiler herab, als man von der Schlucht des Rio Grande heraufgekommen. Der Weg war stellenweise sehr schlecht, doch lange nicht so mühsam und bodenlos wie der bereits beschriebene Weg vom Sarapiqui nach Desengaño. Je weiter man in die Tiefe hinabsteigt, um so freundlicher wird die Landschaft zu beiden Seiten des Pfades. Der Wald ist hier an sehr vielen Stellen gelichtet, und man reitet selten eine Viertelstunde, ohne an Landhäuschen mit Pisanggärtchen und Maisfeldern vorüberzukommen. Die Sonne neigte sich schon tief über

den Bergen jenseits des Golfes von Nicoya, als wir den Ort San Matteo erreichten, der kein eigentliches Dorf ist, sondern aus zerstreut liegenden Haciendas besteht.

Wir nahmen unser Quartier bei Nicolaus Chaves, in dessen hölzernem Häuschen die meisten Durchreisenden abzusteigen pflegen. Don Nicolas Chaves ist ein kluger, welterfahrner, vielgereister Mann, der auch in Europa sich umgesehen, und in Italien sich mehrere Jahre aufgehalten hat. Er plauderte mit Vorliebe von Genua und seinen Marmorpalästen. Das meinte er, sei das Schönste, was er je gesehen, und die Naturpracht seines tropischen Vaterlandes Costa Rica wollte er in Erinnerung an jene Wunderwerke der europäischen Cultur kaum als etwas Schönes gelten lassen. Es klang mir diese Sprache sonderbar aus dem Munde eines Neuspaniers, besonders in einer Zeit, wo mein Natursinn noch berauscht von dem Anblick der fremdartigen Organismen dieser warmen Zone war. Auch kontrastirte das unstäte Leben, welches Señor Chaves früher geführt, und die Schilderung seiner Eindrücke in den Glanzstädten Italiens, sonderbar genug, gegen das stille Leben in einer einsamen Waldgegend am Fuße der Cordilleras und gegen die primitive Einfachheit des Holzhäuschens, das er bewohnte. Ganz straflos aber genießt keiner die Freude des Wanderns und Schweifens, und Herr Chaves, der mit einem hübschen jungen Weibchen verheirathet ist, mußte seine frühere Wanderlust durch häufige Anwandlungen von Unruhe und Unzufriedenheit büßen. Die Zugvogelgewohnheiten befallen fast Jeden selbst in ältern Tagen wieder, wenn er sich dem Wanderleben lange hingegeben hat. So genügte auch unserem Wirth nicht das ruhige Wohnen in der stillen Landschaft, und er sann bereits auf Mittel, sein Besitzthum zu verkaufen und in San José Handel zu treiben.

Das Häuschen des Don Nicolas Chaves ist von Cedernholz, dem gewöhnlichen Baumaterial dieser Gegend. Ein Vorhöfchen mit einer Steinmauer trennt es von der Landstraße. Akazien und

Orangenbäume erhoben sich über dem Dache. Hinter dem Hause lag ein Gärtchen mit sehr schönen Pisang=, Mangos= und Melonenbäumen, unter deren Schatten Ananasstauden in regelmäßigen Reihen gepflanzt waren. Die langen schmalen Ananas=Blätter mit Stachelrändern schießen üppig empor, biegen sich und sinken dann unter dem eigenen Gewicht. Die Ananasfrucht ist hier nicht nur weit größer, sondern auch ungleich aromatischer und wohlschmeckender als in den Umgebungen von San José.

Die Bananenbäume haben hier selten über ein Dutzend Riesenblätter, die sich nach oben kronenartig entfalten. Sie sind nicht nur weit größer, sondern auch schöner grün und besser erhalten, als auf der Hochebene, wo der Wind die Blätter an vielen Stellen zerreißt. Es ist die echte Musa paradisiaca, während auf dem Tafellande die Musa sapientum mit weniger stolzen Blättern und kleineren Früchten angepflanzt wird. Oberhalb der dunkellilaförmigen Riesenkrone, die sich nur selten ganz öffnet, wachsen in quirlförmiger Stellung die Früchte in 6, 8 bis 10 Reihen. Eine solche Fruchttraube soll hier manchmal 50 bis 60 Pfd., ja nach Herrn Chaves Versicherung bis 100 Pfd. wiegen. Es giebt wenige Früchte, die an Form und Geschmack so variiren, wie die Banane. Als die angenehmste Varietät wird die Guinea bezeichnet, mit kleinen ovalen Früchten. Der Mangobaum hat einen harten Stamm, rauhe, braungraue Rinde, längliche schmale dunkelgrüne zugespitzte Blätter, die in reicher Fülle wachsen und dichten Schatten werfen. Der Papaia= oder Melonenbaum hat einen holprigen Stamm mit grauer Rinde. Seine gefingerten Blätter sind am langen Stengel sehr zierlich gruppirt, fast kronartig wie die Palmen und die baumartigen Farrenkräuter, und streben wie diese, immer lichtsuchend in die Höhe. Die großen Früchte, die den Melonen an Aussehen und Geschmack so nahe kommen, sind an kurzen Stielen oben am Stamme dicht unter der Blätterkrone befestigt.

Die weiteren Umgebungen sind freundlich. Eine große Wiese und Zuckerpflanzung lehnt sich an den Fuß einer waldigen Anhöhe. An verschiedenen Stellen tritt durch Humus-Schichte und Pflanzendecke ein vulkanischer Tuff zu Tage. Man hat von hier eine besonders hübsche Aussicht auf den Vulkan von Herradura und Herr Chaves erzählte mir viel von den Eigenheiten dieses Feuerberges, der eben wieder in redseliger Laune war, und dessen dumpfe Donner deutlich durch die Stille der Nacht aus dem Wäldermeer, das uns von ihm trennte, herunterdröhnte.

Wir setzten am 28. Juni die Reise fort, passirten nach zweistündigem Ritt die Flüßchen Turrubres und Jesus Maria und kamen gegen Mittag in Esparza an. Dieses Dorf enthält nichts Bemerkenswerthes, bietet aber als älteste Ansiedlung der Spanier an der Westküste von Costa Rica ein historisches Interesse dar. Wir nahmen ein frugales Frühstück bei einem Eingebornen dicht an dem großen Platze ein. Maisbrod oder Tortillas, Bohnen, Eier und Milch, mitunter auch etwas Hirschfleisch, sind die gewöhnlichen Gerüchte, die man hier dem Reisenden vorsetzt. Der übliche Preis für ein Frühstück ist 3 bis 4 Realen, für ein Abendessen und Nachtquartier 1 Peso. Zuweilen weigern sich die Leute im höflichsten Tone, den Preis für die Bewirthung zu bestimmen, erwarten aber dann ein um so größeres freiwilliges Geschenk. Eigentliche Wirthshäuser giebt es nicht, aber in jedem Häuschen kann man nöthigenfalls einkehren und Bewirthung verlangen. In jedem Ort giebt es gewisse Häuser, welche vorzugsweise bestimmt sind, den Reisenden die „Posada" zu geben. Besondere Bequemlichkeit darf man nicht erwarten. Man ist schon froh, wenn man ein erträgliches Bett mit einer Strohdecke ohne Ungeziefer findet. Höflich und dienstfertig sind die Leute in der Regel. An eine uneigennützige Gastfreundschaft darf man so nahe an der Landstraße nicht denken. Eine Viertelstunde westlich von Esparza theilt sich der Weg. Die alte Landstraße führt direct nach einer Fuhrt des

Flusses Barranca, in deren Nähe eine Brücke gebaut werden soll. Man reitet durch einen prächtigen, hochstämmigen Wald, und sieht zu beiden Seiten Baumkolosse, die hier endlich wieder an die Urwaldmajestät am San Juan und Sarapiqui erinnern. Wer den nassen Ritt durch die Barranca scheut, wo selbst an der seichtesten Stelle das Wasser dem Maulthier bis an die Brust reicht, der schlägt den schmälern Waldweg zur Linken ein, wo eine große Uebergangsfähre an Stricken über den Fluß gezogen wird. Jenseit der Barranca sind einige Ansiedlungen, und man reitet von da in einer kleinen Stunde bis an den Strand des stillen Oceans, dessen mächtig tosende Brandung man schon in bedeutender Entfernung hört. Unendlich schöner als der neue Weg, der zum Strande führt, ist der alte, den wir bei einem spätern Besuche in diesen Gegenden im Januar 1854 durchritten. Hier erscheint die Waldvegetation der Tropen wieder in ihrer eigenthümlichen Majestät, nicht so dicht, nicht so reich an Lianen, Bauhinien und Parasiten, nicht so mannigfaltig an Palmenarten wie am Sarapiqui und bei Angostura, aber immerhin herrlich genug, und hier um so erfreulicher, als der Weg breit, und die Vegetation besser zu übersehen, als an der Ostseite. Die hohen Waldbäume bestehen aus vielen Arten, worunter der Mahagonibaum und die ihm nahe verwandten Cedrelenarten eine Hauptrolle spielen. Das Unterholz besteht aus überaus schönen Palmen mit aufstrebenden Blättern, welche herrliche Kronen bilden. Es sind meist Königspalmen.

Niemals hat der Anblick irgend eines Meeres einen so gewaltigen Eindruck auf mich gemacht, wie der stille Ocean. Es ist hier nicht allein das Bewußtsein, daß das Auge über die größte Wassermasse unsers Planeten hinschweift, noch der Gedanke, daß der Wind, der jetzt die Fluth dieses ungeheuern Salzwasserbeckens kräuselt, direct von China oder Neuholland kommt, was hier beim Anblick dieses Weltmeergemäldes eine so überwältigende Wirkung hervorbringt. Auch die Einzelnheiten des Bildes sind herrlich:

Eine edle, tiefblaue Farbe bemalte die unermeßliche Fläche in glitzerndem Goldschimmer des Tagesgestirns, und darüber wölbte sich der schöne Tropenhimmel mit seinem sanftern Blau und der mannigfaltigsten Gruppirung der Wolkenfiguren, die bald eine unbewegliche Draperie des Aethers bildeten, bald als flatternde Schleier hin- und herschwebten und ihr Bild im tiefen Wasserspiegel reflectirten.

Dazu kommt die herrliche Uferdecoration des Golfes von Nicoya, der mit seinen vielen Fels-Eilanden sich immer deutlicher entfaltet, je näher man dem Hafen Punta Arenas kommt. Nächst den durch ihre pittoreske Schönheit weltberühmten Buchten von Neapel und Genua habe ich nie einen reizendern Golf gesehen; ja in Bezug auf wahren Naturschmuck ist der Golf von Nicoya vielleicht reicher ausgestattet, als jene Buchten Italiens, deren Scenerie ohne die glänzenden Städte und die Landhäuser, die dort amphitheatralisch zerstreut liegen, lange nicht denselben Eindruck machen würde. Hier gesellen sich zu den schönen Linien der Sierra de la Hoz, welche die westliche Küstenumsäumung des Golfes von Nicoya bildet, und in vielzackigen Linien sich bis zum Cabo Blanco hinzieht, noch die reizenden Felscontouren der Inseln, und der imposante Anblick der Cordilleras. Ueberragt sind sie von ihren Vulkanen, die im Schmucke dunkelgrüner Urwälder bald den fernen Hintergrund der Landseite bilden, bald mit steilzackigen Rücken bis dicht an das Gestade sich drängen, und in den Ocean selbst abfallen, wo dann die Brandung an den Klippen mit heftiger Gewalt emporspritzt, und das Salzwasser die Lianen befeuchtet, die von hohen Mauritius- oder Cocospalmen in das Meer hinabhängen. Die schönsten dieser Felsen findet man zwischen Tarcoles und der Punta de la Herradura. Die Brandung zeigt hier eine Macht und Höhe, wie ich sie in keinem andern Meer beobachtet habe. Sie hat das Eigenthümliche, daß sie auch bei völliger Windstille oft sehr hoch geht. Man sieht draußen die blaue Fläche vielleicht so ruhig, wie das Becken eines Schweizersee's an heißen Sommer-

tagen; plötzlich bäumt sich, als ungeheure Walze, die weiße brandende Woge aus der ruhigen Fluth hervor, und schlägt zischend und donnernd gegen die Sanddüne oder den Uferfelsen. Was sind die Mittelmeer-Wogen, die an den malerischen Klippen der Inseln Rhodos und Candia sich brechen, oder der Wellenschlag der Nordsee, der die Sanddünen von Dieppe und Ostende peitscht, gegen diese schäumende Riesenwalze des stillen Weltmeers, die am Ufer des Golfes von Nicoya über den Federbusch eines Potsdamers Gardereiters wegspritzen würde, wenn er den Muth hätte, ihr entgegen zu treten!

Maulthiere und Pferde, welche die Reise nach Punta Arenas noch nicht gewohnt sind, werden durch den Anblick und den Schall dieser Brandung leicht scheu. Am gewaltigsten ist dieselbe dicht vor der Barranca-Mündung, wo sie an einer vorspringenden Sandbarre zerschellend, eine dreifache Reihe von weißen Schaumbögen bildet. Denke man sich dazu noch den Anblick der fremdartigen Pflanzengestalten, welche die Ufer schmücken, die schönen Cocospalmen mit ihren Riesenkronen, die auf der Halbinsel bei Punta Arenas und noch mehr bei Tarcoles so nah am Rande des Meerbeckens wachsen, daß die Salzfluth oft ihren runzligen Stamm bespritzt, und die an der Barranca-Mündung sehr häufige Erscheinung der großen Krokodile, deren schuppige Panzerrücken auf den brandenden Wellen sich heben und senken wie auf einer Schaukelwiege, so wird man gestehen, daß der Genuß eines an Erscheinungen so reichen Schauspiels der Opfer und der Mühseligkeiten einer Reise nach der Tropengegend Central-Amerika's wohl werth ist. Man reitet auf der sandigen Landzunge dicht am Rande des Meeres, weil der feuchte Sand compakter ist, als der trockene, und der Huf der Mula weniger tief einsinkt. Eine eigentliche Fahrstraße gibt es von hier nicht mehr. Auch die Ochsenkarren, welche den Kaffee nach Punta Arenas bringen, fahren gewöhnlich auf dem nassen Dünensande halb im Wasser, selten auf dem

obern Sandweg. Nach zweistündigem Ritt erreichten wir die Hafenstadt.

Punta Arenas ist erst seit 1814 als der Hafen Costa Rica's am stillen Ocean bekannt. Zuvor befand sich derselbe etwas südlicher in der kleinen Bucht von Calderas, zwischen den Mündungen der Barranca und Machuca. Dieser Hafen von Calderas wurde seiner Ungesundheit wegen verlassen. Bis zum Jahr 1838, von wo der Aufschwung des Exporthandels datirt, standen auf der Halbinsel von Punta Arenas nur wenige Häuser. Auch heute noch sieht man der Stadt, obwohl sie ziemlich ausgedehnt ist, das Neue und Unfertige an. Es wäre auch gar nicht unmöglich, daß sie jetzt schon ihren höchsten Blüthestand erreicht hat, da die Kaufleute von San José den nächsten Versuch machen wollen, den Hafen mehr südlich nach der Bay von Tarcoles zu versetzen.

Die Stadt Punta Arenas dehnt sich mehr in der Länge, als in der Breite, aus und besteht aus einer langen Hauptstraße von Holzhäusern, deren architektonischer Styl und Baumaterial von den Häusern der Hauptstadt San José sehr verschieden sind. Die schwingende Erschütterung der Erdbeben, die auf dem Hochlande die mehr lange und niedrige Form der Häuser motivirt, dehnt sich selten bis an den Meeresstrand aus und erschüttert den leichten Sandboden nie so, daß man einen Umsturz der Häuser befürchtet. Daher haben hier die meisten Häuser obere Stockwerke mit offenen Gallerien. Die Dächer aber sind mit denselben schweren Hohlziegeln zum Schutze gegen die Gewitterregen gedeckt. Höfe und kleine Gärtchen mit Cocospalmen, Melonenbäumen, Mimosen und Akazien bepflanzt, trennen die verschiedenen Häuser. Die Vegetation der nächsten Umgebung von Punta Arenas ist ziemlich karg, da nur solche Pflanzen fortkommen, welche einen sandigen salzgeschwängerten Boden vertragen. Aber diese Armuth der Vegetationsdecke ist wahrscheinlich die Ursache der gesündern Luft, die hier nicht von den Gasen verwesender Organismen in dem Maaße geschwän-

gert, ist wie die Umgebungen von Calderas, Tarcoles, Panama und der meisten Küstenpunkte Central-Amerikas. Gleichwohl scheint uns das Lob, welches Herr Molina zu Gunsten des Klimas von Punta Arenas anstimmt, übertrieben. Sind die Fieber auch seltener als an andern Küstenpunkten, so kommen sie doch vor und in der trockenen Jahreszeit von 1853 brach dort eine Epidemie aus, die besonders unter den Fremden viele Opfer forderte. Die sumpfigen Uferwälder, welche der Landzunge gegenüber bis an die äußerste Mündung des Rio de Aranjuez reichen, sind nahe genug, um die Verbreitung schädlicher gasartiger Stoffe und Fieber-Miasmen durch Landwinde möglich zu machen. Herrschende Winde sind während der Regenzeit der Südwind gewöhnlich von 11 Uhr Nachts bis 10 Uhr Morgens. Dann tritt schwacher Nordwind ein. Während der trockenen Jahreszeit (vom December bis April) sind die starken Nordwinde vorherrschend, welche kleinen Fahrzeugen am Golfe von Nicoya leicht Gefahr bringen.

In den Seitengassen, welche von der Hauptstraße durch die Landzunge in der Breite auslaufen, stehen ärmliche mit getrockneten Palmblättern bedeckte Rohrhütten, welche von Fischern, Schiffern und Tagelöhnern meist Indianer oder Halbindianern bewohnt sind. In dieser Richtung steht auch die Kirche auf einem freien Platz, der mit Salzpflanzen bedeckt ist. Es ist eine große hölzerne Baracke, die unsern deutschen Kornspeichern ähnlich sieht, mit einem auf vier Pfählen ruhenden Glockenthürmchen, welches mir wie ein Wachtposten der Kosaken am Kuban oder wie ein deutscher Taubenschlag vorkam. Das Innere enthält eine kleine bewegliche Kanzel und einen einzigen Altar, den einige Heiligenbilder und ein halbhundert kleine Spiegel zieren. Ein ansehnliches Gebäude ist das Posthaus, nah der äußersten Spitze der Landzunge, vor welchem eine schöne Gruppe von Cocospalmen mit kräftigen aufstrebenden Kronen steht. Die Umzäunung des Hofes bildet ein senkrecht aufwachsender siebeneckiger Cactus, dessen schöne

Säulenform ich hier zum ersten Mal bewunderte. Auf dem Hochlande und der atlantischen Seite habe ich diese Cactusart nie gesehen. Das ansehnlichste Privathaus besitzt Herr Midina, ein reicher Kaufmann und Grundbesitzer von Miravalles, der auch in Deutschland viel bekannt ist durch seine Versuche, deutsche Ansiedler nach dem Tafelland von Miravalles zu ziehen. Gouverneur der Stadt und Provinz von Punta Arenas ist Herr Cañas, gleichfalls Hausbesitzer und Kaufmann, der zugleich einen offenen Laden hält. Punta Arenas ist dem Kleinhandel günstig und besonders spirituose Getränke finden hier einen im Verhältniß zur Bevölkerung unglaublichen Absatz. Das Freihafen-Privilegium, das ihm gewährt worden, trug außerdem nicht wenig dazu bei, Handel und Verkehr zu beleben*).

Die Stadt hat mehrere Gasthäuser, in welchen man vergleichweise besser aufgehoben ist, als in San José. Eines derselben hält Señora Narcissa, bei der man für einen Piaster täglich Wohnung und Tafel hat. Wir fanden daselbst eine sehr gemischte Gesellschaft: Engländer, Amerikaner, Deutsche, Californier, Mexicaner, Peruaner, Chilenen, die Mehrzahl Handelsleute oder Schiffscapitäne. Auch ein wohlhabender Indianer von jenseits des Golfes nahm mit Frau und Kindern an der Mahlzeit Theil. Man sprach den sehr guten Weinen, die hier billig sind, von allen Seiten tapfer zu, und an den schönen hellen Abenden, wo man erst recht der Gesellschaft und der frischen Luft genoß, weil während des Tages eine unangenehme Hitze die Meisten in der Stube zurückhielt, sang ein Mädchen des Hauses mit Guitarbegleitung recht artige spanische Lieder. Ein gebildeter amerikanischer Seemann, der hier unser Hausgenosse war, gedachte bei dieser Gelegenheit seufzend der musikalischen Genüsse Europas, und besonders der großen Oper von

---

*) Wir geben hier eine Uebersicht der Schiffsbewegung während der letzten vier Jahre:

Es kamen nach Punta Arenas:	1850		1851		1852		1853		Total	
	Zahl der Schiffe	Tonnengehalt	Zahl der Schiffe	Tonnengehalt	Zahl der Schiffe	Tonnengehalt	Zahl der Schiffe	Tonnengehalt	Zahl der Schiffe	Tonnengehalt
Aus England	20	4775	25	6776	23	5459	17	4819	85	21829
= den Vereinigten Staaten	13	3163	22	4726	13	2738	11	2177	59	12804
= Frankreich	4	888	5	1151	5	1390	2	506	16	3935
= Spanien	2	616	2	580	7	1407	5	833	16	3436
= Hamburg	—	—	1	102	6	900	3	332	10	1334
= Dänemark	7	1271	1	127	5	849	—	—	13	2247
= Belgien	3	750	—	—	—	—	1	255	4	1005
= Italien	1	255	3	543	3	856	3	675	10	2329
= Bremen	—	—	1	120	—	—	—	—	1	120
= Preußen	—	—	2	504	—	—	—	—	2	504
= Chili	3	689	3	683	10	1967	4	655	20	3994
= Peru	4	618	10	1475	1	49	8	1247	23	3389
= Ecuador	5	186	2	38	1	67	1	36	9	327
= Neu-Granada	11	941	6	406	7	934	5	315	29	2596
= Costa Rica	3	90	8	504	18	1363	10	1070	39	3027
= Salvador	—	—	—	—	3	450	9	1018	12	1468
= Mexico	—	—	—	—	1	50	1	137	2	187
	76	14242	91	17735	103	18479	80	14075	350	64531

Paris. Er hatte Frankreich, Deutschland und Italien bereist, und sich dort in den großen Städten mehrere Jahre aufgehalten. Den Nachtigallschnabel der Jenny Lind, die Beine der Cerito, den süßen Mund und die süßen schwarzen Augen der Carlotta Grisi hat er nicht blos gesehen, sondern angebetet. In der Erinnerung an diese europäischen Delicen gebehrdete er sich mit einem an Entzücken grenzenden Enthusiasmus, den man sonst von Amerikanern durchaus nicht gewohnt ist. Freilich war derselbe nicht aus dem wassertrinkenden Staat Massachusets, sondern aus Charleston in Süd-Carolina zu Hause, wo die Leute wärmeres Blut und erregbarere Phantasie haben. Im Vergleich mit der an ästhetischen Genüssen so armen Localität einer sandigen Halbinsel am stillen Ocean, mußte man über die Contraste, die sich in der Erinnerung an die Freuden europäischer Hauptstädte darboten, bald lächeln und bald seufzen. Als um 9 Uhr die kleine Garnison mit Querpfeifen und Trommeln den Zapfenstreich anstimmend, diese musikalische Conversation mit ohrmarternden Tönen unterbrach, äußerte der Amerikaner mit bitterem Lächeln: „That is the opera of Punta Arenas!“

Mein kurzer Aufenthalt in Punta Arenas wurde zu täglichen Ausflügen benutzt. Jeden Morgen ging ich, bevor die Sonne den sandigen Boden erhitzte, nach der alleräußersten Spitze der Landzunge, um ein Bad zu nehmen und mich am schönen Naturbilde des Golfes satt zu sehen. Die Seebäder sind hier nicht ganz ohne Gefahr, der Haifische wegen, die sich oft ganz nahe an das Ufer wagen. Von den Sommergästen, die sich hier während der trockenen Jahreszeit aus San José und anderen Gegenden des Hochlandes einfinden, scheuen Viele, sich hier zu baden, eben jener großen Raubfische wegen, oder besuchen deshalb einen Badeplatz an der gegenüberliegenden Seite des Golfes, wo keine Gefahr sein soll. Bei Punta Arenas hat man zuweilen, selbst in dem sogenannten Estero, Haifische gesehen. Estero heißt jener schmale Mee-

resarm zwischen der Nordseite der Landzunge und dem festen Lande, in welchen der Rio de Aranjuez einmündet. Er bildet den Hafen für kleinere Schiffe. Dreimaster oder größere Briggs von starkem Tonnengehalt können hier der Sandbarren wegen nicht einlaufen, und müssen in der Entfernung von einer halben Seemeile nordwestlich von der Stadt Anker werfen *). Das Aus- und Einschiffen der Waaren hat deswegen ziemlich große Schwierigkeiten, obwohl die Brandung hier bei weitem nicht mehr so heftig ist, wie an den südlichen Theilen des Golfes.

Meine naturhistorische Sammelausbeute war gering. Die Flora ist sehr einförmig, und kaum durch einige Dutzend niedere Küstenpflanzen repräsentirt. Jeden Morgen war an dem entlegensten Theile der Landzunge eine große Zahl Wat- und Schwimmvögel versammelt, die sich gewöhnlich entfernten, wenn die Sonne höher ging: Pelikane, Kormorane, Möven, weiße und dunkelgefärbte Reiher, Löffelreiher und der scharlachrothe Ibis waren die häufigsten Vögel. Auf dem Sande liefen große, graue Leguane, die sich, wenn man sie nicht verfolgte, schwerfällig zu bewegen schienen. Suchte man sie zu haschen, so flohen sie mit außerordentlicher Schnelligkeit über den Sand hin.

Man erzählte mir auch von einer giftigen Schlange, nicht viel dicker als ein Regenwurm, die nicht selten und deren Gift tödtlich sei. Ich konnte sie mir nicht verschaffen. Auf dem nassen Sande liefen feingezeichnete, langbeinige Cicindelen, welche auf kleine Fliegen (Dipterien) Jagd machten, und in ganz ungeheurer Anzahl sind hier die Taschenkrebse von verschiedenster Größe zu Hause, welche in Erdlöchern wohnen, und im Sonnenschein spielend oder Beute

---

*) Das Fahrwasser beim Eingang in den Estero, ist höchstens 100 Meters breit. Größere Schiffe können nur durch eine Stelle passiren, die nicht über 50′ Breite hat. Hier ist die mittlere Tiefe des Fahrwassers bei hoher Fluth 14′, bei tiefem Wasserstande 4′. Schiffe, die über 10″ Tiefgang haben, bleiben gewöhnlich außerhalb des Estero.

suchend herumlaufen, bei der Annäherung des Menschen aber mit unglaublicher Schnelligkeit seitwärts sich bewegend, davon laufen, und sich in ihre Schlupfwinkel verkriechen. Bei einem so scheuen Charakter und solcher Klugheit der Taschenkrebse haben wir in die Eigenthümlichkeit ihrer Lebensweise kaum mehr einzudringen vermocht, als Göthe bei seinem Lidobesuche in Venedig, obwohl die Masse und die Mannigfaltigkeit dieser Crustaceen, und das muntere Spiel, das sie im Feuchten wie im Trockenen treiben, hier unendlich ergötzlicher ist, als am Lido. Gleichwohl glaubten wir bemerkt zu haben, daß in diesem glücklichen Lande, nahe dem Erdgürtel, auf welchem der Schöpfer einen unendlich reichern Natursegen ausgeschüttet hat, und woselbst die Faullenzer und die Esel nicht Hungers sterben, die Taschenkrebse doch leichter zu ihrem Zwecke kommen, als im getrübten Lagunenwasser der einst so reichen und mächtigen Dogenstadt Venedig.

Ueberaus schön ist der Blick von der Puntilla nach dem Golf von Nicoya, besonders in nördlicher und westlicher Richtung.

Der Landspitze gegenüber liegt das Eiland St. Lucas, welches schön gezackte Umrisse hat, und sich hoch über der blauen Fluth des Golfes erhebt. Hinter diesem Eiland erheben sich die Spitzen der Sierra de la Hoz, eines Zweiges der Cordilleras, der aber fast in entgegengesetzter Richtung, von Südwest nach Nordost, streicht. Rings um die Insel St. Lucas sind noch andere kleine Eilande, worunter die sogenannte Vogelinsel (Isla de las aves) und weiter südlich die Negritos. Mehr nordwestlich erblickt man die Umrisse der Islas del Caballo und del Bejuco. Einige dieser Inseln steigen schroff aus dem Meere, und bilden überaus pittoreske Contouren, besonders die St. Lucas und die Vogelinsel, deren Linien einige Aehnlichkeit mit dem Felsen der Insel Capri im Golfe von Neapel haben. Fast all diese Inseln sind mit hohen Bäumen und dichter Vegetation bedeckt, und deutlich erkennt man von fern den weißen Ring der schäumenden Brandung, die an ihren Klippen

emporspritzt, verschwindet und wiederkehrt, und diesen Inseln einen Anschein von Beweglichkeit gibt. Das größte der Eilande ist im äußersten Nordwesten die Isla de Chira, wo einige friedliche Indianerfamilien hausen sollen. Hier und am Cabo blanco, welches die äußerste Südwestspitze des Golfes bildet, sollen, nach Molina, interessante indianische Alterthümer gefunden worden seien.

M. W.

XXVIII.

Die Mündung der Barranca. Krokodile. Waldleben am Rio Jesu Maria. Pigres. Die Heuschrecken. Der Naturcharakter der Waldlandschaften am stillen Ocean. Ausflug an die Küste. Die Haifische. Besuch am Rio Grande. Tarcoles und seine Umgebung.

Von Punta Arenas nach der Mündung des Barranca-Flusses beträgt die Entfernung etwa 2 Leguas. Reisende, welche diese Gegenden besuchen, thun wohl, einen Ausflug nach der Barranca nicht zu scheuen, weil sie dort Gelegenheit haben, jene merkwürdigen Reptilien, die bei uns nicht heimisch, aber durch ihre Furchtbarkeit und Häßlichkeit vielberüchtigt sind, in ganzen Gesellschaften zu sehen — wir meinen die Kaimane und die ächten Krokodile, mit läuglichen, niedergedrückten Schnauzen und ungleichen Zähnen, deren Arten bekanntlich in Amerika, wie in der alten Welt repräsentirt sind. Man sieht sie hier zwar nicht ganz so zahlreich, wie am Rio grande, doch immer noch zu Dutzenden auf den Sanddünen im Sonnenscheine schlafen. Sie haben ein feines Gehör, und schienen am Lande sehr feige, da sie insgesammt bei unserer Annäherung schnell in das Wasser schlüpften, und nach der entgegengesetzten Seite schwammen, wohin wir ihnen nicht folgen konnten.

Das rechte Ufer der Barranca ist am Ausflusse niedrig und sandig, das linke Ufer hoch und felsig, und die Waldbäume reichen hier fast dicht an das Wasser. Klammeraffen hüpften drüben spielend auf den Zweigen, und schrien mit Kakadu's und rothen Araf-

sen, welche die höchsten Baumwipfel bevölkerten, um die Wette, während die Krokodile sehr langsam auf und nieder schwammen. Man konnte sie beim ersten Anblick für treibende Baumstämme halten. Da sie nur einen Theil des Kopfes und Rückens über die Oberfläche des Wassers erhoben, so war es uns nicht möglich, auch nur vermuthungsweise die Art zu erkennen. Hier sah ich auch den ersten großen Haifisch im Golfe von Nicoya. Die Fluth drängte mit mächtiger Brandung das Süßwasser stemmend in das lußbett ein, und der Hai, dessen Rückenflosse wenigstens vier Zoll über dem Wasser ragte, schwamm zuerst an der Mündung auf und nieder, blokirte dieselbe wie eine Fregatte einen feindlichen Hafen, und wagte sich dann erst in den Fluß. Er mochte hier reiche Beute machen, denn selbst die kleineren Fische tummeln sich an dieser Mündung mit Vorliebe in brackischem Wasser. Mehr als Ein Krokodil kam langsam, mit kaum wahrnehmbaren Ruderstößen an dem Hai vorübergeschwommen, und wir hofften, es werde zwischen den beiden Ungeheuern einen tüchtigen Kampf absetzen. Man that uns aber nicht diesen Gefallen. Der Hai mußte die Härte des Schuppenpanzers der Alligatoren, und diese die Größe des Rachens und die Schärfe der Zähne des Gegenschwimmers kennen. Die Bestien ruderten ruhig an einander vorüber, und nahmen mit kleinem Fraße vorlieb, welchen ihnen die aufschäumende Brandung mitunter geradezu in den Rachen warf.

Sonst haben wir an der Mündung der Barranca nichts Merkwürdiges beobachtet. In den Wald konnten wir nicht eindringen, weil er sehr sumpfig war, und die kleine Hütte, die hier steht, ließen wir unbesucht, da sie gar zu ärmlich aussah, und der Inhalt der Küche schwerlich im Stande gewesen wäre, unsern Appetit zu stillen, den wir bis Esparza aufsparten.

Durch die Furth der Barranca ritten wir auf den alten Weg zurück, und begrüßten da wieder die herrliche Majestät des alten

Urwaldes, der seine stolzesten Kolosse dicht am Wege aufgestellt hat. Von dort gingen wir nach „Jesus Maria,“ wo wir eine kleine Viertelstunde am Flusse gleichen Namens unser Standquartier in einer langen, offenen Barrake nahmen, die mit Hohlziegeln bedeckt ist, aber keine Wände hat. Es ist eine sogenannte „Casa del Gobernio,“ welche auf Kosten der Regierung aufgeschlagen worden, um durchziehenden Reisenden, welche die Nacht oder ein Gewitter überfällt, besonders aber den Ochsenkärrnern und Maulthiertreibern, die hier ihre bestimmte Station haben, ein Obdach zu geben, das sie wenigstens gegen den Regen schützt. Wir fanden hier außer vielen Ochsenkarren auch ein Dutzend Wegarbeiter, welche in dieser offenen Barrake ihre Küche bereiteten und ihr Nachtlager bezogen. In der nächsten Umgebung lagen einige Bauernhäuschen mit Maisfeldern, Zuckerpflanzungen und umzäunten Wiesen, welche einen Theil des primitiven Hochwaldes verdrängt haben. Im Uebrigen war die ganze Gegend mit Wald bedeckt, und da wir gleich nach den ersten Erfahrungen merkten, daß sich dieser Punkt ganz vortrefflich zu Sammlungen eigne, so beschlossen wir, hier längere Zeit zu verweilen. Aus den Tagen wurden Wochen. Die Ausbeute, besonders die zoologische, wuchs immer schöner an, und wir haben in vier Welttheilen, die wir zu naturhistorischen Zwecken bereisten, niemals in gleichem Zeitraum eine gleiche Zahl von theils ganz neuen, theils seltenen Arten gesammelt. Unser Reisegefährte, Herr Jakob Huzel von Balingen, theilte mit uns die Mühseligkeiten und Entbehrungen, wie die Genüsse unsers Waldlebens. Er blieb auch nach meiner Rückkehr nach San José noch einige Wochen am Rio Jesu Maria zurück, und brachte von dort sehr schöne Sammlungen mit. Es gab hier gute Gelegenheit, die außerordentliche Mannigfaltigkeit in den Formen tropischer Organismen zu bewundern. Nirgends ist hier eine große Anhäufung der gleichen Arten wie in der gemäßigten Zone außerhalb der Wendekreise, und besonders wie in den Gegenden des höhern Nordens, wo die

Monotonie der Pflanzen und Thiere einen sammelnden Naturforscher fast zur Verzweiflung bringt.

Es würde uns wohl zu weit führen, alle Naturscenen, Walderlebnisse, Jagdabenteuer u. s. w., die uns während dieses vierwöchentlichen Bivouacs begegneten, en detail zu schildern. Ohnehin hätte dieß keinen direkten Bezug auf eine Beschreibung des Landes und Volks von Costa Rica. Uns werden die interessanten Tage und Nächte, die wir in einer der schönsten Wildnisse des Erdenrunds zugebracht, auf Lebensdauer unvergeßlich sein, und wir haben, als wir später nach der Hauptstadt San José zurückkehrten, wo die Abende oft in so leerer und langweiliger Gesellschaft zugebracht wurden, uns manchmal wieder nach dem wilden Urwaldleben und die sternenhellen Nächte in den Wäldern von „Jesus Maria" zurückgesehnt *).

Eine Episode dieses Aufenthalts bildete unser Ausflug nach Tarcoles in Begleitung des Alcaden von San Matteo, Don José Maria Rogaz, dessen Gesellschaft wirklich recht viel Belehrendes hatte, denn der Mann war ein guter Kenner des Landes, wußte uns Namen und Nutzen aller Forstpflanzen anzugeben, und zeigte eine große Gewandtheit als Jäger. Wir machten die Reise von San Matteo nach Pigres am 14. Juli in zahlreicher Gesellschaft. Die Regierung der Republik hatte nämlich den Heuschrecken den Krieg erklärt, und den Alkaden von San Matteo als General an die Spitze einer Kolonne gestellt, welche jene gefräßigen Orthopteren in Pigres überfallen sollte. Der Allarmruf war zuerst von Guana Caste gekommen. Die aus Nicaragua eingerückten Heuschrecken fielen dort über das frische Futter der Savannen her, und

---

*) Im Januar 1854 besuchte ich wiederholt diese Waldgegenden und schlief in einer an die Bäume befestigten Hängematte, war aber in dieser trockenen Jahreszeit mit meiner naturhistorischen Ausbeute viel weniger zufrieden.
M. W.

verschmaußten nebenbei noch anderes, was ihnen eben unter den Freßapparat kam. Auch der Mais und der Pisang waren neben den weicheren Savannenpflanzen ihrer gierigen Lefze und ihrem schnellverdauenden Magen willkommen. Sie rückten in diesem Jahr weiter gegen Süden, als man seit Menschengedenken gehört hatte, fraßen in den lichten Waldwiesen von Pigres mit dem Hornvieh um die Wette, und bedrohten selbst die Pisanggegenden von Tarcoles. Der Nothruf drang von dort nach San José, und die hochweise Regierung der Republik, welche von Sitten, Bräuchen und Fortpflanzungsart der Locustiden nur sehr wenig Kunde hatte, fürchtete sogar für die Haciendas und Kaffeeplantagen des Hochlandes, und hoffte durch einen Ausrottungsbefehl das drohende Uebel zurückzuhalten.

Hätte man uns vergönnt, der Regierung einen Rath zu geben, so würden wir sie ersucht haben, die Vertheidigung ganz allein den Naturkräften der schützenden Riesenmauer der Cordilleras und den dicken Schanzen des Urwaldes zu überlassen, da bekanntlich Insekten, die in der heißen Temperatur der Tiefe heimisch sind, dieselbe nicht leicht gegen das kühle Andes-Klima vertauschen. Die Vertilgung an der Küste aber konnte man den Oktober-Regen oder der Januar-Dürre anheimstellen, und allenfalls noch die Insekten fressenden Vögel und die zahmen und die wilden Schweine um Beistand anrufen, denn menschliche Vertilgungskräfte haben sich gegen die Milliarden solcher Raubinsekten überall als unnütz und unmächtig erprobt. Im Süden Rußlands, wo ein mächtiger Autokrat doch über ganz andere Kräfte verfügt, und die Menschen zu andern Anstrengungen zwingen kann, als der Präsident eines kleinen neuspanischen Freistaates mit einer schlaffen Bevölkerung, die sich nicht gerne commandiren läßt, hat man nach den riesenhaftesten Versuchen den Heuschreckenkrieg ganz aufgegeben. Dort wo diese Plage periodisch öfters wiederkehrt, schickte man ganze Armeen gegen sie aus, und bot man ganze Bevölkerungen gegen sie auf; aber

der Ukas hat gar oft mit mehr Erfolg die Ausrottung von menschlichen Bevölkerungen als von Grashüpfern befohlen. Wir waren in den Steppen der Krim selbst Augenzeugen von der Unmacht des autokratischen Zorns gegen den mächtigern Naturwillen, der dort die Vertilgung der Schwächern nicht duldete. Glockenschläge und Kanonensalven konnten die Wanderheuschrecken so wenig auf die Dauer verscheuchen, als die Steppenbrände sie zerstören.

Wenn ein russischer Autokrat befiehlt, so geschieht aber wenigstens das Menschenmögliche zur Vollziehung seines Willens. Unter dem stahlharten und lederzähen Geschlecht der Slaven findet ein despotischer Wille Werkzeuge, wie bei keiner andern Nation. Anders verhält es sich bei dem gewählten Präsidenten einer mittelamerikanischen Republik, der in seinem ganzen Wesen nicht das Zeug eines Selbstherrschers hat, und dessen zahmes Bourgeois-Naturell die Beamten nicht zittern macht, wie der finstere Blick eines sieben Fuß langen, mit eiserner Charakterenergie begabten Despoten. Auch sind die weichen Neuspanier nicht disciplinirt, nicht an Kasernenpünktlichkeit gewöhnt, wie die Russen. Dieser Contrast war uns recht augenfällig, als der Alcade von San Matteo seine Leute versammelte, um sie nach des Präsidenten Willen gegen die Heuschrecken zu führen. Man zögerte nicht blos lange mit dem Aufbruch, sondern berathschlagte sogar, ob es nicht besser sei, zu Hause zu bleiben, und den Regierungsbefehl gar nicht zu beachten. Die Stimme eines Costaricenser Alcaden bleibt nicht blos, wie wir uns zu überzeugen Gelegenheit hatten, hinter dem „russischen Ton“ zurück, sondern weiß nicht einmal wie ein bairischer Landrichter zu imponiren. Don José Maria Rogaz verlas wiederholt seine Instruction, und ersuchte die Bevölkerung in fast flehendem Tone, ihm wenigstens nach Pigres zu folgen, um einen Versuch gegen die Grashüpfer zu wagen. Es war ihm nur darum zu thun, den offenen Ungehorsam gegen die Regierungsbefehle zu vermeiden.

Erst gegen die Mittagstunde ritten wir von San Matteo ab,

und folgten einem schmalen Maulthierweg durch die Wälder in südwestlicher Richtung, nach der Mündung des Rio Grande. Es ist eine einsame Waldgegend, die noch viel seltener besucht wird, als der Weg nach dem Sarapiqui. Unsere Gesellschaft bestand aus etwa 40 Reitern, die ein paar Mal unterwegs Halt machten, um Palmenfrüchte und Nanzes, eine Art runder, fleischrother Beeren von angenehmem Geschmacke zu sammeln und unsere Thiere von den Waldkräutern fressen zu lassen. Einige Mal wurde auf Affen Jagd gemacht, wobei sich unsere Reisegefährten mit Ausnahme des Alcalden, als sehr ungeschickte Jäger bewährten. Von einer zahlreichen Affenfamilie, welche die großen Früchte eines Hickerasbaumes schmauste, wurde nur ein einziges Weibchen erlegt, alle übrigen entkamen unter großem Geschrei.

Um 5 Uhr Nachmittags erreichten wir Pigres, eine der größten Hacienda's in Costa Rica. Das Rohrhäuschen mit einem obern Stockwerk liegt auf einem waldumkränzten Hügel, von dem man einen herrlichen Ueberblick der weiten Umgegend genießt. Es ist ein unebener, oft wellenförmig gehobener Boden; kleine Hügel und größere Anhöhen sind durch Schluchten und schmale Thäler unterbrochen, alle mit Wald bedeckt, nur hie und da kleine, natürliche Wiesen, eine sehr malerische Wildniß, welche die Cordilleraskette und im südwestlichen Hintergrunde der Doppelgipfel des Vulkans von Herradura überragt. Der Hügel, auf welchem die Rohrhütte erbaut ist, besteht aus vulkanischem Tuff, dessen Schichten sich hier von Süden nach Norden in eine Waldschlucht senken. Aus der Tiefe schimmerte das Lichtgrün einer schönen Bananenpflanzung. Es war wieder die echte Paradiesfeige (Musa paradisiaca) mit riesenhaften Blättern und schmackhaften Früchten. In der Nähe des Häuschens war das Terrain gelichtet, das Vieh übernachtete hier in einem umzäunten Raume. Ein ziemlich bequemer Weg führte von hier weiter in westlicher Richtung nach dem Meeresstrande.

Der Besitzer, Don Ramon Coronao nahm uns sehr freundlich auf, obwohl ihn die zahlreiche Einquartierung von 40 Reitern sichtbar überraschte. Er schien diese Heuschreckenjäger, die alle mit leerem Magen kamen, und keine Lebensmittel mitbrachten, gleichwohl mehr zu fürchten, als die Grashüpfer selber. Als ihm der Alcade den Befehl der Regierung mittheilte, hatte Don Ramon Mühe, das laute Lachen zu unterdrücken, denn er kannte wohl die Unmöglichkeit der Ausführung. Inzwischen lagerten sich die Leute um das Häuschen herum, ließen ihre Pferde grasen, und hatten, da sie sämmtlich Erzfaullenzer und überdieß ein wenig müde waren, nicht die geringste Lust noch an diesem Tage mit den Heuschrecken anzubinden. Don Ramons Speisekammer ward desto stärker in Contribution gesetzt, und wir haben Grund zu glauben, daß ihm diese wider seinen Willen zugeschickten Bundesgenossen gegen die Heuschrecken in Einem Tage mehr Schaden zugefügt, als sämmtliche Locustiden während der ganzen Jahreszeit.

Die noch jungen Heuschrecken hielten sich bei Pigres vorzüglich in der Nähe der Waldwege und in den kleinen Savannen am Saum des Dickichts auf. Niedere Kräuter fraßen sie mit Vorliebe, nagten aber auch Buschpflanzen mit weichen Blättern an.

Von den bedeutenden Verheerungen, die man mir geschildert hatte, konnte ich nichts bemerken. Der Bananengarten und die Maisfelder, welche unten am Bache standen, waren unberührt. Auf den Waldwiesen mochten sie wohl viele Stengel abgenagt haben, aber das Vieh hatte noch Futter genug. An manchen Stellen des Waldweges fand ich sie in ungeheuern Massen von Millionen angehäuft. Bei jedem Tritte, den man vorwärts machte, hüpften sie zu vielen Tausenden auf, und unsere Pferde wurden sogar Tages darauf, als wir nach dem Meeresstrand ritten, ein paarmal wegen der Heuschrecken scheu. Hier mußte man sich auf den ersten Blick überzeugen, daß menschliche Anstrengung nicht ausreichte, und daß am allerwenigsten 40 neuspanische barfüßige Faullenzer geeignet waren, diesem Uebel zu steuern.

Don Ramon faßte sich in Geduld, obwohl man ihm ansah, daß er im Herzen all' diese lästigen Heuschreckenvertilger eben so sehr zum Teufel wünschte, wie die, welche ihm die ungebetenen Gäste auf den Hals geschickt hatten. Er theilte uns mit, was Küche und Keller vermochte, und außer seiner besonders schmackhaft bereiteten Tordillas, den nimmer fehlenden Bohnen und dem frischen Käse, tischte er mir und dem Alcaden auch süßes Brod, Reis in verschiedenartiger Form, Benaofleisch, gebratene Bananen und — was uns das liebste war, — auch köstliche Milch und aromatischen Kaffee auf. Am Ende wurde bei längerem Gespräch und näherer Bekanntschaft sein Herz sogar so warm, daß er eine Flasche alten Cognac hervorholte, und sie noch an demselben Abend mit seinen Gästen leerte. Die Hacienda von Pigres besteht, wie er mir erzählte, etwa seit 20 Jahren. Ihre günstige Lage zur Viehzucht, hatte die ersten Spekulanten an sich gezogen. Die Natur hat hier selbst den Buschwald nicht nur an vielen Stellen gelichtet, sondern auch natürliche Potreros geschaffen, deren Hervorbringung anderwärts im Lande viel Zeit und Geld erfordern. Für Mais, Zuckerrohr und Bananen ist das Terrain nur in der Nähe der Flüßchen ergiebig. Der Boden der Anhöhe ist zum Theil etwas mager, was man beim ersten Blick an der verkümmerten wilden Vegetation beobachtet. Der Bodenwerth ist billig. Man könnte hier die Manzane Landes für 5 Pesos erhalten. Der Besitz Don Ramons erstreckt sich mehrere Meilen weit bis an das linke Ufer des Rio Grande. Zu einer deutschen Niederlassung ist die Gegend wegen ihrer zu heißen Temperatur und ihrer Ungesundheit nicht zu empfehlen. Don Ramon und seine Leute leiden hier oft an Wechselfiebern. Er bewohnt die Hacienda seit 10 Jahren, und hat sich, obwohl ein Mann im schönsten Lebensalter, noch nicht zum Ehestande entschließen können, was uns billig in Verwunderung setzte, denn der Wohlstand des Besitzers, wie die Einsamkeit seines Aufenthalts schien uns zu einem häuslichen Leben ziemlich einladend.

Wir übernachteten in Pigres, und brachen Tags darauf, nachdem wir vortrefflich gefrühstückt hatten, nach der Mündung des Rio Grande auf. Unser gastfreundlicher Wirth nahm nicht nur keine Vergütung an, sondern nöthigte uns noch das Versprechen ab, bei unserer Rückkehr von Tarcoles den Weg wieder über Pigres zu nehmen. Der Alcade ließ seine ganze Heuschreckenexpedition im Stiche. Er schien ganz zufrieden, den Befehl der Regierung wenigstens damit buchstäblich Genüge geleistet zu haben, daß er einen Zug gegen die feindlichen Insekten unternommen. Das Vertilgungsgeschäft selber überließ er dem freiwilligen Eifer seiner Leute. Ein Dutzend derselben hatte sich wirklich auf die Beine gemacht, und wir sahen die Leute am Waldsaume mit langen Stöcken in Gras und Büsche tapfer hineinschlagen. Ob sie aber nur ein einziges Insekt wirklich trafen, schien ihnen ganz gleichgültig, genug sie klopften auf die Grashüpfer getreu der Befehle ihrer hochlöblichen Behörde. Im günstigsten Fall wurden einige Dutzend von den Millionen todt geschlagen, aber die Heuschreckenvertilger haben auch bei jedem Tritte mehr Futterkräuter niedergetreten, als einige Dutzend Insekten in einer Woche verzehrten. Die übrigen Reiter von San Matteo hatten sich nicht einmal zu dieser kleinen Anstrengung bequemt, sondern lagerten fortwährend auf dem Bauche vor der Küche der Hacienda. Gegen Mittag stieg die ganze Expeditionskolonne wieder zu Pferde, um nach Hause zu reiten, und der Heuschreckenfeldzug war beendigt *).

Wir setzten unsere Wanderung durch die Waldgegenden fort. Die Kühe hatte man wieder freigelassen, und sie klingelten zerstreut aus dem Walde. Die Viehzucht ist im Vergleiche mit unserer nordischen, welche die Thiere in warmen Ställen unterbringen und

*) Der Leser entschuldige diese umständliche Schilderung der Locustiden-Expedition. Sie scheint uns geeignet ihm einen Begriff von der Schlaffheit des Charakters dieser Bevölkerung zu geben.

sieben Monate des Jahres hindurch für Heufütterung sorgen muß, mit ebenso wenig Mühe als Kosten verbunden. Während des Tages läßt man die Kühe selbst ihr Futter suchen. Sie gehen gewöhnlich eine Stunde weit von der Hacienda weg nach irgend einer der Waldwiesen und scheinen eben so gerne Büsche als niedere Kräuter zu verzehren. Gegen Abend kehren sie freiwillig zur Hacienda zurück, weil sie entweder ihre Kälber dort haben, oder ihre gehörnten Geschwister der Gesellschaft wegen aufsuchen. Manchmal bleibt eine Kuh auch mehrere Tage und selbst Wochen aus, kommt aber zuletzt immer wieder zum Vorschein, und Don Ramon versicherte, daß der Verlust einer Kuh durch einen Tiger (Jaguar), ein überaus seltener Fall sei, der sich seit seiner 10jährigen Bewirthschaftung erst zwei oder drei Mal ereignet habe. Auch da war man nicht überzeugt, ob die Klauen eines Jaguars, oder die Hand eines Diebes, oder sonst ein Zufall den Verlust verursacht hatte.

Unser Waldritt nach dem Meeresstrande zwischen der Mündung des Machuca und dem Rio Grande, dauerte etwa drei Stunden, und war unterhaltender als irgend einer der früheren, da nicht nur die Jagd hier überaus ergiebig ist, sondern auch die Natur des Forstes das Eindringen in das Dickicht ungleich mehr erleichtert, als in allen andern Gegenden des Landes, die wir bis jetzt gesehen. Die Physiognomie der Wälder Costa Rica's, ist zwischen den beiden Abfällen der Cordilleras merkwürdig verschieden. An der Seite des stillen Oceans in Costa Rica erreichen, wie wir bereits in einem frühern Kapitel erwähnten, die Bäume selten die volle kolossale Höhe, wie auf der atlantischen Seite. Die Humusdecke ist hier bei weitem nicht so mächtig, wie am Sarapiqui. Wenn auch der gleiche Grad des Lichtreizes statt findet, so ist doch die Einwirkung von Wärme und Feuchtigkeit nicht so stark und gleichmäßig, wie in den östlichen Wäldern. Daher außer der geringern Höhe und Dickstämmigkeit der Bäume auch eine bedeutende Verminderung der Parasiten und Lianen, überhaupt aller Pflanzen,

die entweder auf fremden Stämmen wurzeln oder doch ihrer als Stützen bedürfen. Auch die Mannigfaltigkeit der Baumarten hat die atlantische Seite vor der pacifischen voraus, was man besonders bei den Palmen, den baumartigen Farrenkräutern, den Bombaceen und Swietineen bemerkt. Obwohl es auch hier in der Nähe der Flüsse Stellen gibt, welche an Großartigkeit des Vegetationsgemäldes mit den Uferlandschaften des Rio San Juan und des Sarapiqui sich wohl vergleichen lassen, so steht doch hier die Kraft des Pflanzenwuchses und die Majestät des Urwaldes im Großen betrachtet, dem Osten des Landes bedeutend nach.

Man bemerkt hier den deprimirenden Einfluß der trockenen Jahreszeit, während welcher eine Hauptnahrungsquelle der Vegetation, das Wasser fehlt. Die Atmosphäre ist vom December bis April nicht so reich mit Kohlensäure geschwängert. Während dieser 5 Monate stockt das Wachsthum der Bäume. Viele parasitischen Pflanzen versengen und sterben ab, wie ein Theil der niedern Kräuter. Es tritt hier zwar kein todtenähnlicher Schlaf der Natur, wie im Norden während des Winters, aber doch eine gewisse Ruhe im Leben der Vegetation ein, welche sich erst mit dem Beginn des Aprilregen wieder zu einem kräftigern Leben regt. An der atlantischen Seite, wo der feuchte Niederschlag zwar in gewissen Monaten sich mindert, aber nie ganz unterbrochen wird, dauert auch die Thätigkeit in der großen Werkstätte der Flora ohne Pause fort. Das Wachsthum der Lianen findet nie eine Beschränkung, die Schmarotzer schlürfen fortwährend durch die Wurzeln die nöthige Feuchtigkeit ein. Der Verwesungsproceß abgestorbener Organismen dauert unter solchen Verhältnissen das ganze Jahr fort, und der feuchte Waldboden bildet eine nie versiegende Quelle von Kohlensäure. Mittelst der kräftigen Agentien des Lichts, der Wärme und des Regens findet der Athmungsproceß des Waldes, dessen Pflanzen rastlos Kohlensäure einschlürfen und Sauerstoff aushauchen, nie eine Störung. Der Kohlenstoff liefert das Baumaterial zu den Riesenstämmen, wäh-

rend der Wald die mannigfaltigsten Farbenstoffe seiner Blüthen zugleich aus der Farbenmuschel des Himmels nimmt. Jeder kundige Leser weiß ja, daß es die Luft, deren Schein das Himmelsgewölbe darstellt, nicht die Erde ist, welche die Stoffe liefert, aus denen die Pflanzenfarben sich entwickeln. Die Erde gibt nur die grobe Unterlage, gleichsam die Leinwand dazu. Kohlensäure und Sauerstoff sind bei der Erzeugung der Pflanzenfarben hauptsächlich betheiligt, während aus der Erde die nöthigen Mineralbestandtheile in die Wurzeln übergehen.

Stehen die Wälder im westlichen Costa Rica an grandioser Erhabenheit der östlichen Waldvegetation nach, so besitzen sie dagegen einen freundlicheren, mehr parkähnlichen Landschaftscharakter. Im dicken, finstern Urforst, den die östlichen Flüsse durchströmen, überfällt den Wanderer, der an den Anblick primitiver Tropenwaldungen noch nicht gewöhnt ist, neben dem Erstaunen auch ein Gefühl des Grauens. Kein säuselnder Wind und kein Sonnenstrahl dringt dort durch die dichten Laubgewölbe und das Schlingpflanzendach, das sich oft von Wipfel zu Wipfel zieht; kein Teppich von niederen Pflanzen schmückt den Boden, und labet zur Ruhe ein. Während der Mittagsstunde herrscht ein geisterhaftes Schweigen, das mitunter nur durch kreischende Cicaden, oder durch die furchtbare Baßstimme der Brüllaffen unterbrochen wird. Der Landschaftscharakter ist wilder und imposanter, aber auch monotoner, während die Physiognomien der pacifischen Waldungen, wo Bäume von mäßiger Höhe oder Buschwerk oft in weitem Umfange den Hochwald verdrängt, zwar weniger tropisch, minder prächtig, aber auch lange nicht so schwermüthig. Es kommen besonders südwestlich von Pigres kleine Waldwiesen, natürliche Savannen, häufig vor, auf denen kleine, lichtbraune Hirsche (Venaos) in ganzen Rudeln weiden, und deren grüner Grund von girrenden Turteltauben belebt ist, während Colibri's von verschiedenster Färbung, bald glänzend grün, bald buntgefleckt, mit dem Schimmer des Rubins oder dem

Glanze des Smaragds, den Honigseim der Buschblüthen lecken, und als Liebesboten der Flora den befruchtenden Antherenstaub von einer Corolla zur andern tragen. Der Urwald ist hier fast heiter, und hat seine Schauer verloren.

Ueberall, wo der Hochwald schwindet, tritt die Cuiolpalme mit schlankem, hohem Stamm, der mit geraden und feinen, äußerst spitzigen Stacheln fast von Stecknadellänge besetzt ist, und über dessen Spitze eine schöne Krone mit harten, nußartigen Früchten in dichten Trauben, die nicht größer als unsere Welschnüsse sind, und von den Eingebornen mit Vorliebe gegessen werden, bald einzeln, bald in großer Zahl auf. Mit der Cuiolpalme kommen verschiedene Arten von Ananaspflanzen, Aloes und Dunas (Cacteen) hier zahlreicher vor, als ich sie anderwärts gesehen. Von Cacteen erscheint eine kugelförmige Art nicht häufig. Andere Species stehen in hohen, vieleckigen Säulen, wie Orgelpfeifen, aufrecht, und sind oft mit Flechten bedeckt. Diese Cactusarten nehmen gegen den Rio grande hin bedeutend zu, und bedecken oft überwiegend die lichteren und trockeneren Stellen des Waldes. Wilde Pisangbüsche werden dagegen immer seltener, und schmücken nur die tiefen Schluchten an den Flußbetten, weil ihnen wahrscheinlich die höheren Hügelstellen nicht feucht genug sind. Dagegen sind die baumartigen, tropischen Gräser, welche jeder säuselnde Luftzug ebenso leicht zum Rauschen bringt, wie unsere Zitterpappel, hier unendlich häufiger als in den Waldungen zwischen Desengaño und dem Sarapiqui. Auf dem Wege nach San Matteo und Pigres sieht man zwar viele Riesenbäume, sie stehen aber doch ziemlich vereinzelt, und werden immer seltener, je mehr man sich dem Dünensande der Küste nähert. Zwei Arten von Cedrelen mit hellgrauer Rinde und gewaltigem Umfang des Laubdaches treten mit dem ihnen nahe verwandten ächten Mahagonibaum auf, der mit seinem cylindrischen Stamm und seinem schönen, vieläftigen Laubgerüste, glänzende, dunkelgrüne Blätter tragend, einer der stolzesten Bäume ist, wie auch der Ron=

ron, der ein noch schöneres und schwereres, röthlichbraun geadertes Schmuckholz liefert. Dazu kommen gerbstoffreiche Manglebäume, verschiedene Bombaceen, Mimosen, Voladoren und kolossale Igeron, dessen seltsam herabhängende Aeste, die in der Erde neue Wurzeln treiben, mitunter wundervolle Bauten aufführen, durchbrochene Pfeiler und verschiedenartiges Schnörkelwerk, fast im gothischen Style, bildend.

Unter den Schlingpflanzen sind lange, blattlose Bauhinien, die wie Tauwerk über die verschiedenen Bäume sich hinziehen, und in den höhern Gegenden des Rio grande oft von einem Ufer zum andern reichen, Passifloren und Paullinien besonders reich vertreten, während die Sarsaparilla mit ihren rothen, gelbgemischten Blumen sich an die Baumstämme schmiegt, und unter den farbenprunkenden Blumen die Orchideen, die in sonderbaren Formen bald sitzenden Schmetterlingen, oder dem Colibri mit ausgespannten Flügeln ähneln, auf vielen lebenden und todten Stämmen wachsen. Darunter sind mehrere Vanillearten, durch hellgrüne saftvolle Blätter und durch vielfarbige Blüthen von wunderbarem Baue ausgezeichnet, mit schmalen, köstlich duftenden Fruchtkapseln, besonders an den schattigen Stellen überaus häufig. An ihnen naschen mit Vorliebe die großen, schöngezeichneten Hipparchen, welche Augenflecken an der Hinterseite der Flügel tragen, Lolias und andere glänzende Falterarten. Eine gelbe, schwarzgefleckte Lydaart bedeckte die Blüthen mancher Büsche, wie bei uns die spanischen Fliegen.

Da wir öfters halt machten, um zu jagen, verzögerte sich unsere Ankunft an der Küste einige Stunden. Die Hirsche ließen sich nicht beschleichen, obwohl wir ihnen manchmal bis auf zweihundert Schritte nahe kamen. Unter verschiedenen Affenarten, die sich hier sehen ließen, erblickte ich zum erstenmal den Cebus Monachus, der am Vorderkopf ein aufgerichtetes Haarbouquet trägt,

und dessen Gesicht mit gelblichen Haaren bedeckt ist. Er schaute vom Baume herab, ohne zu fliehen. Mein Begleiter versicherte, daß dieser Affe ein überaus sanftes Naturell habe, der liebenswürdigste von allen Affen Costa Rica's sei, und daß er ihn deshalb auch nicht schießen wolle. Wir schossen dafür einige Hasen und viele Tauben, die wir uns am Rio grande, wo wir in der Hütte des Fischers Santos Majarete keine Lebensmittel fanden, wohlschmecken ließen.

Von der Mündung des Machuca reitet man dem Strande entlang, rechts der Ocean, links der Wald, in drei Stunden nach dem Rio grande. An mehreren Stellen wird die Passage durch vorspringende Felsen so verengt, daß man durch die Brandung selbst reiten muß, und den Augenblick abwartet, wo die größte Welle sich am Felsen gebrochen. Wir gaben unsern scheuenden Thieren die Sporen, und umritten im Galopp die äußerste Felswand in weniger als einer halben Minute. Das Meerwasser drang meiner Mula bis an den Bauch, und das Pferd unseres Dieners, der zuletzt ritt, wurde von einer stärkern Welle erfaßt, und beim Zurückprallen vom Felsen fast in die Tiefe der Hauptbrandung geschleudert. Zum Glück war es ein starkes Thier, das diese Reise schon öfters gemacht hatte und kräftig gegen das Ufer zurückschwamm, wo eine dritte Welle es auf den Sand warf. Wäre diese vorspringende Klippe nur 10 Fuß breiter gewesen, so hätte der Wellenschlag wahrscheinlich uns alle drei erfaßt und in das Bereich jener großen Wasserwalze gerissen, die mit ungeheurer Gewalt etwa 200 Schritte vor dem Felsen sich bricht, und selbst Fahrzeuge zerschmettert.

Die Gefahr ist um so größer, weil dem Strande entlang viele Haifische schwimmen. Wir zählten deren in nicht sehr großer Entfernung mehrere Hundert. Die Rückenflosse und selbst ein Theil des Rückens ragt gewöhnlich aus dem Wasser. Manche dieser Haie wagten sich bis auf drei Schritte vom Ufer. Ich versuchte mit

Herrn Rogaz's Kugelbüchse auf einen der nächsten Haifische zu schießen, im Augenblick, als die aufschwellende Walze der Brandung ihn einen halben Fuß über die Fläche des Meeres hob. Mit einem gewaltigen Schlage des Schwanzes sprang der Fisch empor, als er die Kugel spürte, wiederholte zwei- bis dreimal diese Sprünge, peitschte den Flugsand mit seinem Schwanze und machte, als es ihm gelang, tiefer in das Meer zurückzurudern, bald auf-, bald untertauchend, noch mehrere Minutenlang so heftige Bewegung, daß wir ihn tödtlich verletzt glaubten. Er tauchte zuletzt tief unter, und kam nicht mehr zum Vorschein.

An anderen Stellen des Strandes springen die aus grobem Conglomerat bestehenden Klippen so weit in das Meer hinein, daß man nicht wagen kann, sie von der Wasserseite zu umgehen, und über die Felsen selbst reiten muß. Dieser Weg ist äußerst beschwerlich. Sogar der Alcalde stieg ein paarmal ab, um sein Pferd selbst zu führen, weil er der Sicherheit seiner Beine nicht mehr traute. Alle diese Klippen sind bis dicht an den Abhängen mit den schönsten Pflanzen des Südens bewachsen, und der Hochwald reicht an vielen Stellen bis an den schmalen Streif des Dünensandes. Hier fand ich Agaveblüthenstengel von 16—22 Fuß Höhe. Wir schlugen mehrere ab, und nahmen sie auf der Heimkehr mit nach San Matteo. Das reiche Mark der trockenen Agavestengel eignet sich besonders gut zur Auskleidung der Insektenkästen.

Das scharfe, geübte Auge des Don José Maria entdeckte hier noch andere Ressourcen, die ein Neuling sicherlich nicht finden würde. An drei Stellen verriethen die Spuren im Flugsande das nächtliche Landen großer Schildkröten. Ein zwei Fuß breiter Streif von durchwühltem Sandboden deutet den Marsch der Schildkröte an, die manchmal 20—30 Schritt weit landeinwärts geht, dann gewöhnlich eine Biegung macht, und das Loch für ihre Eier gräbt.

Die runden Eier mit papierdünner, biegsamer Schale liegen 2 bis $2\frac{1}{2}$ Fuß tief unter der Oberfläche des Sandes. Die Schildkröte hat so viel Instinkt, daß sie die Gefahr ahndet, die ihre Eier bedroht, und deshalb den Sand nicht nur sorgfältig wieder über das Loch schüttet, sondern auch alle weiteren Spuren wegzuscharren sucht, und dann in's Meer zurückkehrt, ohne sich weiter um ihre Eier zu kümmern. Es gehört ein sehr geübtes Auge dazu, um ohne langes Suchen und Graben die rechte Stelle zu finden, denn die Sandspuren täuschen oft sehr. Der Alcalde stieß mit einem spitzigen Stock in den Sand, und nach längstens 5 Minuten hatte er gewöhnlich den Eiervorrath entdeckt. Die Beute lieferte über 400 Schildkröteneier. Diese schmecken zwar zarter und angenehmer als Hühnereier, sind aber schwerer zu verdauen. Wir fanden außerdem ziemlich viele Cocosnüsse am Strande, die durch die Strömung von verschiedenen Seiten des Golfes, welcher der Küste entlang mit vielen Cocospalmen bedeckt ist, an das Ufer gespült worden. Wegen der großen Zahl der Nüsse aßen wir nur den getrockneten Saft des innern Kerns, der sehr zart und lieblich schmeckt, und warfen den äußern Kern weg, da unser Diener, der schon mit der Jagdausbeute und den Schildkröteneiern übermäßig beladen war, sich geradezu weigerte, die schweren Cocosnüsse bis nach Tarcoles zu tragen.

Nach dreistündigem Ritt am Strande erreichten wir endlich sehr ermüdet die Mündung des Rio grande. Das Fischerhaus steht am linken Ufer. Auf unser wiederholtes Schreien stieß ein mit zwei Frauen bemannter Kahn ab, der genöthigt war, einen bedeutenden Umweg stromaufwärts zu machen, da eben die Fluth mit Heftigkeit in den Fluß eindrang. Das Boot konnte nicht bis zur Stelle fahren, wo viele umgestürzte Waldbäume unser Weiterreiten hinderten. Wir waren genöthigt, unsere Thiere mit zusammengekoppelten Vorderbeinen zurückzulassen, und über zahllose Baumstämme kletternd, einen äußerst mühsamen Weg bis eine halbe Meile

von der Mündung entfernt noch die Stelle zurückzulegen, wo uns die Frauen mit dem Boote erwarteten. Alle Männer des Fischerhäuschens waren auf hoher See zum Fang abgegangen, und wurden erst am andern Tage zurück erwartet.

Der Rio Grande hat hier nahezu die Breite des Rheins bei Köln, verengt sich aber eine Meile weit stromaufwärts bedeutend. Er ist bis las Trojas 4 Leguas von der Mündung wahrscheinlich schiffbar. Doch waren die bisherigen Untersuchungen mit der Sonde noch nicht genügend, um mit Sicherheit darauf zu bauen. An vielen Stellen wird die Schifffahrt durch Baumstämme erschwert, deren Spitzen stromabwärts gekehrt, im Sommer bei niederem Wasserstande aus dem Fluß hervorragen, in der Regenzeit aber meist unsichtbar sind. Ihre Gegenwart kann man nur durch ein leichtes Kräuseln des Wassers errathen, und für Schiffe, die nicht einen sehr vorsichtigen und erfahrenen Piloten haben, Gefahr bringen. Die Uferlandschaften des Rio Grande gehören zu den schönsten, die ich gesehen. Einer der mächtigsten Bäume, der sich hier an das Ufer drängt und an Zahl vorherrscht, ist der Manglebaum (Rhizophora mangle), dessen Wurzeläste sich hoch über dem Erdboden erheben, und dem Neuling, der diesen Baum zum ersten Mal erblickt, wahrscheinlich zu der irrigen Meinung verleiten, daß der Fluß hier den Waldboden weggespült und die Baumwurzeln entblößt habe. Dieser Baum liefert nach der Versicherung des Herrn Rogaz außer dem Gerbstoff auch ein vortreffliches Baumaterial.

Wir übernachteten in der Fischerhütte, die nach dem Landesbrauch nur aus eingerammten Rohrstangen erbaut, übrigens sauber gehalten war. Mosquitos und Sandfliegen rauben hier jeden die Nachtruhe, der nicht mit so dicker Haut gesegnet ist, wie der Herr Alcade von San Matteo, der die ganze Nacht an meiner Seite schnarrchte, während ich juckte und die Dipteren der Tropenzone verwünschte. Ein Spaziergang Tags darauf im Sonnenschein des

frischen Morgens, söhnte freilich mit der Natur dieser Zone wieder aus. Sie hat zwar sehr widerwärtige Mosquito's und Simulinenarten, aber auch eine herrliche Pflanzenwelt geschaffen. Der schönste Himmel mit einzelnen prachtvollen Wolkenbildern wölbte seine feinblaue Kuppel über mächtige Wälder, einen ansehnlichen Fluß und den majestätischen Ocean, der hier an der Mündung des Rio Grande, wo eine Sandbarre ziemlich weit hinaus in die Fluth reicht, noch gewaltigere Schaumwogen wälzt, als an der Mündung der Barranca. Der Fischerhütte gegenüber lag eine große Sandinsel fast mitten im Fluß, die ein Lieblingsaufenthalt der Krokodile ist. Schon in der Morgensonne lag ein Dutzend da, wohlig ausgestreckt und so unbeweglich wie Holzklötze. Mit eintretenter Ebbe und höher steigenden Sonne mehrte sich ihre Zahl. Wir sahen sie in langsamer Bewegung vom Flusse und vom Meere her, Kopf und Rücken einige Zoll aus dem Wasser streckend, gegen das Eiland schwimmen und dann schwerfällig über dem flachen Rande der Insel hinauf watscheln, um sich eine möglichst bequeme Stelle zum Mittagsschläfchen auszusuchen. Von Stund zu Stunde mehrte sich die Zahl dieser riesigen Saurier, deren Länge wir nicht messen konnten, die wir aber in den größten Individuen auf 15—16 Fuß schätzten. Gegen Mittag, als wir uns zum Aufbruch nach Tarcoles bereiteten, zählten wir bereits über 90 Krokodile auf der Sandinsel, und noch immer kamen neue herangeschwommen und gewatschelt. Ich schlug meinen Gefährten vor, mit dem Fischerboote nach der Insel zu fahren, um Jagd auf die Krokodile zu machen. Der Alcade und sein Muchacho hatten aber nicht die geringste Lust dazu.

Die Fischer, welche erst spät von ihrer Fahrt heimkehrten, versicherten gleichwohl, daß diese Alligatoren auf dem Lande sehr feig seien, und selten die Annäherung eines Menschen abwarteten, ja, daß sie selbst im Wasser sich vor den Ruderschlägen der Kähne flüchten, Nie erinnert man sich hier ähnlicher Unfälle, wie

sie die Reisenden am Orinoco und am Amazonenstrom von badenden Männern oder wasserholenden Weibern erzählen.

Die Entfernung von der Mündung des Rio Grande bis nach Tarcoles, beträgt nur eine kleine Stunde. Der Ort ist aber durch einen an der Nordseite vorspringenden Felsen verdeckt, und erst sichtbar, wenn man diesen Felsen umgangen hat. Der Weg führt dem Meere entlang, und ist während der Fluth, besonders bei stark bewegtem Meer, nicht ohne Gefahr, da man über einen Theil des Felsens selbst steigen muß, welchen das Wasser ausgewaschen hat, und an dem bei der Fluth die Brandung sich mit großer Gewalt bricht. Hier fand ich eine Menge von schön erhaltenen Schalthierresten am sandigen Strande, und die Zahl dieser Muscheln nahm immer mehr zu, je näher wir dem Ziele unserer Reise kamen.

Tarcoles liegt fast dicht am Strande, und besteht aus etwa dreißig Rohrhütten, welche von den Kronen der Kokospalmen überragt sind. Der Ort hat für die Gegenwart noch nicht die mindeste Bedeutung, dürfte aber von hoher Wichtigkeit für den Handel Costa Rica's werden, wenn das Projekt der Beschiffung des Rio Grande von las Trojas bis Tarcoles durch kleine Dampfer zur Ausführung kommt, und die Fahrstraße von San Matteo bis las Trojas beendigt wird. Der Hafen von Tarcoles hat einige unbestreitbare Vortheile vor Punta Arenas voraus.

Tarcoles ist in gerader Richtung, und fast zwei Leguas näher bei San José, als Punta Arenas, und die Beschiffung des Rio Grande würde fast ein Dritttheil des Landtransports ersparen, der bei der kurzen Dauer der trockenen Jahreszeit, wo allein die Landstraße fahrbar ist, und bei dem Mangel an Frachtwagen in Costa Rica so schwierig ist. Die Entfernung von San Matteo bis las Trojas beträgt kaum 3 Leguas. Das Terrain bietet zur Anlegung einer Fahrstraße keine Schwierigkeiten. Alle bisher gemachten Untersuchungen des Rio Grande sind der Schiffbarkeit desselben durch Steamers günstig. Die geringste Tiefe, die wir

im Hauptkanal des Flußbettes zwischen der Mündung und las Trojas fanden, war zwei Metres, und nach der Versicherung des Fischers, Santos Mejarete, die geringste Tiefe im Kanal der Barre, einen Meter. Was die Brandung anbelangt, von deren unüberwindlicher Gewalt man uns in Punta Arenas so viel erzählt hatte, so glaube ich nicht, daß dieselbe für einen gut gebauten Dampfer gefährlicher ist, als für die schwache Barke des Fischers, der jede Woche ein Paarmal über diese Brandung aus- und einfährt, ohne je einen Unfall erlitten zu haben *).

Der Ankerplatz der Bai von Tarcoles an der Südostseite ist ziemlich sicher, und gestattet den großen Kauffahrteischiffen sich dem Gestade etwas mehr zu nähern, als in Punta Arenas. Die Brandung ist hier bedeutend schwächer, und Windstöße sind nach allen Erkundigungen, die wir eingezogen, sehr selten. Gegen Süd- und Ostwinde ist der Hafen gesichert; die Westwinde sind hier nie gefährlich, und die Nordwinde steigern sich nur während einiger Monate des Sommers zu heftigen Stürmen. Die Kraft der Wellen

*) Wenige Wochen vor unserem Besuch am Rio grande hielt sich dort ein ehemaliger französischer Schiffscapitän, Henri Meynard auf, der von der Regierung beauftragt war, sowohl in der Bai von Tarcoles, als auch im Flußbett die nöthigen Messungen vorzunehmen. Er fand auf der Sandbarre, an welcher die Brandung sich bricht, eine mittlere Tiefe von 3½ Varas auf einer Breite von 20 Varas, und in einer Länge von 20—25 Varas. Die Differenz des Wasserstandes bei Ebbe und Fluth, betrug 1⅞ Varas. Nach der Versicherung des Fischers, Don Santos, der auch Herrn Meynard führte, ist die Barre im Sommer weit besser, als im Winter, sowohl der häufigen Windstille im Golfe, als der geringern Wassermasse des Flusses wegen, dessen Strömung sich nicht mehr mit solcher Heftigkeit gegen die entgegengesetzte Brandung des Meeres bricht. Bei heftigen Stürmen und sehr hochgehender See kann man die Barre nicht ohne die größte Gefahr überschreiten. Eine solche Unterbrechung dauert aber bei heftigem Nordwind nur über fünf Tage. Die Strömung des Flusses beim Eintritt in das Meer theilt sich in zwei Theile. Die Eine richtet sich nach dem Fahrwasserkanal, die Andere drängt sich nach dem rechten Ufer der Mündung. Herr Meynard, der nicht ganz bis las Trojas fuhr, fand bei seinen Messungen der Tiefe des Fahrwassers im Rio Grande 3—4 Varas.

wird durch die Berge, welche den Golf von Nicoya im Norden umsäumen, beträchtlich vermindert. Wenn aber auch der Ankerplatz bei späterer Erfahrung diese Hoffnungen nicht bewähren sollte, so bietet der Fluß selbst noch bei ruhiger See einen sichern Ankergrund.

Gegen diese natürlichen Vortheile des projectirten Hafens von Tarcoles hat man nicht ohne Grund die Sanitätsrücksichten eingewendet, welche zu Gunsten des Hafens von Punta Arenas sind. Letztere Stadt steht wenigstens auf einem trockenen Grunde, und ist ziemlich weit von den Sümpfen der Waldufer entfernt, während Tarcoles dicht am Rande eines feuchten, unendlich fruchtbaren und mit der reichsten Vegetation geschmückten Bodens steht, der aber alle Zeichen der Ungesundheit trägt, obgleich die Bäche, welche sich hier in das Meer ergießen, ein ziemlich beträchtliches Gefälle haben, und der Rio del Tarcoles auch ein ziemlich reines, angenehm schmeckendes Wasser liefert. Die Bewohner, die wir befragten, versicherten uns, daß Wechselfieber selten seien, klagten aber sehr über das Ungeziefer, die Mosquitos und die Sandfliegen, die auch uns während eines kurzen Aufenthaltes noch mehr als an der Muelle des Sarapiqui plagten.

Die neue Stadt Tarcoles würde, wenn sie durch eine Versetzung des Hafens jene Ausdehnung erhält, wie sie die Actionäre der Dampfschiffe des Rio Grande beabsichtigen, einen Theil der Ebene einnehmen, die hier mit Wald und Pflanzungen bedeckt, in einem Halbkessel von Bergen eingekeilt ist, mit der Aussicht auf den Golf und den freien Ocean im Südwesten. In einem halben Jahrhundert könnte man es wohl erleben, daß die Häusermasse sich von Südwest nach Nordost ausdehnend, bis an den Fuß der Cordilleras hinzöge, deren äußerste Ausläufer hier den Strand des Meeres berühren.

Eine fruchtbarere Erde, als der Boden der Umgebung sie bietet, wird man kaum irgendwo finden. Auf engem Raume sind

hier die schönsten und vornehmsten Repräsentanten tropischer Pflanzengeschlechter vereinigt, vor allen die Kokospalme, die hier nicht sehr hoch, aber von außerordentlicher Größe und Schönheit der Krone ist. Die gefiederten Blätter streben aufwärts, weil wahrscheinlich die meisten dieser Bäume, obwohl reich an Früchten, noch ziemlich jung sind. Alte Kokospalmen tragen, bekanntlich ihre Blätter mehr der Horizontallinie genähert. Hier streben sie fast eben so stolz in die Höhe, wie die Zweige des Cucurito und der Jaguarpalme. Die Foliola sind kammartig in einer Fläche dicht aneinander gereiht, mit steifen Parenchyma. Die Farbe ist frischer grün wie die der in Form so nah verwandten afrikanischen Dattelpalme, und spielt in's Gelbliche. Die schweren dreikantigen Nüsse hängen unter der Krone. Weiter landeinwärts, gegen den Fuß der Andes, sieht man auch die Mauritiuspalme, welche schöne gelbrothe oder bräunliche Früchte trägt, mit glatter Oberfläche, die Humboldt mit dem Anblick junger Tannzapfen vergleicht, neben der an Höhe sie überragenden Oelpalme, mitten unter wilden Pisangbüschen sehr häufig. Die Oelpalme ziert nicht blos den Fuß der Berge, sondern geht auch an den Abhängen bis etwa 1000′ hinauf, und in den höhern Stufen der Vegetationsscala erheben sich die schönen Kronen, baumartige Farrenkräuter am schlanken Schaft. In der Ebene selbst bildet der wilde Ananas mit anderen Aloeformen ein noch häufigeres Unkraut, als der säulenförmige Cactus und die Mimosen, die mehr die Terrassen der buschreichen Klippen zieren. Der Pfefferstrauch, der Melonenbaum, die Sarsaparilla, das Brasilienholz aus der Familie der Leguminosen, der Vanillestrauch sind hier eben so häufig als das verwilderte Zuckerrohr, und der Cacaobaum, den ich hier zum ersten Mal unter dem Schatten der Bananenbäume sah. Nur der Brodfruchtbaum scheint unter den bekanntesten Tropengewächsen Central-Amerikas zu fehlen, obwohl man uns versicherte, daß er zwischen Esparza und Punta Arenas und an verschiedenen Punkten des Golfes von Nicoya ein-

zeln wächst. Die prächtigste Figur aber macht hier der Pisang, von dem ein herrlicher Hain wenige Schritte hinter den Rohrhütten beginnt und mit Cacaobäumen untermischt, sich weit in die eigentliche Wildniß ausdehnt. Hinter dem Pisangwäldchen beginnt der eigentliche Urwald, der durch die kolossalsten Gestalten von Cedrelen, Eisenholzbäumen, Manglebäumen, Seidenbaumwollbäumen, Mimosen, Akazien, Gelbholzbäumen, Igerons, Ronrons und Caobas oder echten Mahagonibäumen gebildet ist. Die Aequinoctial-Flora erscheint auf dem engen Raume der Bay von Tarcoles in ihren fremdartigsten und kolossalsten Formen.

Diese paradiesische Landschaft von Tarcoles ist nicht das großartigste, aber das reizendste Naturbild, das ich jemals in so engen Rahmen gesehen habe. Alle Naturschönheiten sind hier in auffallender Nähe angehäuft, nur der monumentale Schmuck fehlt, den anderwärts die menschliche Cultur hinzugefügt. Die herrlichsten Landschaftsbilder von Italien, Kolchis, Georgien und Kleinasien, die sich meiner Erinnerung eingeprägt, mußten hier schwinden, und wenn die weltberühmten Ansichten des goldnen Horns von Constantinopel und der Bucht von Neapel durch die Beigabe kunstvoller Bauwerke in Form und Farben noch reichere Glanzeffecte hervorbringen, wenn gewisse Alpenlandschaften der Schweiz durch Anhäufung kolossaler, mit silbernen Firnen gekrönter und mit Gletschern gepanzerter Bergmassen, und durch die malerische Vertheilung ihrer See'n in den Thalgründen, auf eine für den wilden und erhabenen Naturcharakter empfängliche Phantasie beim ersten Anblick einen noch mächtigern Eindruck machen, so ist hier durch die Verbindung anderer Objecte: durch einen inselreichen Golf voll pitoresker Felslinien und durch das stille Weltmeer, das sich gegen Süden in unübersehbare Räume ausdehnt, durch eine Flußmündung, welche außer der Prachtdekoration des Urwaldes noch seinen dreifachen Schaumring tosender Brandwogen verschönert, durch die tropischen Organismen, die hier auf schmalem Raume die edel-

sten Gestalten der Flora dieser Zone zeigen, durch ein von mächtigen Vulkanen überragtes Hochgebirge, dessen reich gegliederte Scenerie das Proscenium der Landschaft schließt, ein Naturgemälde geschaffen, welches das Schönste Costa Rica's, und wahrscheinlich eines der herrlichsten auf der weiten Oberfläche unsers Planeten ist.

M. W.

XXIX.

Aufenthalt und Ausflüge am Golf von Nicoya.

Es war eine freundliche Mondnacht, als ich in einer Barke mit dem Gouverneur von Punta Arenas, dem gastlichen Don José Maria Cañas, nach dessen Landsitz an der Westseite des Golfes fuhr. Die ausgiebigen Ruderschläge von vier derbkräftigen, halbindianischen Marineros brachten uns in ungefähr drei Stunden dahin. Ich hatte die Absicht, diese Besitzung, die der frühere Eigenthümer, ein begeisterter Altspanier, zur Erinnerung an den berühmten Sieg des Juan d'Austria Lepanto benannte, ihrer günstigen Lage wegen zum Ausgangspunkte meiner verschiedenen Excursionen im Golfe zu machen, und wurde durch die herzliche Aufnahme ihres dermaligen Besitzers, eines eingewanderten San Salvadorensers, noch mehr dazu eingeladen.

Die Hacienda Lepanto ist südwestlich von Punta Arenas in einer kleinen Biegung des Golfes gelegen. Die Fruchtbarkeit ihres Bodens eignet sich, wie die Erfahrung lehrt, besonders für die Cultur der Bananen, des Zuckerrohrs, von Cacao, Mais, Bohnen, Reis, Ananas, Cocospalmen und zu Viehweiden. Die Vegetation ist eine reiche und üppige. Orangenbäume, Manglebäume, Marañons 2c. reichen fast bis dicht an den Meeresstrand hinab, und die Ufer sind mit dem schönsten Grün geschmückt. Die Hauptcultur ist die der Bananen, von welchem edlen Fruchtbaume sich ganze Wälder vorfinden, und in Zuckerrohr, das hier dermaßen vorzüglich

gedeiht, daß die Manzane eines damit bebauten Grundstückes nach den Mittheilungen des Besitzers einen jährlichen Ertrag von 300 Dollars abwirft. Das Zuckerrohr, das im Hochlande von Cartago und San José vierzehn Monate zur Reife braucht, liefert hier alle neun Monate eine Ernte, und die Pflanzen dienen für zwölf Jahre. Der in Lepanto (auch Punta terra genannt) gewonnene Zuckersaft wird hauptsächlich zur Erzeugung von Aquardiente, eine Art Branntwein des Landes verwendet.

Die Hacienda, welche einen ungeheuren Flächenraum umfaßt, und durch die Berge, an die sie sich anlehnt, den Vortheil theils wärmerer, theils kühlerer Punkte genießt, besitzt dermalen ungefähr 500 Manzanen gelichteten, culturbaren Landes, mit deren theilweisen Bebauung circa 100 Arbeiter beschäftigt sind. Dieselben gewinnen nebst Kost und Unterkunft 2—3 Realen täglich an Lohn, und scheinen sich bei mäßiger Arbeit gar gut zu befinden. Es ist wohl der beste Beweis für die Schlaffheit und Indolenz der Eingebornen, daß viele vorziehen, in Lepanto sich aus Gemächlichkeit nur zwei Realen zu verdienen, als in Punta Arenas mit angestrengter Arbeit eben so viele Dollars. Ein Savanero jagt auf den Viehweiden Guanacaste's das Mastvieh zusammen, und nimmt mit 4 Dollars Monatslohn und einer spärlichen Kost vorlieb, obwohl er sich durch größere Thätigkeit leicht das Vierfache erwerben, und für die alten Tage einen Zehrpfennig zurücklegen könnte. Die Kost besteht in Fleisch, Reis, Bohnen und Bananen, da in den letzten Jahren die Heuschrecken in den jungen Maisfeldern große Verheerungen angerichtet haben, und seither kein frischer Anbau geschah, so müssen die Bananen zugleich die Stelle des Brodes vertreten und werden eingesotten, gebraten und in getrocknetem Zustand genossen. Dies ist zugleich Ursache, daß die Consumtion der Bananen täglich 500 oder monatlich über 15,000 Stück beträgt, und man kann sich einen Begriff von dem Reichthum und der Fruchtbarkeit der Bananenwälder machen, wenn man bedenkt,

daß trotz der Masse des Verbrauchs eine noch bei weitem größere Zahl unbenutzt verfault. Sobald aber nur einigermaßen ein regelmäßiger Verkehr mit den Küstenpunkten hergestellt ist, dürfte die Paradiesfeige, die sich im unreifen Zustande mehrere Wochen lang aufbewahren läßt, einen nicht unvortheilhaften Ausfuhrartikel abgeben.

Fast jeden Abend, wo die Arbeiten des Tages vollendet sind, und eine liebliche Kühle zur Erholung im Freien einladet, sammelt sich das junge Volk vor den einfachen Palmenhütten zu Gesang und Tanz. Beide sind freilich höchst primitiv, und ein Stück Kuhhaut, über ein bodenloses Fäßchen gespannt, eine Guitarre und eine Art Hackbrett die einzigen sie begleitenden Instrumente, aber es bleibt dies immer noch traulicher und sinniger, als eine Anzahl Arbeiter am Boden kauern und Karten spielen, oder den Rauch eines Puros gedankenlos in die Luft hinausblasen zu sehen. Ich weiß nicht, ist es gewöhnlicher Brauch, oder geschah es blos unserer Anwesenheit zu Ehren, aber so oft wir des Abends die Arbeiter vor einer oder der andern Palmenhütte tanzen sahen, war der weibliche Theil immer ballmäßig herausgeputzt, und manche schwarze Negerin hatte blendend weiße Blüthen in ihr dichtes Haar gesteckt. Sie tanzten alle ohne Ausnahme barfuß auf dem weißen Sandboden. Einige der Mädchen hielten frischgewaschene, mit einer gewissen Prätension gefaltete, bunte Sacktücher, oder ein brennendes Papiercigärrchen in der Hand, aus dem sie während des Tanzens, nicht ohne Koketterie, dann und wann einen leichten Zug thaten. Die Tänze, die ich sah, waren el Punte spada, La Valona, el Punto (etwas obscöne, in mehrfacher Beziehung dem französischen Cacan ähnliche Tänze) und der Fandango. Alle diese Tänze unterschieden sich indeß in Figuren und Schritten nur wenig von einander; es ist ein beständiges Hin- und Herhüpfen und zeitweiliges Umdrehen, bei dem vielleicht einzig der Umstand als charakteristisch erscheint, daß Tänzer und Tänzerinnen sich niemals berühren, sondern Jedes einzeln für sich seine Tanzfiguren aus-

führt. Auch sind erstgenannte Tänze nur wenig erschöpfend, und einem Klima, wo der Thermometer selbst des Nachts nicht häufig unter 75° F. sinkt, höchst angemessen. Am unterhaltendsten und sinnigsten ist jedenfalls der hier vom castilianischen Nationaltanz variirende Fandango, den mir auch der Kapellmeister mit der Guitarre als den Rey de los sonos (den König der Töne) nannte, der jedoch wegen der kleinen Verse (Bombas), welche jeder Tänzer seiner Tänzerin zu sagen hat, und diese ihm erwiedern muß, von den Eingebornen im Beisein von Fremden nur ungern ausgeführt wird. In einem europäischen Gesellschaftskreis von geistreichen Paaren getanzt, müßte dieser Fandango mit lustigen Scherzdevisen am Ende einer jeden Tanzfigur den Cotillon und andere Tänze bald verdrängen, und für Gelegenheitsdichter eine neue Quelle des Erwerbs werden. Hier aber, wo sich diese Sinnsprüche auf Kindeskinder vererben, meistentheils nur Gemeinplätze enthalten, und Tänzer und Tänzerin den mühsam auswendig gelernten Spruch gedanken- und empfindungslos herabschnurren, geht der größte Theil des Interesses verloren. Wenn einer der braunen Barfüßer ein Mädchen zum Tanz aufforderte, salutirte derselbe zuerst mit der linken Hand, wie ein ungarischer Grenadier, und streckte sodann in bescheidener Entfernung die flache Hand nach der gewählten Tänzerin aus; diese reicht ihm jedoch keineswegs den Arm, sondern gibt ihre Zusage blos durch ein Aufstehen zu erkennen, und tritt hierauf allein auf den Tanzplatz. Ist der Tanz zu Ende, so macht zwar der Tänzer einen Kratzfuß, überläßt jedoch die Tänzerin unbekümmert ihrem weitern Geschick. — Während der Tanzpausen wurde dem weiblichen Theil und den beiden Musikanten irländischer Schnaps (Gin) zum Besten gegeben, und auch einige Volksweisen angestimmt, gleichwohl bemerkte man allenthalben eine gewisse Zurückhaltung, die so lange währte, als die fremde Gesellschaft anwesend blieb. Gegen Mitternacht, als ich bereits in meiner Hängematte ausgestreckt lag, und auch die Beamten der Hacienda sich

schon zur Ruhe begeben hatten, konnte man deutlich vom nahen Tanzplatz herauf ein Zunehmen lustiger Ausgelassenheit vernehmen, und zum Schluß zogen die heitern Sänger sogar mit Hackbrett und Guitarre in der kleinen Ansiedelung herum, und brachten vor jeder Palmenhütte noch ein Extra-Ständchen.

Am Morgen nach meiner Ankunft in Lepanto — es war am 12. Jänner 1854 — schiffte ich in einem ausgehöhlten Caobastamm *) von ungefähr 12′ Länge und 3′ Breite, von einem Neger und einem Halbindianer gerudert, und mit den nöthigen Lebensmitteln versehen, nach den interessantesten Punkten des Golfes.

Der Golf von Nicoya ist ungefähr 12 Leguas lang, 6 Leguas breit, und hat eine durchschnittliche Tiefe von 20 Varas (60 Fuß). Sein Hauptschmuck besteht weniger in der Höhe der ihn umschließenden Berge, als in der Schönheit ihrer Umrisse und in den vielen reichbewaldeten Inseln, die sich über dessen trügliche Fläche erheben. Seine schönsten Inseln sind San Lucas, Caballos, Benao und Chira, welche letztere zugleich die größte im ganzen Golf ist.

Unser dermaliges Reiseziel war ein Besuch bei den Perlenfischern am westlichen Ende des Golfes. Als wir von Lepanto ausfuhren, sah der Himmel ungewöhnlich trübe aus; an den beiden vorhergegangenen Tagen war das Wetter gleichfalls höchst unbeständig gewesen. Mein halbindianischer Steuermann gab mir über diese, in der Mitte der trockenen Jahreszeit gar seltsame Erscheinung eine höchst poetische Auskunft. Er meinte nämlich, diese wunderliche Unbeständigkeit im Wetter sei leicht erklärlich, denn in den ersten zwölf Tagen des Jahres male sich die Witterung der nächsten zwölf Monate (se pintan los meses), und daher müsse zu dieser Zeit ganz natürlicherweise ein veränderliches Wetter herr-

*) Die Baumarten, aus welchen wegen ihrer Härte, Größe und Dauerhaftigkeit hauptsächlich die kleinen Golffahrzeuge verfertigt werden, sind Ceïba, Caoba (Mahagony) und Esparel.

schen. Der zwölfte Tag, den wir eben erlebten, repräsentire den zwölften Monat, und im December sei bekanntlich das Wetter höchst trübe und unstät. — Unter dem Schatten eines riesigen Ceibabaumes, dessen einzelne Aeste in Europa schon für stattliche Bäume gegolten haben würden, brachten wir die heitersten Tagesstunden zu, und bereiteten uns aus Bananen und Fleisch ein frugales Mittagsbrod. Der Neger hatte meine Hängematte an zwei riesige Urwaldstämme befestigt, und ich konnte mir nun die wilde Natur rings um mich her recht behaglich beschauen. Bald aber schweiften die Gedanken von der Urwaldstätte im Golf von Nicoya nach den weiten, heimathlichen Fluren an der Donau. Es liegt ein so glücklicher Dualismus in dem Gefühl, unter zauberhaften, völlig fremden Formen und Gestalten zu athmen, und gleichzeitig mit seinem Geiste in der Heimath zu weilen!! Ein Vergleich des Genusses der Gegenwart mit dem Entbehrten der Ferne drängt sich bald unwillkürlich auf, und wenn es wahr ist, daß man nicht ungestraft unter den Palmen wandelt, so ist es doch gewiß nicht minder wahr, daß man auch nicht ungestraft an der Sonne der Civilisation sich wärmt. Selbst in den Waldungen der Tropen, unter den berauschendsten Natureindrücken, kann sich der Europäer einer glücklichen Erinnerung an sie nicht erwehren, und ihre Triumphe wie ihre Segnungen erscheinen ihm jetzt nur noch wunderbarer und großartiger. Der Barometer, mit denen er die Höhen mißt, die er mühevoll erklommen, der Thermometer, der ihm so getreulich den Stand der Temperatur referirt; der Pedometer, der mit so staunenswerther Genauigkeit die Zahl der Schritte anzeigt, die der Wanderer im Laufe des Tages auf beschwerlichen Urwaldpfaden zurückgelegt; der Chronometer, der eine so überraschende Controle der Zeit herstellt; das Fernrohr, das eben erst noch ungeahnte Erscheinungen plötzlich dem Auge völlig nahe bringt, und viele andere Siege des Geistes der Civilisation, welche dem Naturforscher zu Hilfe kommen, erscheinen noch wunderbarer und staunenerregender in der grünen Pracht der Natur,

und lassen uns freudigstolz hinüberdenken an jene vielbewegte, alte Welt, die einen so schroffen Gegensatz bildet zu der stillen Einförmigkeit des Lebens im einsamen Forst der Tropen.

In den Nachmittagsstunden fuhren wir nach der Insel San Lukas, auf welcher sich einige zerstreute Waldhütten befinden, deren Bewohner sich mit der Umwandlung von Waldland in Viehweiden beschäftigen. Auf dieser Insel beginnen die Fischer gewöhnlich mit dem Perlenfang, und ziehen von hier aus allmählig nach den Inseln Manta, Pasero, Tortuga und nach Boquerones, welch letztern Punkt dieselben meist erst am Ende der trockenen Jahreszeit besuchen. Der Perlenfang dauert im Golf von Nicoya vom Ende Jänner bis Ende Mai, im Golfe Papagayo hingegen geschieht derselbe während der Regenzeit (Juni bis December), weil hier in der trockenen Saison der starke Nordwind die Befahrung desselben mit kleinen Booten allzu unsicher und gefährlich macht.

Die meisten Perlenfischer kommen aus dem kleinen Städtchen Nicoya, und deren Zahl übersteigt kaum 50 Individuen. Gewöhnlich rüsten bemitteltere Spekulanten kleine Boote aus, und dingen Fischer, denen sie monatlich 7 Dollars nebst der Kost geben. Es gibt aber auch welche, die auf eigene Faust auf den Perlenfang gehen, und ruhig abwarten, was ihnen der launige Meeresgott bescheert.

In der Nähe der Insel San Lukas steigen noch zahlreiche andere Inseln von den bizarrsten Formen aus der bläulichen Fluth. Die Namen, welche ihnen die Eingebornen geben, sind nicht wenig seltsam, wie z. B. Cocinera (Köchin), Pan de Azugar, Guayava &c., und frägt man dieselben um die Ursache von so wunderlicher Benennung, so wissen sie keine befriedigendere Auskunft darüber zu geben, als daß sie dieselben eben so heißen.

Als es Abend wurde, schifften wir, noch begünstigt von der steigenden Fluth, nach Boquerones, das, wie bereits bemerkt, der bedeutendste Punkt für den Perlenfang im ganzen Golfe ist. Es

war eine unendlich reizende Canoefahrt im Vollmondschein. Blieben einst im Bivouak der Berge des Chirripo die nächtlichen Thierstimmen des Urwalds, das Brüllen der Affen, das Geheul von Tigern und Pumas, das Blätterrasseln riesiger Cedrelen, und das wilde Gekrache uralter Waldbäume nicht ohne unheimliche Schauer auf unsere Phantasie, so erschien uns jetzt dagegen das Nachtleben im Golf von Nicoya voll heimlicher Zauber. Wie auf sanfter Silberfläche rauschte unser kleiner Kahn dahin, während es aus dem stark phosphorescirenden Meere bei jedem Ruderschlag zu beiden Seiten feurig aufleuchtete *). Fliegende Fische sprangen gleich sprühenden Funken in die Höhe, Inseln von der seltsamsten Gestaltung stiegen geisterhaft aus dem Wasser, traumähnlich schwammen die Contouren der Uferlandschaft in unbestimmter Ferne, und hoch oben am blauen Nachthimmel schien mancher Stern so wehmüthig bleich, als hätte er ein stilles Sehnen nach einer Perle tief unten im Meeresgrunde.

Ach! was sind alle vielgepriesenen Reize einer Fahrt in einer schwarzen Gondel am Lido oder auf dem Canal Grande in Venedig gegen das sanfte Dahingleiten in einem ausgehöhlten Riesenstamm im Golf von Nicoya, bewegt durch die taktmäßigen Ruderschläge von ein paar braunen Söhnen der Wildniß!

Allerdings schwindet das Poetische solcher Fahrten eine Zeitlang, wenn man des Nachts zur Ausruhe für einige Stunden an's Ufer steigt, wenn dann die Hängematte aus Mangel an nahestehenden passenden Bäumen nicht geschwungen werden kann, der müde Reisende sich auf ein Paar harte Bretter oder noch härtere

*) Niemals früher sahen wir dieses zauberhafte Phänomen, welches bekanntlich durch lebende Organismen und nebst dem zahllosen Heer von Infusorien, namentlich durch die Acalephen aus der Familie der Medusen und Cyaneen erzeugt wird, so glänzend, wie hier im stillen Ocean. Ein mit Molluskengallerte geschwängertes Meer, phosphorescirt besonders. (Vergleiche Ehrenberg: Ueber das Leuchten des Meeres.)

Kieselsteine hinstrecken muß, und eine Unzahl von Thierchen sich einfindet, die durch ihr lästiges Summen und peinliches Stechen selbst das Bischen Schlummer rauben, zu dem der erschöpfte Körper, trotz dem Unbehagen des Lagers, sich hinneigt. Aber wenn der Morgen wieder anbricht, wenn die Sonne mit ihrem Frühgruß die Inselgruppen und die Hügel der Uferlandschaft glühend färbt, wenn die Fluth wieder lustig an's Ufer schlägt, und mit ihren blauen Wogen neckisch den Kahn bespült, als wollte sie ihn mahnen zur Weiterfahrt — dann ist alles Unbehagen der Nacht wieder vergessen, und der Wanderer schifft wieder voll neuer fröhlicher Eindrücke dahin!

Es war schon fast Mitternacht, als wir Boquerones erreichten und an einer Sandbank landeten. Gleich Leichen in weiße Tücher gehüllt, lagen fünf Menschen am rauhen Kiesboden hingestreckt, indeß ein schmaler Kahn in ihrer Nähe umgestürzt am Ufer lehnte. Es waren Färber, die aus Nicoya hierher kamen, um weißen Zwirn mit dem Färbestoff kleiner, im Golf gefundener Schnecken (Caracolla albilatris), dunkel violett zu färben. Zeitig jeden Morgens fahren sie nach den verschiedenen Punkten, wo die Schnecke in ausgewaschenen Höhlen ansetzt, sammeln den weißlichen Saft, den das Thier bei Berührung von sich läßt, und setzen sodann die Schnecke wieder mit einer gewissen Vorsicht auf dieselbe Stelle im Fels; denn nach einem bestimmten Zeitraum bis zum nächsten Vollmond (una luna), wie die Eingebornen sagen, liefert die Schnecke wieder die gleiche Quantität Färbestoff. Ein und dasselbe Thierchen kann also zwölf Mal des Jahres zu dieser primitiven Industrie verwendet werden. Der Saft, den das Thier, sobald man es anfaßt, von sich läßt, ist anfänglich weiß, wird sofort lichtgrün und verwandelt endlich, der Sonne ausgesetzt, seine Farbe in tiefes Violet. Der Färbestoff von 12—15 dieser Schnecken reicht hin, um einer Unze von weißen Zwirn die schönste dunkle Violetfarbe zu geben. Die Leute, welche sich mit dieser Industrie

beschäftigen, kaufen gewöhnlich ein Paar Pfund Zwirn im Städtchen Nicoya, schiffen sodann in einem Kahn nach einem Punkt im Golf, wo sie die Schnecke am häufigsten wissen, spannen dort den Zwirn in dünnen Reihen zwischen ein Paar Holzstäbchen aus, so daß der Saft der Schnecke leicht jeden einzelnen Faden befeuchten kann, benetzen denselben hierauf mit dem Farbestoff des Thieres und stellen sodann die ganze Vorrichtung für ein Paar Stunden zum Trocknen an die Sonne. Ein Arbeiter färbt in der Regel ein halbes Pfund des Tages. Der Ankaufspreis der weißen Zwirne (carucha), im Krämerladen zu Nicoya, beträgt 1 Piaster per Pfund, und wenn der Färber denselben wieder zurückbringt, mit dem maulbeerfarbigem Saft der Schnecke übertüncht (morado), so ist das Pfund wohl 4—5 Piaster werth. Dabei gewinnt der Zwirn durch den Farbstoff an Gewicht, und der Färber hat somit beim Verkauf einen zweifachen Vortheil. Der Färbestoff, der einen äußerst unangenehmen, faulen Geruch hat, ist dermaßen durchdringend und unvertilgbar, daß derselbe durch Waschen mit Seife ꝛc. nicht im Geringsten an seiner Güte verliert, sondern sich viele Jahre hindurch völlig ungebleicht erhält. Es gibt noch andere Schalthiere im Golfe, welche zu Farbezwecken Verwendung finden.

Der Perlenfang im Golfe ist bis jetzt auf allen Punkten, selbst Boquerones nicht ausgenommen, von nur geringer Bedeutung. Dieß scheint auch die Ursache zu sein, warum sich kaum mehr als ein halbes hundert „Busos" dieser so verlockenden Beschäftigung hingeben. Wenn die Feste der Candelaria (Lichtmeß) im Pueblo von Nicoya vorüber sind, selten früher — denn kein Costaricenser läßt gerne die Feste und Stierhetzen seines Kirchsprengels fahren — erscheinen meistens acht oder zehn kleine Boote mit Provisionen für ein Paar Monate im Golf, lassen sich auf irgend einen dem Perlenfang günstigen Punkt nieder, und beginnen mit jeder Ebbe in das Meer zu waten und Perlenaustern zu suchen. Oft müssen sie mit dem ganzen Körper tief untertauchen und viel Kraft an-

wenden, um die Austern von ihrem Sitz im Meeresgrund zu reißen. Man heißt dieß im Spanischen „buscar“ (suchen), was mir eine viel richtigere Bezeichnung scheint, als das deutsche „fischen“ oder „fangen,“ indem beide Ausdrücke auf eine ganz andere Verfahrungsweise schließen lassen. Ein tüchtiger „busos“ oder Perlensucher kann im Laufe eines Tages 12 bis 15 Dutzend Perlenaustern sammeln, die alle ungeöffnet in das kleine Fahrzeug geworfen werden. Erst in den Abendstunden oder wenn die hochsteigende Fluth das Suchen erschwert, oder wohl gar verhindert, werden die gesammelten Perlenaustern mit der Matschete geöffnet, die Muschel selbst mit großer Sorgfalt untersucht, auch die unscheinbarste kleinste Perle mit der Matchetenspitze aus der Auster herausgelöst, und der fleischige Theil derselben (Carnada) für die Nachtmahlzeit in ein besonderes Gefäß zurückgelegt, die leeren Schaalen aber, wenn sie nicht groß und schön sind, werden in's Meer zurückgeworfen. Oft geschieht es, daß sich in mehreren Dutzend dieser Austern auch nicht eine Perle findet. Wir selbst hatten während unseres Aufenthaltes in Boquerones mehrere Dutzend Perlenaustern gesammelt, ohne daß wir in denselben mehr als eine einzige winzige Perle vorfanden. Allein dieses Unsichere des Fundes ist es gerade, was den Perlensuchern ein eigenthümliches Interesse verleiht, und aus dieser Beschäftigung fast eine Art Hazardspiel macht. Wie der Pharaospieler die ihm zugefallenen Karten aufeinanderlegt und mit neugieriger Miene langsam ängstlich untersucht, welches das Blatt ist, das sich bedeckt findet, ebenso spannt sich die Neugierde des Perlensuchers bei jeder geöffneten Auster von neuem. Leise und bedächtig öffnet er die Schalen und blickt mit einer gewissen Beklommenheit nach der Stelle in der Auster, wo gemeiniglich die Perle ruht. Die vorzüglichsten Perlensorten, welche im Golf von Nicoya gefunden werden, heißen Agnacates, Margueritas und Anarillas. Die meisten der gefundenen Perlen werden nach Cartago verkauft, wo ein Journal oder eine Puña (was man zwischen den Fingern

halten kann), je nach der Größe der Perlen von 5 bis 100 Piaster werth ist. Die Schalen der Perlenaustern werden im Hafen von Punta Arenas für 3—4 Piaster der Centner verkauft.

Die Lebensweise der Perlensucher ist eine höchst seltsame. Die ersten Wochen, wenn sie von zu Hause kommen, besteht ihre Nahrung meist in mitgebrachten Bananen, Tamales (Maisbrod), Tortillas und luftgetrocknetem Fleisch; später, wenn diese Quantitäten weniger zu werden anfangen, oder sich gar erschöpfen, sammeln sie Conchas, die sie am Feuer rösten, sodann die Schalen zerschlagen und das zähe Schalthier, das sich in derselben befindet, verspeisen, oder sie machen auf eine Schildkröte Jagd, die sich in der Nähe des Ufers zeigt, oder leben fast ausschließlich von der Carnada, dem fleischigen Theile der Perlenauster und von unreifen Bananen, die sich ziemlich häufig in den vielen verlassenen Bananenpflanzungen der Küste entlang vorfinden. Als Delikatesse gilt unter ihnen das kühlende Getränk aus der Frucht des Tamarindenbaumes, die in den Wäldern des Golfes sehr häufig vorkommt. Zur Bereitung dieses Trankes wird das Wasser aus Felshölen oder benachbarten Pfützen verwendet. Wenn man die Lebensweise dieser Leute sieht, so staunt man nicht mehr über die unter ihnen so häufig herrschenden Magen- und Unterleibsleiden, vielmehr muß es einen überraschen, daß Krankheiten wie Sterbefälle sich nicht noch weit zahlreicher ereignen.

Wenn man die Spitze von Boquerones umschifft, so gelangt man in den Canal von San Pedro, der eine prachtvolle Fernsicht auf den stillen Ocean, die zahllosen Inselgruppen und auf den entfernteren Vulkan, Herradura, gewährt. Auch hier in dieser reizenden Weltabgeschiedenheit werden an verschiedenen Stellen Perlenaustern gefunden. Der Kanal von San Pedro ist einer der lieblichsten Punkte im ganzen Golfe.

Am Cabo Blanco, das nach Felipe Molina's Angabe nächst der Insel Chira die reichste Ausbeute an Indianer-Antiquitäten

bieten soll, fanden wir trotz allem Nachforschen und Nachfragen auch nicht den geringsten Ueberrest für ethnographische Forschung; und da uns überdieß das Perlensuchen im Golf ein noch mühseligeres undankbareres Geschäft schien, als aus den Tiefen der Wissenschaft eine Perle der Erkenntniß an's Licht der Publicität zu fördern, so kehrten wir bereits den nächsten Tag wieder nach unseren Ausfahrtspunkt im Lepanto zurück. Während den heißesten Stunden des Tages (12—3 Uhr), landeten wir auf einer kleinen Insel im Golf. Ich hatte mich kaum unter den kühlenden Schatten eines Baumes gelagert, der an Gestalt wie an der Form seiner Blätter dem europäischen Birnbaum nicht unähnlich sah und seine niedern aber üppig-breiten Zweige fast bis hinab in's Meer streckte, als mir plötzlich einer der Kahnführer ängstlich zuschrie, mich rasch von diesem Baum, den er Mansanillo nannte, zu entfernen, indem nicht nur dessen Frucht, und der milchige Saft seiner Blätter giftig seien, sondern selbst das Schlafen unter dessen Zweigen sich häufig als tödtlich erweise*).

Obwohl wir erst spät des Abends von unserm Ausfluge im Golf in Lepanto zurück eintrafen, so wurde doch bereits für den kommenden Morgen wieder ein neuer Ausflug nach den Urwäldern der Umgebung beschlossen. Zeitig früh ritten wir schon wieder unter den betäubenden Gelärm schrillernder Cicaden durch reizende Palmenwälder. Nirgends früher sahen wir in Costa Rica Palmenarten und namentlich die Königspalme in solcher Geselligkeit und Pracht auftreten wie hier. Mit ihnen kommen in glücklicher Abwechselung riesige Ceiba-, Caoba-, Espavel-, Eichen-, Cedernbäume u. s. w. zum Vorschein, die der Waldbesitzer allerdings noch weit höher schätzt, als die Königin der Gräser, weil

*) Schon die ältesten Historiographen Neuspaniens erwähnen die feindlichen Eigenschaften dieses Baumes, und Herrera, indem er gleichfalls den Macanillo beschreibt, geht sogar so weit, zu behaupten: quin duerme a su sombra se levanta hinchado.

deren Holz stets einen höchst vortheilhaften Markt findet. Nach einem mehrstündigen Ritt öffnete sich allmälig der dichte Urwald um uns her, und wir kamen jetzt in eine Lichtung, wo eine einsame, offene Waldhütte stand. Rings um dieselbe waren Bananen gepflanzt, auch etwas Mais, Papaya's und mehrere baumartige Sträucher von den Eingebornen Saca Guacal genannt, deren melonenartige Früchte gegessen und ihre Schale zu Eß- und Trinkgefäßen verwendet werden. Eine lohbraune Indianerin, die eben in der dürftigen Küche mit der Bereitung eines ärmlichen Mahles beschäftigt war, reichte uns in einer dieser kürbisartigen Fruchtschalen ein beliebtes National-Gericht, Atol de Mais genannt, das aus einer röthlichen Maisart bereitet wird, geléeartig und kühlend schmeckt. Wir ritten hierauf wieder stundenlang abwechselnd durch Mangle- und Palmenwälder, ohne irgend einem lebenden Wesen zu begegnen, mit Ausnahme eines prachtvollen Leguans, den unser schußgewandte Diener, der ihn zuerst erblickte, mit großer Fertigkeit von einem Baume, auf dem er sich behaglich sonnte, herabschoß. An Pflanzen hingegen gewährte der Wald eine desto reichere Ausbeute, und unsre Pflanzenmappe war übervoll von prachtvollen seltenen Species. So unendlich reizend und behaglich der Ritt war, so lange der Weg durch kühle Wälder führte, eben so lästig und unerträglich wurde die Sonnenhitze, als wir jetzt mehr als eine Stunde lang, über eine völlig baumentblöste Savanne reiten mußten. Die Sonne stand gerade im Zenith und eine vollkommene Windstille machte den Wärmegrad noch empfindlicher.

Als wir das Ende der Savanne erreicht hatten, brachte uns ein schmaler Pfad durch einen Manglewald nach einer zweiten, einsamen Ansiedlung. Auch hier waren rings um die offene, mit Palmzweigen bedeckte Urwaldhütte Bananen und Mais gepflanzt, indeß Mimosen, Cedern, Palmittos und Königspalmen der kleinen Lichtung gleichsam zur Einfriedigung dienten. — In der Hütte lag

ein kleines Mädchen auf einer aus dünnen Baumästen zusammengenagelten Bank und schlief. Das ungewöhnliche Geräusch dreier nahender Reiter brachte sie jedoch bald auf die Beine. Das Kind, das kaum zehn Jahre zählte, war, wie wir bald zu unserm Erstaunen erfuhren, die Köchin der Ansiedlung, und bei den Arbeitern die sich hier mit Waldlichtung beschäftigten, in Dienst. Sie erhielt keinen Lohn im baaren Geld, sondern blos die Kost und monatlich 25 Pfd. Mais. Ihre Mutter und Geschwister waren in der Nähe angesiedelt, und diese besuchte sie zuweilen, aber weiter war sie noch nie aus dem Urwald herausgekommen, und als ich sie fragte, ob sie schon im Puerto (Punta Arenas) gewesen, meinte sie, dort gingen die Mädchen nur hin, wenn sie heirathen wollten. Ihre Taufnamen kannte sie wohl und hatte deren sogar vier; hingegen wußte sie weder wie alt sie war, noch konnte sie lesen und schreiben, und schien wenig zu ahnen, daß die Welt noch über dem Golf von Nicoya hinausreiche. Es war ein fast rührender Anblick, diese Einfalt mit ihren geringen Bedürfnissen, mit ihrer Zufriedenheit und Ahnungslosigkeit von etwas Besserem! Solche Erscheinungen sind allerdings selten; aber selbst der Gesichtskreis der mehr mit der Außenwelt verkehrenden Volksklassen ist ein höchst beschränkter und deren Vorstellungsvermögen unendlich gering. Dies ist auch die Ursache, warum der europäische Reisende in diesen Ländern fortwährend so vielen Enttäuschungen ausgesetzt ist; denn selbst eine kleine Zahl von Personen und Dingen kommen den geringen Begriffen der Eingebornen schon als große Massen vor, und eine Erscheinung, die den Europäer völlig gleichgültig läßt, bringt bei Einheimischen bereits Bewunderung und Erstaunen hervor. Als ich Abends von diesem anstrengenden Ritt wieder nach der Hacienda von Lepanto zurückkam, hatten sich bereits mehrere Arbeiter aus den Siedlungen der Umgebung eingefunden, die von der Ankunft eines Fremden erfahren und ihn daher sogleich nach Landessitte für einen Arzt hielten. Sie baten mich alle um Arz-

neien, und ich hatte meinen kleinen Vorrath an Medikamenten bald erschöpft. Da nahte sich mir noch ein Mann mit einem alten Gaul, und wollte auch für diesen eine Pillendosis haben, zwar nicht gegen sein Alter, sondern gegen einen Schlangenbiß, der dem Gaul eine heftige Geschwulst zugezogen hatte. Die Leute machen hier zu Land keinen Unterschied zwischen Mensch und Thier, und meinen, was dem Einen gut thue, schade auch dem Andern nichts!

Wir hatten jetzt die herrliche Besitzung in Lepanto fast in ihrer ganzen großartigen Ausdehnung besucht, und die mehrfachen Vortheile kennen gelernt, welche diese Hacienda durch Lage, Fruchtbarkeit und Holzreichthum einem so tüchtigen Besitzer, wie Don José Marie Cañas, gewährt, nnd schickten uns schon in den nächsten Tagen zur Weiterreise nach dem nördlichen Ende des Golfes und der Provinz Guanacaste an, den aufrichtigsten Wunsch zurücklassend, daß der seltene Unternehmungsgeist des Eigenthümers von Lepanto, die verdiente Anerkennung finden und reiche Früchte bringen möge. Señor Cañas ist einer der Ersten in ganz Costa Rica, welcher den Gedanken erfaßte, dem täglich fühlbarer werdenden Mangel an Händen, anstatt durch eine schon mehrmal mißglückte Einwanderung, durch die Einführung von Maschinen zu begegnen. So wird nun schon in nächster Zeit in Punta Arenas eine Dampfsägemühle entstehen*), deren Holzbedarf ein kleines Dampfboot aus den holzreichsten Punkten des Golfes herbeizuschaffen bestimmt ist; in Lepanto wird eine zweite Dampfmaschine zur Bereitung und Raffinirung des Zuckers aufgestellt, und die mehrere Leguas langen, gegenwärtig völlig unbenützten Austernbänke des Golfes sollen dazu

---

*) Gegenwärtig werden die Bretter meist durch Negerhände mit großer Beschwerde geschnitten. Zwei Arbeiter brauchen 2 Tage, um einen Cedernstamm in 16—17 Bretter zu schneiden. Eine gewöhnliche Sägemühle mit einer Säge und durch Wasserkraft getrieben, liefert 100—150 Bretter des Tags. Ein Arbeiter gewinnt in Punta Arenas mit der Säge drei und selbst vier Dollars täglich.

benützt werden, um durch eine ähnlich der in England und Nordamerika angewandten Präservirungs-Methode den ganzen Küstenstrich bis Kalifornien mit den köstlichen Austern des Golfes zu versehen, welche selbst die berühmten Arsenal-Austern Venedigs an Feinheit des Geschmackes übertreffen.

Im schmalen Correoboot, das Einmal allwöchentlich die Postverbindung mit Punta Arenas und der Provinz Guanacaste unterhält, segelten wir, Dr. Moritz Wagner und ich, am 26. Januar 1854, begünstigt von einer kräftigen Südbrise nach dem Puerto de las Piedras. — Das Boot war aus einem Riesenstamme des Guanastebaumes, von fünf Fuß Breite und 12′ Länge, und dermaßen mit Menschen, Gepäcke und trockenen Lebensmitteln angefüllt, daß auch das letzte Bischen jenes Comforts verloren ging, das sich ein einzelner Reisender selbst in einem ausgehöhlten Baumstamm zu verschaffen sonst im Stande ist. Dr. Wagner und ich hatten unter einer Chopa, einer Art Leinwandbachung Platz genommen, die uns mindestens einigen Schutz gegen die Strahlen der Tropensonne gewährte; unser Diener lag in höchst unbequemer Lage für sich und seine Umgebung querüber zu unsern Füßen, vier Ruderer saßen am vordern Theil des Bootes, und der Steuermann hockte allein am andern Ende desselben, und schien sich wenig um etwas anderes als um Wind und Wellen zu kümmern. Rings umher aber lag ein buntes Quodlibet der verschiedensten Gepäcksstücke.

Die nächste Uferlandschaft bildete zu beiden Seiten des Golfes ein Hügelland von einer mäßigen Höhe von 400—500′, das sich zuweilen bis auf 100′ herabsenkt. Es ist theils mit Cedern und Mimosen bedeckt, welche durch die große Trockenheit, die seit 2 Monaten im Golf eingetreten war, bereits zum großen Theil ihr Laub verloren hatten; denn die dürre Jahreszeit oder der Virano tritt hier viel entschiedener auf wie oben im Hochland, und äußert sich auch in den Zügen der Natur viel schärfer und ernster. — Hinter den

näher gelegenen Uferbergen erhob sich eine zweite, erhabenere Bergkette, der Schätzung des Auges nach von ungefähr 1500 Fuß Höhe; und erst als dritte Terrasse ragte endlich die Cordilleraskette, die hier von Südost nach Nordwest streicht, hoch über die beiden nähern Berge empor.

An der Westseite des Golfes ist noch der Puerto Jesus von einiger Wichtigkeit, welcher die Verbindung mit dem Städtchen Nicoya*) und Santa Cruz herstellt, nach welchen beiden Orten ein ziemlich guter, etwa sechs Leguas langer Maulthierpfad führt. In den Nachmittagsstunden segelten wir an der Insel Chira vorüber, der größten, schönsten Insel des ganzen Golfes, auf der sich angeblich noch mehrfache Ueberreste früherer indianischer Ansiedlungen, hauptsächlich Grabstellen vorfinden sollen. Wir waren bei unsrem jüngsten Besuch in Cabo Blanco, von dessen Reichthum indianischer Antiquitäten man uns so viel zu erzählen wußte, dermaßen getäuscht worden, daß wir ein zweites Mal nicht wieder Lust hatten, auf bloßes Hörensagen hier eine eben so beschwerliche als zeitraubende Reise zu unternehmen, um so weniger als von der trockenen Zeit des Jahres, während welcher in Central-Amerika allein größere Reisen unternommen werden können, fast schon ein Dritttheil verflossen war, und wir überdies in den erst zu bereisenden Landestheilen eine viel reichere Zahl indianischer Alterthümer anzutreffen hofften. Die Insel Chira hat ungefähr 5 Leguas in der Länge und 2 in der Breite; ihre Hügel, die sich zuweilen zur Thalfläche herabsenken, dürften durchschnittlich eine Höhe von 5—600′ erreichen, und sind dicht bewaldet. Auf der ganzen

*) Die Flüsse der Provinz Nicoya, welche gleich den meisten Wässern die sich in den stillen Ocean ergießen, Goldsand mit sich führen, wurden in jüngster Zeit vielfach von Abenteurern besucht, welche dem Sitz des mitgeführten Goldes nachspürten. Indeß hat man bis jetzt nirgends Indicationen entdeckt, welche mit Grund auf ein Vorhandensein ausbeutungswerther Goldminen schließen lassen.

Insel leben nur drei Ansiedler, die sich hauptsächlich mit Viehzucht beschäftigen. Im Westen von der Insel Chira steigen hintereinander coulissenförmig drei ungemein malerische Bergterrassen auf, welche tief im Hintergrunde der sie hoch überragende Cirro Jesus, gleich einer imposanten Hauptdecoration schließt.

Gegen 7 Uhr Abends erreichten wir, fortwährend von einem starken Südwinde begünstigt, die Boca del Toro, eine kleine Bucht, in deren Nähe der Tembisque sich in den Golf ergießt. Fast in der Mitte des Golfes ragt hier eine Insel der wunderlichsten Form, El Toro empor. Zu beiden Seiten derselben hat der Golf noch ungefähr eine Breite von 300 Varas (900 Fuß), und ist noch beiläufig 1 Legua weiter nördlich schiffbar. Wir nahmen hier Abschied vom blauen Golf, von seinen malerischen Bergconturen und seinen reizenden Inselgruppen, und schifften den Rio de las Piedras *) hinauf bis zum sogenannten Puerto Medina, ungefähr 3 Leguas nordöstlich, wo der Landweg nach Bagaces, Miravalles und Guanacaste seinen Anfang nimmt. Am Landungsplatze vereinigt sich der Rio de las Piedras mit dem Rio Tenorio, so daß der Port Medina gewissermassen eine Halbinsel bildet.

*) Der Rio de las Piedras ist zwischen 30 und 50 Varas (90—150 Fuß) breit, hat ziemlich niedere, oben dicht bewaldete Ufer, ist in einer Länge von 6 Leguas schiffbar, und behält sogar während der trockenen Zeit des Jahres 1 bis 2 Fuß hohes Wasser. Derselbe ergießt sich ganz in der Nähe des Golfes in den Rio Tembisque, welcher von Norden kommend mehrere Flüsse, unter andern den Rio Bolzon, aufnimmt und dem Golf von Nicoya zufließt.

C. S.

XXX.

Betrachtungen über die Vortheile und Nachtheile der deutschen Auswanderung nach Central-Amerika und der Ansiedlung in Costa Rica. Der Einfluß der Naturverhältnisse auf die Kolonisation. Miravalles und sein Vulkan.

Die große, geschichtliche Tragödie des Orients, die unter unsern Augen spielt, ist vielleicht kaum beim zweiten Akt. Scenen, Chöre und Bühnenhelden dürften noch manchmal wechseln, bis der Vorhang des letzten Aufzuges fällt, und ein heute so bewegter Schauplatz für die Dauer vieler Generationen dunkel und still wird. Eine andere große, ganz europäische Zeitfrage aber, welche besonders Deutschland noch näher berührt, wird die orientalische Frage lange überdauern, ja sie hat eigentlich eine ganz unbegrenzte Zukunft vor sich, und muß naturgemäß mit jedem Jahre an Bedeutung und Gewicht gewinnen. Es ist die Auswanderungs- und Kolonisationsfrage. Was soll Europa mit seiner überzähligen Bevölkerung bei zunehmendem Mangel an hinreichendem Bodenraum zur Ernährung machen? Wie schafft es sich diesen Zuwachs von Proletariern und Pauperismus vom Leibe? Welche fremde und zugängliche Länder bieten der europäischen Uebervölkerung die beste Zufluchtsstätte dar? Wo läßt sich heute das System der freien Kolonisation ohne die großen Opfer, die Gefahren und übrigen Inconvenienzen einer Herrschaft des Mutterlandes, aber mit Erhaltung eines nützlichen materiellen und geistigen Verkehrs der Ausgewanderten mit den alten Stammgenossen anwenden? Welche Staaten sind namentlich

den deutschen Auswanderern mit gutem Gewissen zur Niederlassung zu empfehlen?

Der Verfasser dieser kleinen Skizze, der nahebei zwanzig Jahre seines Lebens dem Studium der physischen Eigenthümlichkeiten fremder Länder bei persönlicher Anschauung ihrer geographischen und ethnographischen Verhältnisse gewidmet, deutsche Ansiedler, zerstreut oder in kleinen Gemeinden beisammenwohnend, in verschiedenen Welttheilen besucht, und über ihre gegenwärtige Lage und ihre künftigen Erwartungen viel mit ihnen verkehrt hat, spricht das Resultat seiner Erfahrungen in wenig Worten dahin aus: die westlichen Staaten Nordamerika's eignen sich besser als jedes andere Land zur Niederlassung für arme oder wenig bemittelte deutsche Kolonisten, besonders für solche, welche eine nützliche Profession haben. Am besten aber gedeihen dort kräftige und arbeitslustige Bauern mit geringem Vermögen, überhaupt Personen, welche Kenntniß der Agrikultur besitzen, an rauhe Arbeit von Jugend an gewöhnt sind, und die Agrikultur jedem andern Gewerbe vorziehen. Die Reise nach den Vereinigten Staaten ist billiger, als nach allen andern überseeischen Ländern. Die Bodenpreise sind im Westen noch niedrig, die Communikationswege und Verkehrsmittel aber sind dort leicht, billig, mannigfaltig und großartig.

Bemittelten und vermögenden Auswanderen hingegen ist Mittelamerika ungleich mehr zu empfehlen, als der Norden dieses Welttheils. Wer über ein kleines Kapital von mindestens 4000 Gulden verfügt, der wird in jenen milderen und schöneren Ländern sich auch zufriedener und glücklicher fühlen, den Wohlstand und die Zukunft seiner Familie besser und dauernder begründen, als in der nordischen Union. Der empfehlenswertheste von den fünf Staaten Central-Amerika's aber ist unstreitig die Republik Costa Rica.

Wir wollen hier in möglichster Kürze die Licht- und Schattenseiten dieses Staates, d. h. die wesentlichsten Vortheile und

Nachtheile desselben für die Ansiedelung deutscher Colonisten im Vergleich mit Nordamerika zusammenfassen.

Costa Rica hat als Gebirgs- und Terrassenland trotz seiner südlichen Lage ein unendlich milderes, angenehmeres und gesünderes Klima, als irgend einer von den nordamerikanischen Staaten. Auf den höheren Stufen, Thälern und Plateaux des Tafellandes genießt man in Wahrheit einer andauernd milden, gleichmäßigen Temperatur. Nichts erinnert hier an die unerträgliche Hitze und den erstarrenden Frost von Pennsylvanien, Ohio oder selbst Wisconsin. Das Klima, dessen herrliche Milde einzig durch die Höhenverhältnisse seines Bodens bedingt ist, gestattet für den Nordländer den freiesten Gebrauch seiner Körperkräfte, obgleich das Land der tropischen Zone angehört. Selbst die sechsmonatliche Dauer der Regenzeit hat nichts Erschreckendes. Denn der feuchte Niederschlag dauert selten über drei oder vier Nachmittagsstunden. Die Vormittage aber haben auch während der Regenzeit fast immer, mit Ausnahme einiger Wochen des Octobers, einen heitern und sonnigen Himmel, und der Farmer findet immer Zeit, seine Arbeiten zu besorgen.

Der Boden ist in Costa Rica bei weitem fruchtbarer, als selbst die fruchtbarsten Landstrecken in dem Staate Illinois, Ohio und Pennsylvanien. Er gibt fast überall doppelte Jahresernten, und bedarf nie des Düngens. Neben den meisten Getreidearten des Nordens und der gemäßigten Zone gedeihen hier in wahrhaft wunderbarer Fülle die nützlichsten und einträglichsten Culturpflanzen der Tropen: vor Allem die Bananen, der Kaffeebaum, das Zuckerrohr und die Baumwollstaude, welche eine vorzüglichere Qualität und ergiebigere Ernte liefern, als selbst die fettesten Gegenden der westindischen Inseln.

Der Taglohn ist im Vergleich mit Nordamerika auffallend niedrig, und der Werth der Landesprodukte verhältnißmäßig höher. Die sogenannten Lateiner oder Gentlemen-Farmer, d. h. Landöko-

nomen, welche bei mäßiger Kenntniß der Bodenwirthschaft nicht gern selbst die Hände zu grober Arbeit anlegen, und die in Nordamerika so schlechte Geschäfte machen, gedeihen in Costa Rica ganz gut. Das auf die Landwirthschaft angelegte Kapital — gleichviel ob man Weizen und Mais baut, Milch- und Butterwirthschaft treibt, oder sich ausschließlich mit der Cultur des Kaffeebaumes, der bequemsten und angenehmsten Culturpflanze, begnügt, verzinst sich durchschnittlich, bei geringen Schwankungen in den verschiedenen Gegenden, mit 20—30 Proc., wenn man mit Taglöhnern arbeitet. Der Ertrag steigert sich natürlich ungemein, wenn der Farmer mit seiner Familie selbst mit Hand anlegt.

Das Land ist in Agricultur, Industrie und Handel gegen Nordamerika bedeutend zurück. Fast alle bestehenden Gewerbe sind noch in der Kindheit. Für die Blüthe des Landes im Allgemeinen ist dieser Umstand ein Uebel, für die fremden Ansiedler aber ein höchst lockender Vortheil. Der fremde Oekonom oder Handwerker findet hier nicht jene erdrückende Concurrenz, welche in Nordamerika das Leben und Fortkommen bereits so schwer macht. Er fühlt sich den Neuspaniern in jeder Hinsicht überlegen.

Es herrscht in Costa Rica die vollkommenste politische Ruhe und persönliche Sicherheit. Der ehrliche und dabei milde, harmlose, ungemein friedfertige Sinn der Bewohner, die ein strengerer Beurtheiler vielleicht sogar zahm und feige nennen würde, gewährt für Leben und Eigenthum in diesem Lande mehr Garantie, als wir sie irgend sonst wo in der Welt, selbst nicht mit Ausnahme der bestorganisirten Polizeistaaten Europa's, gefunden haben.

Der Deutsche wird in Costa Rica seine Sprache und Nationalität länger bewahren, als in irgend einem andern Lande, wo sich bis jetzt deutsche Emigranten angesiedelt haben. Er fühlt hier seine persönliche Ueberlegenheit über den Neuspanier zu sehr, um irgend den Wunsch zu hegen, in diesem schlaffen Volkselemente auf-

zugehen. Er wird noch weniger Lust dazu haben, wenn einmal ein compactes deutsches Element sich auf irgend einem Punkte vereinigt hat. In Nordamerika herrscht bekanntlich bei den deutschen Ansiedlern die entgegengesetzte Tendenz vor. Die Energie, die Tüchtigkeit und nationale Ueberlegenheit des anglo-amerikanischen Elements imponirt ihm und zieht ihn an. Er streckt sich gern unter die Flügel des nordamerikanischen Adlers, und läßt sich, trotz seiner angebornen Zähigkeit, von einem gewaltigen, stammverwandten Körper leichter als von einem romanischen Element assimiliren. Er fühlt sich als German und Dutchman — eine Benennung, welche in Nordamerika leider zum Spottnamen geworden — ebenso erniedrigt und moralisch gedrückt, als ihn unter den spanischen Creolen der Name Alemano erhebt, welcher gottlob! im spanischen Amerika, trotz mancher schlechten Subjekte, welche das ihrige reichlich thaten, ihn in Mißcredit zu bringen, noch als ein Ehrenname klingt.

Neben diesen gewichtvollen und entschiedenen Vortheilen existiren in Costa Rica, wenn wir es mit Nordamerika vergleichen, allerdings auch manche Nachtheile für den Einwanderer, die wir nicht verschweigen, vielmehr rücksichtslos den Auswanderungslustigen enthüllen wollen. Das Land ist entfernter, der Zugang von der atlantischen Seite wegen Mangel an gebahnten Straßen viel schwieriger, die Reise für den Europäer länger, mühsamer und kostspieliger, als nach den Vereinigten Staaten.

Für den Verkehr im Innern Costa Rica's haben Natur und Kunst unendlich weniger gethan, als in Nordamerika. Die herrlichen, wasserreichen, tief in das Innere schiffbaren Ströme dieses Landes fehlen, mit Ausnahme des Staates Nicaragua, in ganz Central-Amerika. Weder Dampfschiffe, noch Eisenbahnen, noch Holzwege (plank-roads) erleichtern im Innern den Verkehr der Reisenden und den Austausch der Produkte. Die schlecht gebahnten Wege, welche die Regierung des Landes auf eine ganz unverzeih-

liche Weise vernachlässigt hat, sind während der trockenen Jahreszeit (vom Ende November bis Anfang Mai) erträglich, vom Mai bis August mäßig unangenehm, von Anfang September bis Mitte November abscheulich und nur für Reiter mit guten Maulthieren zugänglich.

Das Land hat überhaupt noch einen höchst primitiven Charakter, und es fehlen ihm die meisten Bedürfnisse und Bequemlichkeiten, an welche wir Europäer gewöhnt sind, und die wir in den Vereinigten Staaten zum Theil in einem erhöhten Grade wiederfinden. Das meiste, was in diesem Lande die Civilisation bereits geleistet hat, ist in Costa Rica erst noch zu schaffen. Auch findet der deutsche Einwanderer hier erst ein kleines Häuflein von Landsleuten, während im Westen der Vereinigten Staaten bereits Millionen von Deutschen wohnen. In den Staaten Wisconsin und Iowa, welche allerdings ein sehr häßliches und rauhes Klima haben, und an Fruchtbarkeit sich nicht mit Illinois, noch viel weniger mit einem der centro-amerikanischen Staaten messen können, ist das deutsche Element bereits ziemlich consolidirt, wenn es auch die Erhaltung seiner nationalen Eigenthümlichkeit nur dem fortwährend frischen Zuströmen der Emigration verdankt, welche die abgefallenen Theile ersetzen und das Mattgewordene doch einigermaßen beleben und verjüngen.

Diese verschiedenen Nachtheile und Inconvenienzen, welche in Costa Rica so wenig als in irgend einem andern Lande fehlen, werden jedoch nach unserer festen Ueberzeugung durch die entschiedenen Vortheile eines angenehmen Klima's und eines leichteren und besseren ökonomischen Gedeihens wenigstens für den vermögenden Einwanderer bedeutend überwogen. Ihm blüht hier eine ungleich schönere Zukunft, als in Nordamerika, sobald die deutsche Kolonisation, nur einigermaßen tiefere Wurzel fassend, sich ausgebreitet hat, und die schlafenden Schätze dieses wundervollen Landes zu heben vermag. Es passen für Costa Rica allerdings nur Leute,

welche die natürlichen Reize und Vortheile höher anschlagen, als die Genüsse und Bequemlichkeiten der Civilisation. Die Bahn ist der europäischen Cultur auch in Mittel-Amerika zwar schon längst gebrochen, aber man entbehrt so vieler Mittel und Annehmlichkeiten, über welche der mächtige Fortschritt in den meisten Staaten Nordamerika's bereits verfügt. Allerdings läßt die Lieblichkeit des Klimas und die Milde der Luft die meisten Bedürfnisse des nordischen Comforts leichter entbehren. Man braucht weder solid gebaute Häuser, noch Oefen oder Kamine in einem Lande, wo man immer gern die Fenster öffnet und nie den Wunsch nach künstlicher Erwärmung hat. Nur sehr mäßiges Vermögen, kein eigentlicher Reichthum ist hier für eine Familie nothwendig, um zufrieden und glücklich zu leben. Costa Rica würden wir überhaupt den soliden, genügsamen und gemüthlichen Naturen, den Freunden der ländlichen Ruhe und des Stilllebens; Nordamerika mehr den unternehmenden, abenteuerlichen, unruhigen, egoistischen und starken Charakteren anempfehlen.

Alles was ein bekannter berliner Geograph und Stubengelehrter vor wenigen Jahren im Feuilleton der Berliner Adlerzeitung über erschreckende und zerstörende Naturscenen, über Erdbeben, vulkanische Eruptionen &c. in Costa Rica geschrieben, ist im Grunde leere Faselei. Kleine Erderschütterungen sind hier häufig, aber ganz unschädlich; starke Erdbeben wiederholen sich kaum ein Mal in einem Jahrhundert. Noch seltener sind die großen vulkanischen Eruptionen, deren man in Costa Rica seit Gründung der spanischen Colonie nur eine einzige kennt. Rechnet man alle Menschenlebenverluste, welche dieses Land durch solche Naturkatastrophen erlitten, zusammen, so kommt im Durchschnitt kaum Ein Menschenleben auf zwei Jahre, während gelbes Fieber, Gallenfieber und Cholera in vielen Staaten Nordamerika's, wenn nicht alle Jahre, doch in kurzen Zwischenräumen epidemisch ausbrechen und dann Hunderttausend von Opfern hinraffen. Die Bat-

terien von Sebastopol haben an einem einzigen Tage mehr Menschen gewürgt, als sämmtliche Erdbeben und vulkanische Ausbrüche in ganz Central-Amerika seit der Entdeckung der Neuen Welt.

Ueber ein Dritttheil des Territoriums der Republik Costa Rica wird zum Hochland gerechnet, wo die meisten Getreide-, Obst- und Gemüsearten Europa's fast so gut wie die tropischen Gewächse gedeihen. Die meisten Plateaux, Thäler und Berghügel liegen hier in der Region zwischen 3000—6000′ Meereshöhe. Die mittlere Temperatur besteht durchschnittlich in + 14° R. Der Thermometer fällt nie unter + 10° R. und steigt nie über + 22° R.

Ein zweites Dritttheil des Bodenraumes gehört zu den Stufen (Terrassen), Thälern und Abhängen der Cordilleras, deren mittlere Erhebung 1500—2000′ über dem Meer beträgt. Hier ist die mittlere Jahrestemperatur durchschnittlich + 17° R. Die Quecksilbersäule des Reaumür'schen Thermometers fällt selten unter + 13° und steigt nie über + 26°. Reis und Mais gedeihen hier vortrefflich und entschieden besser als der Waizen, der aber auch noch ziemlich gute Ernten gibt, während der Gerste die mittlere Lufttemperatur bereits zu warm ist. Klima und Wärme sind ungefähr derjenigen gleich, welche immer von Anfang September bis Mitte October im südlichen Tirol, in den Thälern von Botzen und Meran herrscht. Auch hier würden die meisten Emigranten aus Mittel-Europa, besonders aus den milden Weinländern sich noch ganz wohl und behaglich fühlen und fast so rüstig wie zu Hause arbeiten können.

Ein letztes Dritttheil endlich bilden die Ebenen und Thäler der heißen Region, von der Meeresküste bis etwa 1500′ Höhe ansteigend. Hier ist die mittlere Tagestemperatur höher, obwohl die Hitze nur selten 28° R. übersteigt. Eigentlich ungesund ist auch hier nur das Klima an der Küste. Manchen Körperconstitutionen von europäischen Einwanderern würde vielleicht die gleichmäßig warme Lufttemperatur, die hier das ganze Jahr herrscht, zusagen.

Im Ganzen aber ist doch diese Region den Kolonisten nicht zu empfehlen, obwohl viele der untersten Stufen der Cordilleras, z. B. das theils stufenweise, theils wellenförmig gegen die waldige Küstenfläche abfallende Terrain zwischen San Matteo und Esparza und die Ebenen von Guanacaste im Ganzen nicht ungesund sind.

Ein Land von so reicher vertikaler Gliederung und so ungemeiner Mannigfaltigkeit der plastischen Form, wie Costa Rica, hat für den Ansiedler den Vortheil und die unschätzbare Annehmlichkeit, sich dasjenige Klima wählen zu können, welches seiner Leibesbeschaffenheit und seinem Geschmacke am besten zusagt. Da die verschiedenen Regionen und Klimata hier so nahe beisammen liegen, besitzen viele wohlhabende Einwohner Grundeigenthum auf den tieferen oder höheren Abstufungen des Gebirges. Man hat dabei den Reiz des Wechsels, wenn man nach längerem Wohnen in der Hacienda oder Farm, welche für den Anbau der nordischen Getreidearten oder für die Viehzucht bestimmt ist, diesen mildkühlen Aufenthalt periodisch mit dem Besuch einer andern Hacienda in der warmen Tiefregion vertauscht, wo den Palmen am wohlsten ist, wo der Cacaobaum reiche Ernten liefert, und der Pisang köstliche Fruchttrauben von 60—80 Pfund Schwere trägt.

Uncultivirtes Land ist noch in allen diesen verschiedenen Regionen reichlich vorhanden. Costa Rica's Bevölkerung übersteigt nach höchster Schätzung nicht 150,000 Seelen, während sein fruchtbarer Boden (an Ausdehnung fast dem Königreich Bayern gleich) eine Bevölkerung von 8 Millionen gut ernähren könnte. Sehr theuer ist das Land nur in der nächsten Nähe der Städte San José und Cartago, wo die ergiebigsten Kaffeepflanzungen stehen, und wo nur reiche Haciendabesitzer oder geschickte Gemüsegärtner noch ihre Rechnung finden würden. In einer Entfernung von 3—4 Meilen von diesen Hauptstädten sind die Bodenpreise bereits ziemlich mäßig. In den Umgebungen der kleinen Städte Alajuela und Heredia, auf den Stufen und Gehängen welche sich dort von

der Hochebene nach dem Rücken der Cordilleras hinanziehen, ist geklärtes Land ziemlich billig zu kaufen. Wunderschön sind die Terrassen, Thäler und Abfälle der Gebirgsgegenden zwischen Cartago und Turrialva, wo man den schönsten Waldboden mit 5 bis 10 Piastern pro Manzane bezahlt. Die Landgüter zwischen Atenas und San Matteo auf den südwestlichen Abfällen der Cordilleras haben bei durchschnittlich gleichem Preise den wichtigen Vortheil, ganz nahe der Fahrstraße zu liegen, welche von San José nach nach dem Hafen Punta Arenas am stillen Ocean führt. Die nordöstlichen Bergterrassen zwischen der kühlen Kammhöhe von Desengaño und der schönen Ansiedlung San Mignel, welche bereits zur warmen Region zählt, aber ein gesundes Klima hat, bieten den wichtigen Vortheil des nächsten Verkehrs mit dem Sarrapiquiwege, der leider bis jetzt nur für Maulthiere zugänglich ist, und von dort zu Wasser mit dem Antillen-Meer. Die mittleren Thäler und Abstufungen an den verschiedenen Seiten der Bergketten, welche das große Plateau von San José umgeben, sind noch größtentheils mit Urwald bedeckt, würden aber eine Lichtung desselben bei ungemeiner Fruchtbarkeit des Bodens und herrlicher Lieblichkeit des Klimas wohl lohnen. Auf den Terrassen von San Ramon und der Candelaria wurde von den Eingebornen selbst zu diesem Zweck bereits der Anfang gemacht. Bananen, Reis und Kaffee gedeihen dort vorzüglich, und der Weizen trug doppelte Ernten bei zwanzig bis dreißigfachem Körnerertrag. Die Fortsetzung des Hochlandes von Costa Rica in südöstlicher Richtung ist noch wenig bekannt, bietet aber aller Wahrscheinlichkeit nach dieselbe vorherrschende Bildung von sogenannten Mesas, d. h. tafelförmigen Abstufungen des Gebirges, die bald als Hochebenen sich erweitern, bald zu Thälern und Terrassen verengen.

Unter den Gebirgsstufen der mittleren Region von 1500 bis 3000′ Meereshöhe ist die Landschaft Miravalles, welche zur Provinz Guanacaste gehört, eine der schönsten und zu einer Muster-

Kolonie von Europäern vortrefflich geeignet. Sie liegt dem stillen Ocean näher als der atlantischen Seite, kann aber durch einige Rios, die von ihren nordwestlichen Gehängen dem Rio San Juan, zufließen, auch mit der Küste des Antillen-Meeres communiciren. Mitten in dieser Landschaft erhebt sich der große Berg Miravalles, ein prachtvoller riesiger Kegel mit einem Doppelgipfel gekrönt. Er ist ein nicht völlig isolirt stehender, erloschener oder ruhender Vulkan, der nach den ziemlich sichern Anzeichen der starken Verwitterung seiner Laven, wohl seit Jahrtausenden keine Lebenszeichen mehr von sich gegeben, während an seinem Fuße und an seinen Abfällen bis zur Gipfelhöhe ein reiches organisches Leben sich angesiedelt hat. Savannen mit einer ziemlich dicken Gramineendecke und mit Hochwald wechselnd, ziehen sich an den Berghalden bis gegen 4000′ Höhe hinan. Dann folgt ununterbrochener primitiver Wald bis zum Gipfel.

Der Besitzer der großen Hacienda von Miravalles, welche an Ausdehnung manches kleine deutsche Fürstenthum übertrifft, ist Don Crisanto Medina, aus Buenos Ayres gebürtig, von spanischen Eltern stammend, welcher gegenwärtig in der nahen Hafenstadt, Punta Arenas lebt. Er ist einer der besten, verständigsten, uneigennützigsten Männer, die wir in Central-Amerika kennen gelernt haben. Vor allen übrigen Creolen des Landes hat er die Empfänglichkeit für große gemeinnützige Zwecke und einen außerordentlichen Unternehmungsgeist voraus. Bei einer besondern Vorliebe für die Deutschen, deren gedeihliche Thätigkeit als Landwirthe er in den Vereinigten Staaten durch persönliche Anschauung kennen und schätzen gelernt hatte, versuchte er eine deutsche Musterkolonie in Miravalles zu gründen, wo alle natürlichen Bedingungen des Gedeihens vorhanden waren. Er brachte für die Ausführung dieser Idee große persönliche Opfer, reiste selbst 1851 nach Berlin und setzte sich mit der dortigen „Gesellschaft für deutsche Colonisation in Central-Amerika“ in Verbindung.

Die Bedingungen und Anerbietungen, welche Don Crisanto Medina an brave, verständige und arbeitsame deutsche Landwirthe stellte, waren vielleicht die uneigennützigsten und großmüthigsten, welche deutschen Ansiedlern jemals gemacht worden sind. Jede Familie aus wenigstens drei Köpfen bestehend, sollte 10 englische Acres (etwa 16 preußische Morgen) fruchtbares, kulturfähiges Land geschenkt und darüber einen Besitztitel nebst der Befugniß erhalten, von dem unmittelbar daran grenzenden Lande 20 englische Acres innerhalb fünf Jahren für den äußerst niedrigen Preis von 1 Piaster per Acre zu kaufen. Familien von mehr als 3 Köpfen, sollten außer jenen 10 Acres noch 2 Acres für jeden Kopf geschenkt erhalten. Jeder Familie waren überdieß 2 Milchkühe und Lebensmittel von frischem Fleisch, Mais, Reis und Bohnen für die ersten 6 Monate zugesichert. Hütten mit Palmblättern gedeckt, von 36′ Länge und 24′ Breite, dem milden Klima genügend, aber ohne innere Einrichtung, standen für eine vorläufige Aufnahme der Ansiedler bereit. Versuchsweise sollten vier oder fünf Ortschaften gegründet werden und vom Gedeihen derselben der weitere Fortgang der Kolonie abhängen *).

*) Es waren den Kolonisten noch manche andere Vortheile geboten. Don Crisanto Medina, der in den Savannen von Miravalles zahlreiche Viehheerden besitzt, stellte den Kolonisten auch den unentgeltlichen Gebrauch von 2 Zugochsen zur Verfügung. Für den Transport der Personen und Effecten vom Hafen Punta Arenas aus bis zu ihrer Bestimmung war Sorge getragen, und deshalb auch ein Weg hergestellt worden, der mit Wagen befahren werden konnte. Der Preis für den Transport von der Hafenstadt bis zu der Kolonie, sollte nur 1 Piaster per Kopf betragen. Auch war die Einrichtung getroffen, daß die Kolonisten nach ihrer Ankunft im Hafen noch acht Tage lang, entweder auf dem Schiffe selbst ernährt wurden, oder im Hafenorte Obdach und Nahrung erhielten, um nicht gezwungen zu sein, einen durch gleichzeitiges Aufbrechen nach der Kolonie zu hoch steigenden Preis für die Transporte zu bezahlen. Durch Handarbeit sich Geld in der Kolonie zu verdienen, war reichliche Gelegenheit geboten, durch den großartigen Betrieb von Sägemühlen und das Schlagen von Mahagoni- und Cedrelen-Bäumen. Die Kolonisten hatten freien Holzschlag zum eigenen Gebrauche, ebenso freie Jagd in den Wäldern und

Die günstige Lage von Miravalles und die Wichtigkeit, die sie früher oder später als eine europäische Mustercolonie im spanischen Amerika haben wird, bewogen uns zu einen persönlichen Besuche. In Gemeinschaft mit Dr. Scherzer fuhr ich am 26. Januar auf einer Barke durch den Golf von Nicoya, und reiste vom Landungsplatze auf Maulthieren, welche man uns aus der Hacienda entgegengeschickt hatte, bis zur Terrasse am Fuße des Vulkans, wo Don Crisanto's Sägemühle und die Arbeiterhütten standen. Wir durchstreiften einige Wochen die Umgebung und die Wälder, besuchten die interessanten Hornillos, d. h. heiße Quellen mit schwefligen Dämpfen, die am Fuße des Vulkans im starken Sprudel emporkochen und einige Aehnlichkeit mit den isländischen Geisers haben, machten eine Sammlung vulkanischer Felsarten und höchst interessanter Pflanzen, und brachten die übrige Zeit meistens mit Jagen in den wildreichen Wäldern und Savannen zu.

Am 1. Februar machte ich im Geleite von vier kundigen Männern der Gegend, worunter zwei Halb-Indianer (Ladinos), einen Versuch, den noch nie bestiegenen Gipfel des Vulkans Miravalles, zu erreichen. Derselbe steht hier als Endglied einer Seitenkette, welche von Südost nach Nordwest streichend, an die Hauptkette der Cordilleras sich anlehnt. Er bildet einen fast regelmäßigen Conus bis zum zerrissenen Doppelgipfel, unter welchen man mittelst des Fernrohrs eine trichterförmige Einsenkung deutlich erkennt. Der steilste Abfall ist gegen Westen gekehrt, wo die größten Lavaströme sich befinden. Hier ziehen sich ausgedehnte Savannen an den ziemlich steilen Abhang des Berges hinan und schneiden als ein großes lichtes Dreieck in die dunklere Waldregion hinein. Warum gerade die obere Hälfte des Berges waldreicher ist als die tiefere, läßt sich nur durch das Anhäufen größerer Lavamassen und deren langsamern Verwitterung in der tiefern Region erklären.

---

freie Fischerei in den Flüssen. Die Jagd aber ist kaum irgendwo in Central-Amerika ergiebiger, als in der Landschaft Miravalles.

Es herrschen in dieser Jahreszeit in der Landschaft Miravalles, wie in der ganzen Provinz Guanacaste starke Nordostwinde, welche die Atmosphäre kühlen. Regen ist selten oder fällt nur in kurzen Schauern auf dem Berge selbst, während die entfernteren Savannen und Waldgegenden in dieser Jahreszeit nichts von dem feuchten Niederschlag erhalten. Die hohe Vulkanpyramide, aus dessen feuchten Wäldern die Wasserdunstbläschen vom erwärmten Boden aufsteigen, ist zugleich die Werkstätte und der Sammelplatz der Wolken, die ihm bald bis zum Fuß herab umschleiern, bald wieder ganz oder theilweise enthüllen, wenn ein Windstoß sie weiter jagt. Die Wolkenform des Cirrostratus ist gewöhnlich am Morgen die vorherrschende, später wird sie durch dichtere Wolkengruppen ersetzt. Die gethürmte Haufenwolke (Stratocumulus), welche während der Regenzeit die prächtigste Decoration des tropischen Himmels bildet, ist im Januar und Februar hier nur ausnahmsweise sichtbar. Aber die Schichtenwolke (Stratus) spielt hier eine ähnliche Rolle, wie in der Atmospähre der Alpen Tirols und der Schweiz. Oft lagert sie als eine dicke Nebelmasse scheinbar unbeweglich und schwerfällig über den waldigen Gehängen des Gebirges, während abgesonderte, schleierartige Wölkchen derselben Dunstform gespensterartig wie Nebelgeister auf- und niederschweben.

Nach einstündigem Ritt erreichten wir das sogenannte „Käsehaus" am südwestlichen Fuße des Berges. Das zu Tage stehende Gestein war ein grauer Trachyt. Die Umgebung bildet ein ziemlich dünner und leicht zugänglicher Wald, der mit kleinen Savannen wechselt. Hier nahmen wir in einem kleinen, mit Palmblättern gedeckten Rancho das Frühstück ein, das wie gewöhnlich aus Kaffee und Tortillas bestand. An dem Rancho lehnte sich ein mit Steinwällen umgebener Hof an, der zum Viehmelken diente. Die Hütte war seit einem Monat verlassen, da man den Kühen eben freies Umherlaufen in den Savannen gönnte, und die Käsebereitung, wie gewöhnlich in dieser Jahreszeit, aussetzte. Zwei

unserer Führer, die am Morgen vorangegangen waren, hatten eine Heerde von Cuioten gesehen, einer wilden Canisart, die an Größe zwischen Wolf und Schakal steht. Sie hatte bei Annäherung von Menschen wie gewöhnlich die Flucht in den Wald genommen.

Bis zur halben Höhe der Bergwiese konnten wir reitend gelangen. Das Terrain wurde immer abschüssiger und die Maulthiere, wie geschickt und unermüdlich sie auch sonst im Steigen sind, wollten nicht mehr vorwärts. Als wir eben den Fuß auf die Erde setzten, bemerkte ich eine hellgraue Antilope, die in Schußweite auf einem Lavablock stehend, uns neugierig ansah. Sie hatte wohl in dieser Region nie einen Menschen gesehen. Im Augenblicke, wo ich auf das Thier anlegte, knallte bereits die Büchse meines Begleiters, Daniel Becker, der mir die schöne Jagdbeute nicht gönnend, vom Maulthier herab losgedrückt hatte. Einer von den Halbindianern die uns begleiteten, beeilte sich dem Thier das Fell abzustreifen. Das Fleisch aber wurde, da Niemand Lust hatte sich damit zu belasten, den Cuioten und Aasgeiern zur Mahlzeit überlassen. Während wir unsere Wanderung über die steile Berghalde fortsetzten, kamen noch einige Benaos und Antilopen, doch nur einzeln, nicht in kleinen Rudeln, wie man sie sonst in den Savannen findet, zum Vorschein. Da aber der Wind sich etwas gedreht hatte, bekamen die Thiere Witterung, und ließen sich nicht bis auf Schußweite beschleichen.

Nach fünfstündigem Steigen erreichten wir die obere Waldregion, wo wir am Rande des Dickichts zu übernachten beschlossen. Wegen der Steilheit des Bodens konnten wir erst nach langem Suchen eine bequeme Schlafstätte finden. Niedere, schlanke, überaus zierliche Palmen bildeten das Unterholz. Unter den höheren Bäumen waren in dieser Region bereits die Eichen dominirend. Bei dem heftigen Winde und der Feuchtigkeit des Holzes gelang es uns nur mit Mühe, während der Nacht ein mäßiges Feuer zu unterhalten. Meine Begleiter litten fast noch mehr als ich an

Frost, und legten sich, in ihre Wolldecken gehüllt, dicht am Feuer nieder. Der Nordwind brauste furchtbar bis 1 Uhr nach Mitternacht, dann ward es ruhig. Erst gegen Tagesanbruch hörten wir deutlich das Geheul der Cuioten und Pumas von den unteren Bergsavannen herauf, während in den Wäldern über uns eine Todtenstille herrschte. Der Morgen war nebelig, das Thermometer zeigte um 5 Uhr + 9° R. Gegen 6 Uhr zertheilten sich die Wolken des Thales, und rollten sich wie der Vorhang einer Theaterbühne empor. Wir hatten eine wunderschöne Aussicht über die Bergterrassen von Miravalles, die Waldebenen und Savannen von Guanacaste bis an die Küste des stillen Oceans, dessen grünlichblaue Fläche den Hintergrund schloß. Der Vulkan Rincon de la Vieja, der nächste Nachbar des Miravalles-Vulkans, dessen Krater noch thätig ist, war in dicke Wolken gehüllt.

Wir brachen um 6 Morgens auf, und erreichten nach vierstündigem Steigen die höchste Stelle, die Andere vor uns auf dem Miravalles-Vulkane erklommen hatten. Domingo Uregna, unser jetziger Führer, welchen uns Don Crisanto Medina als solchen mitgegeben, hatte auch die frühere Expedition von 1851 begleitet. Sie war vom Sohne des Statthalters von Guanacaste unternommen worden, der mit Geduld und Muth die großen Schwierigkeiten des Eindringens in den überaus dichten Wald überwand, Regen und Kälte vermehrten damals die allgemeine Entmuthigung. Am Ende wollten die Leute ein Beben und Zittern des Berges bemerkt haben, was doch wohl nur eine Frucht der Phantasie und der Furcht war. Auf einem schmalen Grath setzten wir die Wanderung fort, die immer mühseliger wurde — rechts ein überaus schroffer, links ein minder steiler Abgrund, vor uns die dichteste Vegetation, die ich jemals in einem Urwalde gesehen. In einer Höhe von nahe 6800′ drängte sich die ganze Vegetation nach unten zusammen. Man konnte keinen Weg mehr hauen, sondern mußte über dickstämmige Büsche klettern. Die Bäume waren auf einer ver-

hältnißmäßig so geringen Höhe nach oben merkwürdig verkümmert, vielleicht weil sie den Nordwinden zu stark ausgesetzt sind. Die Aeste kehrten sich der Erde zu. In der letzten Stunde berührten wir den Boden nicht mehr, Bäume und Büsche waren völlig undurchdringlich, und konnten nur noch überklettert werden. Man mußte von Ast zu Ast, von Stamm zu Stamm steigen, endlich senkte sich vor uns der Grath an einer senkrechten Felswand von wenigstens 40′ Tiefe. Wir waren alle vor Kälte wie erstarrt, und der Versuch des weitern Vordringens mußte aufgegeben werden. Die von uns erreichte Höhe war fast 8000′. Weder Säugethiere noch Vögel waren seit unserem Morgenbivouak zum Vorschein gekommen. Aber wir erkannten auf dem Grath die Spuren eines großen Thieres, welches an Stellen, wo der Wald noch durchdringlich war, sich durch die Vegetation Bahn gebrochen. An den Fußspuren und Excrementen wollten meine Begleiter einstimmig einen Tapir erkennen, obwohl es uns allen unerklärlich vorkam, wie und zu welchem Zweck dieser plumpe Dickhäuter den Weg in diese hohen und fast unnahbaren Waldregionen gefunden. Domingo Uregna, der zum letztenmal im Monat März 1851 auf diesem Berge gewesen, erzählte, daß damals der Cilgero lieblich aus den Büschen gesungen habe. Wir hörten diesmal nichts von diesem melodischen Troubadour der Andeswälder.

Die nächste Nacht wurde wieder oberhalb der Bergwiesen zugebracht. Wir litten weniger an Frost, der Nordwind war mäßig. Die Atmosphäre des folgenden Morgens zeigte vollkommene Klarheit, und wir konnten außer den Ebenen im Westen auch den Bergzug im Osten und den nächsten Vulkan unterscheiden. Unser Nachbar, der rauchende Vulkan Vieja, war deutlich sichtbar. Ihm folgen die Orosivulkane. Alle haben hohe, wallförmige Umgebungen, die bekannten Erhebungskrater. Der Miravalles-Vulkan ist durch ein ziemlich tiefes, weites, waldbedecktes Thal vom Erhebungskrater des Rincon de la Vieja getrennt.

Am dritten Tage erreichten wir die Hacienda wieder, wo Dr. Scherzer, der inzwischen die Landschaft in anderer Richtung durchstreift hatte, uns erwartete. Der Hauptzweck dieser Expedition war zwar mißglückt, doch hatte ich von der obersten Höhe der Bergsavannen herab einen ziemlich deutlichen, topographischen Ueberblick der Landschaft Miravalles gewonnen. Die schönen botanischen und geognostischen Sammlungen, die ich während meines hiesigen Aufenthalts zusammengebracht, sind leider einige Monate später bei dem verheerenden Erdbeben von San Salvador zu Grunde gegangen.

Eine ziemlich genaue Skizze der zu einer deutschen Kolonie bestimmten Landschaft Miravalles mit einem topographischen Plane der Gegend wurde von Herrn A. Gerkowsky, dem Regierungs-Geometer des Staates Costa Rica, entworfen. Dieselbe wurde der Berliner Kolonisations-Gesellschaft vorgelegt, mit der Einladung, einen Agenten nach Miravalles zu schicken, um dort von den Naturverhältnissen weitere Einsicht zu nehmen. Don Crisanto Medina hatte bereits eine kleine deutsche Niederlassung von 37 Personen gegründet, noch ehe der Baron von Bülow aus Berlin im Namen der Gesellschaft die weiteren Unterhandlungen begonnen hatte.

Das Terrain von Miravalles liegt unter dem 84° 49′ bis 84° 56′ westlicher Länge von Greenwich und zwischen dem 10° 35′ und 10° 45′ nördlicher Breite, und enthält 300 Caballerias und 47 Manzanas Bodenfläche. Die verschiedenen, anbaufähigen Terrassen und kleinen Plateaux liegen 2000 und 3500 spanische Fuß über dem Spiegel des Golfes von Nicoya (nach den Messungen des Herrn Gerkowsky). Die höchste dieser Terrassen ist die Savanne von Santa Rosa.

An wenigen Punkten des tropischen Amerika wird man eine größere Fülle und Mannigfaltigkeit von edlen tropischen Gewächsen finden. Der Pisang wächst zwar nicht so stattlich und früchtereich wie in der feuchteren und wärmeren Temperatur von Tarcoles;

auch der in großer Zahl wildwachsende Cacaobaum trägt weder so große Fruchtkapseln, noch so aromatische Kerne, wie in den Sumpfgegenden von Matina; immerhin aber ist das fröhliche Gedeihen dieser beiden Pflanzen auf so hohen Bergstufen neben so vielen Bäumen der kühlern Zone merkwürdig. Selbst die Cocospalme steigt bis hierher herauf. Mauritiuspalmen tragen reichlich ihre schönen, goldgelben, eierförmigen, mehligen Früchte. Die Coyolpalme liefert einen angenehmen, weinartigen Saft. Die Ananas gedeiht nicht so gut, wie auf den Andesterrassen von Guatemala, ist aber doch neben der Banane eine der labendsten Früchte dieser Gegend. Anonen, Sapoten, Orangen, Aguacates und die saftreichen Früchte des Melonenbaumes (Carica papaya) liefern hier fast ebenso gute Früchte, wie in der Hochebene von San José. Das Zuckerrohr ist von vorzüglichster Güte. Die Schmarotzerpflanze von der Familie der Orchideen, welche die köstliche Vanille liefert (Epidendron Vanilla), mit langen, schmalen, schönduftenden Fruchtkapseln, wächst an den tieferen, schattigen Stellen, nahe den Flußufern, wild. Die Sarsaparille, die so wichtig durch ihren medicinischen Gebrauch geworden, wächst gleichfalls in großer Zahl an feuchten Stellen. Unter den höheren Waldbäumen sind außer den Cedrelen und Mahagonibäumen, welche das brauchbarste Holz liefern, besonders Eisenholzbäume, Seidenbaumwollbäume, Ronron und Grenadillen zu nennen. Letztere liefern ein schön geädertes, prächtig gezeichnetes Holz, dessen Textur und Farbe sich zu Schmuckhölzern überhaupt gut eignen würde, wenn die Bearbeitung nicht durch eine ungemeine Härte erschwert wäre.

Wälder und Savannen sind reich an Jagdthieren. Benaos (Cervus rufus), Nabelschweine und Antilopen finden sich in ganzen Rudeln. Agutis, Gürtelthiere, Waschbäre, Faulthiere, Tapire, Pumas (amerikanische Löwen) und Jaguare sind unter den Säugethieren des Waldes vorherrschend. Die Affen habe ich in keiner Gegend Central-Amerika's häufiger gefunden, doch kommen nur 3

Arten von Klammeraffen vor. Unter den Vögeln ist das Hühnergeschlecht besonders zahlreich repräsentirt. Das große Hokkohuhn (Crax alector) mit dem schönen, beweglichen Federhelm auf dem Kopfe, und das Babahuhn (Meleagris ocellata) gehören zu den häufigsten Jagdvögeln. Wilde Enten von vielen Arten, und 5 oder 6 Species von wilden Turteltauben beleben in großen Schwärmen Teiche und Savannen. Dieses Federwild scheint wirklich unerschöpflich. Papageien bemerkte ich in dieser Jahreszeit weniger zahlreich, als in den tiefer gelegenen Theilen des Landes.

Die Beschaffenheit des Bodens wechselt freilich nach der Lage, nach den geognostischen Verhältnissen, und nach der Bewässerung des Bodens. Die Savannen sind theilweise nicht sehr fruchtbar, dem natürlichen Fortkommen der Bäume nicht günstig, und fast nur zu Viehweiden nutzbar. Dies ist besonders bei jenen Savannen der Fall, welche der Blancofluß durchströmt, der bei hohem Wasserstand über seine Ufer tritt, und ausgedehnte Moräste bildet. Die Savannen, welche auf altem, verwittertem Lavaboden stehen, sind reich an Gräsern und Futterkräutern, eignen sich aber nur zur Viehzucht, da die vielen, noch unverwitterten Lavablöcke, die einzeln oder in kleinen Massen hervorragen, den Anbau dieses Bodens erschweren. Den Hauptvortheil bietet die Hacienda von Miravalles durch die Mannigfaltigkeit und die schöne Vertheilung ihres Wald- und Savannenbodens. Der Wald ist im Ganzen lichter, durchdringlicher, besser zu klären, als in anderen Gegenden von Costa Rica, besonders in Angostura, welches Herr von Bülow später zu seinen Kolonisationsversuchen ausersehen hat. Auch hat die Natur dort durch die Savannen für großartige Viehweiden gesorgt, die man in den eigentlichen Waldgegenden Costa Rica's, selbst im Hochlande bei Cartago, nur mit viel Mühe und Kosten anlegt. Der Ansiedler hat hier den wichtigen Vortheil, auf den höheren Abhängen des Berges das ganze Jahr hindurch Milchwirthschaft betreiben zu können; denn die oberen Bergwiesen verlieren nie

ihr Grün. Regelmäßig fallender Thau und flüchtige Wolkenschauer bieten ihnen auch während der trockenen Jahreszeiten die nöthige Feuchtigkeit. Wir können zum Schlusse, nachdem wir fast alle Gegenden Costa Rica's, welche zu den ersten Versuchen deutscher Ansiedler empfohlen worden, besucht, und deren physische Verhältnisse und klimatische Eigenthümlichkeiten sorgfältigst studirt haben, nur unser tiefes Bedauern aussprechen, daß die wirklich guten und edlen Absichten des Besitzers von Miravalles *) in Berlin verkannt wurden, und daß die mit der dortigen Kolonisations-Gesellschaft eingeleiteten Verhandlungen zu keinem Ziele führten.

---

*) Die Landschaft Miravalles ist vom cultivirten Hochlande etwas abgelegen, dieß ist wohl eine ihrer Schattenseiten. Die eine kleine Tagereise von der Kolonie entfernten Städtchen Guanacasta und Bagaces würden gleichwohl dem Verkehr der Ansiedler mit den Eingebornen und den Absatz ihrer Produkte in den ersten Jahren genügen. Bei einem spätern Aufschwung der Colonie aber würde der Hafenort Punta Arenas einen günstigen Markt bieten. Bei einiger Verbesserung des Fahrweges der Hacienda zum Einschiffungspunkte wäre dieser Hafen in zwei Tagen erreichbar. Der Distrikt Miravalles gehört zu den sogenannten Freidistricten des Landes, in welchen die Bewohner vollkommen frei von Steuern und Zöllen sind, mit Ausnahme von Tabak und Branntwein, welche Monopole der Regierung sind. Costa Rica ist auch, wie wir bereits erwähnt haben, der einzige Staat im spanischen Amerika, dessen Constitution auch allen Nichtkatholiken freie Ausübung der Religion zusichert.

M. W.

XXXI.

Abreise von Miravalles. Ritt nach Bagaces. Ein neu-spanisches Ehepaar. Guanaeaste Ein Staatsmann von Costa Rica und dessen Fragen und Ansichten über Deutschland. Geologisches. Die Pflanzen- und Thierwelt.

Am 4. Februar 1854 verließen wir Miravalles, die große und schöne Hacienda Don Crisanto Medina's. Was man lieb gewonnen, dem will man nicht für immer entsagen! Das Lebewohl, das wir den gutmüthigen Bewohnern von Miravalles und den herrlichen Wäldern mit ihren majestätischen Ceibabäumen und luftigen Affencolonien zuriefen, war nicht in wehmüthigem Tone gesprochen. Die spanische Sprache ist überhaupt sentimentalen Redensarten wenig hold; sie ist zu metallklingend, und selbst im Munde der Señorita der Orgel ähnlicher als der weichen Flöte. „Hasta luego," fügten die Scheidenden scherzend den Adios bei. Dieses castilianische Wort verspricht baldiges Wiedersehen. Es flogen auch keine deutschen Raben über unsern Häuptern, die man als böses Omen hätte deuten können!

Die Gegend war noch ziemlich still, da die Mittagsstunde nicht lange vorüber. Die Vögel des Waldes hielten Sieste in den dichtesten Büschen und Zweigen, und selbst die plauderlustigen Papageien ließen sich noch nicht hören. Nur der Wind musicirte etwas in den zartgrünen Riesenblättern der Pisangs und jagte leichte Wolken über die Vulcangipfel hin, dem stillen Ocean zu. Erst auf halben Weg von Bagaces begegneten wir den rothen

Arassen, auf ihrer gewöhnlichen Nachmittagspromenade paarweise fliegend. Sie schrieen nach ihrer Gewohnheit stark, wie sie es immer thun, wenn sie Menschen erblicken. So wenig hübsch die Stimme dieses Vogels ist, so hat sie doch keinen Unheil verkündenden Ton, vielmehr etwas lustig schwatzhaftes, und auch das bunte Gewand von Purpur und Scharlach mit Blau und Gelb gemischt gleicht mehr dem Hochzeitlader als dem Leichenbitter. Wir nahmen es als ein gutes Zeichen auf.

Also kein Abschied für ewig, du schönes Miravalles mit deiner Mailuft, deinem grünen Prachtmantel, deinem Zauberberg, dessen hohe Scala alle Klimata bietet! In der Stille deiner Wälder, wie wohl wäre es deur Europamüden, der hier ein neues Vaterland finden und vom alten ein Stück „an den Fußsohlen" mitbringen könnte! Einige Freunde und Landsleute ist alles was hier fehlt um glücklich zu sein. Ein paar Familien, die man liebt und mit denen man gerne verkehrt, gebildeter Umgang überhaupt neben den Palmen und Bananen, den Colibris und Papageien, die selbst im Bund mit dem tiefblauen Tropenhimmel, der wohligen Luft und den glänzenden Sternbildern des Südens den Menschen nicht ersetzen. „Was helfen mir die Blumen, die grünen Bäume und der azurblaue Himmel!" so klagte Madame Sand auf dem Eilande Majorca — „wenn ich hier nicht Französisch parliren kann, und mich ennuyire!"

Kann aber irgendwo in der Welt ein Häuflein Gebildeter, welchen daheim die Gegenwart mißfällt, und die dem Künftigen mißtrauen, auf einem so reizenden Erdfleck wie dieser sich vereinigen, wo man nicht Kälte noch Hitze spürt, sicher und ohne Beschränkung lebt, nnd die Natur sonst alles bietet, was die Sehnsucht begehrt? Wär' es auch nur des Beweises wegen, daß auch Deutsche in der Fremde einträchtig, frei und glücklich zu leben verstehen. Ein so leicht scheinendes Problem, und doch ist uns kein Beispiel seiner glücklichen Lösung bekannt!

Die alten deutschen National-Tugenden, sagt man, werden immer seltener und sind ganz unversehrt nur noch im Tacitus zu finden. Der römische Historiker würde in Gestalt, Tracht und Sitte uns kaum mehr als die Nachkommen jener blonden, starken und biedern Barbaren wieder erkennen, deren Einfalt und reine Sitten er dem verderbten Rom geschildert. Die alten nationalen Erbsünden aber wurzeln und wuchern unverändert und unausrottbar fort wie das liebe Unkraut. Die Göttin des Haders und Streites braucht den deutschen Auswanderern keine Aepfel nachzuwerfen. Der böse Same: Neid, Klatsch, Zwietracht, Parteiung steckt genugsam in den Scheidenden, und dieser böse Same geht in fremder Erde mit überraschender Ueppigkeit auf. Auch Don Crisanto Medina hat, wie wir bereits erwähnt, in Miravalles die Gründung einer deutschen Colonie versucht. Es war ein hübscher Anfang, aus dem mit bessern Elementen etwas gutes hätte werden können.

Die Deutschen sind in der Fremde mitunter wunderliche Kauze. Sie ärgern sich zuweilen schon, wenn sie im neuen Lande mit der südlichen Ananas nicht auch gleich Kohlrüben und Rettige der Heimath vorräthig finden. Von der Colonie waren nur noch zwei Junggesellen übrig: Daniel Becker aus Leipzig und Andreas Breitkopf aus Leobschütz in Schlesien, welche Don Crisanto's Sägemühle leiteten. Was fehlte denn den Uebrigen um hier zu bleiben und zufrieden zu sein? „Die Eintracht und das braune Bier," erwiederte uns der treuherzige Sachse. Die Colonisten kamen nicht mit einander aus, wollten sich in die hiesigen Verhältnisse nicht finden, und die meisten klagten wie in Santo Tomas, daß es in Miravalles keine Wirthshäuser gebe. Die Einsamkeit wurde ihnen zuwider, und einer nach dem andern machte sich davon nach San José, wo er das Ersehnte zu finden hoffte. Beim Abschied schimpften die Colonisten noch weidlich auf ihren Wohlthäter, daß er statt der zwei Kühe nicht wenigstens vier gegeben, daß er nicht

die allerfettesten ausgesucht und daß er nicht, für ein bequemes Unterkommen, besonders für eine Brauerei gesorgt habe. Don Crisanto Medina ist aber der edelste und uneigennützigste Spanier, welchen wir in Amerika kennen gelernt haben.

Daniel Becker, hier von den Leuten der Hacienda gewöhnlich Antonio Panadero genannt, ein gar seltsamer Abenteurer, und Don Louis Gusman, Mayordomo der Hacienda, gaben Hrn. Dr. Scherzer und mir das Geleite bis Bayaces. Unsere Sammlungen folgten auf wohlbepackten Maulthieren. Auch das Aeffchen von Costa Rica, das sich an das Reisen schon gewöhnt hatte, saß resignirt und possierlich vorn auf dem Sattel. Da wir die Gegend zwischen Miravalles und Bagaces bereits kannten, hielten wir uns unterwegs nicht auf, und trabten munter vorwärts hügelauf, hügelab durch Hoch- und Buschwald, und zuweilen durch kleine Savannen, die noch im vollen Schmuck ihrer Gramineendecke waren. Die Landschaft in der Umgebung des alten längst erloschenen Vulcans von Miravalles hat den Vorzug, daß die Niederschläge auch im Januar und Februar nicht fehlen, während dieselben Monate näher der Küste fast ganz regenlos sind.

Die Savaneros d. h. die berittenen Hüter der Heerden, trieben eben mit gellendem Geschrei die halbwilden Pferde und Maulthiere der Hacienda zusammen. Es war ein malerisches Schauspiel, wie diese wilden Kerle sturmschnell durch die Savanne jagten, und wie die aufgescheuchten Heerden mit offenen Nüstern schnaubend, und Schweif und Mähne sträubend vor ihnen herbrausten. In der Reitkunst nehmen es diese centralamerikanischen Savaneros mit ihren südrussischen Collegen, den Tabuntschiks, vollkommen auf, und in der Kunst des Trinkens scheinen sie ihnen wenig nachzugeben.

Weiter ist von dieser Tour wenig Interessantes zu berichten, mit Ausnahme einiger kleinen Jagdabenteuer. Antonio, der gewaltige Nimrod von Miravalles, hatte sich vorgenommen, uns alles Wildpret, dem wir unterwegs begegnen würden, vor der Nase wegzu-

schießen. Da aber mein junges Maulthier frischere Beine hatte, als sein altes Roß, so gewann ich ihm einen kleinen Vorsprung ab, und bemerkte glücklich vor ihm einen ruhig weidenden Benao. Diese zierliche Hirschart ist wenig größer als unser Reh, eben so schlang, und gebraten ebenso wohlschmeckend, aber von noch feinerem Ansehen, flinker und in den Bewegungen fast so graziös wie die Gazelle. Man findet dieses Thier in allen Regionen Mittel-Amerika's, von den feuchtwarmen Tierras Calientes bis zur kühlen Höhe der Tierras Frias; aber nirgends haben wir es häufiger gesehen, als in den Wäldern und Savannen von Miravalles und Guanacaste. Noch ehe ich mich den Benaoweibchen auf Schußweite anschleichen konnte, hatte das von mir ungesehene Männchen, der Bock, welcher näher im Busch weidete, mich bemerkt und sprang mit ein paar Sätzen aus dem Dickicht auf den Weg am Weibchen vorüber, welches also gewarnt mit einigen Sprüngen gleichfalls davon im Busch war.

Die Benaos waren uns entgangen, dafür aber erblickte Don Luis Gusmann bald darauf ein Gürtelthier, das zuerst davon lief und dann im Dickicht still hielt. Der Mayordomo hatte seine Flinte zu Hause gelassen, und gönnte mir daher gern die Freude, das Thier zu erlegen. Das gepanzerte Gürtelthier oder Armadill mit der spitzen Schnauze und den sonderbaren Hornschildern, zur Ordnung der Edentaten gehörig, ist dem Leser sicher schon ausgestopft im Naturalien-Cabinet oder wenigstens im Bilderbuche begegnet. Es ist ein dummes stumpfsinniges Thier, und kommt in Mittel-Amerika sehr häufig vor. Daß es sich schnell in die Erde eingrabe, wenn es verfolgt wird, (wie südamerikanische Reisende erzählen), habe ich nie beobachtet. Dagegen versteckt es sich gern in die dichtesten Büsche, besonders unter die stachlichen Gewächse von Agaven und Bromelien, und wird dann von den Eingebornen, die den Busch umstellen, mit der Machete herausgetrieben und erlegt. Sein Gürtelpanzer schützt es auch nicht gegen eine Ladung

Schrot von mäßigem Kaliber. Diese Erfahrung machte man wiederholt auf dem Wege nach Bagaces, und man glaubt von dem kleinen Jagdabenteuer um so mehr Erwähnung machen zu dürfen, als drei Augenzeugen gegenwärtig waren. Das Fleisch des Armadills ist überaus zart, weiß und wohlschmeckend, delicater noch als Hühnerfleisch, und ich hätte es gern mit nach Bagaces genommen, der gemeinschaftlichen Cena wegen. Mein Aeffchen aber scheute und schrie, als es das todte Gürtelthier sah, und protestirte gegen den Platz, den ich ihm daneben anweisen wollte. Von meinen Gefährten hatte auch keiner Lust, sich mit dem blutigen Körper zu beschweren, obwohl sicherlich beim Abendessen keiner seinen Antheil verschmäht hätte. So blieb das Thier den schwarzen Aasgeiern zur Mahlzeit liegen. Don Luis Gusman bemerkte zum Trost, daß das Fleisch des Armadills zwar köstlich für den Gaumen, aber für den Magen beschwerlich sei, und er habe Leute gekannt, die sich den Tod daran gegessen. Man schreibt die Ungesundheit den giftigen Reptilien zu, die dieses Thier mitunter verzehrt. Es ist aber wahrscheinlicher der Umstand schuld, daß das Gürtelthier viel Fett hat, und die Leute des Landes beim Verzehren solcher Delicatessen nicht immer das rechte Maß halten.

Als wir die Dächer von Bagaces aus ihrer grünen Umgebung ansichtig wurden, gab der Mayordomo seinem Maulthier die Sporen. Er besaß dort Haus und Familie, und hatte die schöne junge Gattin schon seit zwei Wochen nicht gesehen. Mich plagte die Neugierde, die Begrüßung eines noch so jungen neuspanischen Ehepaares nach so herber Prüfung mit anzusehen, und ich ritt daher dicht hinter Don Luis her. Statt der schönen Niña Maria*), kam der dreijährige Pedro völlig nackt, wie sein Uhran im Para-

*) Es ist in Mittel-Amerika ein eigenthümlicher Brauch, junge Damen, auch wenn sie verheirathet sind, nicht Señora, sondern Señorita (Fräulein), oder noch häufiger Niña (Kind) zu nennen. Junge Frauen finden sich sogar verletzt, wenn ein Fremder sie „Señora" anredet.

dies dem Papa entgegengelaufen. Der Pedro war ein Prachtbube, zwar nicht so weiß wie ein kleiner Germane, aber symmetrisch genug gebaut, um als lebendige Amorstatue, der man blos die Flügel abgenommen, gelten zu können. Die Niña selbst war im Garten, hatte eben ein Gefäß mit Orangen gefüllt, und kam, als sie die Ankömmlinge erblickte, langsam feierlichen Schrittes dem Gemahl entgegen. Niña Maria war brunett, hatte reiche Haare, eine edle Stirn, reguläre Nase, süßen feingeschnittenen Mund und wunderschöne dunkle Augen; sie war die einzige schöne Frau, welche wir in Bagaces gesehen, und — was noch mehr bedeutet als Schönheit — sie besaß viel äußere Anmuth, obwohl sie ohne Bildung und Erziehung nach unserm Begriff war. Alles stand ihr gut, sowol der Stolz und die Zurückhaltung mit der sie die fremden Gäste bei ihrer ersten Bekanntschaft empfing, als die holde Freundlichkeit mit der sie dieselben beim Abschied entließ. Die Begrüßung des jungen Ehepaars bestand in jener halben Umarmung ohne Kuß, wie sie in diesem Land, unter guten Bekannten besonders zwischen Frauen gebräuchlich ist. Man berührt sich dabei leicht mit der einen Hand gegenseitig die Hüfte, kaum so vertraulich, wie bei uns ein walzendes Pärchen.

Die Neuspanier sind nicht sehr gefühlreich, und haben auch kein Atom von dem, was man im Deutschen oft mit argem Mißbrauch des Wortes „Gemüthlichkeit“ nennt. Junge Ehepaare küssen sich wenigstens nie in Gegenwart von Fremden, und werfen sich auch nicht schmachtende Blicke zu. Der unbetheiligte Dritte, welcher anderwärts als Zeuge solcher Schmachtscenen oft so furchtbar gelangweilt wurde, ist ihnen für solche Zurückhaltung dankbar.

Wie der hispanische Charakter dem germanischen fast in allem entgegengesetzt ist, so auch im Ehestande. Er genießt die Flitterwochen mit einer Würde, Grandezza und Seelenruhe, die man bei uns vielleicht für Gemüthskälte halten könnte. Das himmlische

Gefühl, das ein deutscher Verliebter empfindet, scheint der spanische Amerikaner nie zu spüren, aber auch nicht dessen Qualen. Die Ehe ist in diesen Ländern ein natürliches, ruhiges, ebenmäßiges Verhältniß, und bleibt sich viele Jahre völlig gleich. Man läßt sich gegenseitig gehen, und gönnt sich viele Freiheit. Die verzückte Seeligkeit fehlt der spanischen Ehe selbst in der Flitterzeit, aber auch das rauhe Wort und die Prügel, die sich in gemüthlicheren Ländern mitunter gleich nach den Flitterwochen einstellen.

In der Nacht vom 4. auf den 5. Februar blies der Nordwind mit einer Wuth, die an die stärksten Orkane der alten Welt erinnerte. Die Dächer krachten, die Häuser wackelten, die Bäume und Aeste knarrten und stöhnten. Diese meteorische Erscheinung kommt in der Provinz Guanacaste bei regelmäßigen Nordwinden in der trockenen Jahreszeit häufig vor, und das unangenehmste derselben ist der Staub, den dann der Sturm in Wolken aufjagt.

Indessen erschöpft letzterer doch gewöhnlich ziemlich bald seine Kraft, und es folgt eine kurze Ruhe der Atmosphäre darauf, wie es am andern Morgen der Fall war, wo wir dem Don Luis Gusman und seiner schönen Gattin ein dankbares Lebewohl sagten, Pedro, der kleine brünette Amor, warf noch unserm Schweif-Aeffchen, ein Kußhändchen zu.

Die Entfernungen von Bagaces bis zur Hauptstadt Guanacaste beträgt nur 6 Leguas. Der Weg führt bald durch Ebenen, bald über niedere, vulcanische Tuffhügel — Producte der alten Aschenregen und Schlammströme, welche von den Vulcanen Miravalles und Rinion de la Vieja schon vor vielen Jahrhunderten sich in dieser Richtung ergossen. Sie sind mit dünnen Wäldern und theilweise mit Savannen bedeckt. Der Boden war hier bereits sehr ausgetrocknet und das Gras versengt. In einer Entfernung von 3 Leguas vom Fuß der Vulcane, ist das Land schon aus dem Bereiche der Strichregen, welche dort die Gegend bis zum März

grün erhalten. Auch an der Temperatur spürten wir, daß wir fast um 1500 Fuß tiefer waren, als die Mittelhöhe der Terrains in der Hacienda Miravalles. Trotz des Nordwinds war die Hitze drückend, und wir freuten uns sehr, als wir die Ziegeldächer der kleinen Häuser von Guanacaste ansichtig wurden.

Guanacaste, die Hauptstadt der gleichnamigen Grenzprovinz, um deren legitimen Besitz die Republiken Nicaragua und Costa Rica sich streiten, ist etwa so groß, wie ein mittelmäßiger deutscher Marktflecken, aber lange nicht so sauber und wohnlich. Selbst die jüngsten Ansiedlungen in Wisconsin und Iowa, die erst seit wenigen Jahren bestanden, kamen uns stattlicher vor. Die Häuser sind überaus niedrig, gewöhnlich durch Höfe und Bananengärten von einander getrennt, und zuweilen vorn mit offenen Gallerien, den spanischen Verandas, versehen. Das Kirchlein auf dem großen Marktplatz ist klein und schmutzig, und hat nicht einmal ein steinernes Thürmlein zur Zierde. An den Kirchenbauten Costa Ricas erkennt man am besten, wie sehr diese entlegenste Provinz der Generalstatthalterschaft Guatemala von der spanischen Regierung vernachlässigt wurde. Die Glocken sind unter einem taubenschlagähnlichen Gerüst auf vier Pfählen angebracht. Die Stadt hat nahebei 4000 Einwohner, unter welchen die Mischlingsphysiognomie von Spaniern, Indianern und Negern, wie sie in Nicaragua vorherrscht, bereits ziemlich bemerkbar ist.

Wir hatten Empfehlungsbriefe an den Gouverneur der Provinz, Don Reducindo Guardia, dessen Wohnhaus mit einem breiten äußeren Corridor auf dem großen Platze steht. Es ist in diesen Ländern, wo eigentliche Gasthäuser gewöhnlich nur in der Hauptstadt des Staats zu finden, gebräuchlich, daß man gleich ohne weitere Umstände in dem Haus absteigt, an dessen Besitzer man Briefe hat. In Ermanglung einer Empfehlung oder Bekanntschaft geht der Reisende in das erste beste Haus, und bittet um die Posada, d. h. Schlafstelle und Bewirthung, und es kommt selten vor,

daß man ihm diese verweigert. Freilich sind die Leute nicht überall gleich hospital und freundlich gegen den Fremden. Man findet oft höfliche, zuweilen auch etwas mürrische Aufnahme. Besonders ist die Miene der Hausfrau, die allerdings mit den Fremden die meiste Plage hat, nicht immer die holdseligste, und zuweilen könnte man darin den frommen Wunsch lesen: „wäre doch dieser Ingles sammt seinen Schindmähren lieber im Fegfeuer!"

Eine ächte, uneigennützige, edle Gastfreundschaft, wie sie der fremde Reisende, selbst ohne Empfehlungsbrief, in ganz Rußland Polen, Ungarn u. dgl. findet, existirt gar nicht unter den Hispano-Amerikanern, obwohl sie es selten an höflichen Phrasen und süß schmunzelnden Mienen fehlen lassen. „Esta casa es la suya" (dieses Haus gehört Ihnen!) ist eine von den stereotypen Redensarten bei Bewillkommnung eines fremden Gastes. Würde Hoffmanns „Meister Floh" dem Angeredeten seine Krystalllinse borgen, welche die Gedanken des Redenden statt seiner Zungenlaute verdolmetscht, so würde die Phrase etwa so lauten: „Nun, der Kerl wird doch wohl keinen gar zu großen Appetit haben, und mir für die Tortillas und Frijoles, die ich ihm vorsetze, hoffentlich ein dreimal werthvolleres Geschenk zurücklassen."

Der Gouverneur Don Reducindo Guardia gehörte zur Kategorie der hospitalsten und höflichsten Posadageber. Er las unsere Recommandationsschreiben in seinem Arbeitszimmer, während man uns in seinem Audienzsaale Stühle anbot, deren Lehnen bedeutend zu krachen anfingen, als wir uns darauf setzten. Don Reducindo warf sich in einen blauen, halbamtlichen Frack, und begrüßte uns mit vollamtlicher Würde. Unter allen öffentlichen Beamten der Republik Costa Rica, die wir kennen gelernt, war Don Reducindo der einzige, der wirklich auffallende bureaukratische Manieren nach dem Schnitt der alten Welt hatte. Er war hager, ein Funfziger, und hatte etwas strenge Züge, besonders um den Mundwinkel. Schon der feine Schnitt der Nase deutete auf nicht gewöhnliche

staatsmännische Eigenschaften. Seine Miene, sein ganzes Wesen hatte etwas ungemein Gravitätisches. Die Statthalterei einer Grenzprovinz der blühenden Kaffee-Republik Costa Rica ist aber auch ein Amt von nicht geringer Wichtigkeit, und vereinigt die höchste administrative und militärische Autorität. Die bewaffnete Macht, die der Gobernador befehligt, besteht aus zweiundzwanzig wohlarmirten und wohlequipirten, freilich barfüßigen Kriegern. Corporal, Tambour und Trompeter, ebenfalls Barfüßler, sind mit darin begriffen. Zweimal täglich rückt dieses stehende Heer von „Veteranos" auf den Platz zur Parade und zum Zapfenstreich, und der Virtuos mit der Trompete bläs't dann recht eigenthümliche Melodien, die uns bald an die Cicaden des Waldes, bald an die nächtlichen Hymnen des Ochsenfrosches in unseren Bivouaks erinnerten.

In Europa sucht man bekanntlich die schönsten Männer zum Dienste im stehenden Heere aus, in Central-Amerika meist die schundigsten. Auch in der Nobelgarde Don Reducindo's sahen wir nicht Einen, welcher die martialische Figur eines Cid Campeador, selbst in einem Dorftheater, hätte repräsentiren können, während in den Gesichtszügen gewisse Merkmale unverkennbar, welche der selige Professor Wiegmann in seinem Lehrbuch der Zoologie als charakteristisch für die Prosimii, d. h. Halbaffen, anführt. Hinsichtlich der Gestalten dieser Krieger im Allgemeinen war einige Verwandtschaft mit Fallstaffs berühmter Compagnie kaum zu läugnen. Nur was die Zahl der Hemden betraf, mochte einiger Vortheil auf Seite der Krieger von Guanacaste sein. Ob auch sie schon etliche Mal als Leichname an verschiedenen neuspanischen Galgen Gastrollen gegeben, bevor sie in den Militärdienst eingetreten, haben wir von dem Don Reducindo nicht erfahren können.

Nach gegenseitigen Complimenten und gebräuchlichen castilischen Phrasen, und nachdem uns auch bereits das wichtige Staatsgeheim-

niß, daß die stehende Grenzarmee 22 Mann zähle, die man nöthigenfalls durch Aufgebot der Milizen bedeutend vermehren könne, verrathen worden, lenkte der Gouverneur das Gespräch auf verschiedene öffentliche Personen und Dinge der alten Welt, und bewies damit, daß er die Wochenzeitung von Costa Rica ziemlich regelmäßig lese. Paris, Louis Buonaparte, der Staatsstreich vom 2. December, und der orientalisch-gordische Knoten waren ihm bekannte Gegenstände. Da er in dem Empfehlungsschreiben des Präsidenten Mora gelesen, daß wir Alemanos seien, so fragte er uns, wohl aus Artigkeit, auch nach Alemania, von dessen 35 souverainen Staaten er jedoch nur zwei dem Namen nach kannte. Die erste Frage betraf das deutsche Klima; ob es dort oder in Mittel-Amerika schöner sei? Ob man in Deutschland auch so guten Kaffee habe, wie in Costa Rica? Endlich ob Deutschland eben so kriegsmächtig sei, wie Rußland, und eben so viel Industrie habe, wie England?

Unserem patriotischen Herzen that es wohl, in einem so fernen Winkel, nahe dem stillen Ocean, vom theuren Vaterlande reden zu können, und wir thaten unser Möglichstes, dem Gouverneur eine recht hohe Idee beizubringen von Allem, was das Alemania Großes, Schönes und Herrliches besitzt und hervorgebracht hat. Zwar vom deutschen Winter wußten wir nicht viel Rühmliches zu sagen, dafür zählten wir mit Stolz alle deutschen Originalerfindungen auf, und bemerkten dem Don Reducindo, daß nicht nur die Buchdruckerkunst und der Leipziger Oster-Meßkatalog aus Deutschland stamme, sondern daß auch die Erfinder des Schießpulvers, der Schießbaumwolle und der Verbesserer der Shrapnels deutsche Namen hätten. Der Statthalter fragte weiter, ob unsere deutschen Armeen ebenso gut organisirt und uniformirt seien, wie die von Costa Rica, deren oberster Exerciermeister, Herr von Salisch, mehr Deutscher als Pole war. Diese etwas impertinente Frage brachte uns in einige Hitze, und wir bemerkten dem Statthalter, daß wir

uns beleidigende Vergleiche höchlichst verbitten müßten. Unsere deutschen Kriegsheere seien zahlreicher als die des Xerxes, unsere Soldaten gingen nicht barfuß, sondern seien wohl beschuht, und unsere Feldkanonen nicht mit Ochsen bespannt, wie die von Costa Rica. Unsere politischen Zustände überhaupt seien nicht kleinlich, wie die einer winzigen, centro-amerikanischen Republik, wo man von der Großartigkeit unserer Institutionen, besonders in Bezug auf Militär, Polizei, Finanzen, Epauletten und Anleihen sich gar keine richtige Vorstellung machen könne.

Don Reducindo Guardia schien diese kleine Zurechtweisung in Betracht unserer patriotischen Reizbarkeit nicht sehr übel zu nehmen, und meinte nur, daß der Staat Costa Rica nicht in der Lage sei, so zahlreiche Kriegerschaaren zu bedürfen, wie Deutschland, und daher seine Soldaten immer barfuß gehen lassen, und seine Kanonen mit Ochsen bespannen könne, da auch die Republik Nicaragua, der einzige nahe Feind, keine gestiefelten Soldaten und keine besser bespannte Artillerie habe. Jedenfalls komme diese etwas mangelhafte militärische Einrichtung dem Budget und den Steuerpflichtigen nicht zu Schaden, wie denn überhaupt der junge Staat Costa Rica doch Einiges vor den alten Staaten Europas voraus habe, z. B. Ueberschuß der Einnahmen, keine directen Steuern und keine Staatsschuld.

Auf diese Erwiederung des obersten Beamten von Guanacaste fiel uns keine passende Gegenrede ein, und wir waren noch froh, daß ihn unsere Aeußerung nicht verletzt hatte. Das Nationalgefühl des Costaricensers ist eigentlich nur bei Berührung zweier Gegenstände ungemein reizbar, und wir möchten, trotz der heiligen Sitte der Gastfreundschaft, keinem Fremden rathen, den Costaricenser auf eine derartige Probe zu stellen, es sei denn, daß er sich zuvor in einer Herauswerfungs-Assekuranz gehörig versichert hätte. Solches dem Hochverrath nahe kommende Attentat wäre z. B. die Aeußerung: „Costa Rica producire schlechten Kaffee,“ oder: „die Yankees wür-

den über kurz oder lang Central=Amerika beherrschen.“ Wenn man den Namen Yankee nur nennt, geht im Gesicht des Centro=Amerikaners eine Veränderung vor, wie bei dem Haushahn, wenn er einen fremden Hahn erblickt. Die Haare sträuben sich, man weiß nicht, ob vor Wuth oder Schrecken; klüglich hüteten wir uns aber auch, gegen den Costaricenser Kaffee und für die Yankees ein Wörtchen zu sagen, und versicherten dem Statthalter vielmehr, daß die erste Kaffeeprobe, welche ein Hamburger Schiff dieses Jahr nach Deutschland bringe, dort zweifelsohne enthusiastische Aufnahme finden, und daß Deutschland auch im Verein mit den occidentalischen Mächten gegen die Ländergier der Yankees gewiß ebenso ernste Opposition machen würde, wie gegen den Kaiser von Rußland. Bei diesen unseren Worten schimmerte durch die ernste Gravität der Züge des Statthalters ein liebliches Behagen. Er versicherte uns, daß er an dem Wohlwollen Deutschlands für Central=Amerika und an unserer großen Kriegsmacht zu Land und zur See, trotz eines hämischen Artikels in einer der letzten Nummern der Wochenzeitung von San José, nie gezweifelt habe. Dieser Artikel bezog sich auf das cursirende falsche Gerücht von der Erscheinung einiger preußischen Kriegsschiffe, namentlich der „Amazone,“ an der Küste des caraibischen Meeres, um, wie es heißt, die Geldreclamationen eines in Costa Rica als Kaufmann etablirten deutschen Grafen, H. v. L., zu unterstützen. Der Staatssecretair und Redacteur der Zeitung, ein geborner Franzose, hatte sich herausgenommen, bei dieser Gelegenheit über die „jungfräulichen Kanonen“ der preußischen Marine etwas zu spotten, was der Gobernador entschieden mißbilligte, und der deutschen Seemacht sagar noch mehr Lob spendete, als sie verdiente. Wir merkten erst jetzt, daß Don Reducindo die preußische Marine mit der deutschen Flotte verwechsele, und vom Schicksal der letztern noch gar keine Kunde hatte. Unser Nationalstolz rieth uns, den Statthalter von Guanacaste hinsichtlich dieses Gegenstandes bei seinem Irrthum zu lassen, und

kein Wörtchen wieder von der Geschichte der deutschen Flotte, noch von der Rolle zu sagen, welche der Auctionator dabei gespielt.

Von der leidigen Politik lenkten wir das Gespräch auf einen andern Gegenstand, der für uns anziehender, und in welchem Don Reducindo Guardia besser zu Hause war. Wir fragten ihn nach dem Ertrag des Maises, nach Importation und Exportation der Provinz Guanacaste und nach dem Werth der Ochsenhäute. Der Gouverneur zeigte hier einen seltenen Reichthum von Kenntnissen, sprach viel von der Doppelernte des indianischen Korns, und gab eine lange Abhandlung über das Rindvieh zum Besten. Die Mittheilungen wurden immer interessanter. Da aber die Sonne sich neigte, und eine Excursion in die Landschaft dem Naturforscher gleichfalls manche Belehrung versprach, so fiel ich dem redefließenden Gouverneur in's Wort, und bat ihn mit Anführung des alten Satzes: „daß man des Guten nicht zu viel auf einmal genießen dürfe," um die Fortsetzung seines höchst anziehenden, national-ökonomischen Vortrags zu einer gelegenern Zeit, etwa in den Dämmerungsstunden vor dem Schlafengehen. Er versprach es. Ich drückte ihm in dankbarer Rührung die Hand, nahm Jagdgewehr und Pflanzenmappe, und ging hinaus in's Freie.

Der Geolog findet in der Landschaft von Guanacaste keinen besonders reichen Stoff zu Beobachtungen und noch weniger zu Sammlungen. Nacktes Felsgestein, aufgeschlossene Terrainprofile kommen selten vor. Derselbe Naturcharakter, den die Umgegend von Guanacaste in einer Entfernung von einer halben Legua zeigt, geht in ermüdender Einförmigkeit durch die ganze Provinz fort. Es sind weite Ebenen, theils mit dünnen Wäldern, theils mit Gramineen und niedern Pflanzen bedeckt, in welchen Bäume und Büsche inselartig auftreten, ähnlich wie in den Llanos von Neu-Mexiko und in den Prairien von Texas. Selbst auf den einzelnen Vulkankegeln, welche die nordöstlichen Grenzmarken der Provinz bezeichnen, und als die letzten Riesenbauten derselben Kräfte

anzusehen sind, die weiter im Nordosten den gewaltigen Kettenbau der Cordilleras gehoben, reichen Humus und Pflanzendecke bis auf die Gipfel, und selbst bis in das Innere des kraterischen Trichters. Dicht neben den Spalten, welchen noch hie und da heiße Dämpfe entsteigen, grünt und blüht hier, ganz so wie auf den alten Feuerbergen Guatemala's, eine überaus üppige niedere Vegetation. Man glaubt in einiger Entfernung von diesen rauchenden Schlünden eine Hölle darin verborgen, und in der Nähe findet der überraschte Besucher im Kraterkessel ein Blumenparadies, dessen Wachsthum, Fülle und Leben die unterirdische Hitze und die feuchtwarmen Dämpfe mehr steigern als unterdrücken.

Freilich folgen in dieser vulkanischen Region mitunter auch sehr kahle Stellen: Lavaströme und Schlackenkegel, welche dem zersetzenden Einflusse der Atmosphäre und des Regens trotzend, nur wenig verwittert sind, oder wo nur eine dünne Kryptogamendecke an den wenigsten Stellen auf der Lavakruste sich angesiedelt hat.

Im Ganzen sind die Cordilleras von Mittel-Amerika sammt der Reihe vulkanischer Bauten an ihrer südwestlichen Flanke von merkwürdiger Einförmigkeit, sowohl hinsichtlich des petrographischen Charakters, als der orograhischen Verhältnisse. Vulkanische Tuff- und Conglomeratschichten wechseln mit ächten vulkanischen Felsbauten, deren Gestein fast immer porphyrartige Textur zeigt, und entweder durch Vorherrschen des Feldspaths mehr den trachytischen Gesteinen angehört, oder durch überwiegende Beimischung des Augits einen Uebergang zum Melaphyr und zu dolomitischen Gesteinen bildet. Kalkgebilde mit Fossilien fehlen in manchen Theilen Central-Amerika's, wie in Guanacaste, im westlichen Nicaragua und in San Salvador gänzlich. Sogenannte plutonische Gebilde, wie der Granit und die ihm nahe verwandten Felsarten, welche mit den metamorphosirten Gesteinen in den Hochgebirgen Europa's eine so großartige Rolle spielen, treten hier nur selten und sehr

vereinzelt auf. In den Flußbetten, die in der Regel die vollständigste Felsartensammlung des Gebirgs bieten, sind Granit, Syenit, Serpentin und Grünstein im Verhältniß zu den überwiegenden trachitischen und augitischen Porphyren wahre Raritäten. Der geognostische Hammer hatte in dieser schönen Provinz Feiertage. Wir kamen niemals in den Fall, einiger seltenen Petrefacten wegen tagelang hämmernd zu schwitzen, wie auf den Kreidefelsen der Krim, auf der Insel Rhodos und in anderen petrefactenreichen Gegenden des Orients.

Dieser so mächtige Gebirgsstock der Cordilleras de los Andes, der sich fast durch die ganze Länge der westlichen Hemisphäre erstreckt, hat wenigstens in Mittel-Amerika, wo er eine etwas veränderte Richtung annimmt, nichts, was an die so mannigfaltige und so verwickelte, ganz abnorme Construction unseres deutschen Harzes erinnert. Auch die vielen räthselhaften Erscheinungen, welche in dem Bau unserer europäischen Alpen dem Scharfsinn der größten geologischen Denker gespottet, sind in den Cordilleren theils gar nicht, theils selten zu finden. Man hat es hier gewöhnlich mit den einfachsten geologischen Verhältnissen zu thun, und leider sind selbst die alten erstarrten Kraterkessel mit ihren Auswürflingen hier keine Fundgrube von seltenen und kostbaren Mineralien und Krystallen, wie der alte Sommakrater des Vesuvs. Botaniker und Zoologen hingegen finden hier immer reiche Beschäftigung, selbst in der trockenen Jahreszeit. Ist auch die Blumendecke des Bodens in den heißesten Monaten Februar und März verschwunden, so prangen dagegen Bäume und höhere Büsche gerade in dieser Jahreszeit im prächtigsten Farbenschmuck. Den deutschen Frühlingssang:

„Die Welt wird schöner jeden Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden."

scheint Vater Uhland mehr für das tropische Amerika gedichtet zu haben, als für die schwäbischen Gauen, in welchen der Früh-

ling ein so kurzweilender Gast ist, und die Maisonne oft erst den starren Reif weglecken muß, der über Nacht die Aepfelblüthe erstickte.

Zwischen den Wendekreisen herrscht unendliche Abwechselung, nie aber ein eigentlicher Schlaf der Natur. Grüne Blätter und farbige Blüthen verschwinden nie, sondern wechseln nur die Stelle, und die eine Jahreszeit erzeugt sie reichlicher als die andere. Wenn im Januar der Boden der Savannen gelb ist, öffnen sich über ihm die größten und schönsten Blüthenknospen der Bäume. Kolibris, Schmetterlinge, Hymenopteren, welche in der Regenzeit nahe dem Boden schwirren, naschen dann lieber in der Höhe, und strecken Schnäbel oder Säugrüssel in duftige Corollen, die am bunten Glanze mit dem Metallschimmer ihrer Flügel rivalisiren.

Unter den Bäumen und Büschen von Guanacaste waren in dieser Jahreszeit besonders Mimosen und Akazien reich geschmückt mit Blüthen, denen die langen bunten Filamente und Antheren eine eigenthümliche und prächtige Zierde gaben. Unter den wildwachsenden Fruchtbäumen sind die goldgelben Pichichillos, die von den Eingebornen für sehr giftig gehalten werden, birnartig gestaltet, doch mit ihrer breiten Seite nach unten gekehrt, durch ihre Schönheit besonders auffallend. In den Gärten bleiben Pisangs und Palmen der reizendste Schmuck. In den Wäldern und unter den Bauminseln der Savannen ist der Ceiba oder Seidenbaumwollbaum (Bombax Ceiba) der größte und dickstämmigste Riese; an Ausdehung der Aeste wieder jedoch von einer Mimosenart dem sogenannten Guanacastebaum, übertroffen, der seine zartgefiederten Blätter pinienartig ausbreitet, und nächst dem Ayustebaum der Lieblingsaufenthalt der Affen ist. In den Bauminseln der Llanos ist der niedrige, aber dickstämmige Flaschenbaum, dessen große sonderbar gestaltete runde Frucht dem Lande die Trinkgefäße liefert, an Zahl vorherrschend; Cedern, Mahagonibäume, Palissander, Gelbholzbäume treten erst am Fuße der Cordilleras wieder zahl-

reich auf, während nahe dem Meeresstrande der Manglebaum (Rhizophora Mangle) seine Wurzeläste hoch über den Boden erhebt; Cactusarten, Ananas und Aloegewächse bilden in den dichteren Waldgegenden nahe dem sogenannten Esteros, welche die Flüsse von Guanacaste in der Nähe der Meeresküste bilden, das reiche Unterholz, während prächtige Cocos-Königs-Palmen ihre mächtigen Kronen darüber breiten. Diese dichten Wälder sind aber nur stellenweise in den feuchtern Gegenden des Landes zu finden.

Im Thierreich sind es besonders die „glücklichen Vögel“, welche dieser Landschaft Charakter und Leben verleihen. Die großen Hokkohühner (Crax Alector) mit den beweglichen Federhelmen sind, wenn auch weniger prächtig als die Hühner des Himalaya, doch hervorragende Zierden unter dem wilden Gifthügel der Savannen und Wälder von Guanacaste. Die Vögel sind hier seltsamer Weise sowohl durch zahlreichere Arten, als durch größere Massen der Individuen, im Vergleich mit den Wäldern der Ostküste Central-Amerika's, charakterisirt. Die lichteren, leichter zugänglichen Wälder, und besonders die Abwechselung von Wald und Savannen, welche den Landschaften am stillen Ocean eigen sind, scheinen den Vögeln besser zu behagen, als die dichten finstern und riesenhaften Urwälder, die den nordöstlichen Abfall der Cordilleras und die Ebenen am caraibischen Meere bedecken. Wer vermöchte besonders die Menge und Mannigfaltigkeit der Psittacinen dieser Zone und ihre Lebensweise genau zu schildern! Von den kolossalen Arassen, scharlachroth und blau mit gelben oder olivengrünen Flügeldeckfedern, bis zu den kleinsten Arten der Zwergpapageien, unter welchen die grünen Inseparaktes mit rother Stirn und Kehle kleiner sind als unsere Wiesenlerchen — welch ein Wechsel der Gestalten und Farben! Mit Ausnahme der Waldgegenden am Vulcan von San Salvador habe ich die Papageien im tropischen Amerika nirgends in so großen Schwärmen, und besonders nir-

gends so laut lärmend und so lustig, so unendlich redselig und so wenig scheu gefunden wie in Guanacaste.

Die Papageistunde hatte noch nicht geschlagen, als ich von Don Reducindo's Wohnung, einen schmalen Fußweg durch den Wald verfolgend, tiefer und tiefer in das Dickicht eindrang. Vor 5 Uhr kommen jene schreienden Klettervögel selten oder wenigstens nicht in Masse geflogen. Die rubin- und smaragdschillernden Trochiliden, die den hellsten Sonnenschein lieben, flogen desto munterer um die Blumenkronen, nippten an jeder Blüthe mit dem feinen Schnäbelchen, flogen mit den langen Flügeln so rasch schlagend, daß man kaum die Bewegung merkte, an den Zweigen auf und nieder sich neigend und biegend, wie Goethes tanzende Bajadere, und besonders den Orchideen anmuthige Küsse spendend. Das Geräusch des Waldwanderers störte diese lieblichen Vögel nicht. Nur zuweilen kam der eine oder andere neugierig um einige Schritte näher geflogen, hielt sich schwirrend scheinbar unbeweglich in der Luft und wandte das glänzende Köpfchen der fremden Erscheinung zu. Diese langgeflügelten Honigsauger sind übrigens einfältiger und weniger furchtsam, als die echten Nectarinien mit kurzen und stumpfen Flügeln und sehr bunten Gefieder, das seidenartig glänzt, nicht aber wie Edelstein schimmert. Letztere setzen sich beim Honignaschen ganz bequem an die Spitze der Zweige, während jene das süße Geschäft fliegend verrichten, wie die Sphinxe und die Makroglossen unter den Lepidopteren. Der Gelbvogel (Icterus), der Trupial (Cassicus), azurblaue oder purpurrothe Schmuckvögel (Ampeliden), bunte Tukane mit Riesenschnäbeln, die zu den bizarrsten Gestalten der tropischen Vogelfauna gehören, Spechte mit großen feuerrothen Farben, welche zum Gesang und Geschrei der andern Vögel mit ihren kräftigen Schnäbeln an den Stämmen der Bäume beständig den Tact schlagen, allerliebst kleine Turteltäubchen, die man bald einzeln auf den Zweigen gurren hört, bald in ganzen Gesellschaften am Boden

Körner suchen sieht, endlich der centro-amerikanische Nußheher, der hier Uraka genannt, in Stimme, Größe und Lebensweise seinem deutschen Gattungsverwandten überaus ähnlich, aber noch schöner blau gefärbt und durch einen stolzen schwarzen Federbusch ausgezeichnet ist, — diese und andere Vögelarten kommen hier so häufig vor, wie die Finken und Rothschwänzchen in unsern deutschen Gärten. Der Uraka ist unter allen Vögeln dieser Weltgegenden nächst den schwarzen Aasgeiern der unerschrockenste und boshafteste. Die Erscheinung des Menschen im Walde ärgert ihn mehr, als sie ihn schreckt. Oft kommt er da ganz nahe an ihn herangeflogen, schreit überaus zornig und bewegt den hohen Federbusch, was ihm sehr possierlich steht. Fängt ein Uraka zu schreien an, so stimmt gleich ein Dutzend seiner Brüder in der Nähe mit ein, und ihr durchdringendes Geschrei ist ein Warnungssignal für andere Thiere, die den Jäger fürchten.

Es giebt in der Provinz Guanacaste unter den Vierfüßern auch besonders viele amerikanische Tieger und Löwen, die sogenannten Jaguare und Pumas, die ihren Namensvettern und Gattungsverwandten der alten Welt an Größe und Furchtbarkeit merklich nachstehen. Auch Tapire sind an den Flüssen eine ziemlich häufige Erscheinung. Die bösartigsten und gefährlichsten Thiere des Waldes sind, nächst den Giftschlangen, die Wildschweine mit furchtbaren Hauern, die oft truppweise den Menschen angreifen, besonders den Jäger, der auf sie geschossen. Weniger bekannt und durch ihre geographische Verbreitung merkwürdiger, ist das Vorkommen bunter Eichhörnchen, die ich nirgends zierlicher gezeichnet gefunden habe. Dieses allerliebste Nagergeschlecht erscheint in Amerika von der Polarzone bis zum Aequator, hat überall genau die gleichen generischen Merkmale, die gleiche Lebensweise und dieselbe Munterkeit und Possierlichkeit; nur die Species sind allenthalben verschieden. Mit Ausnahme der westlichen Staaten Nord-Amerika's und der Waldgegenden Unter-Canada's am Sanct Lorenzo-

Strom, habe ich diese hübschen Nager nirgend so zahlreich auf den Bäumen gefunden, als in Guanacaste. Hier sind dieselben auch farbenreicher, hübscher gezeichnet und feiner frisirt als die Eichhörnchen der Vereinigten Staaten. Die schönste Art, deren Beschreibung ich noch in keiner „Fauna" gefunden, hat einen schwarzbraunen Kopf, weiße Ohren und eine breite nußbraune Binde über den Rücken. Der Schweif ist mit sehr langen Haaren besetzt, die an der Wurzel und an der Spitze weiß, in der Mitte schwarz gefärbt sind. Diese Farbenmischung sowohl als die langen feinen Haare geben dem Thierchen ein überaus zierliches Ansehen. Die tropischen Eichhörnchen sind fast noch zutraulicher als ihre nordischen Stammgenossen, nähern sich oft neugierig dem Jäger, wenn er stille steht, und scheinen das furchtbare Donnergeheimniß, das der eiserne Doppellauf einer belgischen Jagdflinte birgt, noch gar nicht zu kennen.

Als die Papageyen in großen Schaaren geflogen kamen, merkte ich, daß es Zeit sei zur Umkehr. Ihr Schnabelconcert tönt am lautesten und lustigsten, wenn die Sonne bereits hinter den Wipfeln der Ceibabäume sich neigt. Von allen Seiten kommen sie da herangeflogen, bald einzelne Pärchen, die sich absondern oder zu andern gesellen, bald größere Familien und Gesellschaften. Auch in Guanacaste setzen sie sich mit Vorliebe auf die höchsten Gipfel der Waldbäume, sind hier aber dem Schrotschuß leichter erreichbar, als an der Ostseite der Cordilleras, wo die Höhe ihres Standorts sie schützt. Immer sind diese Vögel schwatzlustig und schreiselig, gleichviel ob sie sitzen, klettern oder fliegen. Wo diese bunten Plaudertauschen immer den Conversationsstoff hernehmen, da sie doch weder Zeitungen lesen noch weite Reisen machen? Heute war es besonders arg, und das Schwatzen, Schreien und Schäckern am Ende so unausstehlich, daß man für gut fand, mit Donner und Schrothagel der Scene ein Ende zu machen. Wie gewöhnlich erfolgte nun statt des Schwatzens eine Explosion von gellenden Schreckenstönen und ein allgemeines „sauve qui peut!"

Auch in Guanacaste hörte und sah ich, daß die Papageien zwar in der Regel paarweise, oft aber auch in Polygamie leben. Der ledige Stand scheint unter ihnen verpönt. Tödtet der Zufall ein Papagey-Männchen, so weiß sich die Papagey-Wittwe bald zu trösten und gesellt sich zu einem andern Pärchen. Wenn man die Papageyen abgesondert fliegen sieht, so wird man immer zwei Weibchen darunter finden. Das Männchen bleibt ein zärtlicher Gatte und guter Familienvater, auch wenn es für mehrere Nester zu sorgen hat; freilich werden ihm Erwerb und Nahrung hier auch nicht so schwer gemacht, wie den Eheleuten anderer Zonen. Zu seiner und seiner Familie Ernährung hat ihm die Natur eine unerschöpfliche Speisekammer aufgethan, denn an Früchten und Körnern gebricht es ihm hier in keiner Jahreszeit. Liebt der Vogel die Abwechslung des Futters, so braucht er sich nur von einer Region auf die andere zu schwingen. Es bedarf dazu keines weitern Wanderzuges, wie ihn der Kranich und die Schwalbe unternehmen, wenn sie vom deutschen Sommeraufenthalt in das Winterquartier des warmen Südens fliegen; auch Pässe und Wanderbücher braucht er nicht mitzunehmen. Wenige Minuten reichen hier für den Flieger hin, die Landschaften, wo Palmfrüchte und Cacaobohnen reifen, mit den hohen Andesterrassen zu vertauschen, wo er an Weizenkörnern, Eicheln und Tannenzapfen mehr findet, als er essen kann. Zur Erlaubniß der Heirath und fruchtbaren Vermehrung braucht er daher keinen Consens der hohen Obrigkeit unter gehörigen Nachweis des Broderwerbs. Ein Papagey-Jüngling verehlicht sich ohne alle Formalitäten, sobald er das natürliche Alter hat, und Lust und Liebe spürt. Der schönste Lebensact wird unter den Psittarinen nie bis in die hohen Dreißiger verschoben, wie bei Landgerichts-Prakticanten in **; also volle Freiheit zu lieben und zu wandern, zu rasten und zu weilen, ohne Aufenthaltskarte, und dazu eine immer wohlgedeckte Tafel im großen grünen Wirthshaus der Natur! Der glückliche Papagey von Guanacaste!

Aber ganz ungestörtes Glück macht überall Langeweile, und so hat auch in dieser wundervollen Tropenzone die Natur für einige Dämpfer der sonnenhellen irdischen Freuden gesorgt. Auch in dieser glücklichen Vögelrepublik gibt es Nachteulen, tyrannische Adler und raubsüchtige Edelfalken, die nach den Pandekten und dem geschriebenen Recht nichts fragen, und nur jenes Eine mächtige Naturgesetz anerkennen, das im Leben der Vögel wie in der Geschichte der Liebenden die erste Rolle spielt; das Gesetz der Kraft, das Recht der Gewalt!

C. S.

Anhang.

Fragmente zur Geschichte von Central-Amerika, mit besonderer Berücksichtigung von Costa Rica.

Die Entdeckung von Costa Rica. Die ersten Jahrhunderte der spanischen Herrschaft. Das System der spanischen Kolonial-Regierung. Die Befreiung. Die Föderation und deren Auflösung. Neueste Geschichte. Gegenwart.

Costa Rica war eines der ersten Gebiete, welche die Spanier auf dem amerikanischen Festlande entdeckten, blieb aber fast am längsten von ihnen unbeachtet und ganz vernachläßigt. Der große Entdecker des neuen Continets, Christoph Columbus selbst, landete auf seiner vierten Reise 1502 an verschiedenen Punkten der Ostküste Costa Rica's. Die Westküste wurde erst zwölf Jahre später durch den Licentiaten Espinosa, durch Hernan Poncé und Bartolomé de Hustado entdeckt, welche der spanische Gouverneur von Panama, Pedrarias Davila, zu einer Exploration des Küstenlandes abgesandt hatte. Dieselben landeten 1514 am Cap Burica, und entdeckten 1516 den schönen Golf von Nicoya.

Die ersten Spanier, welche in das Innere des Landes eindrangen, und die Eingebornen unterwarfen oder vertrieben, waren Juan Solano und Alvaro de Acuña, die als die wahren Gründer der spanischen Kolonie Costa Rica gelten können. Die

Zeit und die Ursache der Entstehung dieses Namens, der die „reiche Küste“ bedeutet, ist ungewiß. Ob die Schönheit der Pflanzen, die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens oder die Goldminen von Tisingal, die man später an der atlantischen Seite, unweit Boca del Toro, entdeckte, Ursache dieser Benennung waren, darüber hat man bisher vergeblich nachgeforscht.

Es ist merkwürdig, wie in einer vergleichweise so modernen Geschichte, wie die Central-Amerika's, schon so viele historische Zweifel und Ungewißheiten, selbst hinsichtlich der Namen bestehen. Wenn ein neuer spanischer Schriftsteller sagt: der Ursprung des Namens Costa Rica verliere sich in die Nacht der Zeiten, so kann der Geschichtsforscher der alten Welt sich kaum des Lächelns erwehren, bei einem vergleichenden Blick von der kurzen Zeitperiode, die seit der Entdeckung Amerika's vergangen, auf die lange Reihe von Jahrhunderten im Orient, deren historisches Dunkel er aus den Quellen aufzuklären sich bemüht. Molina meint: der Name Costa Rica sei wahrscheinlich aus den übertriebenen Vorstellungen entstanden, welche die ersten Entdecker sich von den Reichthümern dieser Küste gemacht. Spätere Gegner des Landes, welche die geringen Fortschritte der Cultur in Costa Rica mit denen von Mexico und Guatemala verglichen, wollten die alte spanische Benennung sogar als Spottnamen gelten lassen, den doch der blose Anblick eines Landes von solcher Fruchtbarkeit und malerischen Schönheit widerlegt *).

Die Küstenstriche scheinen den ersten Ansiedlern zu warm und

---

*) Juarros, der spanische Geschichtschreiber von Guatemala, sagt: „La Provincia de Costa Rica, nombre, que al presente solo por ironia se le puede dar; pues es la mas miserable y despoblada de este distrito.“ Später bemerkt derselbe Geschichtschreiber, daß Costa Rica in dem ersten Jahrhundert der spanischen Herrschaft weit bevölkerter und commercieller gewesen als gegenwärtig. Der Verfall des Landes, dessen Ursache er nicht angiebt, datire vom Beginn des 18. Jahrhunderts.

das Klima nicht hinreichend gesund vorgekommen zu sein. Der Wunsch, eine kühlere und gesündere Region aufzufinden, vielleicht auch der Golddurst und der Entdeckungsdrang, welche alle jene ritterlichen Abenteurer Spaniens beseelten, bewogen die Ansiedler schon frühe, in das Innere vorzubringen. Esparza, wenige Meilen von der Westküste entfernt, gilt als die älteste Niederlassung. Von dort gelangten die Spanier wahrscheinlich über den Engpaß des Aquacate in jenes milde und fruchtbare Hochland, welches heute der Hauptsitz der Kultur ist, und in dem die beiden Hauptstädte Cartago und San José liegen. Der neue Continent bietet wenige Hochthäler von gleicher Schönheit dar. Die Cordilleras de los Andes dehnen sich hier in einer mittlern Erhebung von 4—5000′ zu einem Tafellande aus, welches sich zwar nicht an Umfang mit der berühmten Hochebene von Mexico vergleichen läßt, aber an Milde des Klimas, an Fruchtbarkeit des Bodens und Pflanzenpracht dieselbe weit übertrifft.

Cartago, fast im Centrum des Landes gelegen, war schon 1522 ein ziemlich bedeutender Ort und der Sitz eines spanischen Gobernadors. Das Jahr der Gründung und der Name des Gründers dieser interessanten Stadt, die noch reizender als die gegenwärtige Hauptstadt San José gelegen, sind unbekannt. Mündlicher Ueberlieferung zufolge sollen die ersten spanischen Ansiedler Cartago's von der Westküste aus den Niederlassungen Chiriqui und Nicoya, die vielleicht wegen Ungesundheit der Gegend verlassen wurden, gekommen seien. Wahrscheinlich sind Solano und Acuña, die Entdecker der Hochebenen selbst an der Spitze der ersten Kolonisten gestanden, welche in Cartago sich ansiedelten.

Fast um dieselbe Zeit entdeckten und eroberten die Spanier andere Gegenden Central-Amerika's. Gil González Dávila explorirte zuerst die Küste von Nicaragua und Fernandez de Cordóva besetzte mit bewaffneter Hand diese schöne Proinz, die sich vor allen übrigen Gegenden Central-Amerika's durch die reiche

Gliederung ihrer Binnengewässer auszeichnet. Cristobal de Olid drang in Honduras ein, welches bis heute der unbekannteste Theil Central-Amerika's ist und der berühmte Pedro de Alvarado, der Waffenbruder des ritterlichen Cortez, nahm Guatemala und San Salvador im Namen Sr. katholischen Majestät in Besitz.

Ueber den Kulturzustand der Eingebornen Costa Rica's und der übrigen Theile Central-Amerika's zur Zeit der spanischen Niederlassung ist sehr wenig bekannt. Die spanische Literatur besitzt darüber keine Quellen, wie über Mexico das höchst interessante Tagebuch des Hauptmanns Bernal Diaz de Castillo und die Denkwürdigkeiten des Eroberers Fernando Cortez. Ein größeres, geordnetes Staatswesen, wie das von Mexico, Peru oder des Reiches der Mozkas, der Guichen und der Kachiguelen, hat dort nie existirt; aber sicher scheint, daß die mexikanische Halbkultur auch auf die Völker der südlichen Provinzen Mittel-Amerika's schon damals einigen Einfluß übte, und daß manche von den agricolen und industriellen Künsten der Mexikaner auch allen südlichen Völkerschaften bis an die Wälder von Veragua bekannt waren.

Ob Guatemala vor der spanischen Invasion in einer gewissen politischen Abhängigkeit von Mexiko gestanden, ist unentschieden. Die historischen Quellen selbst widersprechen sich. Clavigero behauptet, keine von den Provinzen Guatemala, Honduras und Nicaragua sei von der Dynastie des Azteken abhängig gewesen; aber an einer andern Stelle sagt derselbe Geschichtschreiber: der achte König von Mexiko und Vorgänger Montezuma's, welcher 1502 gestorben, habe Guatemala wirklich unterworfen. Bei Alvarado's Zuge nach Guatemala, wo derselbe den entthronten Kaiser Quaitemozin und den Fürsten von Tezcuco mit einer Hülfsarmee von Eingebornen mit sich nahm, entschuldigten sich die Häuptlinge von Guatemala bei jenen Fürsten, daß sie sich nicht in Mexiko nach ihrer Pflicht zur Huldigung eingestellt hätten. Für die Wahrscheinlichkeit einer Oberherrschaft der Azteken in

Honduras könnte die Art sprechen, wie der mexikanische Geschichtschreiber Ixtlilxochitl den bekannten Zug des Cortez beschreibt. Er sagt, dem Exkaiser Quaitemozin wäre die Flucht, wenn er gewollt hätte, leicht gewesen, da ja die Bewohner der Gebiete, welche sie mit der spanischen Expeditionsarmee durchzogen, seine Unterthanen gewesen.

Man hat in den südlichen Provinzen Mittel-Amerika's allerdings keine Ruinen aufgefunden, welche denen von Palenque, Copan, Peten, Guirigia ꝛc. ꝛc. gleichkommen oder die, wie der Palast des Montezuma in Mexico nach Bernal Diaz Beschreibung, Malereien und Säle mit polirten Steinwänden hatten. Immerhin aber lassen die wenigen aufgefundenen Alterthümer selbst in Costa Rica auf einen ungleich höhern Kulturzustand schließen, als die wilden Indianer gegenwärtig besitzen. Schon der Umstand, daß die meisten Indianer an festen Wohnsitzen sich angesiedelt hatten und Ackerbau trieben, nicht heimathlos als schweifende Jäger lebten, wie die meisten Indianerstämme Nordamerika's, läßt auf eine höhere Entwicklungsstufe schließen.

Die Kunst des Baumwollwebens war auch außerhalb des Aztekenreiches durch die meisten Gegenden Central-Amerika's verbreitet. Im Ackerbau nahm der Mais die erste Stelle ein. Wahrscheinlich war auch die Kultur des Bananenbaumes den Eingebornen allenthalben bekannt. Selbst die entferntesten und einsam wohnenden Indianervölker im Süden von Costa Rica, kultiviren gegenwärtig diesen nützlichen Baum, und Spuren von alten Pisangpflanzungen fand man in allen von den Indianern früher bewohnten Gegenden. Dagegen scheint die Agave Americana, wenigstens im südlichen Central-Amerika, nie die wichtige Rolle gespielt zu haben, wie bei den Mexikanern, welche den zartern Theil des Stammes dieser Pflanzen als Gemüse kochten, aus dem Saft ein berauschendes Getränk bereiteten, und die Fasern der Agaveblätter nicht nur als Stricke benutzten, sondern auch Kleidungsstücke, Hem-

den, Schuhe und sogar Papier daraus verfertigten. Der Anbau und der Gebrauch des Tabacks war dagegen überall unter den Eingebornen verbreitet. Auch den Gebrauch des Cacao's hatten die Eingebornen bereits gekannt. Ebenso die Wirkung verschiedener Arzneien, wie die Sarsaparille, die eine der häufigsten Pflanzen in den östlichen Küstenstrichen Costa Rica's ist. Bilderschrift hat man in den nördlichen Staaten Central-Amerika's auf verschiedenen Ruinen, und in Costa Rica auf einzelnen Antiquitäten, alten Schmuck und dergleichen gefunden.

Costa Rica war zur Zeit der Entdeckung von den Indianern minder bevölkert, als die andern Staaten, vielleicht weil der dichte Wald und der Mangel großer Binnengewässer weniger zu einer Niederlassung von ackerbautreibenden Völkern einlud. Im Hochlande vermischten sich die Indianer mit den Spaniern, gegen Süden zogen sie sich in die dichtesten Waldregionen zurück. Unter den damals bevölkerten Indianerortschaften des Hochthales werden Guepo, Atirro, Chirripo, Cautren, Chorote und Orotina genannt. Die Zahl der Indianer war in Costa Rica damals jedenfalls viel beträchtlicher als heute, was aus dem Umstand erhellt, daß die spanische Regierung dem Statthalter noch vier Correjidoren zur Seite stellte, um in den verschiedenen indianischen Distrikten Verwaltung und Justizpflege zu üben.

Jorge de Alvarado, ein Bruder des Eroberers von Guatemala, kam im Jahr 1530 nach Costa Rica, und unterwarf sich die indianischen Bewohner von Asserri in geringer Entfernung südlich von San José, wo noch jetzt halbcivilisirte Indianer wohnen, die zwar katholisch sind, aber mit der spanischen Race sich wenig gemischt, und eine Vorliebe für alte indianische Gewohnheiten beibehalten haben. Derselbe Alvarado drang dann bis Turrialba vor, eines der schönsten und fruchtbarsten Thäler der Cordilleras, das damals von vielen Eingebornen bewohnt war. In diesem Thal findet man allenthalben Spuren einer ältern Kultur, verwilderte

Pflanzungen von Cacao, Pisang und Mauritius-Palmen. Die Eingebornen wurden von den Spaniern unterworfen und mußten Tribut bezahlen.

Zehn Jahre später wurde Diego Gutierrez mit dem Titel eines Generalkapitäns der Provinz direkt von Spanien nach Cartago gesandt. Auch geistliche Missionäre siedelten sich in größerer Zahl an. Die Franziskaner, welche Pater Pedro de Betanzos, und später Pater Lorenzo de Bienvenida nach Costa Rica führte, machten anfangs viele Proselyten unter den Indianern, hatten aber nicht den nachhaltigen Erfolg, wie die Missionen der Jesuiten in den La Plata-Staaten und in Peru. Jesuiten aber kamen nie nach Costa Rica.

Der Jesuitenorden war mehr als jeder andere klösterliche Orden der katholischen Kirche durch seine Zusammensetzung zur erfolgreichen Ausführung eines großartigen Missionsplanes geeignet, da seine Mitglieder bekanntlich sich der weltlichen Thätigkeit nicht entzogen. Unter den Jesuiten gab es Leute von den verschiedensten Gewerben. Sie trieben nicht nur in Amerika einen weitverzweigten und einträglichen Handel, sondern zeigten auch ein merkwürdiges Geschick, die Indianer zu den europäischen Gewerben jeder Art abzurichten. Die Franziskaner hingegen haben es in Costa Rica nicht verstanden, die südlichen wilden Indianerstämme neben den schweren Lasten, die sie ihnen auferlegten, doch noch für die katholische Lehre zu begeistern und die Verehrung ihrer Gemeinden zu gewinnen, wie es in den Wildnissen Perus und anderwärts den spanischen Mönchen gelungen ist. Bei dem Indianer-Aufstand im Süden Costa Rica's 1709 wurden die Franziskaner zuerst erschlagen.

Die Entdeckung der Goldminen von Tisingal an der Ostküste scheint der spanischen Ansiedlung plötzlich eine andere Richtung gegeben zu haben. Viele Goldsucher zogen dorthin aus dem Hochlande und von der Westküste und in den Jahren 1560—1600

scheint die Gegend um den schönen Golf von Boca del Toro ziemlich bevölkert gewesen zu sein. Es entstand dort in der Nähe der Minen eine Stadt Namens Estrella, deren genaue Lage man heute eben so wenig mehr kennt, wie die Minen von Tisingal selbst. Dort in der Nähe wohnen gegenwärtig die meisten heidnischen Indianerstämme: die Viseitas, Blancos, Quatusos, Tiribis u. s. w., von denen man behauptet, daß sie viel spanisches Blut aus früheren Mischehen enthalten. Sie verhalten sich seit vielen Jahren ruhig, meiden aber jeden Verkehr mit den spanischen Creolen.

Die Mehrzahl der ältesten Ansiedler stammte der Sage nach aus der spanischen Provinz Galicien. Spanische Schriftsteller selbst wollen in der Physiognomie, wie in gewissen Gebräuchen der Bevölkerung Costa Rica's die Züge und Sitten der Galicier unverkennbar wieder finden. Die Galicier sind bekanntlich friedlicher, harmloser, und als Bauern arbeitsamer, aber auch weniger in Bildung vorgeschritten, wie der übrige Theil der ritterlichen Castilianer und der eben so streitbaren als industriösen Catalonen. Dieser galicische Characterzug blieb den Costaricensern; nur haben sie die Kraft, die Abhärtung und die Tauglichkeit zu beschwerlichen Arbeiten, wodurch die „Gallegos“ in Spanien sich auszeichnen, im tropischen Clima Amerika's verloren.

Die Provinz Costa Rica wurde später mit Nicaragua vereinigt und bildete mit diesem einen Theil des Vicekönigreichs Guatemala, hatte aber seine besonderen Statthalter, welche dem Generalstatthalter von Guatemala untergeordnet waren.

Als Thomas Gage Mittel-Amerika 1636 bereiste, war der Zustand des Landes ziemlich blühend. Im fruchtbaren Thal von Matina wurde bereits viel Cacao durch Sklavenhände gebaut und direct nach Spanien ausgeführt. Der dortige Hafen befand sich an der Mündung des Matina-Flusses. An der Westküste waren die Häfen von Salinas und Calderas Hauptpunkte der Handelsbewegung. Die Ansiedlungen dehnten sich im Süden bis an die

Grenzen von Neu-Granada aus und begriffen einen Theil von Talamanca in sich, wo gegenwärtig nur wenige Weiße wohnen.

Verschiedene blutige Indianer-Aufstände setzten den dortigen spanischen Colonisationsversuchen ein Ziel. Die Stadt Estrella wurde gänzlich zerstört, die Einwohner wurden ermordet und die Bergwerke von Tisingal so verwüstet, daß keine Spur davon übrig geblieben ist. Allem Anschein nach hatte man die Eingeborenen durch harte Zwangsarbeiten in den Minen und gräßliche Bedrückungen, von welchen Gage in Guatemala die schauderhafteste Schilderung macht, zu diesem verzweifelten Aufstande gebracht. Die Spanier führten zwar einige siegreiche Rachezüge aus. Es gelang dem Statthalter Rodrigo Arias Maldonado mit bedeutenden Streitkräften mehrere Indianerstämme wieder zu unterwerfen, und in einigen Gegenden das Christenthum gewaltsam wieder einzuführen. Er baute Kirchen und ließ Missionäre zurück, aber den Glauben an die Unüberwindlichkeit der Weißen konnte er nicht wiederherstellen. Der Indianer-Aufstand von 1709 war in jener Gegend noch blutiger, als der frühere. Alle weißen Männer wurden ermordet, und die Frauen in die Wälder geschleppt. Die Spanier wiederholten zwar ihre Rachezüge, konnten aber ihre frühere Autorität nicht wieder geltend machen. Ueberfälle von Korsaren und von allerlei bewaffnetem Raubgesindel, welches an verschiedenen Küstenpunkten landete, vermehrte den Schrecken der Kolonisten und die meisten Ansiedler zogen sich wieder auf das Hochland von Cartago zurück. Estrella und Talamanca waren verloren; der Handel von Matina und Caldera, der so schön empor geblüht war, hatte zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts alle Bedeutung eingebüßt. Die reichen Goldminen von Tisingal erscheinen in der Geschichte des Landes nur noch wie eine schöne Sage.

Costa Rica vegetirte seitdem unter der spanischen Herrschaft als eine ziemlich arme und vernachlässigte Provinz, um welche sich

die Generalstatthalter in Guatemala wenig kümmerten. Die Entfernung dieses äußersten Anhängsels von dem großen spanischen Vice-Königreiche und die geographische Abgeschlossenheit, durch Wälder und Gebirge trug zur geringen Beachtung des fruchtbaren Landes und seiner natürlichen Hilfsquellen am meisten von Seite der Spanier bei.

Humboldt bemerkt: Die Geschichte der modernen Colonien biete nur zwei denkwürdige Epochen: ihre Gründung und ihre Trennung vom Mutterlande dar. Diese Bemerkung ist auch für Central-Amerika vollkommen richtig. An ein politisches Leben der Völker war unter dem erstarrenden Druck der spanischen Statthalter ohnedies nicht zu denken. Merkwürdig ist nur die administrative Organisation, durch welche es den Spaniern gelang, ihre Herrschaft auf dem ungeheuern Territorium von Mexiko bis nach Chili und den La Plata-Staaten über drei Jahrhunderte zu behaupten. Ehe wir auf die Geschichte der Unabhängigkeit übergehen, werfen wir einige Blicke auf das so eigenthümliche System dieser Colonialverwaltung der Spanier in Amerika.

In der ersten Zeit der spanischen Eroberung existirte keine eigentliche Centralbehörde für Amerika. Was man zuerst den „indischen Rath" nannte, war damals nur ein Bureau des bekannten Fonseca, der zur Zeit des Columbus unter Ferdinand V. so großen und so unheilvollen Einfluß hatte. Fonseca und seine Beisitzer zogen nur bei einzelnen Fragen vier Juristen aus dem königlichen Rathe zu ihren Berathungen hinzu. Eine gesetzliche Autorität dieses Collegiums bestand nicht, und die Cortes von Castilien würden auch damals die Einsetzung eines solchen gesetzgebenden Staatskörpers nicht geduldet haben. Erst nach dem Siege Ferdinands V. über die Communeros, als die Gewalt der Krone von solcher Art war, daß eine von ihr eingesetzte Korporation unbedingte Anerkennung finden mußte, wurde der Rath von Indien

(consejo de Indias) als Centralbehörde für alle überseeischen Besitzungen Spaniens errichtet*).

Dieser Rath von Indien, aus einem Präsidenten, acht oder mehr Räthen, einem Fiskal, mehreren untergeordneten Beamten (Secretären, Schreibern und Referenten) und einer Rechnungskammer (contaduria de cuentas) bestehend, ward als das Organ eingesetzt, wodurch die Krone die höchste richterliche und gesetzgebende Gewalt übte. Er erließ mit dem königlichen Siegel alle Gesetze und Verordnungen, erhielt Gewalt, jedes Statut von Prälaturen, Kapiteln und Klöstern, von Vicekönigen, Audienzen und Räthen Indiens zu untersuchen und zu revidiren; Vicekönige mußten ihr Rechenschaft ablegen; alle Gnadensachen (Ernennungen u. s. w.) gingen durch seine Hand. Sein Bereich erstreckte sich auf alle Regierungs- und Verwaltungssachen, und demgemäß waren ihm alle öffentlichen und geheimen Papiere über die indischen Besitzungen vorzulegen. Außerdem war er höchstes Appellationstribunal in einer Menge von Civil- und Criminalfällen; er vereinigte also jegliche Staatsgewalt und entsprach seine wirkliche Wirksamkeit nicht seiner theoretischen Allgewalt, so lag der Grund in den Verhältnissen entlegener und weit gedehnter Länder, so wie in denen, welche bei jeder unumschränkkten Regierung unausbleiblich sind, und welche stets die militärisch-bureaukratische Rücksichtslosigkeit in der Ausführung beschränken und lähmen, wenn auch grade nicht zur Beförderung einer edlen und männlichen Gesinnung. Man darf sich jedoch diesen Rath von Indien nicht als

---

*) Ausführlicheres über die spanische Kolonial-Verwaltung in Amerika findet der Leser in Kottenkamps Geschichte der Kolonisation Amerika's, einer sehr guten compilatorischen Arbeit. Leider scheint der Verfasser dieses nützlichen Buches, dem wir manches entheben, die wichtigsten Quellen über die spanische Invasion in Central-Amerika nicht zu seiner Verfügung gehabt zu haben. Die zuverlässigsten Aufschlüsse über den Anfang der spanischen Herrschaft in Guatemala enthält das Werk von Remesal.

selbstständig gesetzgebenden Körper denken; er nahm keine andere Stellung ein, wie die Central-Collegien unumschränkter Monarchieen überhaupt, d. h. er war ein Werkzeug in der Hand des Regenten oder meist des Ministers; bei Zeiten und in gewissen Dingen, z. B. in seiner allerdings anerkennenswerthen Gesetzgebung für die Indier, die der Hauptsache nach nur auf dem Papier bestand, war seine Wirksamkeit immer sehr unbedeutend.

Die unmittelbare Ausübung der Regierungsgewalt war dem Vicekönigen, Generalcapitänen und Gouverneuren nebst den Audienzen anheim gegeben. Die Vicekönige waren Befehlshaber der Truppen, der Miliz- und Colonialflotte; sie vertraten die Colonie nach Außen bei Berührungen mit andern Colonien oder mit fremden Mächten; sie waren unumschränkt in ihrem Verfahren, d. h. nur dem König und dem Rath von Indien hinsichtlich ihres Verfahrens verantwortlich, worüber sie nach der Beendigung ihrer Verwaltung Rechenschaft ablegen mußten (residencia). Diese Gewalt ward von ihnen vermittelst einer Art Cabinet (secretaria de gobierno) geübt, an dessen Spitze ein von den Vicekönigen ernannter Assessor, meist ein Jurist, stand; sie hatten ferner die Justiz in erster Instanz an Orten, wo keine Municipalität bestand. Sie ernannten die Districtsbeamten (corregidores), welche ebenso unumschränkt, wie sie selbst, über Spanier und Indier herrschten, wenn nicht Municipalitäten vorhanden waren wie in Lina, in welchem Fall sich ihre Gewalt nur über Indier erstreckte. Die Beschränkungen ihrer Macht trafen allein ihre Verantwortlichkeit dem Mutterlande gegenüber, von welchem ohnedem argwöhnische Vorkehrungen getroffen wurden, um eine etwaige Selbstständigkeit derselben oder auch nur irgend ein Verhältniß zu verhindern, welches die Stellvertreter der Krone in ein nahes und freundschaftliches Verhältniß zu den Colonisten bringen konnte. Sie wurden immer nur auf drei Jahre ernannt, obgleich der König diese Zeit oft verlängerte; sie und ihre Söhne durften sich nicht in der Colonie

verheirathen, liegende Güter erwerben und Häuser bauen. Auch im gewöhnlichen Leben waren sie streng von den Colonisten gesondert. Die Spanier hatten nämlich ihre förmliche Etikette auch in Amerika eingeführt. Der Vicekönig hatte seine Garde und durfte ohne dieselbe nicht öffentlich erscheinen; er durfte nur mit seiner Familie speisen; er ward von Pagen bedient; er hielt täglich in seinem Palaste öffentliche Audienzen, worin der Adel und überhaupt die Weißen von Indiern und andern Kasten gesondert waren, und wo die Reichen und Adeligen der Colonien ebenso ihre Pracht zur Schau trugen, wie im königlichen Palast die Granden. Eine Sonderung von den Colonisten mußte sich dadurch als natürlich ergeben. Ferner war der Vicekönig der Präsident der Audienz, sowie er auch bei den Berathschlagungen der Finanz- und Kriegscollegien gegenwärtig war. Hierin bestand übrigens keine gesetzliche oder unmittelbare Vermehrung der Gewalt der Vicekönige; denn die Beschlüsse dieser Körper wurden wenigstens der Form nach unabhängig gefaßt. Endlich besaß der Vicekönig, wenigstens häufig, das Präsentationsrecht bei der Erledigung der Pfarr- und Bischofsstellen.

Die zweite Hauptbehörde war die Audienz, ursprünglich nach den Gerichtshöfen des Mutterlandes eingesetzte Institute, die aus Rechtsgelehrten gebildet und zu Justizbehörden bestimmt, dort sowohl ihr Ansehen durch Rechtskenntniß und eine zweckmäßige, allmählich gebildete Praxis bei etwaiger Unsicherheit der Gesetze, wie durch häufigen Widerstand gegen Regierungswillkür in der Art behauptet haben, daß sie sich bei allen Revolutionen unserer Zeit in ihrer alten Einrichtung der Hauptsache nach erhielten — sicherlich ein Beweis für die innere Gesundheit dieses Instituts. In Indien war die erste Einsetzung dieser Form gemäß, denn die Grundlage zur ersten Audienz bot die früher erwähnte Absendung der Appellationsrichter nach San Domingo durch Ferdinand V.; die Audienzen erlangten jedoch in Indien bald eine Stellung, welche der des

Mutterlandes nicht ganz entsprach, indem sie zu einer Art Regierungsbehörden und dadurch auch zu Werkzeugen der Regierenden wurden.

Die Wirksamkeit der ersten Audienz in San Domingo, der in Mexico und Lima ergibt sich aus der Geschichte der Eroberung als die einer leitenden Behörde. War auch später diese Stellung nicht mehr zu behaupten, seitdem die höhere Leitung nach der Unterordnung der Eroberer unter die Centralbehörde auf die Vicekönige überging, so blieb dennoch den Audienzen für gewisse Fälle eine Wirksamkeit in der Verwaltung. Starb ein Vicekönig oder Gouverneur, so hielt die Audienz die höchste Gewalt, und das älteste Mitglied derselben versah die Amtsgeschäfte des Verstorbenen, bis die Würde wieder besetzt war. Die Audienzen besaßen ferner das Vorrecht, mit dem Könige direct, ohne Einmischung des Vicekönigs oder Gouverneurs, in allen Regierungsangelegenheiten zu correspondiren; fand sich eine Streitigkeit zwischen dem Vicekönig und einem Gouverneur, so holte die Centralbehörde in Spanien das Gutachten der Audienzen ein. Letztere allein besaßen das Recht, den Vicekönigen Vorstellungen gegen ein Verfahren zu machen, sobald eine Frage über Gesetze mit in's Spiel kam. Gingen diese von ihrem Verfahren nicht ab, so blieben ihre Beschlüsse zwar in Wirksamkeit, allein die Audienzen durften alsdann die Sache der Centralbehörde des Mutterlandes klagend vorlegen. Auch jedes einzelne Audienzmitglied durfte dem Vicekönig persönlich Vorstellungen über irgend eine öffentliche Angelegenheit machen, und diesem war vorgeschrieben, den Ersteren sogleich auf dessen Verlangen vorzulassen. Endlich besaß die Audienz auch dadurch eine in die Verwaltung reichende Gewalt, daß der von der Krone eingesetzte Advokat (Beschützer) der Indier zu ihr gehörte, ein Amt, das in die Lokalregierungen bei Polizei u. s. w. häufig eingreifen mußte. Eine Audienz bestand außer dem Präsidenten (dem Gouverneur, wo der Vicekönig nicht selbst am Orte war) aus drei oder vier bis acht

oder neun Auditoren und Hofrichtern (Oydores y Alcaldes de Corte) sowohl für Civil- wie Criminaljustiz, aus einem Fiskal als Kronanwalt, und einem zweiten Fiskal zum Schutz der Indier und zur Vertretung derselben. Als Tribunal entschieden die Audienzen über alle Rechtssachen in zweiter Instanz und in täglichen Sitzungen, mit Ausnahme der Fest- und Feiertage; sie waren höchste Instanz bei Angelegenheiten unter 6000 Pesos; bei Processen über diesen Werth konnte man an den Rath von Indien appelliren. Appellationen waren ferner in Criminalfällen bei Todesstrafen, Verurtheilungen zur Verstümmelung und zur Folter gestattet.

In dem Bereiche eines Vicekönigs waren übrigens immer mehrere Audienzen, z. B. in Peru 1602, außer der von Lima, die von Quito und Charcas (die von Quito 1563 in der Hauptstadt der Provinz, und die von Charcas in Laplate 1551 eingesetzt); in Neuspanien, außer der von Mejico, die von Guadalajara und von Guatemala (1604 eingesetzt).

Die Auditoren fanden sich unter denselben Beschränkungen, wie die Vicekönige, d. h. sie durften kein liegendes Eigenthum in dem Bereich ihrer Audienz erwerben, sich dort nicht vermählen u. s. w. Sie waren durch die Etikette bei vielen äußeren Ehren ebenfalls, wie jene, eingeschränkt, und von den Kolonisten künstlich abgeschlossen, z. B. sie durften keinen Einwohner ihrer Audienz besuchen. An äußeren Ehren fehlte es ihnen um so weniger, da, wie schon erwähnt, die Rechtsgelehrten (Licenciados nach ihrem academischem Grade, und Letrados im gemeinen Leben genannt) in großem Ansehen von jeher bei den Spaniern standen. Wo sie in ihrer etwas steifen Amtskleidung (einem weiten Rock aus schwarzem Taffet), mit dem Stabe in der Hand oder einem im kleinen Knopfloch erschienen (der Vara, dem Zeichen der spanischen Richter) galt beides gewissermaßen als eine Art Talisman, vor welchem sich Jedermann äußerlich demüthigte.

Die dritte königliche Behörde, mit den Audienzen an einem

Orte befindlich, bestand in den Finanzkörpern Tribunal de cuenta und Cajareal, ersteres mit einem Regente als Präsidenten, aus etwa zwei bis fünf Räthen (Contadores mayores) und niederen Contadores de resultas und ordenadores), welche die Rechnung führten und die Kanzlei hielten, letzteres aus einem Dirigenten (Fator), Zahlmeister (Contador) und Schatzmeister und niedern Beamten bestehend; auch waren Controleure (Veedores) angestellt. Erstere Behörde hatte die Rechnung der Corregidoren, welche den Indiern Tribut einlieferten, zu revidiren und einzutragen, die Vertheilungen der Staatsausgaben zu reguliren, und überhaupt die Oekonomie der Finanzen zu besorgen; letztere Behörde war eine Hauptkasse, wohin alle königlichen Einkünfte aus der Kolonie eingeliefert und bis zur weitern Verwendung oder Absendung nach Spanien verwahrt wurden. — Fanden sich Streitigkeiten hinsichtlich der königlichen Einkünfte, so wurden diese durch eine Junta de real hacienda entschieden, welche aus dem Vicekönig oder Gouverneur, dem ältesten Mitgliede der Audienz und deren Fiskal, einem Mitgliede des Tribunal de cuentas und dem ältesten Mitgliede der Caja real bestand. — Als die Bourbons auf den Thron gelangt waren und viele Einrichtungen nach Art der französischen trafen, setzten sie wenigstens in verschiedenen Theilen einen besondern Chef für die Finanzverwaltung unter dem französischen Namen Intendant (Intendente) ein, der die übrigen Beamten ein- und absetzen konnte, die Klagen u. s. w. über Schleichhandel besorgte und dergleichen.

Unter den Lokalbehörden standen die Gouverneure, später in Peru und Mejico auch Intendentes genannt, hinsichtlich der Provinzen in derselben Stellung, wie die Vicekönige, und ernannten auch, wie diese, den Assessor zu ihrem Rathgeber, und zum Gehilfen einen Gouverneur-Lieutenant (Teniente gobernador) und einen Juristen. Bisweilen hatten die Gouverneure jedoch nicht den Befehl über die bewaffnete Macht, und hießen alsdann Corregi-

dores de justitia mayores. Die schlechtweg Corregidores genannten Beamten waren die Distriktsbehörden, welche die Abgaben vertheilten, den Indier-Tribut erhoben und überhaupt die Verwaltungsmaßregeln ausführten. Andere zahlreiche untere Behörden bestanden z. B. in denjenigen, die bei den Minen auf die Erhebung des königlichen Antheils sahen, in denen des Kronmonopols für Quecksilber und später für den Taback.

Auch die Inquisition läßt sich in gewisser Hinsicht als ein königliches Institut betrachten; denn dieses durch sein Verfahren furchtbare Tribunal ist in den spanischen Reichen ebenso ein Mittel gewesen zur Begründung der unumschränkten Macht des Königs, wie es zur Befestigung der alleinigen Geltung der katholischen Kirche und des Einflusses derselben auf die Bevölkerungen diente, nachdem jene sich zum Werkzeuge der Krone hergegeben hatte. Auch war die Inquisition nebst ihrem organisirten Spionirsystem, wodurch sie einen eben so großen Schrecken einflößte, wie durch ihr Proceßverfahren, nur für die Spanier selbst bestimmt, denn die Indier waren von der Wirksamkeit dieses Tribunals ausgenommen. Die ersten Eroberer und Kolonisten blieben von dieser Geißel des Königs und der Kirche frei. Zwar hatte schon der Cardinal Adrian als Generalinquisitor zwei Inquisitoren für Westindien eingesetzt, und Karl V. im Jahr 1524 dem damaligen Generalinquisitor anbefohlen, zur bessern Wirksamkeit die Geschäfte der Audienz in Española zu überweisen, allein es läßt sich erwarten, daß die Audienz sich ungern damit befaßte, ebenso wie es klar ist, daß das Proceß- und Spionirsystem der Inquisition sich nicht in den weitläufigen Ländern organisiren ließ, wo die Krone nur allmählig ihre Gewalt geltend machen konnte. Erst als dies überall geschehen war, ließ sich die Inquisition zum steten Schrecken aller Unzufriedenen und als Mittel zur Verbrennung, Mißhandlung, Gefangenschaft und Beraubung mißliebiger Personen organisiren, und dies ward auch mit großem Eifer von Philipp II. im Jahr 1570 betrieben, der

zwei Haupttribunale in Lima und Mexico einrichten ließ, für die Einkünfte Sorge trug, und ohnedem auch noch durch die Bildung einer Inquisition für die Flotte dafür sorgte, daß die Spione derselben gleichmäßig auf der letztern vertheilt, sogar auf der Ueberfahrt die Beobachtung der Auswanderer, oder die Aufspürung der dem Tribunal Verdächtigen fortsetzte. Später ward das Inquisitionstribunal in Española nach Cartagena verlegt, und erhielt Untertribunale (comisarias) in Venezuela, Panama, Santa Fe, San Domingo, Cuba, Puerto Vico, Caraccas, Popayan, ebenso wie in den Tribunalen in Lima und Mejico, andere in Chili, den Laplata-Ländern ꝛc. untergeordnet wurden. Auch stand die Wirksamkeit aller dieser Tribunale in schönster Blüthe, sogar noch länger wie im Mutterlande, wo schon unter Carl III. wenigstens keine öffentlichen Autos de Fé gehalten wurden, und wo das dem Wesen der Nation von Anfang widerstrebende Institut bei der Entwickelung desselben im 18. Jahrh. in seiner eigentlichen, sichtbaren Wirksamkeit gewissermaßen entschlief, obgleich es im zwecklosen Spioniren und Aktenschreiben eher eine größere Vollkommenheit, wie einen Rückschritt entwickelte. Tschudi wenigstens lernte während seines Aufenthalts in der Republik Peru einen Mann kennen, dem Glieder auf der Folter des heiligen Tribunals verdreht worden waren. In den letzten siebzig Jahren der spanischen Herrschaft ward zwar in Cartagena kein Autodefé mehr gehalten, aber bis zum Schluß der spanischen Herrschaft übte das dortige Tribunal seine Gewalt in Geldstrafen, Gefängniß, Bußübungen und den Nachtheilen, die eine Berührung mit der Inquisition im alltäglichen Leben nach sich zog, höchst wahrscheinlich auch in der Anwendung der Folter.

Neben diesen Einrichtungen, die sämmtlich auf die Begründung und die Bewahrung der königlichen Allgewalt hinzielten, bestanden als Reste der altkastilischen Freiheit die Municipalitäten als Staatsinstitute, worin die Selbständigkeit der Kolonisten niemals so unterdrückt werden konnte, daß nicht ein mehr oder minder nach-

drückllicher Widerstand, und sogar bewaffnete Erhebung von ihnen immer wieder ausging, und daß sie zuletzt die Mittelpunkte der Revolutionen bildeten. Zwar waren auch diese Municipalitäten in ihren Rechten ebenso verkürzt und in ihrer Zusammensetzung verfälscht, wie im Mutterlande; als die einzigen öffentlichen Behörden, worin die Kolonisten selbständig auftreten konnten, blieben sie dennoch stets von Bedeutung. Die ersten Eroberer beförderten deren Errichtung so sehr wie möglich, besonders Cortez und Pizarro; als ersterer bereits in untergeordneter Stellung nach Mexico zurückkehrte, gab er sogar bereitwillig alle seine Rechte an dem ihm ertheilten Marquesat für die Stadt Oajaca auf, deren Gebiet dazu gehörte, um die Errichtung einer Municipalität (Cabildo) zu befördern. Auch der erste Vicekönig Mexico's, Don Antonio de Mendoza, ein Mann, dessen Wirksamkeit in vielen Punkten Anerkennung verdiente, befahl, die Municipalitäten sich selbst zu überlassen, und verbot die Einmischung in deren Verwaltung; allein diese Institution stimmte zu wenig mit dem Ganzen überein, als daß man deren Entwickelung hätte gestatten sollen. Man verfuhr einerseits, wie Carl V. in Spanien und auch in Deutschland die Ständeverfassungen untergrub, indem dieselben durch einzelne Maßregeln zu Oligarchien wurden, andererseits ertheilte man immer weniger Städterechte, besonders nach Philipp V., wo die Erschaffung der Cabildos aufhörte; man ließ lieber starkbevölkerte Villas (Dörfer), wie sogenannte Ciudades mit Stadtrechten bestehen.

Ein Cabildo bestand aus Schöppen (regidores), zwei jährlich gewählten Alcaldes ordinarios (Bürgermeistern und abwechselnd Präsidenten), einem Alferez real (dem Commandeur der Miliz der Stadt), einem Alguazil mayor (dem Beamten, der die Executivgewalt der Gerichtsbarkeit und die Polizei übte), und einem Fiel ejecutor (einem Aufseher über Maaße und Gewichte). Alle hatten in den Sitzungen eine Stimme. Die Zahl der Schöppen war nach der Größe der Stadt verschieden; dieselben wurden ur-

sprünglich von allen Colonisten gewählt, indeß diese Wahlform ward bald abgeschaft und die Repräsentation in mannigfacher Weise verfälscht.

Bisweilen waren die Schöppenstellen käuflich, bisweilen erblich, bisweilen durch Selbstergänzung der übrigen Schöppen besetzbar, so daß eine Oligarchie entstehen mußte; bisweilen, z. B. in Lima, behielt sich die Krone das Recht der Bestätigung von Alcalde-Wahlen durch den Vicekönig, bisweilen, wie in Carracas, die Besetzung von Schöppenstellen durch Einwohner der Colonie vor, welche in Spanien geboren waren. Im Allgemeinen entsprach die Zusammensetzung nicht mehr dem altcastilischen Wesen, obgleich die Form zurückblieb. Ihre Wirksamkeit war aber auch unter der unumschränkten Regierung der königlichen Behörden nicht ohne Bedeutung. Sie leiteten die Localpolizei und die Finanzen der Commune, und übten durch ihre Alcaldes Ordinarios dieselbe Justiz in erster Instanz, welche an Orten, wo kein Cabildo war, dem Vicekönig oder Gouverneur anheimfiel. — Zu den Städterechten läßt sich auch die Bildung von Handelsgerichten (consulados) rechnen, deren Errichtung in einigen Städten als Privilegium ertheilt war. Die Mitglieder desselben wurden von den Kaufleuten gewählt und entschieden über alle Handelsstreitigkeiten. Vor Carl III. waren diese Consulados aber nicht zahlreich.

Als letztes Glied im Systeme aller Einrichtungen läßt sich die Casa de contratation zu Sevilla betrachten, dasjenige Institut, welches als Handels-, Polizei- und Justizamt, die Verbindung der Kolonien mit dem Mutterlande in den Händen hielt. Dasselbe führte die Oberaufsicht über alle ankommenden und abgehenden Schiffe und Flotten; es registrirte die aus Spanien ausgeführten und von Indien gelangenden Schiffsladungen, so wie die Personen welche abreisten und landeten, und hatte hinsichtlich der Letztern ausgedehnte Polizeigewalt, weßhalb auch ein Gefängnißwärter zu seinem Personal gehörte. Wie schon oben erwähnt, hatte Ferdi-

nand V. bei der Gründung dieses Instituts Sorge getragen, dessen Wirksamkeit durchaus selbstständig von allen Tribunalen zu constituiren; die Casa de contratation hatte gewissermaßen ihr eigenes Recht, das auf königlichen Erlassen und auf ihrer Praxis begründet war; nur der Rath von Indien konnte ihre Urtheile verändern oder cassiren.

Dies sind die äußern allgemeinen Umrisse des Regierungsmechanismus, durch welche die überseeischen Besitzungen Spaniens drei Jahrhunderte lang beherrscht wurden. Ueber die Wirksamkeit desselben bemerken wir vorerst nur eine der hauptsächlichsten Folgen: die Lähmung der unumschränkten Gewalt durch eine allgemeine Bestechlichkeit, die, eine nothwendige Zugabe aller absolut monarchischen Verfassungen in Amerika durch den Reichthum der Länder um so weniger ausbleiben konnte. Andererseits aber ergab sich bei der Wirksamkeit dieses Systemes die Befestigung der unumschränkten Monarchie im Mutterlande.

Das Verhältniß der Geistlichkeit unter den Weißen, so wie auch unter den Indiern, war mit Ausnahme der ersten Zeit der spätern Missionen, entwürdigend für die Kirche; der sittliche Zustand der Priester aller Grade entsprach demjenigen, der in Europa vor der Reformation unter der schlimmsten inneren Zerrüttung der katholischen Kirche allgemein war. Die Regierung übte ihr Patronatsrecht in derselben Weise, wie die Verwaltung statt fand. Simonie war in Folge derselben gewöhnlich, während zugleich die ungeheuern Einkünfte, die nach Art des Mutterlandes der Colonial-Geistlichkeit, ebenso wie ihre ganze dortige sociale Geltung, übertragen waren, die Priester jeder Art zur Liederlichkeit veranlaßten. Jeder Pfarrer hielt Kebsweiber, und die Klöster waren und sind noch zugleich Wohnungen von Nonnen und von Freudenmädchen; die Geistlichen reisten ohne Scheu vor der öffentlichen Meinung mit diesen und ihren Kindern im Lande herum, oder trieben ungescheut Hazardspiele an öffentlichen Orten. Bestechlichkeit und Er-

pressung war eben so allgemein wie in der Verwaltung; der Pfarrer war für den Indier oft eine noch ärgere Plage wie der Corregidor. Bei den Creolen ward die Erpressung um so leichter ausgeführt, da die Denunciation der Geistlichkeit dieselben der Inquisition überlieferte.

Was das Verhältniß der indischen Volksmasse betrifft, so war deren Lage sicherlich elend genug. Wenn Humboldt sagt, der Zustand des Indiers sei immer noch dem von manchen Bauern im nördlichen Europa vorzuziehen, so will das, (wie Kottenkamp richtig bemerkt) leider nicht viel sagen. Uebrigens scheint uns die Behauptung, daß die Volksmasse bei ihrer vorher elenden Lage sich besserte, in Bezug auf die Halbcivilisation der nördlichen Hälfte begründet; in Bezug auf Peru aber ist die materielle Lage des Indiers ohne Zweifel schlechter geworden, mag man auch von unserem Standpunkt aus jene Halbcivilisation, worin der Mensch eine willenlose Maschine war, nicht billigen können. Im Allgemeinen aber war der Zustand der Indier unter spanischer Herrschaft der einer steten Bedrückung.

Die Festsetzung eines bestimmten Tributs war für die Indianer von Spanien aus befohlen worden. Diese ward für jeden Kopf von 18 bis 60 Jahren auf $4\frac{1}{2}$ Pesos bestimmt, wurde aber in den verschiedenen Colonien vermindert und betrug nur $2\frac{1}{2}$ Pesos im größten Theil von Mexico, in armen Gegenden nur 1 Pesos. Der indianische Adel war von diesem Tribut ausgenommen. Die Einziehung dieser Steuer beim freien Indianer fiel dem indianischen Alcalden, oder wo ein solcher nicht vorhanden, dem Corregidor anheim. Ersterer und letzterer erhoben nicht allein den Tribut von Leuten, die unter und über dem bestimmten Alter waren, sondern trieben denselben auch mehre Male ein, wenn der Indianer, der nicht lesen konnte, keine richtige Quittung besaß, oder dieselbe verloren hatte. Besaß der Indianer Vieh, so nahm der Beamte ihm dasselbe unter dem Werthe, wenn er den Tribut nicht pünktlich

entrichtete; er veranlaßte Schlägereien, um als erster Richter zu bestrafen, und wenn der Verurtheilte nicht zahlen konnte, denselben auszupfänden oder seine Arbeit zu verwenden. Der Corregidor besaß ferner das Recht, in vielen Dörfern Wirthshäuser und Schenken (Pulquerias) zu halten, wo er also das Hauptlaster der Indianer zu seinem Vortheil als Wirth im Verkauf berauschender Getränke, und als Richter bei etwaigen Schlägereien ausbeuten konnte; in Districten, durch welche Handelskaravanen gingen, vermiethete er die Maulthiere der Indianer den Kaufleuten als seine eigenen, und gab den Eigenthümern, was ihm gut dünkte. Ein hauptsächlichstes Mittel der Corregidoren, die Indianer auszusaugen, aber waren die sogenannten Waarenvertheilungen (Repartimientos), ein Verfahren, welches mit dem ganzen Handelssysteme übereinstimmte, übrigens von der Gesetzgebung aus mit der guten Absicht motivirt war, die Indianer vor den Prellereien der Kaufleute zu schützen. Der Corregidor erhielt nämlich das Monopol des Verkaufs aller europäischen Waaren und der Fabrikate an seine Indianer, und zwang dieselben zum Ankauf von schlechten Stoffen, ebenso wie von unnützen Sachen, wie seidenen Stoffen, Kleidern, Schlössern u. dergl. zu einem von ihm festgesetzten Preise. Ulloa erzählt von einem Corregidor, der 1743 für 60,000 Pesos Waaren auf Borg in Lima kaufte, und sie dann für 300,000 Pesos seinen Indianern aufzwang. Einige beklagten sich beim Vicekönig, der sie an die Audienz wies; der schuldige Corregidor erhob dagegen eine Anklage über jene als Verschwörer, und die Unschuldigen wurden als solche gestraft. Erst nach dem blutigen Aufstande Condorcanqui's hob Karl III. diese Repartimientos in Peru auf.

Der freie Indianer war ebenso, wie früher der auf Encomiendas, der Frohnde (Mita) unterworfen, die übrigens während des vergangenen Jahrhunders nur noch in Quito und Peru als gesetzlich bestand, wo sie zuerst 1570 als solche festgesetzt war. Anfänglich ward sie ebenso für Neuspanien, jedoch mit dem Unter-

schiede bestimmt, daß vier von Hundert für den Frohndendienst ausgehoben wurden, während in Peru eine größere Requisition von Indianern dadurch festgesetzt war, daß die Ausgehobenen nicht den siebenten Theil der Bevölkerung übersteigen durften. Philipp IV. hob diese Frohnde auf; in Folge dieser Maßregel minderte sich aber der Ertrag der Gruben in Peru auf solche Weise, daß die Wiedereinführung der Mita 1689 für das Vicekönigreich von Madrid aus angeordnet wurde. Uebrigens traf auch Humboldt noch einen Rest der Mita in Neuspanien bei den Arbeitern an dem Entwässerungswerke (Desague) des Thales von Mexico, während die Arbeit in den Bergwerken u. s. w. schon lange Zeit gänzlich frei war*)

Die Stunde der Befreiung schlug endlich für die Weißen, wie für die Rothhäute. Die starre bureaukratische mönchische Herrschaft der Spanier, konnte sich neben der in freier Entwickelung aufblühenden starken und glücklichen Republik des amerikanischen Nordens unmöglich lange halten. Jenes große Beispiel wirkte. Bei dem geringen Widerstand gegen die auflehnenden Elemente, die lange nicht die Kraft des Nordens hatten, und bei dem schnellen Zusammenstürzen des spanischen Reiches in Amerika, offenbarte sich die ganze Morschheit jenes Systems, gegen welches der Geist des Jahrhunderts noch mehr als die menschlichen Arme sich verschworen hatte. Das größte Verbrechen jenes Systems bestand nicht blos darin, daß es seine knöcherne Hand krampfhaft über veraltete Institutionen ausgespannt hielt, und über drei Jahrhunderte lang, den Aufschwung des Nationalgeistes und der Freiheit niederdrückte, sondern mehr noch in dem fortgesetzten „Gebären des Bösen“.

*) Wir haben diese Einzelheiten der spanischen Colonial-Regierung in diesem Anhang eingeschaltet, weil sich sonst wenig über die Geschichtsperiode des spanischen Amerika, welche zwischen die Invasion und die Revolution fällt, sagen läßt. Wer diese Details noch ausführlicher lesen will, möge Kottenkamps Colonialgeschichte Amerika's zur Hand nehmen.

Es hatte die Zukunft dieser Völker bereits vergiftet und sie verdammt, auch nach der Abschüttlung des spanischen Joches, in Folge der langen organischen Verkümmerung, Zwerge oder Krüppel neben dem nordischen Riesen zu bleiben.

Es ist eine alte oft gesagte historische Wahrheit: daß sich kein Volk von seiner Vergangenheit völlig loszumachen vermag. Die Anglo-Amerikaner entsprangen aus einer Nation, deren organisches Wachsthum nie in dem Maße, wie das der spanischen gehemmt worden war. Sie hatten ihre religiöse Befreiung glücklich durchgekämpft. Der Municipalgeist konnte in England nie unterdrückt, das Recht der Volksvertretung nie völlig erstickt werden. Die britischen Auswanderer, welche religiöse Verfolgungen massenhaft nach Nordamerika getrieben, brachten den offenen Sinn für das Gemeindewesen, wie die Liebe zur Freiheit und zum Fortschritt mit. Daraus ging die Fähigkeit, sich selbst zu regieren, und die Liebe für den Staat, an dessen Verwaltung sich Alle durch die Wahl betheiligten, und für die Gemeinde, der sie angehörten, natürlich hervor. Dadurch wurde vor Allem jener merkwürdige Associationsgeist geweckt, der die großen Cultur-Wunder in den Vereinigten Staaten erzeugte, der angelsächsischen Rasse so eigen ist, und das große Geheimniß ihrer Ueberlegenheit gegen die romanische Rasse in sich birgt.

Bei der Gründung der spanischen Colonien in Amerika haben die entgegengesetzten Elemente vorgewaltet. Zwar gab es auch unter den spanischen Emigranten Viele, welche dem Inquisitionsschrecken der Heimath entflohen. Aber die Masse der Bevölkerung bestand nicht aus Männern, welche in der neuen Welt eine freiere Luft suchten, sondern aus spanischen Abenteurern, die sich gern zu einer privilegirten Kaste rechneten, und besonders aus den unterdrückten Eingeborenen. Den spanischen Abenteurern, welche mit Cortez, Pizarro und anderen berühmten Führern die schönsten und reichsten Länder Amerika's eroberten, lag es vor Allem nur daran,

Gold zu erbeuten auf Kosten der unglücklichen Eingeborenen, die zur Zwangsarbeit in den Minen verurtheilt wurden, schnell reich zu werden, und ein schwelgerisches Genußleben zu führen. Die Hofgünstlinge, der verdorbene Adel, die königlichen Beamten, welche nach den militärischen Abenteurern die Zügel der Herrschaft erhielten, der Mönche „Sünder-bleiche Zunft", die sich mit Höflingen und Rittern schaarenweise wie Geier, welche ein gefälltes Wild wittern, in den neuentdeckten Ländern eingefunden, und wenn auch im Einzelnen Gutes gestiftet, — doch in Masse zur Unterjochung jedes freien Gedankens im Volke beigetragen — aus solchen Elementen konnte kein Geist der Freiheit und der Ordnung hervorgehen, der nach Zerbrechung des alten Joches hinreichende Einsicht und Selbstbeherrschung zur Gründung eines freien und glücklichen Gemeinwesens besessen hätte. Die traurigste Hinterlassenschaft des spanischen Systems war: die Unmöglichkeit für eine geistig verkrüppelte und kindisch gebliebene Rasse in Sprüngen das nachzuholen, was sie seit drei Jahrhunderten versäumt, und was ihre Rivalen im Norden durch eine natürliche Entwickelung vor ihnen voraus hatten.

Am 15. September 1821 proclamirte Guatemala, die Hauptstadt des Vicekönigreichs, welchem auch Costa Rica angehörte, die Unabhängigkeit Central-Amerika's vom Mutterlande. Diese Unabhängigkeit, welche in anderen Theilen des spanischen Amerika ziemlich viel Blut gekostet hatte, wurde hier fast ohne Opfer gewonnen. Die spanischen Behörden und Beamten räumten allenthalben ohne Widerstand die Provinzen, oder erkannten die neue Ordnung der Dinge an. Mit dem ersten Freudenrausch über die errungene Freiheit zeigten sich leider schon anarchische Bewegungen, und die Unfähigkeit der verschiedenen Provinzen und Städte, sich zu verständigen und sich zu beherrschen. Es bildeten sich zwei große Parteien, von welchen die Eine isolirte und unabhängige Republiken, die andere die Bildung eines großen, neuspanischen Kaiser-

reiches von Mexico bis Panama beabsichtigte. Der Vorschlag Guatemalas zur Versammlung eines Repräsentativkörpers, der am ersten März 1822 in Guatemala sich einfinden sollte, fiel durch. Die Stadt Leon und andere namhafte Orte Nicaragua's, Comayagua und verschiedene Orte von Hondura's erklärten sich zu Gunsten eines konstitutionellen Kaiserreiches. In San Salvador gab die Bevölkerung der Hauptstadt ihre Zustimmung für den Vorschlag von Guatemala, während sich die kleineren Städte für Mexico erklärten.

Costa Rica, welches durch seine glückliche, fast isolirte Lage nicht unmittelbar in den Strudel der politischen Bewegung gerissen worden, hielt sich neutral. Der letzte spanische Gouverneur dieses Landes, Don Juan Cañas, verließ das Land, und es wurde eine provisorische Regierung eingesetzt, die, aus drei Individuen bestehend, in der alten Hauptstadt Cartago residiren sollte. In Ermangelung eines politischen Enthusiasmus für ein größeres Staatswesen erwachte in Costa Rica die alte Eifersucht der verschiedenen Städte, deren jede die Regierung an sich zu reißen trachtete. An den Ereignissen, welche im übrigen Central-Amerika der Abschüttelung der spanischen Herrschaft folgten, nahm Costa Rica keinen directen Antheil.

Die in Guatemala eingesetzte Regierungs-Junta erklärte, daß nach den abgegebenen Stimmen die Majorität des Landes zu Gunsten einer Vereinigung mit dem projectirten mexicanischen Kaiserreiche sich ausgesprochen habe. San Salvador, Granada und andere Städte bestritten die Gültigkeit dieses Entschlusses. In Folge dessen begann der Bürgerkrieg. General Don Vincente Filisola bemächtigte sich an der Spitze einer Abtheilung von sogenannten kaiserlichen Truppen (tropas imperiales) der Stadt San Salvador mit Gewalt. Doch war der Kampf dieser Parteien von kurzer Dauer. Die Herrlichkeit des mexicanischen Kaisers Iturbide war bekanntlich von kürzester Dauer, und endigte mit dem Richtplatz. Von seinen eigenen Landsleuten gestürzt und erschossen, wurde

in Mexico die Republik proklamirt. Die republikanischen Gewalthaber, welche an seine Stelle traten, beschlossen, von den Provinzen Central-Amerika's sich zu trennen, und diese ihrem eigenen Schicksal zu überlassen. Die mexicanische Herrschaft hatte in Guatemala, San Salvador und Honduras kaum 15 Monate gedauert. Nicaragua war in völlige Anarchie verfallen. In Costa Rica bildeten sich nur lokale Parteien.

Die Bewohner der Stadt San José, welche damals schon im Emporblühen begriffen war, hofften den Sitz der Regierung an sich zu ziehen. Es schaarte sich hier und in Alajuela zu diesem Zweck eine Partei zusammen, welcher das republikanische Banner nur ein Schild für selbstsüchtige Zwecke war, während Cartago und Heredia unter dem Einflusse der Priester, besonders des Bischofs von Leon, sich für die Imperialisten erklärte. Es kam zu einem kurzen Kampfe, in welchem die republikanischen San Josephiner siegten. Zum erstenmal wurde in dem kleinen, friedlichen Lande Blut im Bürgerkampf vergossen. Doch deckten nur 21 Todte die Wahlstatt.

In Folge dieses Sieges wurde der Sitz der Regierung nach San José verlegt. Hier versammelte sich der erste Congreß des Landes am 6. Mai 1824 unter der Präsidentschaft von Don Augustus Gutierrez Lizaurzabal. Costa Rica schloß sich damals der central-amerikanischen Föderation an, deren verschiedene Vertreter sich unter dem Namen einer constituirenden Generalversammlung in Guatemala versammelten. Eine der ersten Maßregeln dieser Versammlung war die gänzliche Aufhebung der Sklaverei. Auf die Verhältnisse Costa Rica's hatte diese Maßregel fast keine Wirkung, da sich kaum 50 Sklaven im ganzen Gebiete des Staates befanden.

Das Föderalsystem schleppte sich in Mittel-Amerika mühsam einige Jahre durch. Man hatte die Constitution der Vereinigten

Staaten zum Vorbild genommen. Aber dieselben Elemente, welche in Nordamerika den großartigsten politischen Wunderbau auf rein demokratischer Grundlage, den je die Weltgeschichte gesehen, gegründet hatten, vermochten hier kein staatliches Haus, in welchem sich frei und sicher wohnen ließ, zu Stande zu bringen. Die spanische Race vermochte in Central-Amerika, so wenig wie in Mexico, aus dem Schema etwas zu machen, welches der anglo-amerikanischen Republik zur Größe und Blüthe verholfen. Die Föderalregierung war ohne Macht, und hatte bei Verwendung der Staatsgelder nicht die reinen Hände der Staatsmänner von Washington. Der Senat, welcher die Staaten als solcher vertrat, war gleichfalls machtlos, und in der Volkskammer des Congresses, welche die eigentliche Gewalt übte, waren die zerstörenden Elemente dermaßen vorherrschend, daß alle Projekte dieses politischen Neubaues in der Geburt erstickten. Bemerkenswerth war in Costa Rica im Jahre 1826 ein unsinniger Versuch zur Wiederherstellung der spanischen Herrschaft. An der Spitze einer Verschwörung, die mit solchen Planen umging, stand der Spanier Don José Zamora, in der kleinen Stadt Alajuela. Die Verschwornen suchten sich der dortigen Kaserne zu bemächtigen, wurden aber mit Verlust einiger Todten zurückgeschlagen. Zamora wurde gefangen und zum Tode verurtheilt, 17 seiner Gefährten wurden aus dem Lande verbannt. In den übrigen Staaten Central-Amerika's standen sich die Parteien, welche einerseits die Föderation, andererseits die Isolirung der Staaten mit allen Mitteln durchzusetzen versuchten, immer schroffer gegenüber, und der Bürgerkrieg entbrannte auf allen Punkten. Costa Rica allein nahm keinen Antheil daran. San Salvador, Nicaragua und Guatemala haben im Laufe dieser inneren Kriege am meisten gelitten. Der Ackerbau und die geringen Anfänge einer keimenden Industrie wurden zu Grunde gerichtet, der Handel war gelähmt. Costa Rica machte 1829 den ersten Versuch, sich ganz unabhängig von der Föderalregierung zu erklären. Das

darauf bezügliche sogenannte Aprilgesetz wurde unter der Verwaltung des Jefe Don Juan Mora zum Beschluß erhoben.

General Morazan, das Haupt der Föderalistenpartei, war inzwischen siegreich in Guatemala eingedrungen. Die Gegenpartei, mit dem Präsidenten Arcé an der Spitze, unterlag. Ihre hervorragendsten Anhänger in Guatemala wurden verbannt. Costa Rica widerrief in Folge dieses Triumphes der Föderalisten das Aprilgesetz, und erkannte die neue föderalistische Regierung an. Der Föderal-Congreß, der seit dem Oktober 1826 aufgelös't war, wurde am 22. Juni 1829 reorganisirt. Eine der ersten Maßregeln dieses Congresses war die Aufhebung aller Mönchsklöster, die man der geheimen Begünstigung der Gegenpartei verdächtigte. Durch ein Gesetz vom 2. Mai 1832 decretirte derselbe Congreß die Tolerirung aller Kulte. Dieses wichtige Gesetz ward von den Legislaturen aller Einzelstaaten bestätigt.

Nach vielen Streitigkeiten wurde im Jahre 1835 eine neue reformirte Föderal-Verfassung entworfen, aber von den Legislaturen der verschiedenen Einzelstaaten, mit Ausnahme Costa Rica's, zurückgewiesen. Die Wirren in den verschiedenen Staaten des Nordens wurden immer trauriger. Das Ansehen der Föderalregierung war völlig untergraben, und man erkannte an ihrer zunehmenden Schwäche den nahen Sturz des ganzen Systems. In Costa Rica wurde im Mai 1838 Don Braulio Carrillo, ein energischer Mann und entschiedener Gegner des Föderalsystems, durch einen Militäraufstand zum Chef des Staats erhoben. Derselbe regierte als Dictator, und erklärte feierlich die Unabhängigkeit Costa Rica's von der Föderalregierung. Wir haben von diesem merkwürdigen Mann, von welchem die besten Administrativ-Maßregeln in diesem Staate ausgegangen sind, schon früher bei Schilderung der gegenwärtigen politischen Zustände gesprochen. Der letzte Föderalcongreß schloß seine Sitzungen am 20. Juli 1838, und erklärte die verschiedenen

Staaten frei, sich nach der Weise zu constituiren, die ihren Verhältnissen am angemessensten sei.

General Morazan, der in Guatemala dem siegreichen Carrera erlegen war, machte im Mai 1840 einen Einfall in Costa Rica, in der Absicht, von hier aus die Föderation in Central-Amerika wiederherzustellen. Es war die merkwürdigste Episode der Geschichte Costa Rica's, welche ein für den gefeierten Führer der Föderation tragisches Ende nahm. Wir haben das für den Volkscharakter des Landes höchst charakteristische Ereigniß schon in einem früheren Abschnitt umständlicher geschildert. Mit der Morazan'schen Invasion endigte die Carillo'sche Verwaltung. Keiner seiner Nachfolger hatte dieselbe Energie als Reformator und Gesetzgeber gezeigt.

Im Juli 1851 landete der aus dem Staat Ecuador vertriebene Expräsident Flores in Costa Rica. Die Gegenwart dieses Mannes von überlegener Charakterstärke, mitten unter schwachen Charakteren und mittelmäßigen Talenten, hatte auffallenden Einfluß auf die damalige Verwaltung Costa Rica's, an deren Spitze Dr. Castro als Präsident der Republik stand *).

Flores zog sich im Juni 1852 nach Peru zurück. Seine Einmischung in die innere Politik Costa Rica's hatte große Unzufriedenheit erregt.

Don Manuel José Quiros, Commandant der bewaffneten Macht, forderte im Namen der Mißvergnügten die Ausweisung des Generals Flores. Obwohl diese Insurrection damals unterlag, und die vornehmsten Theilnehmer des Landes verwiesen wurden, fand Flores dennoch für gut, freiwillig zu scheiden. Sein Freund und Protector, Dr. Castro, der vorletzte Präsident von Costa Rica,

---

*) Der Name Republica de Costa Rica wurde erst durch einen Beschluß des Congresses vom 31. August 1848 adoptirt.

hatte schon früher seine Stelle niedergelegt, und mußte auf einige Zeit nach Guatemala in's Exil wandern. Seine politischen Gegner hatten ihm besonders die Anleiheprojecte im Auslande zum Vorwurfe gemacht, mittelst welcher er eine Nationalbank gründen und Landstraßen bauen wollte. Sein Nachfolger war Don Juan Rafael Mora, ein Kaufmann und Kaffeeplantagenbesitzer, dessen harmloser Charakter dem Volke gefiel, und dessen Familienname der populärste im Lande war.

Alle politischen Erschütterungen, welche Costa Rica seit der Unabhängigkeit der spanischen Kolonien vom Mutterlande heimgesucht, waren ganz unbedeutend im Vergleich mit denen, welche die anderen Staaten, besonders Nicaragua und San Salvador betrafen. Seit dem Jahr 1849 hörten auch die kleinen Kasernen-Emeuten auf, welche früher einzelnen Ehrgeizigen zur Förderung ihrer Plane dienten. Die Zuckungen, welche im Norden Central-Amerika's fortdauerten, berührten Costa Rica in keiner Weise mehr Der Handel hatte schon vom Jahr 1848 an durch die Ausfuhr des Brasilholzes zum Austausch gegen europäische Waaren, einen kleinen Aufschwung erhalten. Das Beispiel war gegeben. Die Bewohner fanden Geschmack an europäischen Luxusartikeln. Es fehlten nur die Mittel sie zu bezahlen. Da kam man auf den glücklichen Gedanken, die Kultur des Kaffeebaums zu versuchen, der einen überaus günstigen Boden fand, und der fast allein den ganzen Fortschritt des Landes in Kultur, Handel und Wohlstand hervorrief.

Gegenwärtig ist die Föderalistenpartei in allen Staaten Central-Amerika's erlegen, mit Ausnahme von Honduras, wo eine arme, unwissende, träge, aber ziemlich kriegerische Bevölkerung wohnt, unter welcher die politischen Agitatoren leichteres Spiel haben, als irgend anderswo. In Guatemala führte Carrera, der Besieger Morazans ein völlig militärisches Regiment ein und regierte mit eiserner Strenge fast diktatorisch, obwohl dem Namen

nach noch eine Volksvertretung besteht. Nächst seinen ziemlich gut disciplinirten Truppen und den Indianern, welche Carrera hoch verehren, ist der Clerus eine seiner Hauptstützen. Selbst die in der Hauptstadt Guatemala höchst einflußreichen Jesuiten, welche Carrera früher einmal verbannte und dann wieder zurückrief, sind ihm jetzt ganz gewogen.

In San Salvador hat, nachdem das Land der fortdauernden Anarchie endlich müde geworden, gleichfalls die sogenannte konservative Partei gesiegt. Der Name des Föderalismus wurde gleichbedeutend mit dem Radicalismus. Dueñas, der gegenwärtige Präsident von San Salvador ist den Föderalisten, deren Zahl selbst dort immer mehr schwindet, sogar noch verhaßter, als der eiserne Carrera. In San Salvador, wie in Nicaragua, hatte die lange Dauer der Anarchie den Volkscharakter völlig verdorben und die Masse, welche in den politischen Parteikämpfen ein Subsistenzmittel suchte, der Arbeit entwöhnt. In Nicaragua besteht bereits eine ziemlich starke Partei, welche dem Anschluß an die Vereinigten Staaten günstig ist. In Honduras führt Morazans Waffengefährte, der alte General Cabañas, gegenwärtig den Commandostab. Der letzte Krieg zwischen Honduras und Guatemala zeigte auch in ersterem Staat von einer immer größern Ermattung des föderalistischen Princips. Auch in Honduras gibt es viele Flüchtlinge und Föderalisten, welche ihre Sache verloren gebend, aus Desperation einem Bündniß mit Nord-Amerika geneigt sind. Herr Squire, ein bekannter Schriftsteller und thätiger politischer Agitator für die Annexion, soll auf seiner letzten Reise in Honduras eine freundliche Aufnahme gefunden haben. Seitdem Unter-Californien sich von Mexico loszumachen versucht hat, und die Ansiedler-Kolonnen in Texas immermehr nach dem Süden dringen, durch die Verbindung zwischen beiden Oceanen auf dem Isthmus von Nicaragua das Volk des letztern Staats an die Erscheinung und den Umgang mit den Yankees und ihren Dollars gewöhnt ist, berei-

ten sich hier zusehends große Umwandlungen vor. Costa Rica ist den Yankees noch wenig bekannt. Aber auch hier wird die Erscheinung einzelner Amerikaner, welche sich nach den Resourcen dieses schönen Landes umsehen, immer häufiger und die Furcht der Regierenden vor ihrem Kommen und Bleiben immer sichtbarer.

M. W.

Die wilden Indianer-Stämme der Ostküste.

Matina. Cacao-Kultur. Moine. Schildkrötenfang. Sitten, Gebräuche, Verwaltung und Sprache der verschiedenen Stämme. Boca del Toro. Sarsaparilla und edle Holzgattungen der Ostküste. Fische. Kohlenlager. Projekt einer Kanal-Verbindung des atlantischen mit dem stillen Ocean. Golfo Dulce. Die Civilisation der Costa-Missionäre.

Die gezwungene Umkehr in den Urwäldern des Chirripó ist Ursache, daß wir dem Leser im Nachfolgenden weniger das Resultat persönlicher Anschauung als eine Zusammenstellung vielfacher, mit behutsamem Fleiße gesammelter Mittheilungen über diese interessanten Urbewohner zu bieten vermögen.

Hätten wir, unserem ersten Vorsatz getreu, die Reise zu den wilden Indianer-Stämmen, statt über einen erst aufzusuchenden Waldpfad, durch das Sumpfthal von Matina angetreten, so würden wir in wenigen Tagen und mit bei weitem geringerer Beschwerde und Gefahr nach Matina und den Hafen von Moine gelangt, in einem Cedern-Kahn entlang der Küste nach Boca del Toro weiter geschifft sein, und von dort aus diese wilden Söhne der Berge zu besuchen Gelegenheit gefunden haben. Denn von Cartago aus führt bereits ein Maulthierweg bis nach Matina, das durch seine Cacao-Kultur mit dieser Stadt fortwährend einen bedeutenden Verkehr unterhält, und von dem wir eine kurze Skizze hier nicht am unrechten Platz erachten.

Matina liegt noch 30 Meilen von der Küste entfernt, am Fluße gleichen Namens, der hier von der Vereinigung zweier Ge-

birgswasser des Barbillo und Chirripó gebildet wird. Es zählt einige 40 Häuser und ungefähr 300 Bewohner, meist geborne Kartagenser, die sich fast ausschließlich von der Cacao-Kultur nähren.

Alle Jahre im Dezember wird das Thal von Matina oft bis zu 9′ Höhe überschwemmt, was dessen große Fruchtbarkeit, aber zugleich auch dessen tödtliches Klima verursacht. Die Ueberschwemmung des Thales, durch die Anschwellung der beiden genannten Flüsse, dauert 1 bis 3 Tage. Der Lauf der Fluth ist von West-Nord-Ost nach Süden. Der durch diese Ueberfluthung verursachte Niederschlag beträgt fast 4 bis 5 Zoll. Beim Beginn der Ueberschwemmung wird jedoch so viele Erde mit fortgeführt, daß gleichwohl keine Anschüttung oder allmählige Erhebung des Bodens eintritt. Die Bewohner flüchten während dieser alljährlich wiederkehrenden Katastrophe nach auf hohen Posten errichteten Holzbarraken. Für den Cacaobau ist diese natürliche Bewässerungsart namentlich auch dadurch von großem Vortheil, daß sie die schädlichen Maulwürfe zerstört.

Im Ganzen besitzt Matina gegenwärtig ungefähr 100,000 Cacaobäume; die größte Hacienda dürfte deren 10,000 zählen. Der Cacao-Baum (Theobroma cacao Lin.), gedeiht hier bis zu einer Höhe von 15—20 Fuß. Derselbe trennt sich von seinem Fuß an, in 4—5 Stämme von 4—7 Zoll im Durchmesser; seine Blätter sind 4—6″ lang und 3—4″ breit, seine Blume ist safrangelb. Diese einheimische Pflanze trägt das ganze Jahr Blätter, Blüthen und Früchte, aber nur Ende Juni und im Dezember werden die letzteren für den Handel eingesammelt, und zwar nur bei Abnahme des Mondes, weil dieß nach dem Volksglauben die Ernte reicher und weniger verderbbar machen soll. Zwei Jahre nach der Saat ist der Baum 3′ hoch und sproßt in zahlreichen Zweigen, von denen jedoch in der Regel nur fünf belassen bleiben. Im 3. Jahre setzt der Baum Früchte an, gelangt aber erst im achten

Jahre zur vollen Entwicklung, wo derselbe sodann ungefähr 20 Jahre hindurch alljährlich 30—40 Loth Cacao Ertrag liefert.

Ein Arbeiter, der gewöhnlich 8 Dollars Monatslohn erhält, genügt für die Pflege und Ernte von 1000 Pflanzen, die circa 1250 Pfund Cacao oder einen Geldwerth von 250 Dollars (20 Pesos per Centner) einbringen.

Von Matina gelangt man in wenigen Stunden nach Moine, dem einzigen gegenwärtigen Hafen und Zoll-Posten Costa Rica's am atlantischen Meer *) mit 50 Palmenhütten und 150 Bewohnern, welche hauptsächlich vom Fisch- und Schildkrötenfang leben. Diese eigenthümliche Art Fischerei beginnt Anfangs April und endet im Juli **). Es werden während dieser Zeit 3—4000 Pfund Rückenschilder (Carres) im Werthe zu $3^1/_2$ bis $6^1/_2$ Dollars per Pfund gewonnen. Eine Schildkröte liefert durchschnittlich von $2^1/_2$ bis 5 Pfund Schildplatte.

Von Moine segelt ein Schiff bei günstigem Wind in 5 Stunden nach Boca del Toro, einer der bestgeschütztesten Häfen der Ostküste, um dessen Besitz sich noch fortwährend die beiden Nachbar-Republiken Costa Rica und Neu-Granada streiten. — Ganz nahe von Boca del Toro beginnen die einzelnen Indianersiedlungen und erstrecken sich durch die Urwälder der Andes bis hinüber nach der Westküste. Die ansehnlichsten Stämme sind die Viceita's, Blancos, Valientes, Guatusos, Tiribis und Talamancas, deren Gesammt-

*) Im Juli 1840 marschirte General Cañas, dermalen Gouverneur von Punta Arenas, wie er uns selbst erzählte, mit 20 schlecht bewaffneten Eingebornen über Matina nach Moine, und besetzte diesen Hafen ohne Schwertstreich, indem die damals dort lebenden Mosquito-Indianer sofort die Flucht ergriffen. Seither weht in Moine die Fahne Costa Rica's; die Mosquito-Indianer haben sich aber später des reichen Fischfangs wegen wieder zahlreich eingefunden.

**) Die Arten, die hier vorkommen, sind: Testudo mydas, die größte aller Schildkrötenarten, oft über 5' lang und 5—600 Pfund wiegend; ferner Testudo caretta und Testudo imbricatos.

zahl Felipe Molina in seinem neuesten Werke auf 5000 Seelen schätzt, die aber aus mehrfachen Gründen zu schließen, wohl nahe die doppelte Ziffer erreichen dürften. Es sind dieß die einzigen Ueberreste von braunen Urbewohnern im ganzen Gebiete von Costa Rica, während bei dem übrigen Theil der Bevölkerung (circa 120,000 Seelen) hier unter allen Staaten Central-America's noch am meisten die weiße Hautfarbe vorherrscht.

Ihre Abstammung, ihre Wanderungen, ihre Sprache, ihre Sitten und Gebräuche bieten den Ethnographen ein noch jungfräuliches Feld der Forschung und selbst die wenigen Mittheilungen, welche über diese Urbewohner durch glaubensbegeisterte Franziskanermönche des 16. Jahrhunderts uns überkommen, von denen angeblich ein Einziger, der Bruder Bobadilla, im Jahre 1528 in der Provinz Nicaragua in 9 Tagen 53,000 taufte, die meisten ihrer Götzen verbrannte, und ihnen dafür Marienbildlein und Weihwasser, 40 Cacaobohnen und einen Kalender-Namen gab, verglichen mit dem jetzigen thierähnlichen Zustande dieser Völkerschaften, tragen eher dazu bei, das geheimnißvolle Dunkel ihrer Geschichte zu vermehren, anstatt es zu lichten.

Unter der dürftigen Manuscripten-Sammlung im Archiv von Cartago, der frühern Hauptstadt Costa Rica's, fanden wir nach eifrigen Forschungen und Nachfragen nur zwei Denkschriften, welche sich auf die Verhältnisse der im Staate Costa Rica lebenden Indianer beziehen. In einer derselben, einer Relation von Franziskaner-Mönchen an die Regierung von Guatemala im Jahre 1751 findet sich die Zahl der damaligen christlichen Indianer auf 3500 Seelen angegeben, allein die meisten von ihnen wußten vom Christenthum nicht mehr, als daß sie getauft waren.

Viele der indianischen Ortschaften tragen noch bis zur Stunde katholische Heiligennamen, und die ansehnlichste Hüttenzahl der heidnischen Niederlassungen heißt sogar gleich der Hauptstadt der Re-

publik, San José, obschon sich deren Bewohner noch völlig im Zustande des Heidenthums befinden.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß eine frühere Generation dieser Indianer von wandernden katholischen Missionären zum Christenthum bekehrt worden war und dieselben später durch die räuberischen Einfälle zu Anfang des 17. Jahrhunderts und durch die rohen Golderpressungen und andern Unterthänigkeitszwang habsüchtiger Gouverneure Neu-Spaniens wieder in's Heidenthum zurückfielen, indem sich ihrem wankelmüthig-einfaltvollem Sinn leicht der Gedanke aufdringen mochte, daß diejenige wohl schwerlich die wahre Religion der Nächstenliebe sein könne, zu der sich Menschen bekennen, welche sie nur beraubten und betrogen, welche die Ehre ihrer Weiber und ihrer Kinder schändeten, und in allen Vorkommnissen des Lebens sie nicht wie Christenbrüder, sondern weit eher wie der Vernichtung geweihte Feinde behandelten.

Zu dieser Vermuthung gibt nebst den heiligen Namen ihrer Ortschaften auch der Umstand Anlaß, daß selbst die gegenwärtige Generation noch dunkle Ahnungen der katholischen Legende von den ersten Menschen, von dem Fortleben nach dem Tode u. s. w. bewahrt; daher sie auch ihren Todten nicht nur Speise und Trank, sondern auch alle Attribute, die sie im Leben geziert, in das stille Haus mitgeben.

Auf einem unserer urwaldlichen Streifzüge trafen wir mit einem Indianer aus dem gefürchteten Stamme der Blancos zusammen, welche ungefähr 5 Tagereisen südöstlich von Angostura in den Bergen hausen. Derselbe hieß Thomaso Ottárola, und war in San José, dem größten Indianerdorfe auf der Andeskette, zwischen Reventazon und Boca del Toro, von heidnischen Eltern geboren, bekannte sich aber seither zum Christenthum, und lebte jetzt in Orosi, einem der zahlreichen christlichen Indianerdörfer, deren Bewohner sich von Viehzucht und dem Handel mit Cacao nähren.

In Gesichtsform, Farbe und Körperbau, haben die Indianer

Neu-Spaniens viel Aehnlichkeit mit ihren nordamerikanischen Race-Verwandten, den Dahkotas (Sioux) des oberen Missisippi. Dieselben markirten hervorstehenden Backenknochen, dieselbe kupferne Gesichtsfarbe, dieselben struppigen schwarzen Haare, dieselbe Bartlosigkeit, jene konsequente Race-Eigenthümlichkeit, die wahrscheinlich Ursache war, daß die Ureinwohner beim ersten Anblick bärtiger Menschen furchtsam wie vor Pferden zurückschreckten, so daß der spanische Eroberer Gonzalez auf den Gedanken kam, vierzig unbärtigen Jünglingen falsche Bärte anheften zu lassen, um dieselben in den Augen der Indianer furchterregender zu machen. Wir fanden bei den Indianern Costa Rica's am auffallendsten jene Theile des großen Gehirns entwickelt, welche die Phrenologie als den Sitz der Organe der Festigkeit und des Starrsinns bezeichnet.

Der Sohn der Berge, mit dem wir zufällig in den Wäldern von Angostura zusammentrafen, war mit Ausnahme einer kurzen Lenden-Schürze völlig nackt, nur um den Hals trug er eine Schnur von vielfarbigen Glasperlen, an deren Ende ein messingenes Christus-Kreuz hing. Da derselbe neben seinen rauhen Mutterlauten auch des spanischen Idioms völlig mächtig war, so schien uns dieser Indianer ganz besonders zu Mittheilungen über jene wilden Völkerschaften geeignet, denen er trotz seines Kultur-Anhauchs durch Bande der Geburt und der Verwandtschaft noch enge angehörte.

Leicht war es uns gelungen, durch flüssige und klingende Geschenke das Zutrauen oder vielmehr das Interesse des Indianers zu gewinnen und im dunkeln Urwald auf einem umgestürzten, alten Baumstamm sitzend, wurde derselbe bald geschwätzig.

Im Ganzen bestehen zwischen dem Rio Chirripó und der Ostküste, außer einzeln zerstreuten Indianer-Ranchos, entlang des Rio Blanco und des Rio Zent, nur drei größere Indianer-Dörfer, nämlich San José, die bedeutendste, und Estrella und Viseita die kleineren Niederlassungen, welche zusammengenommen indeß kaum

mehr als 6000 Seelen zählen, und deren wilde Bewohner zum größten Theil nur von Fischfang und Jagd leben. Deßhalb sind ihnen auch Pfeile und Bogen, Fischzeuge und Hunde von besuchenden Reisenden die liebsten Geschenke. Doch verschmähen sie auch nicht Ringe, Gürtel und Glasperlen anzunehmen; und jene mit Kügelchen angereihten Schnüre, welche in katholischen Ländern gleichsam als Gebet-Faulenzer dienen, werden von diesen Heiden mit besonderer Vorliebe als Körperzierde an den Hals gehängt. Sie heißen „Siuvue,“ und das Kreuzchen, das gewöhnlich daran befestigt ist, „Siburuka.“

Der Genuß von Milch ist unter ihnen noch völlig unbekannt, und fragt man sie um die Ursache dieser freiwilligen Entsagung eines so köstlichen Natursaftes, so antworten sie gewöhnlich: „sie seien nicht die Brüder und Schwestern der Kälber, um sich wie diese von Kuhmilch zu nähren.“ Ebenso ist Salz unter diesen Naturkindern nicht im Gebrauch, was indeß mehr den Mangel an Handelsverkehr und der feuchten Atmosphäre dieser Gegenden, als irgend einer nationalen Sitte zugeschrieben werden dürfte. Ihr ganzer Verkehr mit der Außenwelt besteht in Tauschgeschäften mit einzelnen Händlern der Ostküste und den Indianern von Terroba und Borucca am stillen Ocean. Geld, der Lebensfaden der modernen Gesellschaft, wird von den Bewohnern dieser Urwälder noch wenig beachtet, und schmuggelte sich einmal, zufällig oder absichtlich durch die kalten Finger eines amerikanischen Trödeljuden ein Goldstück in die Hand eines Indianers, wofür der Glückliche noch keine Tasche hat, so dient es höchstens seinem Hals zur Zierde, oder wird im Kreise herum als jenes wunderliche christliche Ideal gezeigt, das ihrer Meinung nach den bedauernswerthen Christianos nur ein dürftiger Ersatz sein kann für jene imposanteren Götzen, welche ein wohlwollender Urwaldgott ausschließlich nur für die bevorzugte rothe Race geschaffen zu haben scheint.

Die meisten dieser Indianer leben in Polygamie; gewöhnlich

haben sie 2—3, Bemitteltere sogar bis zu 12 Frauen, welchen die schwersten Arbeiten der Wirthschaft obliegen.

Die politische Verwaltung, wenn man das willkürliche Verfahren roher Horden überhaupt so nennen kann, leiten ein Katzike und die Alcalden, welche alle auf Lebenszeit erwählt werden, und sich von ihren nackten Mitbürgern durch kein anderes bureaukratisches Kennzeichen als ein Hemd und einen Leibgürtel unterscheiden. Ihr Einfluß und ihre Wirksamkeit ist jedoch höchst unbedeutend.

In Krankheitsfällen vertrauen sich auch die Indianer Neuspaniens, wie die Rothhäute des Nordens, den betrügerischen Künsten des Medizin-Mannes, der seinen Patienten hauptsächsich bittere Vegetabilien aus der Natur-Apotheke eingibt, und dazu allerhand wunderliche Gesänge und Tänze aufführt. Auch Schwitzkuren mittelst Einhüllen in Wolldecken und ein kaltes Sturzbad zum Schluß ist ein Heilverfahren, das von diesen Urbewohnern häufiger Anwendung findet, als man bei ihrer sonstigen Aengstlichkeit vor dem Wasser und ihrer körperlichen Empfindlichkeit vermuthen sollte.

Die Indianer der Cordilleras genießen viel mehr Fleischnahrung, als die anderen Volksklassen Central-Amerika's. Dagegen sind ihnen alle jene Gerichte fremd, deren Bereitungsweise schon einen gewissen Grad von Compositionstalent erfordert. Hunde, von manchen Rothhautstämmen als ein köstliches Mahl betrachtet, werden von den Indianern Costa Rica's niemals verspeist, doch sind dieselben unter ihnen wegen ihrer vielfachen Nützlichkeit, namentlich zum Auffinden erlegter oder verwundeter Waldthiere (mattar los animales), sehr beliebt.

Als Getränke bedienen sich die Blanco's der Chocolade und der Chicha am häufigsten; das Civilisationsgift des Aguardiente (Branntwein) ist nur von wenigen dieser Bergsöhne gekannt.

Im Laufe dieser Mittheilungen machte Ottarola verschiedene Male vom Christus-Kreuzchen, das um seinen Hals hing, einen gar unheiligen Gebrauch, indem derselbe mit der geschmeidigeren,

unteren Hälfte in seinen Ohren wühlte, wie man sich oft in der vornehmen Welt gewisser kleiner Instrumente aus Elfenbein bedient, um durch einen eben nicht sehr appetitlichen Reinigungsproceß das Gehör-Organ zu schärfen.

Ganz besonders auffallend war uns eine Aeußerung des indianischen Erzählers, als er auf den Tod und das Begräbniß der heidnischen Urbewohner zu sprechen kam. Derselbe schien sich nämlich auf seine Taufe und seinen Christennamen unendlich viel zu gut zu thun, und erzählte, wenn eines dieser Thiere (animalos, und damit meinte er seine heidnischen Stammgenossen) sterbe, so werde der Leichnam drei Jahre hindurch in einem besondern Todtenhaus aus Palmengeflecht wohlverwahrt ausgestellt, und jedes Jahr am Sterbetag unter besonderen Festlichkeiten mit frischer Sorge gepflegt und neu verhüllt. Am Schluß des dritten Jahres erst wird der Leichnam von seinem provisorischen Aufenthalt im Todtenhaus in die Erde versenkt, und dann soll derselbe gewöhnlich so dürr und hart sein, wie ein Baumstamm *). Die Erinnerungs-Mahle um Verstorbene sollen die bedeutendsten Feierlichkeiten der Blanco's sein, die außerdem nur noch während des Mondwechsels Feste begehen. — Den Sonntag feiern dieselben nicht, doch ereignet sich alljährlich zu Ehren des Stadtpatron San José ein Fest, das der Beschreibung nach vielfach an die Prozessionen des modernen Katholicismus erinnert. Der heilige Joseph aber, so erzählte Otárola begeistert weiter, aufgebracht über den Abfall der Indianer dieser Berge und die Ermordung zweier Padres, soll schon vor mehreren hundert Jahren aus dem Heidendorfe San José zu den Christen-Indianern nach Orosi gewandert sein, wo er sich noch zur Stunde in dem bescheidenen Dorfkirchlein befindet.

---

*) Wir haben dieselben Ceremonien und Gebräuche unter den Sioux-Indianern des obern Mississippi zu beobachten Gelegenheit gehabt, und häufig ähnliche Todtenhäuser auf den Erhöhungen entlang dem westlichen Ufer dieses Riesenstromes errichtet gesehen.

Im Allgemeinen besteht unter den Blanco's kein bestimmtes Glaubenssystem. Die Bergbewohner verehren vornehmlich die Sonne wegen des Wärmesegens, den dieselbe spendet. Die Küstenbewohner hingegen schätzen das Meer höher, weil dessen Fischreichthum sie nährt und vor Hunger schützt; alle zusammen aber haben eine leise Ahnung von einem höhern Wesen, dem sie wie einem guten Vater vertrauen, und besitzen sogar ein Wort in ihrer Sprache, das ihn nennt (Sibu). Die Götzen, die sie nebenbei anbeten, sind Adler, Fledermäuse mit Schloß und Kette, oder Figuren im Munde tragend u. s. w., aus Erz, Gold, Kupfer, welche sie während der spanischen Königsherrschaft in demselben Sinne von der Königshuld zu Geschenken erhalten haben sollen, wie ein Vater seinen wohlgewogenen Kindern zuweilen zierliches Spielzeug gibt, oder der Fürst eines civilisirten Volkes einem „gutgesinnten" Unterthan Stern und Ordensband verleiht. Auf diese Weise läßt sich auch eine Erklärung für das Vorkommen von Figuren aus Gold und Kupfer finden, deren Fertigung einen weit höhern Culturzustand voraussetzt, als jener der damaligen Indianer-Generation, ja selbst der heutigen Spanier Central-Amerika's ist. Der Münzdirektor Barth in San José erzählte uns gleichfalls von einer solchen Figur, deren Metallgehalt 13 Karat Gold und 11 Karat Kupfer betrug, und mit großer Zierlichkeit gearbeitet gewesen sein soll. Die Regierung von Costa Rica aber, die wenig Interesse an archäologischen Sammlungen und noch weniger Kenntniß von deren wissenschaftlichem Werth zu besitzen scheint, ließ alle diese historischen Reliquien, die zufällig in ihre Hände fielen, in der Münze verschmelzen, nicht ahnend, daß deren Verkauf in London oder Paris dem Staatsschatz hundertfach den Werth eingebracht hätte, der durch den zerstörenden Umguß an Goldgewinn erzielt wurde.

Ottarola empfahl uns dringend einen Besuch seiner indianischen Landsleute in San José und Viseita, und versicherte, die-

selben seien, wie viele Erdenkinder, weit besser als ihr Ruf; nur dürfe man sie nicht mit zwei Dingen belästigen: nicht mit Bekehrungsversuchen und nicht mit Goldnachforschungen. Selbst die wenigen Mordthaten, die bisher von ihnen an reisenden Fremden verübt wurden, rührten zum großen Theil nur von der einen oder der andern der genannten Absichten her. Weit mehr als das Seelenheil der heidnischen Völkerschaften war es jedoch das geheimnißvolle Goldbergwerk von Tisingal, in der Nähe des Flusses Ethella, über dessen fabelhafte Schätze so wunderliche Märchen in den Mund des Volkes übergingen, welches fremde Wanderer so magnetisch nach diesen schaurig unheimlichen Waldwüsten zog. Doch fehlt über dessen wirklichen Bestand bisher noch jede authentische Kunde, wenn man nicht ein Dokument vom Jahre 1634 dahin rechnen will, worin der damalige Gouverneur von Cartago einem „teniente" den Empfang von zwei Goldklumpen bis zu einem Gewicht von 12 Unzen bestätigt, welche dieser musterwürdige Unterthan der castilianischen Majestät seiner stets confiscirbereiten Obrigkeit als einen Fund in den Bergen der Küste gewissenstreu überbrachte.

Mit Bestimmtheit weiß man über den von den wilden Indianern bewohnten Landstrich nichts mehr, als daß dessen geologische Verhältnisse großen Mineral-Reichthum verrathen, und die Civilisirung der wilden Urbewohner nicht nur der Thätigkeit des Landwirthes, sondern auch dem Forschungseifer des Bergmannes ein großartiges, dankbares Feld erschließen dürfte.

Die Sprache der Blanco's oder Montañero's (Bergbewohner) wird auch von den Talamanca's und Chirripo-Indianern verstanden; die Stämme der Valientes, Guatuosos, Tiribis, so wie jene der Küste sprechen hingegen andere Idiome, so daß man die von den sämmtlichen Indianerstämmen Costa-Rica's gesprochenen Sprachen nach Ottárola's Aussagen auf ungefähr fünf von einander völlig verschiedene annehmen kann. Es wäre dies dieselbe Zahl

von Hauptsprachen, welche schon nach Roberts *) zur Zeit der Entdeckung in Mittel-Amerika (1522) gesprochen wurden, nämlich Niquiranisch (mexicanisch), Choroteganisch, Orotinanisch, Chondalisch und Carabisisch oder Karaibisch.

Wir führten einige gedruckte Exemplare von Gallatins geistreicher Zusammenstellung jener 180 Stammworte mit uns, welche durch ihren primitiven, wesentlichen Charakter gewissermaßen als die Grundpfeiler jeder Sprache betrachtet werden können, und ließen uns nun von Ottárola ganz langsam und deutlich jedes einzelne im Vocabulär verzeichnete Wort in der Sprache der Blanco-Indianer vorsagen, das wir sodann mit möglichster Genauigkeit auf unser ethnologisches Schema verzeichneten. Hierauf wiederholten wir gleichsam zur Probe jedes einzelne Wort, wie wir es im Indianischen niedergeschrieben, und verlangten von Ottárola, daß er uns das spanische Wort dafür sage, wodurch wir in die Lage kamen, eingeschlichene Irrthümer zu corrigiren und uns am sichersten von der Richtigkeit des Aufgezeichneten zu überzeugen. — Das Idiom der Blanco's wird nur gesprochen, nicht geschrieben; denn keiner der Urbewohner, selbst nicht die Katzika's und Alcalden, sind des Lesens oder Schreibens kundig. Es war für uns daher doppelt schwierig, diese schwerfälligen Zungenlaute in einer entsprechenden Schriftsprache wiederzugeben. Nach dem Verlauf von zwei Stunden hatten wir 176 Worte in Gallatins Vocabulär ausgefüllt, und nur 4 Ausdrücke blieben mangelhaft, für welche die Sprache der Blanco's keine Bezeichnung zu haben scheint: Frühling, Herbst, Eis und Hagel, was kein Wunder ist für Bewohner eines Landes, in dem fortwährend so gleichmäßig milde Lüfte wehen! **)

Ottárola hatte mit uns so spät in den Abend hineingeplau-

---

*) W. Roberts, A narrative of voyages and excursions in Centro-America. London 1827.

**) Wir lassen am Ende dieses Kapitels das Vocabulär der Sprache der Viseita- und Blanco-Indianer folgen.

dert, daß er die Nacht mit uns zubringen mußte, und erst am nächsten Tage seine Reise weiter nach Tuccuriqui fortsetzen konnte. Als wir uns am Morgen von ihm verabschieden wollten, trafen wir den guten Indianer am Boden gebückt nach etwas suchen. Er hatte das messingene Christuskreuz von seiner Glasperlenschnur verloren, und schien einen Augenblick ernstlich consternirt darüber. Bald aber war er wieder so heiter und sorglos wie früher, und scherzte sogar über diesen ihm unerklärbaren Verlust. Noch hing an seinem Halse eine zierliche Seemuschel, die, an wohlberechneter Stelle durchlöchert, ihm zur Pfeife diente, und einen penetrant gellenden Pfiff von sich gab, der tief durch's Mark des Waldes hallte! —

Wenn wir die historischen Quellen und mündlichen Ueberlieferungen, die uns vorliegen, mit der Wanderung der Tolteken im 11. Jahrhundert vergleichen, die, von dem wilderen Geschlechte der Azteken vertrieben, um's Jahr 1050 n. Chr. von Mexico südwärts gegen Neu-Granada und Ecuador zogen, so gewinnt die Annahme mehrerer Forscher allerdings an Wahrscheinlichkeit, daß die indianische Urbevölkerung Central-Amerika's, wenn gleich in häufiger Vermischung mit den barbarischen Chichemecas, dem toltekanischen Stamme angehören *). Die Forschungen über die Indianer Costa Rica's sind um so schwieriger, weil nicht nur fast jede archäologische Spur, sondern auch alle wissenschaftlichen oder urkundlichen Behelfe mangeln, an deren Hand der Forscher das Dasein und die Geschichte dieser seltsamen Völkerreste um Jahrhunderte zurückverfolgen, und durch eine Vergleichung ihrer Vergangenheit mit ihrer Gegenwart zu irgend einem neuen Erfahrungssatz oder Ueber-

*) Vergleiche Dr. Mortons Crania Americana. Philadelphia 1847. — R. G. Dunlop Travels in Central-America. London 1847. — The Gospel in Central-America. London 1848. — John Stephens Incidents of travels in Central-America. New-York 1841. — W. Roberts, A narrative etc. London 1827. und Andere mehr.

zeugungsschluß gelangen könnte. Was uns trotz aller Nachforschungen und Erkundigungen von Indianer-Reliquien zu Gesichte kam, beschränkte sich auf gemeiselte Steinhammer, in Form und Größe denjenigen ähnlich, welche uns während unserer Reisen in Nordamerika von den Arbeitern in den Kupferbergwerken des Obern Sees (lake Superior) als Beweise einstiger indianischer Grabversuche vorgezeigt wurden.

Das Gleiche ist mit den auf diesen wichtigen Gegenstand bezüglichen Dokumenten der Fall. Die beiden Haupt-Archive des Staates in San José und Cartago sind dermaßen alles antiquarischen Schatzes beraubt, daß man sich nur durch eine im Laufe vieljähriger Revolutionen erfolgte absichtliche Transferirung werthvoller alter Manuscripte nach Guatemala oder gar nach Madrid die öde, bedauerliche Leere der meisten Schränke und Fascikelstellen derselben zu erklären vermag. In dieser Vermuthung wurden wir noch mehr durch die Mittheilung des gegenwärtigen Archivars in Cartago Don Santiago Ramirez bestärkt, der uns erzählte, daß viele interessante Manuscripte, die derselbe als Knabe, wo er im Archiv Schreiberdienste besorgte, mit jugendlicher Wißbegierde durchstöberte, seither auf unbekannte Weise aus den doch so wohlverschlossenen Archivkästen verschwunden sind. — Dieser Mangel an bezüglichen Dokumenten über die Urbewohner ist um so bedauerlicher als die Erforschung ihrer Vergangenheit für den Ethnologen wie für den Humanisten weit interessanter und erbaulicher sein dürfte, als das Prognostikon ihrer Zukunft. Der Kampf, den hier unwissende in Thierzustand versunkene Völkerschaften mit der Intelligenz und der Industrie kämpfen, ist ein so ungleicher, daß die indianische Urbevölkerung unzweifelhaft darin unterliegen muß. Die Verschiedenheit ihrer Bildungsstufe ist allzu groß, um ein plötzliches Zusichheraufheben ermöglichen, oder eine allmälige Uebergangsperiode zum Bessern abwarten zu können. Der Schlag, geschieht er einmal, wird im ganzen Bewußtsein der Ueberlegenheit geführt

werden und sicher mit der Niederlage der zimmtbraunen Urbewohner Costa Rica's enden *). — Von der letzten Ansiedlung der Viseitas gelangt man in ungefähr 2 Tagen nach Boca del Toro (Bahia de Caribaco), einer der prächtigsten und sichersten Häfen der Ostküste, 145 engl. Meilen südöstlich von San Juan del Norte (Greytown). Hier war es, wo Columbus am 7. October 1502 landete, und, hingerissen durch den Mineral-Reichthum, den der berühmte Weltfahrer an mehrfachen Punkten der Küste fand, den ganzen Küstenstrich Costa Rica y Castillo de oro nannte.

Im Jahr 1560 geschah die Erste Ansiedlung; seit 1837 hat Neu-Granada von dem Hafen von Boco del Toro ohne einem andern Rechte als dem des Stärkeren und Entschlosseneren faktisch Besitz ergriffen. Doch sind die Grenzstreitigkeiten noch immer schwebend und scheinen sich vielleicht doch noch zu Gunsten der Republik von Costa Rica zu regeln.

Die Strömung an der Küste ist von Nordost nach Südwest. Die vorherrschendsten Winde sind Nordwest; im September und Oktober ist gemeiniglich der Ostwind dominirend. Die Mitteltemperatur des Jahres ist 85°; selten steigt der Thermometer auf 90° Fahrenheit.

Boca del Toro zählt circa 300 Bewohner, welche sich hauptsächlich vom Handel mit Sarsaparilla, Cacao und Farbehölzern, und von Schildkrötenfang nähren, und jährlich einen Geldwerth von ungefähr 200,000 Dollars umsetzen.

Die Ausfuhr von Sarsaparilla, die gegenwärtig 500 Arrobas oder 12,500 Pfund beträgt, besteht erst seit 1838, wo ein Halb-

*) Wir haben seither, während unserer Reisen in San Salvador, Honduras und namentlich in Guatemala, wo noch 900,000 Vollblut-Indianer wohnen und zahlreiche Denkmäler noch Zeugniß des einstigen Culturzustandes geben, interessante Notizen und Dokumente über die ältere Geschichte der Urbewohner Central-Amerika's gesammelt, die wir theils im 3. Bande unserer Reisen, theils in einem besonderen Werke veröffentlichen werden.

indianer, Georg Shepherd, den ersten Versuch machte, die Sarsaparilla (Smilax medicinal. Lin., oder, wie die hiesigen Bewohner diese Pflanze in Abkürzung nennen, die Sarsa) wächst in großer Menge in den Niederungen der Ostküste und in der Nähe der Flußufer, auf feuchtem, sumpfigem Boden. Sie hat gelbliche, mit Roth gemischte Blumen; ihre Frucht besteht aus schwarzen Beeren mit braunen Samenkörnern. Diese vortreffliche Medicinal-Pflanze, von welcher jedoch nur die Wurzel in Verwendung kommt, wurde im Jahre 1530 zuerst von den Spaniern als ein Hauptmittel gegen lus venerea nach Europa gebracht. Im 18. Jahrh. gewann dieselbe durch die Anpreisung William Hunter's und W. Fordyce's eine noch ausgedehntere Anwendung, und im Jahre 1769 wurden bereits von den englischen Ansiedlern entlang der Mosquitoküste allein über 200,000 Pfund Sarsa in einem Werthe von 25—35 Dollars pr. Centner nach Europa gesandt *). Gegenwärtig ist der Preis dieser Heilwurzel auf 16 Dollars pr. Ctr. gesunken, und die Ausfuhr vom Staate Costa Rica beträgt kaum mehr als 400 Centner des Jahres.

Von den edleren Holzgattungen sind es nebst zahlreichen Farbehölzern **) namentlich Mahagony (Swietenia Mahagony Lin.), Ebenholz (Achras Salicifolia Lin.) und Ceder (Cedrela odorata Lin.), welche die Hauptausfuhrartikel der Ostküste bilden. Der Mahagonybaum wächst hier gewöhnlich bis zu einer Höhe von 60 Fuß, und erlangt durchschnittlich einen Umfang von 4′ im

---

*) Vergleiche: Wrights Memoir on the mosquito territory. Ferner: Sketch of the mosquito shore etc., by Thomas Strangeways. Edinburgh 1822.

**) Haematoxylon Campechianum, Morus tinctoria, Pterocarpus Ecastaphyllum, Santalum, Bixa Orellana (Lin.) etc. — Nicht minder nutzbringend für die Industrie sind: Rizophora mangle (Lin.), deren Rinde zu Gerbezwecken, selbst jener der Eichenrinde nicht nachsteht; Althaea Rucemosa (Lin.), deren geschmeidige Rinde in vieler Beziehung die Eigenschaften des Flachses theilt, und sich auch zur Papierfabrikation eignen dürfte u. s. w.

Durchmesser, doch erreicht derselbe zuweilen eine weit kolossalere Größe. Und Reisende an der Küste hören noch jetzt deren Bewohner von einem im Oktober 1823 gefällten Mahagony-Stamm erzählen, der 143 Centner ($6^1/_2$ Tonnen) gewogen haben soll, und mit der Verschiffung nach Liverpool auf 375 Pfund Sterling zu stehen kam. Daselbst wurde dieser Riese des Urwalds für 525 Pfund Sterling verkauft, und als hierauf die Industrie an seine Größe Hand anlegte, um das edle Holz, in feine Theile zerschnitten, zur Ueberzierung von aus minder kostbarem Material verfertigten Möbeln zu verwenden, betrugen die Sägkosten 750 Pfd. Sterling! —

Das Holz des Mahagonybaumes wird hauptsächlich im Juli und December (gegen Weihnachten) 12 Fuß über dem Erdreich geschnitten; das zwischen dem Februar und September gefällte soll von weit geringerer Güte und viel leichter zum Zerspringen geneigt sein. Mancher Baum liefert 12,000 Fuß. Der Preis an der Küste beträgt $4^1/_2$ Real die Vara.

Schon zu Ende des 18. Jahrhunderts wurde von englischen Ansiedlern der Ostküste, oder, mehr sprachgebräuchlicher, Mosquitoküste, an 800,000 Fuß Mahagonyholzes nach Europa exportirt. Die bedeutendsten Mahagonyschätze der Ostküste befinden sich gegenwärtig in Britisch Honduras, in der Nähe von Belize und entlang des Motagua-Flusses, und wir werden nicht versäumen, bei unserem Besuche dieses Gebietes im 3. Bande unseres Reisewerkes diese wichtige Handels-Industrie ausführlicher zu besprechen.

Von Cedernholz werden in Boca del Toro jährlich 30—40,000 Kubikfuß, 30 Dollars pr. 1000 □Fuß, verschifft. Die Verwendung dieses Holzes zu Küferzwecken mußte aus dem Grunde wieder aufgegeben werden, weil durch dessen übergroße Harzmasse die fabricirten Gefäße einen so unvertilgbaren Beigeschmack behalten, daß er sich allen in dieselben gefüllten Flüssigkeiten mittheilte.

Als beste Bauholzsorten werden Pinus occidentalis (Lamb.)

und Rhamnus Sarcomphalus (Lin.) betrachtet, welche Baumfamilien in den Wäldern der Küste sehr zahlreich Vertretung finden. Die Pechtanne (Pinus Foeda Lin.), die ebenfalls häufig vorkommt, ist dermaßen reich an Theer und Terpentinflüssigkeit, daß das Holz im Wasser augenblicklich untersinkt.

Von den zahlreichen Wasserbewohnern, die sich in den salzigen Fluthen entlang der Ostküste und den benachbarten Flüssen herumtummeln, sind es nebst dem Snookfish (Macrocephalus, Brown.), der für die wohlschmeckendste Fischsorte gilt, besonders der Old wifefish (Balistes, Brown.) und der Stingray (Stechrochen, Raja Pastinaca Lin.), welche es bei den Küstenbewohnern zu einem gewissen Renommé gebracht haben. — Der „Old wife" ist gewöhnlich 20 Zoll lang, 9" breit, und gibt ein so vortreffliches Gericht, daß sein Wohlgeschmack unter den rohen See-Naturen der Küste das derbe Wort hervorrief: „An old wife is the best of fish, and the worst of flesh. —

Der Stechrochen besitzt die Form einer runden Scheibe, und ist, gleichsam um seine platte Wunderlichkeit zu vermehren, mit einem langen, sägeartig gezähnten Schwanzstachel versehen, dessen Stich bei den Eingebornen als giftig gilt. — In Biloxi, einem kleinen Fischerdorf am mexicanischen Meerbusen, im Staate Missisippi, wo wir den Stechrochen zuerst sahen, ist unter der vom Netz sich nährenden Bevölkerung gleichfalls die Ansicht vom Gifte seines Stachels vorherrschend, und man nannte uns sogar mehrere Fischer, welche an dessen Wunden gestorben sein sollen. — Da indeß das Fleisch dieses Fisches häufig genossen wird, und leichte Verwundungen mit dem Stachel durchaus nicht gefährlich werden, so scheint es viel wahrscheinlicher, daß nicht Gift, sondern dessen Zahnzacken die Wunden bedenklich und vielfach tödtlich machen.

In neuerer Zeit hat Boca del Toro durch die Etablirung eines Zweiggeschäftes der amerikanischen Firma Thomas H. Fitzgerald in Baltimore und einzelne europäische Einwanderungen wesentlich an

Handelswichtigkeit zugenommen. So landeten im Mai 1852 fünfzehn französische Ansiedler in seinem Hafen, und schifften den Changeen-Fluß hinauf, um die Ausbeutung eines an dessen Ufer aufgefundenen Kohlenlagers zu unternehmen. Der Changeen-Fluß ist 25 englische Meilen weit schiffbar. Bei seiner Mündung in den atlandischen Ocean ist derselbe 120, durchschnittlich aber nur 18 bis 20 Fuß breit. Die Kohlenminen liegen ungefähr 6 Meilen landeinwärts vom schiffbaren Ende des Flusses.

Aus den seither mit dieser Kohle angestellten Versuchen soll hervorgehen, daß sich dieselbe, was Qualität betrifft, zur Kohle von New-Castle in einem Minderverhältniß wie 13 : 18 verhalte.

Nebst dem Chanzeen-Fluß ist noch die Schiffbarkeit des Six Aula- und des Chiriqui-Flusses durch den Mineralreichthum der Umgebung von commerzieller Wichtigkeit.

Der Six Aula-Fluß, zuweilen auch North-River genannt, entspringt in der Nähe der Vulkane Chiripó und Blanco, hat eine Breite von 45—100′ und eine Tiefe von 10—12′, und von seinem Laufe von 100 Meilen Länge sollen angeblich 90 Meilen schiffbar sein. Indianer befördern bis zu 1000 Pfund Gewicht in Canoes aus Mahagony- und Cedernholz auf diesem Fluß hinab, an dessen Ufern Spanier leben, welche als Geschäfts-Vermittler zwischen diesen wilden Urbewohnern und der Civilisation dienen. Sie vertauschen hier ihre verlegenen Waaren gegen werthvolle Naturprodukte, und verhandeln diese wieder im Hafen von Boca del Toro um das Hundertfache!

Die Schmächtigkeit in der sich der Isthmus in der Nähe von Boca del Toro hinzieht, hatte den englischen Unternehmungsgeist die Herstellung einer Kanal-Verbindung zwischen beiden Oceanen an diesem Punkt für äußerst vortheilhaft erscheinen lassen; indeß wurde dieser kostspielige Plan, als man die Terrainschwierigkeiten kolossaler, wenn gleich schmaler Bergrücken, mehr in's Auge gefaßt, bald wieder aufgegeben, und Boca del Toro bleibt nach wie

vor nur durch einen schmalen Urwaldpfad mit der Küste des stillen Oceans in Verbindung. Gleichwohl hat Boca del Toro eine große Zukunft; denn die mächtigen Korallenriffe der Ostküste gestatten zwischen diesem Hafen und Greytown nur an zwei Punkten die Landung: in Goaita *) und in Limon, welche aber beide als Hafenplätze von weit geringerer Bedeutung sind. Ist nun erst eine bessere Verbindung als bisher mit dem Innern zu Stande gebracht, und beginnt das Land ringsumher sich zu lichten, so wird die prachtvolle Lage von Boca del Toro für Schiffe aller Größen und die Aussicht auf eine leichtere Zugänglichkeit der unterirdischen Schätze seiner Umgebung bald die Veranlassung eines praktikableren Verbindungsweges mit der Westküste werden, und den jetzt noch so schmalen Indianerpfad, der sich von Boca del Toro durch üppige Urwälder nach dem Golfo Dulce **) am stillen Ocean schlingt,

---

*) Auch in der Nähe von Goaita, am Honey-Creek sind jüngst viel versprechende Kohlenlager entdeckt worden.

**) Die Gegend am Golfo Dulce ist erst seit wenigen Jahren von Europäern gekannt und besiedelt. Es fehlt fast noch jeder Verkehr mit den andern Häfen der Westküste. Durch einen Rapport, den der Capitain Colombel unterm 25. September 1851 einer französischen Colonisations-Gesellschaft abstattete, erfahren wir, daß die Einfahrt in den Golf breit und gefahrlos ist. Die vorherrschenden Winde sind im Sommer, Dezember bis April, Südost; sie fangen gegen Mittag an, und dauern bis 5 Uhr Abends, wo sodann bis zum Morgen West und Nordwest eintritt. Im Winter, Mai bis November, ist der Wind Ost und Südost und weit heftiger als im Sommer. — Zwischen Salsipuede und Matapalo sind bereits Versuche mit europäischen Sämereien gemacht worden, die von sehr gutem Erfolg gewesen sein sollen. Bei Punta Arenitas, in der Nähe des Golfes, bestanden am 17. Mai 1851 gegen 20 Häuser, wovon 7 der Gesellschaft gehörten. Die Bevölkerung betrug damals 150 Personen, hat sich aber in letzterer Zeit, wie wir seither aus dem Munde des Capitain Colombel selbst erfuhren, aus völligen Mangel an allen weitern Unterstützungen von Seiten der französischen Gesellschaft wieder aufgelöst und nach den verschiedenen Hafenplätzen der Küste zerstreut. Auch die beiden Indianer-Dörfer Borrucca und Terraba, nördlich vom Golfo Dulce, wurden vom Capitän während seines einjährigen Aufenthaltes an der Küste des stillen Meeres besucht. In der Nähe von Borrucca fand derselbe einen großen See von 8 Lieues im Umfang, welcher sehr reich an Perlen und Perlenaustern ist. In der

wird der Drang des Zeitbedürfnisses rasch in eine breite Fahrstraße verwandeln, auf welcher schwerbefrachtete Lastwagen die reichen Produkte des Orients nach dem Occident befördern. Und Eine Aufgabe wird sich dann erfüllen, die noch mehr gilt, als alle erreichten commerciellen und agrikolen Vortheile: heidnischen Völkerschaften, die seit Jahrhunderten im Schlamme der Unwissenheit und Indolenz fortwühlten, ohne daß sich irgend Jemand anderes, als fanatische Mönche oder habgierige Abenteurer um dieselben bekümmert hätte, werden dann aus ihrem düstern Traumleben erwachend, rings um sich her die Sonne der Civilisation aufgehen sehen, und an ihrem segenstrahlenden Lichte, dem kein Sterblicher widerstehen kann, die wahre Gottheit erkennen. Und mag dann auch der in den barbarischen Sitten und Gebräuchen seiner Vorfahren verhärtete Theil an diesem Götterlicht erblinden, die ganze junge Indianer-Generation hingegen wird die Wirkung dieser gewaltigen Erscheinung empfinden, und was die braune Franziskanerkutte seit Jahrhunderten nicht vermocht, das wird der Macht der Civilisation gelingen!

Umgebung von Terraba tritt die Anthracitkohle in solcher Massenhaftigkeit auf, daß sich eine bergmännische Ausbeute reichlich lohnen würde. Der Thermometer zeigte durchschnittlich: Früh 77°, Mittags 90°, Abends 84°; fünf bis sechs Leguas landeinwärts betrug die stärkste Thermometer-Variation 2° Fahrenheit.

C. S.

Kleines Wörter-Verzeichniss*)

aus den Sprachen der

wilden Stämme der Blanco-, Valientes-, und Talamanca-Indianer, entlang der Ostküste zwischen dem Rio Zent und Boca del Toro, im Staate Costa Rica.

Worte, zusammengestellt nach Gallatin's Comparativ Vocabulary".	Sprache der wilden Indianerstämme der Blancos, Valientes und Talamancas, entlang der Ostküste zwischen dem Rio Zent und Boca del Toro, im Staate Costa Rica.	Worte, zusammengestellt nach Gallatin's „Comparativ Vocaculary".	Sprache der wilden Indianerstämme der Blancos, Valientes und Talamancas, entlang der Ostküste zwischen dem Rio Zent und Boca del Toro, im Staate Costa Rica.
Gott	Sibú	Bruder	satscha-í
Böser Geist	hoko-bek	ältester Bruder	satscha-í-ki-wí
Mensch	sigua-kirinema	Schwester	satscha-i-ru-le-í
Weib	sigua-arágre	jüngste Schwester	satscha-í-sisek
Knabe	tschiowapa	Indianer	dizo
Mädchen	mussi	Kopf	sa-za-kú
Kind	tsu-tschu-mé	Haare	sa-ku-ké
Vater	itzo	Gesicht	sa-kar-kú
Mutter	mi-na	Stirne	su-wu-mó
Gemahl	wué-we-se	Ohr	su-kú-ke
Ehefrau	arágré	Auge	su-wu-ákétéi
Sohn	sojo-wá	Nase	su-tschu-ko-tó
Tochter	busi	Mund	su-ku-wú

*) Da ich dieses Verzeichniss hauptsächlich für deutsche Ethnographen und Sprachforscher bestimmte, so habe ich in der Orthographie der indianischen Worte die deutsche Aussprache zur Norm genommen.

Die punctirten Stellen deuten an, dass sich hier der Indianer des spanischen Wortes bedient, z. B. *laguna*, *cuchillo* etc.

Worte, zusammengestellt nach Gallatin's „Comparativ Vocabulary".	Sprache der wilden Indianerstämme der Blancos, Valientes und Talamancas, entlang der Ostküste zwischen dem Rio Zent und Boca del Toro, im Staate Costa Rica.	Worte, zusammengestellt nach Gallatin's „Comparativ Vocabulary".	Sprache der wilden Indianerstämme der Blancos, Valientes und Talamancas, entlang der Ostküste zwischen dem Rio Zent und Boca del Toro, im Staate Costa Rica.
Zunge	es-kup-tú	Pfeife	sad-wa-sukle
Zahn	sa-ká	Tabak	to-a
Bart	sa-kar-ku-me-zi-li	Himmel	si-bu-hú
Nacken	tzin	Sonne	kan-hu-é
Arm	sa-fra	Mond	tu-lu
Hand	sa-fra-tzin-sek	Sterne	be-wu-é
Finger	fra-wua-tá	Tag	ka-ni-na
Nägel (an der Hand)	sa-kras-kú	Licht	tzi-ni
Körper	es-wu-mo	Nacht	tu-i-na
Bauch	sa-nía	Finsterniss	ka-tu-i-na-wuá
Bein	span	Morgen	wu-li-di
Fuss	suk-lu	Abend	ka-nis
Zehe	sa-fra-skutschi-owa	Sommer	do-as*)
Knochen	so-tschi-tsche-í	Winter	ka-nis-ka
Herz	es-me-wu-é	Wind	sin-hu-an
Blut	ser-pi	Blitz	ka-tér-ke
Dorf	pe-ka-ta-ki	Donner	ha-rá
Häuptling	su-bru	Regen	ka-nu-na
Krieger	kuat-kek	Schnee	ka-ha-na-mo-bel-wi
Kanone	mog-lura	Hagel	. . . . .
Freund	su-hur-ke	Feuer	tschú-ko
Haus, Hütte	su-hú	Wasser	di-tzí-tá
Kessel	dewe-wu-i	Eis	e-tze-ke-be-ku-na
Pfeil	ka-wa-ta ka	Erde, Land	i-schi-ko
Bogen	ka-wak-lé	Meer	di-tschi-bel-wi
Axt, Hacke	hó *oder* bák	Fluss	di-bol-wi
Messer	de-we-tschi-o-wa	See	di-koi-te-le
Kanoe	co-nó (vom spanisch.	Lagune	. . . . .
	canoa)	Thal	bes-kú-gre
Schuhe (Sandalen)	tsok-lo-ió-kle	Hügel	noi-te-le
Brod	pó-ta	Berg	kan-wal-wil-di-wol-wi

*) Alle Indianerstämme Central-America's unterscheiden nur zwei Jahreszeiten, die trockne und die nasse, und haben in ihren Sprachen keine Ausdrücke für Frühling und Herbst, Hagel, Eis etc.

Worte, zusammengestellt nach Gallatin's „Comparativ Vocabulary“.	Sprache der wilden Indianerstämme der Blancos, Valientes und Talamancas, entlang der Ostküste zwischen dem Rio Zent und Boca del Toro, im Staate Costa Rica.	Worte, zusammengestellt nach Gallatin's „Comparativ Vocabulary“	Sprache der wilden Indianerstämme der Blancos, Valientes und Talamancas, entlang der Ostküste zwischen dem Rio Zent und Boca del Toro, im Staate Costa Rica.
Insel	kan-tzi-sek	Grün	spa-té
Stein, Felsen	ák	gross, stark	bel-wi-si
Kupfer	bo-ro-tsche-la	klein	tscho-wa-pá
Eisen	te-be-sche-ka	stark, kräftig	be-sel-wi
Mais	i-ku-é	alt	si-ki-wi
Baum	kar-me-zir-li	jung	be-tscho-ba-ha-ra-na
Holz	u-ruk	gut	bui-si
Blatt	sik	schlecht	be-so-i (bes-wi)
Rinde	kar-ku-é	hübsch	i-tschi-tschi-bu-a
Gras	di-tza-kué	hässlich	o-ko-we-kué
Eiche	kós	lebendig	se-se-na-kle
Nadelholz Tanne	bo-ró-ta	todt	se-tsche-na-wua
Fleisch	so-li-tschi-ka	kalt	si-nu-a-lu-é
Menschenfleisch	so-tschí-ka	warm, heiss	kan-ba-ha
Hirsch	mu-nur-bi	ich	be-hé
Bär	bu-tzu-tzu	du	tschi-si
Wolf	ko-ro-bu-é	er	se-dé
Hund	tschi-tschi	wir	sa-ta-war-ke
Fuchs	. . . . .	ihr	se-hetsch-te
Eichhörnchen	si-tschu-bra	sie	be-zo
Hase	su-i	dies	hi-sto
Schlange	ké-wé	alles	bena-sata-wake sata-bana
Vogel	tú		
Ei	os-ko-ro-tscho-wa	viel	ulu-sede
Gans	tu-di-gua-tscha-wuak	wer?	tschi-dé
Ente	tu-luk	nahe	schurke-desa-sonk
Taube	ne-mo-lan	heute	hir
Rebhuhn	tschu-lu-be-we-lo-wi	gestern	tschi-ki
Truthahn	. . . . .	morgen	bu-li-ri
Fisch	nima	ja	bui-dé
Weiss	mo-lut-ka	nein	ka-í
Schwarz	dol-wi	eins	é-ta-wa
Roth	be-ze-na	zwei	bo-te-wa
Blau	do-lo-na	drei	mag-na-te-wa
Gelb	es-ko-ta	vier	ske-te-wa

Worte, zusammengestellt nach Gallatin's „Comparativ Vocabulary".	Sprache, der wilden Indianerstämme der Blancos, Valientes und Talamancas, entlang der Ostküste zwischen dem Rio Zent und Boca del Toro, im Staate Costa Rica.	Worte, zusammengestellt nach Gallatin's „Comparativ Vocabulary".	Sprache der wilden Indianerstämme der Blancos, Valientes und Talamancas, entlang der Ostküste zwischen dem Rio Zent und Boca del Toro, im Staate Costa Rica.
fünf	si-ta-wa	gehen	wusko-wusko
sechs	si-wo-ske-le	singen	somi-a-nak
sieben	siwo-wora	schlafen	somi-kopuk
acht	siwo-magnana	sprechen	maka-pa-kapuk
neun	siwo-sketewa	sehen	mi-mi-ka-suak
zehn	saflat-ka	lieben	siki-míta
eilf	safla-skita	tödten	sa-nap-té
zwölf	tzika	spazieren gehen	mirmi-na-tschu-lek
zwanzig	safla-bótschike	Ein Weisser (ladino)	
dreissig	safla-kita	Rosenkranz	sibu-wué
hundert	safla-mezili	Rosenkranz mit Kreuz	si-bu-rú-ka
tausend	safla-mognoro	Erlöser	sibu-dúrke
essen	somi-tschiko	Die ganze Welt	Kaména-iména
trinken	somi-bolotschek	Costa Rica	itschok-welwi
laufen	bus-ku-e-nak	Ein Geist	si-bu-pá
tanzen	somi-klo-tik		

Druckfehler-Verzeichniß.

Seite	Zeile			
1	9	lese man	Quichen	statt Guichen.
5	22	„ „	Carrera	„ Karrera.
17	21	„ „	Feather-rirer	„ Frather-River.
18	21	„ „	Joaquinflusse	„ Joaquimflusse.
35	15	„ „	Fonseca-Bai	„ Fonteca-bai.
36	19	„ „	granitische	„ geonitische.
38	16	„ „	Andesit	„ Andesyt.
59	3	„ „	Ladinos	„ Vadinos.
71	12	„ „	Tukane	„ Tukana.
75	3	„ „	Royer	„ Stoyer.
76	15	„ „	Nebelsterns	„ Nebelstroms.
80	9	„ „	Scitamineen	„ Scitanieen.
80	22	„ „	Oreodoxa	„ Oreodora.
81	9	„ „	Tillandsia usneoidse	„ Tillandria Usneoides.
89	32	„ „	Tillandsien	„ Tillandrien.
104	12	„ „	Heliconien	„ Helioconien.
104	13	„ „	Corollen	„ Corallen.
129	21	„ „	Oreodoxa	„ Oreodora.
129	14	„ „	Mauritia	„ Mauritius
147	24	„ „	Aguacades	„ Agnacades.
159	18	„ „	Potreros	„ Portreros.
175	32	„ „	verkehren sind	„ mehr.
178	26	„ „	hofft	„ hoffte.
181	6	„ „	einer	„ etwas.
188	29	„ „	Potreros	„ Portreros
202	19	„ „	Matina	„ Malino.
203	19	„ „	dem	„ den.
209	25	„ „	Gaceta	„ Gazeta.
212	11	„ „	Recommandations	„ Recommendations.
212	31	„ „	Romanzero	„ Romangero.
214	3	„ „	hätte	„ habe.
231	1	„ „	231	„ 331.
231	11	„ „	dem	„ den.
239	30	„ „	Grenadillos	„ Granadillas.

Seite	Zeile					
262	7	lese man	Rincon de la Vieja	statt	Rimon del a Vinja.
264	14	=	=	Andesit	=	Porphyr.
275	20	=	=	Epidendrum	=	Epidendron.
276	15	=	=	Rhamphastos	=	Rhampsastos.
276	32	=	=	Crocodilus Lucius	=	Crocodilus Lueius.
277	32	=	=	Saperden	=	Sarperden.
284	25	=	=	Culebra	=	Calébra.
287	1	=	=	Cilgero	=	Cilpero.
338	18	=	=	Naranjo	=	Navango.
342	2	=	=	Peonen	=	Pionen.
347	1	=	=	an	=	auf.
348	30	=	=	Seniculus	=	Senicutus.
400	29	=	=	excortirt	=	escortirt.
405	2	=	=	Guttierez	=	Gutierraz.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Lith. Giesecke & Devrient, Lpzg